BIOGRAPHISCHES JAHRBUCH
UND
DEUTSCHER NEKROLOG

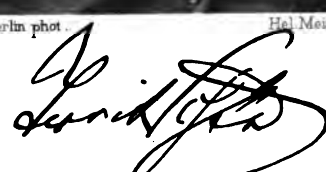


VERLAG VON GEORG REIMER, BERLIN

·1897·



Loescher & Petsch Berlin phot. Hel. Meisenbach Riffarth & Co.



Verlag von Georg Reimer Berlin.

BIOGRAPHISCHES JAHRBUCH

UND

DEUTSCHER NEKROLOG

UNTER STÄNDIGER MITWIRKUNG

VON

F. v. BEZOLD, ALOIS BRANDL, HEINRICH FRIEDJUNG, AUGUST FOURNIER, LUDWIG GEIGER, KARL GLOSSY, SIGMUND GÜNTHER, EUGEN GUGLIA, OTTOKAR LORENZ, JACOB MINOR, FRIEDRICH RATZEL, PAUL SCHLENTHER, ERICH SCHMIDT, ANTON E. SCHÖNBACH U. A.

HERAUSGEGEBEN

VON

ANTON BETTELHEIM.

I. BAND

MIT DEN BILDNISSEN VON TREITSCHKE UND DU BOIS-REYMOND IN HELIOGRAVURE.

BERLIN.

DRUCK UND VERLAG VON GEORG REIMER.

1897.

Vorrede.

Ueber die Vorgeschichte, den Plan und die Aufgabe dieses Jahrbuches gaben die Verlagshandlung und der Herausgeber Ende Januar 1897 Aufschluss in dem folgenden an Freunde, Förderer und Mitarbeiter unseres Unternehmens gerichteten Rundschreiben:

»Die »Biographiscben Blätter«, die bisher im Verlage von Ernst Hofman & Cie, Berlin unter ständiger Mitwirkung von Michael Bernays, F. v. Bezold, Alois Brandl, August Fournier, Ludwig Geiger, Karl Glossy, Sigmund Günther, Eugen Guglia, Karl v. Lützow, Ottokar Lorenz, Jacob Minor, Friedrich Ratzel, Anton E. Schönbach, Erich Schmidt u. A. von Anton Bettelheim herausgegeben wurden, sind mit Neujahr 1897 in den Verlag von Georg Reimer, Berlin übergegangen. Die Zeitschrift, die 1895 als Vierteljahrs- 1896 als Zweimonatsschrift, beidemale im Umfang von je 30 Bogen Lexikon-Oktav, erschien, wird fortan als »Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog« im Wesentlichen unter ständiger Mitwirkung derselben oben genannten Haupt-Mitarbeiter, geleitet von demselben Herausgeber, im gleichen Umfang alljährlich spätestens Mitte November als Band von 480—500 Seiten Lexikon-Oktav veröffentlicht werden. Wie bisher, sollen biographische Kunst und Forschung in unserem Jahrbuch theoretisch, kritisch und praktisch gepflegt werden, Abhandlungen, Essays, Biographieen, Selbstbekenntnisse, Briefe und Denkwürdigkeiten nach Maasgabe des vorhandenen Raumes eine Stätte finden. Vielseitigen, von berufensten Fachmännern ausgesprochenen Wünschen gemäss, soll indessen fortan das Hauptgewicht auf einen sorgsam und vollständig gearbeiteten »Nekrolog der im vorangehenden Kalenderjahr heimgegangenen Deutschen von Bedeutung« gelegt werden. Meister der Natur- und Geisteswissenschaften haben übereinstimmend der Klage Ausdruck gegeben, dass seit dem Abschluss des 30. Jahrgangs des Neuen Nekrologs der Deutschen im Jahre 1854 unserer Litteratur ein zuverlässiger, mit Tag und Jahr gehender Nekrolog fehlt. Die Allgemeine Deutsche Biographie konnte, ihrer ursprünglichen Anlage gemäss, diesem Bedürfniss nicht genügen; Wurzbachs bio-

graphisches Lexikon für das Kaiserthum Oesterreich schloss schon 1891 mit dem 60. Band ab; die nekrologischen Mittheilungen unserer Gelehrten- und Tages-Blätter entbehren der ordnenden, sichtenden Hand, die das Wesentliche ausheben und in einer Centralstelle zusammenfassen würde. Mit Fug und Recht konnte deshalb Friedrich Ratzel schon vor Jahren in den Grenzboten die Mahnung aussprechen, dem immer ärgeren »Verfall unserer Nekrologie« Einhalt zu thun und zum Heil der politischen und der Culturgeschichte rechtzeitig das Andenken Aller festzuhalten, die für deutsche Art und Kunst von Bedeutung waren. Dieser Forderung soll der »Deutsche Nekrolog« unseres Biographischen Jahrbuches entgegenkommen. Genaue, von sachkundigen Bearbeitern herrührende Lebens-Beschreibungen der im Vorjahr verstorbenen bemerkenswerthen Fürsten, Staatsmänner, Dichter, Künstler, Soldaten, Juristen, Theologen, Mediciner, Gelehrten, Schulmänner, Beamten, Parlamentarier, Industriellen, Schriftsteller, Publizisten, Frauen etc. sollen — je nach der Wichtigkeit des behandelten Charakters — in künstlerisch rund ausgeführten Darstellungen oder in bündigen, alle Angaben aus erster Hand schöpfenden Abrissen unter Benützung und Anführung der gesammten, erreichbaren Quellenstellen den Freunden biographischer Kunstwerke, dem Historiker, dem Fachgelehrten, dem Redacteur geboten werden.

Ausser diesen in erster Reihe stehenden biographischen Nachrichten über die unmittelbar Geschiedenen sollen — nach Maassgabe des vorhandenen Raumes — Ergänzungen und Verbesserungen zu den biographischen Sammelwerken der Nation Aufnahme finden; endlich wird die gesammte einschlägige biographische Litteratur, wie bisher, bibliographisch und kritisch, gewissenhaft und regelmässig gewürdigt werden.

Zum Gedeihen unseres Unternehmens ist rege Mitarbeit von Kennern, Liebhabern, Sammlern unerlässlich. Wir bitten deshalb alle Betheiligten und Berufenen, auch ohne besondere Aufforderung, für unsere Zwecke geeignete handschriftliche und gedruckte Materialien an uns gelangen zu lassen.«

Dieser Anregung fehlte es nicht an Widerhall. Allen voran ermunterte der ehrwürdige Herausgeber der Allgemeinen Deutschen Biographie, Excellenz Rochus Freiherr von Liliencron, unser Beginnen mit Rat und That. Von ihm rührt nicht nur der erste Beitrag her, mit dem wir unseren Neuen Deutschen Nekrolog schmücken durften. Er billigte auch die Berechtigung, ja die Notwendigkeit unseres Unternehmens in brieflichen Aeusserungen, die hier — Dank seiner ausdrücklichen Ermächtigung — wiederholt werden dürfen.

Schleswig, 27. März 1897.

Sehr geehrter Herr!

Ich danke Ihnen freundlichst für Ihre mir heute zugegangene Aufforderung, an den Nekrologien Ihres umgestalteten Jahrbuches teilzunehmen. Schon durch die Zeitungen war mir Ihre Absicht bekannt geworden und mit der lebhaftesten Freude ersah ich daraus den Plan, einen neuen Nekrolog für Deutschland zu begründen. Was Sie in der Begründung dieses Planes von dem Fehlen eines solchen Werkes seit dem Jahre 1854 sagen, das hat wol

Niemand so schmerzlich empfunden als gerade ich selbst bei den Arbeiten für die Allgemeine Deutsche Biographie. Dass diese vermöge ihres ganzen Planes einen jährlichen Nekrolog durchaus nicht ersetzen kann, versteht sich von selbst, da die Grenzen des Nekrologs über die der Allg. Deutschen Biographie weit hinausgehen. Innerhalb der historischen Commission ist es schon wiederholt, wenn auch nur ganz obenhin, zur Sprache gekommen, was dann weiter geschehen solle, wenn wir das Z erreicht haben würden. (Im Vorbeigehn will ich hier bemerken, dass wir dem Z zunächst noch einige Bände folgen lassen wollen, welche neben allerlei Uebersehenem oder nicht rechtzeitig Erreichbarem vor Allem diejenigen nachtragen sollen, welche während des Erscheinens der »A. D. B.« so spät gestorben sind, dass sie nicht mehr berücksichtigt werden konnten. Damit wird denn die Biographie wenigstens nach Massgabe der ihr gezogenen Grenzen glatt bis an das Ende ihres letzten Bandes gehen.) Auf die Frage, was dann weiter geschehen müsse, habe ich immer mit eben dem Plane geantwortet, den ich jetzt zu meiner grossen Freude von Ihnen aufgenommen finde; nicht etwa, als ob ich selbst daran noch die Hand legen möchte, wenn ich überhaupt noch lebe. Meine Meinung war nur, das meinige dafür zu thun, dass eben auf diesem Wege die Fäden der Biographie für Deutschland weitergesponnen würden. Es ist mir daher doppelt erfreulich, dass Ihre und Ihrer Mitarbeiter Einsicht die Richtigkeit desselben Zieles erkannt hat und dass Sie damit schon jetzt einsetzen wollen. Auf diese Art entsteht nicht erst eine Lücke, ja ich selbst, sofern mir beschieden ist, die Biographie bis ganz hinauszuführen, werde noch die ersten Früchte Ihres Unternehmens für das unsrige ernten können. Sie sehen hieraus, verehrtester Herr, mit wie grosser Theilnahme ich die neue Wendung Ihrer biographischen Blätter begrüsse.

Solchen Worten aus solchem Munde entsprach durchweg das Entgegenkommen aller Geladenen. Gelehrte Körperschaften, Vereine und Redactionen, Fachmänner der verschiedensten Berufskreise, Schriftsteller und Sammler, deren namentliche Aufführung aus Raumrücksichten unthunlich ist, unterstützten uns wolwollend und hilfsbereit. An die Stelle von Michael Bernays und Karl v. Lützow, die aus der Reihe unserer ständigen Mitarbeiter durch jähen Tod gerissen wurden, traten zunächst der mittlerweile leider gleichfalls vorzeitig heimgegangene Jacob Baechtold (dessen Fürsorge wir für die Auswahl und Zusammenstellung der Schweizer Nekrologe dieses Bandes verpflichtet bleiben); Heinrich Friedjung und Paul Schlenther. Der Treue dieser neuberufenen, wie der altbewährten Berater und dem Zusammenwirken von mehr als hundert Mitarbeitern ist das Gelingen unseres Versuches zu danken: die Wiederbelebung des Deutschen Nekrologs, dessen 30. Jahrgang 1854 im Voigtischen Verlag zu Weimar mit einem recht schwermütigen, vorwurfsvollen Abschiedswort des damaligen Herausgebers erschien. In zwei Klein-Oktav-Bänden wurden dort 1269 im Jahre 1852 verstorbene Persönlichkeiten eines Nachrufes gewürdigt, der in 971 Fällen mit der einfachen Angabe des Namens nebst Geburts- und Sterbetag sich be-

gnügte, und ausserdem 107 knappe und 191 ausführlichere Lebensbeschreibungen brachte.

Den Vergleich mit diesem Vorläufer hat der vorliegende Neue Deutsche Nekrolog schwerlich zu scheuen. Unser Band bringt 274 selbständige biographische Würdigungen in reicher Mannigfaltigkeit des Tones, in sorgsamer Abstufung der Behandlung. Curtius, Du Bois Reymond, Humann, Rohlfs, Treitschke erscheinen in abgeschlossenen, akademischen Charakteristiken von berufener Meisterhand. Albrecht, Ludwig Gabillon, den beiden Hohenlohe, A. v. Roberts, Constantin Rössler u. v. A. werden sachkundigste Nekrologisten in der Kunstform des Essay gerecht. Und Musiker und Mediciner, Ingenieure und Aerzte, Theologen und Juristen, Männer der redenden, wie der bildenden Künste, der Geistes- und der Naturwissenschaften, Industrielle und Architekten, Militärs und Beamte kommen zu ihrem Recht, entweder nach dem von Dove geprägten Wort in zuverlässigen, aus erster Hand geschöpften »Biogrammen«, oder in weiter ausgreifenden Studien, die fortan in manchen Fällen als urkundliche Zeugnisse in Geltung bleiben werden.

Die begreifliche Genugthuung über so bedeutende Leistungen meiner Nothelfer darf und soll mich indessen nicht abhalten, auch auf die Lücken und Mängel des Bandes hinzuweisen. Einige sehr wichtige Nekrologe (u. A. von Camphausen, Erzherzog Karl Ludwig, Fürst Otto Stolberg-Wernigerode) mussten auf den nächsten Jahrgang verspart bleiben, weil die Fachreferenten verhindert waren, die vor Monaten zugesagten Arbeiten rechtzeitig abzuliefern. Ein Gleiches gilt von einigen Künstler-Biographien, für deren Uebernahme nach dem Scheiden von Karl von Lützow nicht sofort vorgesorgt werden konnte. Andermale gelang es meinen eifrigsten Bemühungen nicht, für vielberufene Persönlichkeiten — u. A. Geffcken, Baron Moriz Hirsch, W. Wyl, — Nekrologisten zu gewinnen, die Abschliessendes aus den Quellen zu bieten vermocht hätten.

Die meiste Sorge machte mir aber die Frage, welche Persönlichkeiten den Worten des Programms gemäss als »Deutsche von Bedeutung« in Betracht kämen. In dieser Beziehung sind Meinungsverschiedenheiten und Irrthümer unvermeidlich. Ob und wieweit diesmal die rechte Auswahl getroffen wurde oder in Zukunft überhaupt getroffen werden kann, überlasse ich dem Urtheil der Sachverständigen. Ihre fördernde Kritik mag zur Lösung dieser und anderer Schwierigkeiten beitragen, ihr Gutachten für die vollständige dem nächsten Jahrgang aufbehaltene Totenliste massgebend werden, die Erfahrung das rechte Gleichmass in der Abwägung des in jedem Falle zuzubilligenden Raumes geben. Einstweilen bitte ich alle wolwollenden Leser unseres Jahrbuches, Vorschläge zur Verbesserung oder Nachträge zur Ergänzung des Neuen Deutschen

Nekrologes dem Verlag oder dem Herausgeber zugehen zu lassen. Wir aber wollen weiterhin unserer Sache dienen, treu der Goethe'schen Mahnung Memento vivere, eingedenk des mächtigen Chors der Todten von Conrad Ferdinand Meyer:

Wir Todten, wir Todten sind grössere Heere
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere!
Wir pflügten das Feld mit geduldigen Thaten,
Ihr schwinget die Sicheln und schneidet die Saaten,
Und was wir vollendet und was wir begonnen,
Das füllt noch dort oben die rauschenden Bronnen
Und all unser Lieben und Hassen und Hadern
Das klopft noch dort oben in sterblichen Adern
Und was wir an gültigen Sätzen gefunden
Dran bleibt aller irdische Wandel gebunden
Und unsere Töne, Gebilde, Gedichte
Erkämpfen den Lorbeer in strahlendem Lichte,
Wir suchen noch immer die menschlichen Ziele —
Drum ehret und opfert! Denn unser sind viele!

Wien, 18. Oktober 1897.

Anton Bettelheim.

Inhalt.



Biographische Aufzeichnungen Ludwig Richter's.

Aus Otto Jahn's Nachlass.

Eingeleitet und mitgetheilt
von
Ad. Michaelis.

Als im Jahre 1851 das »Richter-Album« in erneuter und vervollständigter Gestalt erschienen war, liess Otto Jahn sich gern von dem ihm nahe befreundeten Verleger Georg Wigand bestimmen, für die damals von seinen Freunden Gustav Freytag und Julian Schmidt herausgegebenen »Grenzboten« einen Aufsatz über Ludwig R. und seine Werke zu schreiben, wohl die erste zusammenhängende Würdigung des deutschen Meisters. Der Aufsatz erschien im Februar 1853 (I. S. 201 ff.) und erfreute den Künstler herzlich, der seine Dankbarkeit alsbald durch die Zeichnung des obigen, Büchersammlern wohlbekannten Bücherzeichens für Jahns grosse Bibliothek bewährte. Schon am 12. März schickte er die Zeichnung an Wigand mit den Worten: »Nach vielfachen Versuchen habe ich für Hrn. Pr. Jahn das beifolgende Compositiönchen herausgebracht. 'Inter folia fructus' passt gut zum Zweck des Bildchens ... Sie lassen es wohl bei Flegel oder Kretschmar schneiden. Wenn es dann fertig ist, bitte ich auch meine Grüsse und nochmaligen Dank Herrn Pr. Jahn auszurichten.« Ein freundschaftliches Verhältniss zwischen R. und Jahn ergab sich von selbst.

Einige Jahre darauf sollte das Richter-Album wiederum in neuer Auflage und Auswahl erscheinen. R. schrieb bei dieser Gelegenheit an seinen Sohn Heinrich (1854): »Ich sollte gar meine Biographie auch dazu

geben, aber ich werde mich hüten; es ist gar zu viel Eitelkeit dabei und kann Niemand interessiren, wenn ein gewöhnlicher Künstler oder Gelehrter sein bischen Notiz über ein sehr gewöhnliches Leben auftischt. 'Er lebte, nahm ein Weib und starb' ist meist die Hauptsache«[1]). Indessen einigte er sich doch mit Wigand dahin, dass Jahns Skizze in umgearbeiteter Gestalt dem Werke vorgesetzt werde, und lieferte diesem auf einer Reihe loser Blätter kurze lebensvolle Aufzeichnungen, deren Benutzung der Schilderung einen wesentlich verschiedenen, intimeren Charakter verlieh. So dienten Jahns »Mittheilungen über Ludwig Richter« der dritten Auflage des Richter-Albums (1855), und in wenig erweiterter Gestalt auch der vierten Auflage (1861) zur Einleitung. Endlich nahm Jahn sie auch von neuem überarbeitet in seine »Biographischen Aufsätze« (Leipzig, S. Hirzel, 1866, S. 221 ff.) auf.

Obschon nun R.'s eigene Aufzeichnungen von Jahn theils wörtlich abgedruckt, theils in engem Anschluss an ihren Wortlaut benutzt worden sind und daher den Kennern jenes Aufsatzes nur wenig Neues bieten, scheinen sie mir doch in ihrer kunstlosen, frischen, natürlichen Aussprache so anziehend, dass ein treuer Abdruck[2]) gewiss auf dankbare Leser rechnen darf, auch unter denen, welche die ausführlichen »Lebenserinnerungen« des beschaulichen Greises R. kennen und hoch schätzen.

* * *

Die in der ersten Jugend erhaltenen Lebenseindrücke sind mir für die späteren künstlerischen Productionen immer der ergiebigste Quell gewesen. Bei den gelungensten Compositionen fiel mir nachher ein, dass der Keim dazu aus den Knabenjahren herrührte und durch eine äussere Veranlassung derselbe plötzlich Lebens- und Gestaltungskraft empfangen hatte, nachdem er so lange Jahre wie todt oder vergessen geschlummert hatte. Mir fällt dabei das Korn ein, das der Hand der Mumie entnommen in fruchtbarem Boden plötzlich auflebt und sein Gewächs giebt. Der Sinn für eine gewisse Gattung karakteristischer Persönlichkeiten wurde wohl in den Umgebungen der beiderseitigen Grossältern geweckt.

Mein Grossvater väterlicher Seite war ein armer Kupferdrucker, der nebenbei leidenschaftlich mit Alchymie und Goldmacherei und später mit Uhrenmachen sich beschäftigte. Das dunkle Stübchen in einem Hintergebäude, in welchem zwanzig Wanduhren wie verrückt tickten und tackten, und künstliche Kukuks die Stunden schrien; die seit zwanzig Jahren blinde Grossmutter, eine heitere originelle Frau, die ihre Kinder und Enkel schwärmerisch liebte, mich immer im Gesicht befühlte um ein Konterfei meiner Augen, Nase, Ohren und Mund, dazu meiner Grösse sich machen zu können, das gab ein ganz eigenes Stillleben. Zur blinden Grossmutter, die sich gar gern unterhielt, kamen so oft wie möglich alle Enkel; dazu hatte sie aber einen höchst wun-

[1]) L. Richter, Lebenserinnerungen, 5. Auflage, 1887, S. VIII.

[2]) Nur geringe orthographische oder grammatische Flüchtigkeiten sind geändert worden.

derlichen Kreis alter Käuze und Käuzinnen, die ihr Neuigkeiten berichteten, deren Gestalten alle noch in meinem Kopfe spuken. — Der Grossvater war eine Figur wie etwa der alte Eberhard Stilling geschildert wird: ruhig, etwas ironisch, mit religiösen und alchymistischen Gegenständen sich gern befassend. Der hatte nun wieder einen andern Vertrautenkreis. Verschimmelte Alchymisten und alte wunderseltsame kabbalisierende Judenexemplare vom reinsten Wasser sah ich da mit stiller Verwunderung ein- und ausgehen.

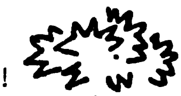
Die Grossältern mütterlicher Seite waren nicht weniger Originale. Sie besassen ein Haus und grossen Garten in der Friedrichstadt. Er war Kaufmann von der kleinsten Sorte. Ein gutmüthiger aber polternder auffahrender Mann mit der weissen Zipfelmütze, dürr und immer beweglich. Das Gegentheil dazu war die Grossmamma. Eine dicke, phlegmatische Holländerin, die auch eine grosse Gravität zu entwickeln wusste, eingedenk, dass sie eine geborene van der Berg und ihr Vater ein etwas grösserer Kaufmann in Amsterdam gewesen war, als ihr Ehegatte in der Friedrichstadt. Ein alter·Hausfreund, ebenfalls ein Holländer, sass als täglicher Gast im kleinen Zimmerchen und drehte die Daumen um einander. Die Perüke mit Haarbeutel, das lange spanische Rohr, der hechtgraue Frack mit blitzenden Stahlknöpfen u. s. w. gaben ein Bild des verflossenen Jahrhunderts.

Das kaufende Ladenpublikum war in dieser armen Vorstadt ein nicht minder interessantes, und wie ich später die Chodowieckyschen Kupferchen kennen lernte, fand ich viel alte Bekannte — wenigstens glaubte ich sie schon lebendig vor mir gesehen zu haben. In meinem vierzehnten Jahre machte ich sogar mit einigen Schülern meines Vaters vollständig Jagd auf malerische Subjekte aller Art, und wer ein glücklicher Entdecker war, rief den andern nur zu: »Gestern hab ich einen köstlichen Chodowiecky gefunden!«

Manchmal überrascht es mich, dass mein Vater doch ganz und gar schon dieselbe Art der Naturauffassung, dieselbe Art das Menschenleben in Beziehung zur landschaftlichen Umgebung darzustellen besass, wie es wieder bei mir zum Vorschein gekommen ist. Leider sind seine Zeichnungen dieser Art (meist unter Zingg's Namen) nach Polen gekommen. Zum Kupferstecher hatte er weniger Gaben; als Landschaftmaler wäre er bedeutend geworden.

Derselbe Kunstgenius, der bei meinem guten Vater wegen drückender äusserer Verhältnisse und wegen Ungunst der Kunstzustände, wo aller aufblinkende wahre Kunstgeist in der vorgefundenen Manieriertheit ersticken musste, nicht recht zur Ausgeburt kommen konnte, der setzt nun in dem filius noch einmal an. Er hat das Glück von einer besseren Zeit getragen zu werden, in welcher sich seine Ideen besser realisieren konnten, und so muss sich filius nur rechts und links, beim Vater und beim genius saeculi, für glücklichen Erfolg bedanken. Verdienst und Würdigkeit fällt somit fort wie die Butter vom Brode, und auf meine Rechnung, fühl ich wohl, kommt nur ein deficit, Ausfälle, die ich wohl hätte decken können, wenn ich nicht so leichtsinnig und zugleich verzagt gewesen wäre.

Einer meiner Lehrer sagte: »Wenn Sie Baumschlag machen wollen, so nehmen Sie einen Streif Papier, brechen den zusammen , biegen

diese Spitzen herum  und setzen diese Formen mit 3—4—5 und 6 Spitzen in Gruppen neben einander. Das giebt Baumschlag!  wie figura zeigt. — dito macht man auch Gras!« Ach gütiger Gott, ich war Tags vorher im Plauenschen Grund gewesen und war vor Wonne fast aus der Haut gefahren, wie ich am Mühlgraben und in den Wiesen im hochaufsprossenden Grase die prachtvollsten rothen Kleeblumen, Butterblumen, Guntermann, Pechnelken und tausend andere Farben und Formen aufblühend gesehen hatte. Ich hatte die Umrisse der Erlen- und Haselbüsche, der Eichen und Buchen mit Wonne verfolgt, und sollte nun Baumschlag machen, der fast aussah wie hölzerne spanische Reuter! Es war zum Verzweifeln! Und doch hatte ich zu grosse Pietät für die Weisheit der Professoren, ich musste meinen Ansichten misstrauen, den ihrigen folgen. Nichts in der umgebenden Kunst- und Künstlerwelt, was einem hätte auf die Sprünge helfen können. — Von der Noth einer manierierten Zeit hat die jetzige jüngere Künstlerwelt keinen Begriff! —

Durch C. Wagner kamen mir Göthes Gedichte und der W. Meister in die Hände. Ich war zu ungehobelt, um den Dichter einigermassen zu verstehen. (Ich hatte nur lesen und schreiben gelernt, sonst fast nichts.) Aber ein Etwas zog mich wunderlich an, und wie ich mirs recht besah, so schien es mir die grade, offene, gesunde Art und Weise zu seyn, wie Göthe den Gegenständen — der Natur auf den Leib rückt, sie umschliesst, aufnimmt und wiedergiebt. — Ich dachte, der giebt keine spanischen Reuter oder Baumschlag für des lieben Gottes schönes grünes Laubwerk. — Nun versuchte ich auch, zu machen wie ich sah, mit aller Liebe und Treue, und liess den Herrn Professor nichts davon sehen; da in der Werkstatt hobelte ich Baumschlag nach der Methode, Jahr aus Jahr ein! —

Nun kam Dahl nach Dresden, der in seinem damals alle Schranken des Hergebrachten durchbrechenden Naturalismus ein mächtiger Impuls wurde für die Dresdner jüngeren Künstler; dazu erschienen auch wie einzelne Schmetterlinge vor Beginn des nordischen Frühlings mehrere Bilder der neuen Schule aus Rom, die immer mehr auf die rechte Spur führten. Die Natur wurde nun nicht mehr in die fertige manierierte Kunstform gepresst, welches man idealisieren nannte, sondern man suchte das Ideale mehr im tieferen, wahreren und klareren Erfassen der Natur und ihrer ganzen Schönheit.

Friedrich, der Landschafter, und noch freier sein Freund Carus (Geheim-Rath) wirkten zu gleicher Zeit ein, und so befreite sich die junge Welt aus den Spinnweben des Manierierten und des Zopfes. Die lockenden Stimmen aus dem süssen Südlande, aus Italien, klangen immer heller und heller, als blühe dort im lichtesten Glanze ein überaus herrlicher, aber lange lange nicht da gewesener Frühling herauf, den jeder mitleben müsse, den nur irgend die Flügel bis zur heiligen Roma zu tragen vermöchten. Und die jungen Maler wurden flügge, flogen aus dem Neste, und husch! Alles auf nach Rom.

Da ich nur mit wenigen der jungen Künstler in einiger Verbindung stand, so sah ich dies fröhliche Künstlertreiben als ein Einsamer nur mit stiller Trauer aus der Ferne an, denn ich hatte keine Hoffnung, weil keine Mittel, je Italien zu erblicken. — Da rückte der alte treffliche Arnold plötzlich mit

den Worten hervor: »Lieber junger Freund, Sie müssen fort, nach Rom. Ich gebe Ihnen jährlich 400 Thaler, wofür Sie keinerlei Verbindlichkeiten einzugehen haben und ungehindert studieren können. Also in Gottes Namen, auf!« —

Und ich nahm mein Bündel, lief bis Florenz zu Fuss, und von dort erst kutschte ich mit einem Vetturin gen Rom. So kam ich ganz allein, Wenigen bekannt, als ein Spätling und Nesthäkgen zu dem fröhlichen, glücklichen Schwarm!

---

[1]) Im Juny 1823 ging ich, versehen mit einer Unterstützung von jährlich 400 Thalern von meinem väterlichen Freunde, dem Buchhändler Arnold, nach Rom. — Nur bis Hof fuhr ich, den ganzen übrigen Weg bis Florenz machte ich zu Fuss ab. — München hielt mich nur einen Tag, weil ich bei hellem Wetter die Alpen erblickte.

In Salzburg blieb ich einen Monat, zeichnend und malend, überaus glücklich in dieser wundervollen Natur.

In Inspruck musste ich auf Geldbriefe warten, und in dieser Zeit der Musse fiel mir Schlegels Buch über christliche Kunst in die Hände, was einen gewaltigen Eindruck in mir hervorbrachte, da alle diese Ansichten so schnurstracks dem entgegenliefen, was ich bisher gehört oder gelesen, namentlich in Frankreich aufgeschnappt hatte. Wie ich nun in Verona hie und da etwas altitaliänische Kunst sah, so wurden mir viele der Schlegelschen Aussprüche erst recht lebendig und verständlich. Vielleicht wäre ich ohne diese zufällige Lektüre an jenen Bildern ruhig vorübergezogen. Namentlich ergriff mich ein Bild von Girolamo dai libri, eine Madonna auf dem Throne von singenden wunderschönen Engeln umgeben, die noch heute lebendig vor mir stehen, während ganz Verona aus meinem Gedächtnisse ziemlich verschwunden ist. Zu meiner Freude fand ich dies Bild später in einer Anmerkung des Hrn. v. Quandt in der Uebersetzung des Lanzi als eines der lieblichsten jener Schule und Periode beschrieben.

In Florenz, wo ich mehrere Wochen verblieb, führte mich nun der Maler Rehbenitz (jetzt in Kiel) in die Herrlichkeit und Fülle der vorraphaelischen Meister ein; eine mir vorher gänzlich unbekannte Welt!

Es war Oktober geworden ehe ich nach Rom kam. Schon vor Ponte molle brachte ich den Kopf nicht mehr in den Wagen; alle so oft betrachteten und kopierten alten Radierungen von Both, Swanefeld u. a. waren lebendig geworden und lagen im schönsten Sonnenschein und warmer Farbenpracht vor meinen Augen. Unter Glockengeläute und Kanonendonner zog ich selig, wenn auch nicht heilig, durch die Porta popolo, nachdem mich der Offiziante am Thor als Signor Landschaft auf dem Passierzettel angeschrieben hatte; er hatte aus meinem Passe von dem Landschaft-Maler Richter das Erste Beste behalten.

Fast verschämt trat ich, der allerjüngste, ich war noch nicht zwanzig Jahr, unter meine jungen Landsleute, weil sie nie etwas von mir gesehen hatten; denn in Dresden lebte ich einsam und abgeschlossen, aus Zwang mit ziemlich trivialen Arbeiten beschäftigt. Oehme, C. Wagner (Hofmaler in Meiningen) und Götzloff waren die nächsten Bekannten; mit ihnen zeichnete ich

---

[1]) Dieses Blatt ist anscheinend etwas älter als die übrigen. Es ist von Jahn erst bei der letzten Bearbeitung in den »Biographischen Aufsätzen« (1866) benutzt worden.

noch bei dem mildesten Herbstwetter in der römischen Campagna, die ja alle Maler durch ihre grossartige Einsamkeit entzückt.

Im Winter 1824 malte ich nun den Watzmann. Der alte Koch war entzückt darüber und trieb alles in mein Atelier, das Bild zu schauen. Ich war von dem Erfolg überrascht, ich hatte meinen Lehrbrief gelöst und gehörte nun dem edlen Gesellenstande an. Das Bild kam nach Dresden, und die günstige Beurtheilung desselben durch Hrn. v. Quandt im Kunstblatte trug nur dazu bei, meinen Muth zu erhöhen und mich unter meinen Mitgesellen für ebenbürtig zu halten.

Von den nun folgenden drei Jahren ist schwer etwas zu sagen, weil jeder Tag ein reines Glück in seinem Schoose trug. Jung, gesund, ohne Sorgen, in der grossartigsten, unendlich reichen Umgebung, in welcher Natur, Geschichte, älteste, alte und neueste Kunst täglich das Ausserordentlichste an das junge empfindungsfähige Herz drängte; endlich die hohe Begeisterung und das freudigste Regen und Streben der Kunstgenossen — ein solches erhöhtes und beglücktes Daseyn ist Poesie durch und durch.

Bei alle dem ist nicht zu vergessen der gemüthliche und romantische Hintergrund eines leisen Heimwehes mitten aus den blühenden Orangen heraus nach den grünen Eichen und Linden und dem ehrbaren deutschen Stillleben; desgleichen der heimlichen Freude, wenn ein Brief von lieber treuer Hand anlangte, der das Heimweh auf Momente [zwar] erhöhte[, aber mich auch überaus beglückte. Es waren die Vorboten eines Glückes, das mir nachher volle 25 Jahre gewährt worden ist].[1])

In Rom war mir ausser Schnorr und Koch (welchen Kunstgrössen gegenüber ich aber mehr im Verhältniss des Schülers zum Lehrer stand) die innigste Freundschaft eines höchst geistvollen Liefländers Ludwig von Maydell nach allen Seiten fördernd. Aelter als ich, kenntnissreicher und welterfahrener, schloss er sich doch so innig, zuletzt fast ausschliesslich an mich, dass wir die Unzertrennlichen hiessen.

(Er schrieb kurz nach meiner Abreise einmal: »Jetzt laufe ich hier herum wie ein Duett, dem die zweite Stimme fehlt; ich habe auch gar keine Lust mir eine andere zu suchen, wo vielleicht einige Töne harmonieren, aber bis auf den Grund hält keiner bei weitem aus, und ich weiss auch nicht wie das mit andern als mit Dir gehen sollte. Es ist wirklich kurios wie wir in einander hineinpassen, grade in unseren Verschiedenheiten, wo wir uns gegenseitig ergänzten, und ich meine dass der liebe Gott aus uns Beiden Einen ganz excellenten Kerl gemacht haben könnte. Es ist aber recht gut dass Er es nicht gethan hat, denn gerade das Gefühl des Ergänztwerdens ist so gar angenehm, so wie das Löschen des Durstes« u. s. w.)

Er war in seinem ganzen Wesen höchst anregend; voll hoher künstlerischer Gaben, die er aber aus Mangel an Technik nie vollkommen zur Geltung bringen konnte, denn erst im dreissigsten Jahre konnte er zur Kunst sich wenden, da er in russischen Diensten gestanden und als Artillerie-Offizier bereits den Feldzug in Frankreich mitgemacht hatte. — In Dorpat lebte er später abgeschnitten von allen künstlerischen Berührungen mehr in dem Kreis

---

[1]) Die eingeklammerten Worte sind ein späterer Zusatz, nach dem Tode der Frau [1854] hinzugefügt.

der Universitäts-Professoren (Engelhardt, Rektor der Universität, war sein Schwager). Er malte dort Altarbilder, führte Compositionen aus zum hohen Liede in Miniatur auf Pergament (im Besitz der Kaiserin), radierte auf Kupfer, lithographierte, schnitt in Holz, arbeitete Büsten in Marmor, verfertigte künstlerische Goldschmidtsarbeiten; schrieb dabei z. B. über eine Geschichte des lifl. Adels, welche er mit Radierungen herausgab, über dortige Armenpflege, deren Vorsteher er war, und dergleichen mehr. Zu den meisten Gattungen dieser Kunstthätigkeit musste er sich sogar die Werkzeuge erfinden oder nach seinen Angaben erst machen lassen, weil er zu weit aus dem Bereich der Kunstwelt gekommen war. Er starb in den vierziger Jahren in Reval an der Cholera, ein seltener Mensch; ernst, tief, alles lebendig erfassend und innerlich verarbeitend, bei allem festen, männlichen Wesen kindlich fromm. Wir blieben immer in brieflichem Verkehr, und sein Andenken ist mir gesegnet, denn ihm habe ich viel — vielleicht das Beste zu verdanken.

Noch muss ich von Rom der freundlichen Aufnahme im Hause des preussischen Gesandten Bunsen erwähnen, und der Freundschaft des damaligen Gesandtschaftspredigers Rothe (jetzt Professor in Bonn), in dessen Hause schöne Abende verlebt wurden.

Ueber den Aufenthalt in Rom würde mir es schwer werden, etwas zu sagen, was genügend den Zustand bezeichnete, ohne ins Breite zu gehen.

Die Grossartigkeit der Natur, die Fülle der Kunstschätze, das begeisterte, aufstrebende Leben junger Kunstgenossen erhoben und schwellten das Daseyn zu einem idealen, jeder Tag barg ein Glück in seinem Schoosse, das Leben, die Wirklichkeit war Poesie geworden durch und durch.

Der Winter fesselte regelmässig an eine grössere Arbeit, und die Abende wurden, nachdem noch ein paar Stunden bei Lampenlicht nach schönen Modellen gezeichnet war, überaus fröhlich in grösster Gesellschaft in einer Osteria zugebracht, wo die Kunstgespräche und heitersten Scherze unerschöpflich waren.

Im Sommer lebte ich ebenfalls in Gesellschaft von Künstlern (Fries, Oehme, Neher, Götzloff, v. Maydell u. a.) in den herrlichen Gebirgen, wo die reichsten Studien gesammelt wurden.

So malte ich im ersten Winter am Watzmann, im zweiten eine Landschaft von Rocca di Mezzo, im dritten das Thal von Amalfi.

Der erste Sommer 1824 führte die Landschafterschaar nach Albano, dann ins Sabinergebirge nach Olevano und Tivoli. Im zweiten ging ich kurze Zeit nach Neapel, bis Pästum, und mit meinem Freund v. Maydell zu Fuss und trotz der Räuberbande und der Sommerhitze über Monte Cassino, Tagliacozzo und den Lago di Fuccino einen selten betretenen ödesten Gebirgsweg nach Civitella zurück[1]). Freund Maydell und ich waren die ersten Deutschen welche ihre Herberge beim Governatore dieses hohen malerischen Felsennestes nahmen. Nach uns ist es eine gewöhnliche Station geworden. Im dritten Sommer trat ich ebenfalls zu Fuss die Rückreise über Florenz und Carrara an.

Schon in einer früheren Notiz[2]) habe ich erwähnt, wie Koch's Bilder und

---

[1]) Eine handschriftliche Beschreibung dieses Weges von Ed. Gerhard aus dem folgenden Jahre 1825 ist in meinem Besitz.

[2]) Damit scheint auf ein verlorenes Blatt hingewiesen zu werden.

sein Umgang auf mich grossen Einfluss übten. Fast noch bedeutender vielleicht wirkten die zwei Bände voll landschaftlicher Zeichnungen meines Freundes Schnorr, welcher mir dieselben längere Zeit überliess, und deren einfachere Schönheit in der Auffassung und Behandlung mir noch mehr zusagte, als das Pathos der Koch'schen, welches meiner Natur fremd war, trotzdem dass ich es hoch bewundern musste. Die Krone aller Landschaftsbilder ist mir indess immer die grosse Landschaft erschienen, welche ich in der Gallerie Camuccini sah, das Götterfest von Tizian (die Figuren sind von Bellino — ist auch im Vasari angeführt). Als ich sie zum erstenmale sah, war mirs zu Muthe und sprach ich »als sey ich voll süssen Weines«, so dass meine kühleren Begleiter mich als einen Neuling unter den Kunstschätzen Roms darüber neckten, als solche, die schon mehr vertragen konnten.

Noch möchte ich erwähnen, dass in dem letzten Jahre des römischen Aufenthalts ein Freundschaftsbündniss sich knüpfte, das bis heute ungetrübt währt und durch gegenseitige immer neue Anregung lebendig geblieben ist. Ich meine den innigsten Verkehr mit meinen Freunden Oehme und Peschel (ersterer Hofmaler, letzterer Professor an der Akademie). Mit letzterem machte ich auch noch vor wenigen Jahren eine Wallfahrt nach Gent und Brügge, uns an Eyk und Memmelink zu erbauen, und es war uns als kämen die jungen Jahre wieder.

1826 kam ich nach Dresden zurück. Die Aussichten waren keine günstigen, denn die Kunstvereine existierten damals noch gar nicht, und in Dresden gab es wenig Privatleute, welche etwas für Gemälde verwendeten. Um so erfreulicher war mir ein Auftrag des Herrn v. Quandt, der sogleich zwei Bilder bestellte, das bereits erwähnte[1]) Lariccia und das Abendbild von Civitella. Noch ermuthigender waren desselben hochverdienten und begeisterten Kunstfreundes aufmunternde Aeusserungen in öffentlichen Blättern und spätere ehrenvolle Erwähnungen in einigen seiner Schriften (z. B. dessen Reise nach Frankreich und Spanien). Ueberhaupt war v. Quandt damals der Mittelpunkt alles geistigen Lebens und Strebens in der hiesigen Künstlerwelt. Die neue Richtung fand in ihm ihren Vertreter und Förderer.

Im Jahre 1828 bekam ich die Anstellung in Meissen. Bei dem Mangel künstlerischen Umgangs, in der dortigen Einsamkeit, überliess ich mich einem ungestörten Brüten über meine mitgebrachten römischen Studien und den Erinnerungen einer so überaus seligen, mit Begeisterung durchlebten schönen Zeit. — Das Heimweh nach Italien überfiel mich immer gewaltiger, je unmöglicher mir es wurde, eine auch nur kurze Reise dahin zu unternehmen, denn die Verhältnisse waren allzu beschränkt. Endlich gab mir der Verkauf eines grösseren Bildes Hoffnung auf Verwirklichung des heissen Wunsches, und ich wollte mich zweien Freunden, die ebenfalls zum zweitenmale dahin zurückgingen, anschliessen und mit denselben wenigstens an die schöne Schwelle Italiens, an den Gardasee, mich begeben. Da wurde meine liebe Frau schwer krank, ihr Zustand war lebensgefährlich und zog sich Monate lang hin, ehe eine glückliche Krisis eintrat. Darüber verging der Sommer in schwerer Sorge um die innig geliebte Frau, die ich zu verlieren befürchten musste. Es verging aber auch die Zeit und das Geld zur Reise. Meine Frau

[1]) Die Erwähnung findet sich nicht in den vorliegenden Blättern.

genas, und als Entschädigung machte ich im Herbst eine kleine Wanderung das Elbthal hinauf über Aussig und Kamaik bis Lowositz. Mich überraschte diese herrliche Natur über alle Maassen, und das Herz ging mir nun erst gross auf, und die Augen dazu, über die Schönheit deutscher Natur, die mir seit Italien unbegreiflicher Weise ganz verschlossen und versiegelt geblieben war, in welcher ich herumlief trotz dem ärgsten Philister — nur ein Raum, um sich auf demselben die nöthige Leibesbewegung machen zu können. — Ich kam mit Studien nach Hause; wie durch ein gründliches Sturzbad erfrischt, ja wirklich neugeboren! Waren mir die Augen kürzlich aufgegangen, so gingen sie mir nun fast über, ob meiner früheren Blindheit, und wie der Mensch so verrosten, verdursten und schmachten kann, wo rings um ihn tausend Quellen strömen, die sich nur nicht in das zugestopfte und gepfropfte Menschenherz ergiessen können wegen des alten Gerümpels, das er darauf hat liegen lassen. Das italiänische Heimweh war weg, oder trat in gebürliche Entfernung zurück, und von nun an wurden mir Kunst und Natur zwey Lebensadern, die täglich das Herz durchströmten und frisch pulsieren machten. Ich segnete Krankheit und vereitelte Reise und sang:

Willst du immer weiter schweifen?
Sieh das Gute liegt so nah.
Lerne du u. s. w.

Das ist ein rechter Wendepunkt für mein Leben und meine Kunst gewesen. Die Geschichte ist aber in dem biographischen Aufsatz nicht ganz richtig erzählt [1]).

Im Jahre 1849 und 1851 sah ich zum erstenmal die herrlichen Rheingegenden und die Niederlande auf Badereisen nach Ostende. Das Dombild in Cöln, die Malereien in der Capitel-Stube von St. Jean in Brügge, Eiks Anbetung des Lammes in Gent, und endlich vorzugsweise die wunderbar schöne Grablegung Quintin Messys in Antwerpen zündeten aufs Neue und in höherem Grade die Vorliebe für die ältere deutsche Kunst.

Im Jahre 1854 erfuhr ich den grossen Schmerz, dass ich meine theure Frau verlor, mit der ich 25 Jahre in glücklichster Ehe gelebt — denn sie war auch (wie früher Maydell) eine vollständige Ergänzung meines sehr einseitigen Wesens. Gesund und kräftig, in heiterster Stimmung, umgeben von den Ihrigen und den Freundinnen, sank sie plötzlich leblos in das Gras, und nach wenig Stunden schlug das Herz nicht mehr. — Und seitdem ists trübe, trübe.

Nach dem Erscheinen der dritten Auflage des »Richter-Albums« mit Jahns erweiterter Lebensskizze schrieb R. diesem am 29. September 1855 nach Bonn:

»Sehr verehrter Herr Professor;

Freund Wigand hat es übernommen, meine neue Radirung [2]) Ihnen zu übersenden. Ich bitte Sie das Blatt als ein Zeichen meiner Hochschätzung

[1]) D. h. in Jahn's erstem Entwurf in den Grenzboten 1852, I S. 209.

[2]) »Christnacht«, für den sächsischen Kunstverein radiert. Das Bild hing immer in Jahn's Zimmer, s. dessen Besprechung Biogr. Aufs. S. 258 f.

und Dankbarkeit — oder da es dazu nicht recht auslangt — als einen recht herzlichen Gruss aufzunehmen.

Die liebe »Christenfreude« ist nun auch fertig. Sie kennen vielleicht das erste Heft derselben? Sobald ich fertige Exemplare habe, erlaube ich mir, Ihnen eins zu senden. Mir schien es nicht das Feld zu seyn, auf welchem ich mich eigentlich frei bewegen kann, allein meinem Schwiegersohn konnte ich doch die Arbeit nicht abschlagen; und ich habe mir damit geholfen oder zu helfen versucht, dass ich die Lieder als geistliche Volks-, nicht gerade als Kirchenlieder fasste. Wenn ich nicht irre, lässt sich das wohl auch rechtfertigen.

Ich habe neulich Freund Wigand den Vorschlag gemacht, die Jugendjahre H. Stillings zu illustrieren. Ich verspürte schon seit Jahren ein Gelüsten darnach, denn ich wüsste kaum ein Buch, was einen so ausserordentlich reichen und ganz wie für mich geschaffenen Stoff darböte, als diese Jugendjahre. Es dürfte also mit dem Aufenthalt in Strassburg schliessen, den Theil, welchen Göthe herausgegeben hat; denn was später hinzugekommen ist, fällt sehr ab und ist jetzt ganz ungeniessbar. Mir ist dies Büchlein immer klassisch vorgekommen, und ich meine, es ist nicht nur die älteste sondern in mancher Beziehung auch die beste Dorfgeschichte. Denn Pestalozzi (Linhardt und Gerdrut) Immermann (Der Dorfschulze, Münchhausen) und Auerbach sind mehr für die Gebildeten, fürs Volk weniger geniessbar. An H. Stillings Jugend erfreuen sich beide. Wigand kannte es nicht, oder hatte es vielmehr nicht gelesen; er war aber sehr geneigt auf die Sache einzugehen, doch bat ich ihn selbst, vorher es anzusehen und das Urtheil über den litterarischen Werth des Buches von Männern von Fach zu hören. Ist das Buch noch in Ihrer Erinnerung lebendig (es gehört freilich unter die Antiquitäten, aber nicht unter die veralteten), so könnten Sie wohl gelegentlich pro oder contra einen Wink an Wigand ausgehen lassen.«

Dieser Plan ist nicht zur Ausführung gekommen. Am 28. Oktober 1856 sendet R. an Jahn seine Sommerarbeit, das »Vaterunser«. »Dass es nicht im Kirchenstyl gehalten ist, werden Sie bei mir wohl recht und billig finden. Ich bin so wenigstens mehr in meinem Elemente geblieben; ob etwas löbliches daraus hervorgegangen, bleibt immer noch die Frage, die ich aber am wenigsten beantworten kann. Also: Bitte um freundliche Aufnahme!«[1]) Dann berichtet er über den ihm sehr zusagenden Verkehr mit dem von Jahn ihm empfohlenen Klaus Groth und über den Beginn der Bilder zu dessen »Voer de Goern«; endlich dankt er für den »wundervollen 'Mozart'[2]), er ist meine Erholung in den Abend-

[1]) Jahn's Urtheil findet sich Biogr. Aufs. S. 271 f.

[2]) Es handelt sich um den ersten Band von Jahn's Biographie Mozart's (1856).

stunden. Welch liebenswürdige Natur mit all den Schwächen. Es thut einem aber gar wohl, dass es hier nicht nach Lack und Firniss vom gemalten Holze riecht. Es ist gesund gewachsenes, und ein recht kostbares dazu«. Am 21. December 1857 beginnt er über angegriffene Augen zu klagen, die den Fortgang der Zeichnungen für Groth verzögert hätten, und schliesst: »Ich schwelge jetzt im dritten Band Ihres Mozart. Wenn Sie wüssten, was mir das Buch für Freude macht und wie ich drin lebe! Tausend, tausend Dank dafür. Sie haben gewiss ein Meisterwerk geliefert!«

Der letzte Brief R.'s an Otto Jahn, der sich erhalten hat, ist vom 29. December 1861 und nimmt auf die neue Ausgabe des »Richter-Albums« Bezug: »Freund Ed. Cichorius und seine Frau waren längere Zeit hier, und wir haben viel mit einander verkehrt. Ich habe es bedauert, dass ich nichts von der neuen Bearbeitung der Biographie in meinem Album wusste[3]), ich hätte Sie gebeten, die wirklich bedeutende Sammlung der Handzeichnungen meiner Sachen, welche E. Cichorius zusammengebracht hat, zu erwähnen. Ich wünschte Sie sähen sie einmal, ich würde gerechtfertigter vor Ihnen stehen, als mit den Holzschnitten. Vor zwey Jahren habe ich die Sammlung mit grossem Interesse durchgesehen (der Zahl nach mindestens 6—700) — weil sie mir fast wie Arbeiten eines Andern erschienen, der innerlich mit mir recht geistesverwandt sey; denn die mehresten Sachen hatte ich vergessen, und die Behandlung derselben war mir bei allen fremd geworden. Ich bin in der That dem Freunde, der so fleissig alles sammelte und es auch später beisammen lassen will, sehr hoch verpflichtet, denn diese Sammlung zeigt erst, was ich wollte. In den Holzschnitten ist für mich aller Reiz verloren gegangen.« Jahn ist der Mahnung eingedenk gewesen, als er 1866 die »Mittheilungen« für seine »Biographischen Aufsätze« überarbeitete: ein neues Blatt von R.'s eigenen Aufzeichnungen (oben S. 5* ff.) und Cichorius' Mittheilungen über seine Sammlung sind der neuen Bearbeitung zu gute gekommen.

---

[3]) Jahn war nur ungern an die neue Bearbeitung gegangen. »Mir fehlte die ermunternde Theilnahme Georg Wigand's [gest. 9. Februar 1858], des trefflichen ehrenhaften Kernmenschen, der mit seiner frischen Originalität, seiner unermüdlichen Thatkraft, mit seinem gesunden Humor und seinem warmen Herzen, ein ganzer Mann aus einem Stück, seinen Freunden in guten und bösen Tagen hülfreich die treue Hand bot. Auch ihm wird das Richteralbum ein ehrendes Gedenkzeichen sein!«

Clara Schumann.

Am 20. Mai 1896 ist Clara Schumann dahingeschieden aus einem Leben, reich gesegnet an Glück und Leiden, an Kämpfen und Erfolgen, — ein Leben, das sich vor uns im Spiegel der Erinnerung und Betrachtung ausbreitet wie ein reines Kunstwerk, makellos und vollendet, — ein Leben »köstlich«, wie der Apostel sagt, und doch »voll Mühe und Arbeit«. Wahrlich, eine gläubige Seele kann sich nicht mehr an dem Wandel der Heiligen erbauen, als die Berufsgenossen der Dahingeschiedenen es können an dem Bilde der hohen Frau. Unbeirrt durch die Lockungen der Eitelkeit, welche an den Künstler so versuchend herantreten, und nicht achtend die Last der schwersten Sorgen, ist sie hinangeschritten zu dem Gipfel des heiligen Berges, auf welchem unsere höchsten Meister einen herrlichen Tempel erbaut haben zur Ehre Gottes und zur Befreiung seiner Kinder von den Mühen und Sorgen des Lebens, einen Tempel jener echten grossen Kunst, welche den Menschen erhebt, welche die Ahnung, ja die sichere Gewähr einer höheren Harmonie als süssen Trost in die Wirnisse und Dissonanzen des Lebens hineinträgt. Sich diesem Tempel als Priesterin zu weihen, war das Ziel der Frau, welcher wir gedenken.

Clara war geboren am 13. Sept. 1819 in Leipzig. Ihr Vater, Friedrich Wieck, ein erfahrener Musik- und Klavier-Pädagoge pflegte mit sorglicher Hand das früh offenbarte grosse Talent seines Kindes. Schon im zehnten Jahre trat Clara Wieck öffentlich auf, in ihrem 13. Lebensjahre unternahm sie die erste, grössere Konzertreise.

Durch die ernste Arbeit des Vaters war der Boden bereitet, auf dem die Blüthe ihrer Kunst sich später so lieblich entfalten sollte. Aber ihre eigentliche künstlerische Entwicklung dankte sie der Berührung mit Geistern höherer Art. Claras Kindheit fiel in jene gesegneten Jahrzehnte, in denen die Muse unser Volk so überschwänglich mit den köstlichsten Gaben beschenkte, dass wir heute noch an diesem Reichthum zehren. Mozart und Haydn waren nicht lange geschieden, Beethoven stand in der Vollkraft seines Schaffens, und schon sangen Weber und Schubert, die ersten Romantiker, ihre süssen, ergreifenden Weisen. Die deutsche Musik glich jenen Bäumen des Südens, an denen die unerschöpfliche Kraft der Natur zugleich goldene Früchte zeitigt und neue, duftende Blüthen entwickelt.

Auf Schubert und Weber folgten zwei jüngere Meister, welche, selbst Herrliches schaffend, zugleich die Begeisterung für die Werke

der vorangegangenen Heroen der Tonkunst zu lichter Flamme anfachten. Felix Mendelssohn zog die Passionsmusik Joh. Seb. Bach's, welche fast verschollen war, wieder an das Tageslicht, und Robert Schumann wies unermüdlich auf diese neue Offenbarung deutscher Tiefe hin. Den edlen Künstlern, welche die eigne Schaffenslust und Schaffenskraft so harmonisch mit der Pietät vor den gewaltigen Schöpfungen der classischen Periode verbanden, schloss sich Clara Wieck an.

Der Freunde Einfluss entschied die Richtung der jungen Künstlerin. Aus der geistigen Genossenschaft erwuchs ihre Liebe zu Robert Schumann; und als sie nach harten Kämpfen den Ehebund mit ihm geschlossen hatte, da gaben die Beiden der Welt das entzückende Schauspiel, wie zwei Genien im innigsten Verkehr miteinander die Schwingen immer mehr entfalteten, sich gegenseitig zu immer höheren Leistungen begeisterten, einem Lerchenpaar vergleichbar, das, sich umwirbelnd, in den blauen Aether aufsteigt.

Den Eindruck, den Clara Wieck schon als Kind und als heranblühende Jungfrau machte, muss ein bezaubernder gewesen sein. Dichter und Musiker huldigten ihr als einer Erscheinung höherer Art. Besonders schön spricht das Grillparzer in den Strophen aus, in denen er sie als das Schäferkind preist, welches, am Strand des Meeres spielend, den Schlüssel zu dem Zauberschreine findet, welchen der unmuthig grollende Wundermann in die Fluthen geworfen hatte. »Der Schlüssel passt, der Deckel fliegt. Die Geister steigen auf und senken dienend sich der anmuthreichen, unschuldvollen Herrin, die sie, mit weissen Fingern, spielend lenkt.« Schon im Jahre 1833 hatte Robert Schumann selbst über das vierzehnjährige Mädchen geäussert: »Sie zog frühzeitig den Isisschleier ab; das Kind sieht ruhig auf — der ältere Mensch würde vielleicht erblinden.« Fünf Jahre später schrieb er an Clara: »Andere dichten — Du bist eine Dichtung.« Franz Liszt sagte von ihr: »Eine Geweihte des delphischen Gottes dient sie mit schauernder Gewissenstreue seiner Kunst.«

Auch das grosse Publikum empfand es, wie sie ganz anders wirkte, als die übrigen Virtuosen: sie wollte nicht blenden, sie wollte erheben. Wenn sie im Concertsaale erschien, so verbreitete sich in der Hörerschaar ein Gefühl der Andacht und heiligen Ernstes. Alle wurden sich bewusst, dass sie einer Offenbarung des Schönen gewürdigt werden sollten. Nicht als eine flüchtige Gabe des Augenblicks, sondern als ein dauernder Gewinn für die dürstende Seele wurde ihre Leistung empfangen und erfasst. Sie selbst gab sich dem Kunstwerk voll und ganz hin. Dem Streben, es in seiner Reinheit und Eigenart darzustellen, opferte sie ihre Persönlichkeit; aber in der Fluth der Töne, die sie dem Instrumente entlockte, pulsirte ihr eigenes Herzblut, und darum

war doch wieder jede ihrer Leistungen lebenswarm und erfüllt von dem Zauber, der von ihr ausging. Wie war sie schön am Klavier! Noch als Greisin im weissen Haar, hatte sie bei aller Würde der Erscheinung etwas von der lieblichen Mädchenhaftigkeit ihrer Jugend behalten. Sie war dann ganz Liebe und Hingebung an ein Höheres. Ich habe nichts Beglückenderes gehört, als das G-dur-Concert von Beethoven, von ihr vorgetragen; den blühenden ersten Satz, die ahnungsvollen, mystischen Klänge des zweiten, und das funkensprühende Leben des letzten, Alles gab sie mit gleicher Vollendung.

Ein hohes Amt aber übernahm sie als eine besonders heilige Pflicht nach des Gatten Tod. Sie hütete und pflegte die köstliche Saat, welche Schumann ausgestreut hatte, und brachte sie zu voller Blüthe und zu reifer Frucht. Wie sie schon als junges Mädchen die früheren Compositionen des damals noch wenig bekannten Meisters in die Oeffentlichkeit getragen hatte, so war und blieb sie des Gatten Apostel in den vierzig Jahren ihrer Wittwenschaft. Es ist wohl ihr höchstes Glück in dieser Zeit gewesen, durch die unvergleichlich feinfühlige Art, wie sie Schumann's Klavierwerke vortrug, den Kreis seiner Verehrer und Bewunderer erweitert zu sehen und das Verständnis seiner Werke auch denen zu eröffnen, denen es vorher verschlossen war.

Und wie sie die künstlerische Testamentsvollstreckerin ihres Gatten geworden ist, so übernahm sie auch die Aufgabe, einem jungen Künstler, auf den er als den Verheissenen hingewiesen hatte, die Bahn zu ebnen; sie hat mächtig dazu beigetragen, Johannes Brahms die Anerkennung und die Geltung zu erringen, die ihm, welcher der Freundin so bald im Tode folgen sollte, jetzt von allen Seiten bewundernd gezollt wird.

Unter welch schweren Sorgen und Mühen aber hat sie ihres künstlerischen Amtes gewaltet! Schon in frühen Jahren bemerkte sie an dem geliebten Manne die Spuren der Verdüsterung, der er später anheimfallen sollte, und in das Glück der Liebe und des Hauses warf die Angst ihre trüben Schatten; und doch musste sie tapfer bleiben und unbefangen scheinen! Und als die Nacht den herrlichen Gatten schaurig umfing, als er der liebenden Frau bald darauf ganz entrissen wurde, da war auf ihre Schultern die Pflicht gelegt, für eine zahlreiche Familie das tägliche Brod zu verdienen und die Kinder ihres Vaters würdig zu erziehen. Mit welchem Heldenmuth, mit welcher Aufopferung hat sie diese schwere Last getragen, und oft unter körperlichen Leiden das fast Unmögliche geleistet, ohne jemals dem so dringend gebotenen Erwerb zu Liebe der Würde ihrer Kunst auch nur das Geringste zu vergeben! Nichts konnte sie beugen; die herbsten Verluste im Kreise geliebter Kinder hat sie siegreich überwunden im Hinblick auf ihre Pflicht und gestärkt durch die Wunder ihrer Kunst. Ja, man kann sagen: Die Schule des Leidens

hat die Künstlerin zu immer tieferen, immer ergreifenderen Leistungen erzogen und gereift. An ihr hat sich das heilige Wort so recht bewährt, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten gereichen.

Und als ihre doppelte Mission erfüllt war, als der Abend ihres Lebens nahte, da hat sich die Wandermüde bei uns in Frankfurt a. M. niedergelassen; sie hat sich von da ab vorzugweise, zuletzt ganz dem Lehramt gewidmet. Mein Vorgänger, Joachim Raff, berief sie im Jahre 1878 an das neugegründete Conservatorium Dr. Hoch's, und ich hatte das Glück, dass sie noch fast ein Jahrzehnt lang mit mir zusammenwirkte, zum unschätzbaren Vortheil ihrer Schüler und zum Ruhme unserer Anstalt. Da war es mir, es war den Angehörigen des Conservatoriums vergönnt, Clara Schumann von einer ganz neuen Seite, die sich der Oeffentlichkeit entzog, zu beobachten und zu bewundern.

Die grosse Künstlerin erwies sich als eine Lehrmeisterin ersten Ranges. Das pädagogische Talent des Vaters hatte sich auf sie vererbt. aber es war vertieft und gesteigert. Sie, die die Welt mit ihrem Ruf erfüllt hatte, verschmähte es nicht, den Lehrgang ihrer Schüler von den ersten Anfängen an zu überwachen und die technische Ausbildung derselben auf das Sorgfältigste zu pflegen, um so das Rüstzeug zu bereiten, welches ihre Schüler befähigte, den höchsten Anforderungen zu genügen. Dieselbe Gewissenhaftigkeit, welche ihre eigenen Leistungen stets auszeichnete, forderte sie von ihren Schülern; nichts war ihr nebensächlich; Alles musste vollendet sein. Die perlende Fingertechnik, den gesangvollen, weichen Anschlag, das schöne legato, welches ihr Spiel so sehr auszeichnete, schulte sie an den Studienwerken von Czerny, Cramer, Clementi. Sie litt keine halbe Leistung und ging nicht eher weiter, bis das Aufgegebene auf das Feinste ausgearbeitet war.

Welch eine Anregung aber gab die Meisterin den vorgeschrittenen Zöglingen, wenn sie ihnen vorspielte und sie damit aufs Unmittelbarste in die Meisterwerke der Tonkunst einführte! Von welcher Bedeutung war es für die Schüler, wenn eine Künstlerin wie Clara Schumann ihnen die Werke von J. S. Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Mendelssohn und Chopin, oder die ihres Gatten und des jüngeren Freundes Brahms vorführte! Dabei war sie nicht einseitig; sie liess auch Concerte von Rubinstein und Saint-Saëns, die ihr doch ferner lagen, ja selbst Klavierstücke von Liszt studiren. Ihr haben wir es zu danken, dass eine stattliche Reihe tüchtiger Künstler, unter ihnen Leonard Borwick in London und Ilona Eibenschütz in Wien, aus unserer Anstalt hervorgegangen sind. Aber nicht nur auf ihre eigenen Schüler hat Clara Schumann mächtig gewirkt. Das leuchtende Beispiel ihrer treuen Pflichterfüllung feuerte jedes Mitglied unseres Lehrercollegiums an, sein Bestes zu geben, und heute noch empfinden wir dankbar den Segen ihrer Arbeit.

Sie war aber nicht nur eine herrliche Künstlerin und eine unübertreffliche Lehrerin; wir lernten sie lieben als eine überaus gute und edle Frau. Denselben adligen Sinn, der ihre Kunstleistungen durchdrang, bewährte sie auch im täglichen Verkehr. Wie liebevoll und sorglich war sie mit ihren Schülerinnen! Sie berieth und unterstützte dieselben, wo und wie immer sie konnte. Nicht nur, dass sie wohlthätige Freunde veranlasste, materielle Hülfe zu spenden, wo es nöthig war, — sie nahm sich auch der geistigen und gemüthlichen Ausbildung der Mädchen an, die ihrer Obhut anbefohlen waren und sorgte ihnen für ein behagliches Heim, wie für wissenschaftlichen Unterricht. Vielen ist sie eine Freundin geworden, mehr als Einer eine zweite Mutter.

Dreizehn Jahre lang durfte sich das Dr. Hoch'sche Conservatorium des Wirkens einer so grossen Künstlerin und Lehrerin erfreuen. Im Herbst 1891 nahmen Störungen des Gehörs, an welchen Clara Schumann schon früher gelitten hatte, in so bedenklicher und peinlicher Weise bei ihr zu, dass sie sich von der öffentlichen Thätigkeit zurückziehen und darauf beschränken musste, hie und da Privatunterricht zu ertheilen. Ein Anerbieten des Curatoriums unserer Anstalt, sie ohne jede Verpflichtung als Ehrenmitglied dieser zu erhalten, wies sie ab; sie erklärte, ohne bestimmte Leistungen kein Honorar annehmen zu können. —

Stiller und stiller wurde es um sie; Conzerte besuchte sie nur noch ausnahmsweise; es war ihr schmerzlich zu bemerken, wie wenig sie von der geliebten Kunst mehr vernehmen konnte. So nahm sie allmählich Abschied vom Leben; ihr Tod war ein leises Vergehen. An einem sonnigen Pfingstfrühlingstage, während unzählige Nachtigallen ihr Klage- und Trostlied anstimmten, wurde sie an der Seite des geliebten herrlichen Gatten auf dem alten Friedhof in Bonn bestattet. Da ruhe sie sanft!

In unsrer dankbaren Erinnerung aber, in den Herzen ihrer Freunde und Schüler lebt sie fort, eine Vollendete, eine Verklärte. Glücklich ein Jeder, der diesem edlen Frauenbilde näher treten durfte! Ihm bleibt ein Gewinn für das ganze Leben.

Frankfurt a. M.

Dr. Bernhard Scholz.

Michael Bernays.

1834—1897.

Wenige Monate nach dem Hinscheiden Heinrichs von Treitschke hat die deutsche Wissenschaft von neuem den Verlust eines bedeutenden Vertreters zu beklagen. Nach langem schwerem Leiden hat am Mittag des 25. Februar Michael B. seine Augen für immer geschlossen. War auch Treitschkes Name einem bei weiten grösseren Kreise bekannt, drängten sich auch alljährlich viele Hunderte um den gefeierten Lehrer, so müssen wir doch erwägen, dass er sich ein Wirkungsgebiet zum Felde seiner erspriesslichen Thätigkeit gewählt hatte, das von jeher die Begeisterung vor allem der national gesinnten Jugend entfachen musste, und dass er durch das Wirken Leopolds von Ranke den Weg vorgezeichnet fand, den er sicheren Fusses beschritt. Dagegen musste sich B., nicht weniger national gesinnt als Treitschke, den Boden erst schaffen, auf dem er zu wirken gedachte, er hatte für die Existenzberechtigung der durch seine Persönlichkeit und seine Schriften geforderten Studien zu kämpfen, bis sich endlich die deutsche Litteraturgeschichte die Gleichberechtigung mit der klassischen errang. Wie um Treitschke in Berlin, so versammelten sich um B. in München Semester auf Semester Studirende aller Facultäten, um dem hinreissenden Vortrag des verehrten Lehrers zu lauschen, der ihnen, seinen jungen Freunden, als »Erster unter Mitstrebenden« entgegentrat. Und als er die Lehrkanzel verliess, erwarteten die Letzteren, dass er mit seinem Wissen in grundlegenden Werken die Freunde und die gesamte deutsche Wissenschaft fördern würde. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt, sei es, dass B. die Neigung mangelte, das Wort, mit dem er so oft vom Katheder herab Hunderte begeistert, auch in Buchform zu fassen, oder dass er schon bald durch den Beginn seines Leidens an einer erspriesslichen Thätigkeit gehindert wurde. In den sieben Jahren, die er als Privatgelehrter in Karlsruhe verbrachte, hat er nur einen Band »Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte« veröffentlicht, ein zweiter sollte folgen, als ihn der Tod aus seiner Arbeit fortrief. So nimmt er die Pläne zu grösseren, umfassenderen Arbeiten, von denen namentlich »Homer in der Weltlitteratur« seinen rastlosen Geist, wie schon in früheren Jahren, eifrigst beschäftigte, mit sich ins allzufrühe Grab.

Michael B. ist in Hamburg am 27. November 1834 geboren, und genoss seine Erziehung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, dem Johanneum, welches schon damals der Pflege der edelsten Bestrebungen sich erfolgreich befliss. Unter der Leitung des bewährten Adolf Kraft ward der kaum achtzehnjährige auf das eingehendste mit dem Studium des sophokleischen Dramas wie der ganzen antiken klassischen Geisteswelt vertraut, ein Wissen, welches später dem Dozenten bei der Begründung der streng philologischen Kritik in der neueren Litteratur nicht wenig zu Gute kam. Bei der Aufführung der von Töpfer einstudirten Antigone scheint er — als Kreon — zum erstenmale mit seinem Vortrag allgemeine Bewunderung erregt zu haben, zugleich ward sein Name zum erstenmale wissenschaftlich genannt, da er seinem verehrten Direktor bei der Herausgabe eines Real- und Schullexicons

hilfreich fördernd zur Seite gestanden hatte. Wenige Monate später sagte der abgehende Primaner mit einer Rede, in der er ausgehend von Goethes Tasso das Verhältnis des Dichters zu seinem Werk erläuterte, dem Gymnasium Lebewohl, um an der Universität Bonn sich erst für kurze Zeit dem Studium der Jurisprudenz hinzugeben. Aber bald wandte er sich mit Feuereifer der klassischen Philologie zu, eine Thätigkeit, die er auf das nachdrücklichste fortsetzte, wenn auch gar oft äussere Sorgen ihn zu hemmen, niemals aber zu lähmen vermochten. Nach Bonn sieht ihn die altehrwürdige Universität Heidelberg, wo er neben dem Studium der antiken Litteratur auch als Schüler von Holtzmann und Gervinus bei letzteren freundschaftliche Anerkennung und Achtung fand. Doch schon in dieser Zeit zeigte sich in ihm die ungewöhnliche Begabung zum Dozenten. Als Mittelpunkt eines kleinen Kreises von Studiengenossen, zu denen auch Treitschke gehörte, hielt er Vorträge über Shakespeare, in denen er eine so hervorragende Kenntnis des Dichters und seiner Schöpfungen verriet, dass die bewundernden Freunde ihn — er war kaum 21 Jahre alt — mit dem ehrenden Beinamen »Meister« begrüssten, der ihm von da an bis zu seinem Ende im intimen Kreise seiner Freunde und Schüler geblieben ist. Im Jahre 1855 errang er die akademische Doctorwürde und bereitete sich seitdem zum Dozenten vor, eine Aufgabe, zu der ihn Gervinus eigens ermuntert hatte. Zugleich suchte er seinen Namen in der wissenschaftlichen Welt bekannt zu machen, indem er im Morgenblatt, der Kölnischen Zeitung, und anderen bedeutenden Zeitschriften grössere und kleinere wissenschaftliche Arbeiten veröffentlichte, die leider jetzt so gut wie verloren sind. Es erfüllte ihn später stets mit besonderer Genugthuung, dass er in einem seiner ersten Artikel warm für die künstlerischen Bestrebungen Anselm Feuerbachs eingetreten war, dessen Werke, statt die gebührende Anerkennung zu finden, fast allgemein in jener Zeit auf das entschiedenste verurteilt wurden. Auch zeigte B. bei einzelnen festlichen Gelegenheiten reiche dichterische Begabung. So entstand 1859 ein Festspiel zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Geburtstag, 1864 begrüsste er die dreihundertjährige Jubelfeier Shakespeares mit begeisterten Versen. Kurze Zeit darauf hat er für Beethovens Musik zu Goethes Egmont einen verbindenden Text geschaffen, der auch später noch mehrfach aufgeführt wurde und nach fast 30 Jahren die Karlsruher Theaterleitung veranlasste, B. um einen grösseren einleitenden Prolog zu Mozarts Requiem zu ersuchen. Doch vermochten diese gelegentlichen Unterbrechungen keineswegs, ihn aus dem Gang seiner ernst wissenschaftlichen Arbeiten zu reissen. Unbeirrt schritt er seinem Ziele zu. Als ihn Treitschke in Erinnerung der gemeinsam verbrachten Heidelberger Studienzeit aufforderte, mit ihm die Redaction der »preussischen Jahrbücher« zu übernehmen, lehnte er dieses Anerbieten mit dem Hinweis ab, dass ihn eine solche Thätigkeit gänzlich seinen eigentlichen Zwecken entfremden würde. Im gleichen Jahre (1866) liess er die Schrift »Zur Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes« erscheinen. Damit bekräftigte er auf Lachmanns Spur, dass die Anwendung der Methode der klassischen Philologie auf die neuere Litteratur für die Richtigkeit der Texte unserer grossen Dichter unumgänglich notwendig sei. Diesem mühseligen, aber ruhmvollen Werke über Goethe folgte nach zwei Jahren die Herausgabe der durch ein grösseres Vorwort eingeleiteten Briefe Goethes an Friedrich August Wolf. Mit seiner nächsten Arbeit »Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare« stellte er sich in die ersten Reihen der Shakespeareforschung.

Neben diesen grösseren, breit ausgeführten Schriften, veröffentlichte er im »Neuen Reich« eine Reihe kleinerer Arbeiten, die, obwohl schnell geschrieben, das staunenswerte Wissen des Verfassers im Bereich der gesamten Litteratur bekundeten.

Unterdessen hatte die Gründung des neuen Deutschen Reiches, die B. auf das freudigste begrüsste, auch auf seine Bestrebungen hervorragenden Einfluss gehabt. Der Sinn für seine Dichter ward im Deutschen mehr und mehr erregt, man gedachte der Zeit, in der allein die Litteratur die Einigkeit des Vaterlandes bezeugte, und als B. den Entschluss fasste, sich an der Universität Leipzig zu habilitiren, ward er mit allgemeiner Freude von der Studentenschaft begrüsst, stündlich wuchs sein Colleg, bis endlich der grösste Saal die Hörer kaum zu fassen vermochte. War es zu verwundern, dass dieser ungewöhnliche Erfolg bei auswärtigen Universitäten den Wunsch erweckte, einen solchen Gelehrten und Dozenten an sich zu ziehen? Vor allem ward auf entschiedenen Wunsch des hochsinnigen Königs Ludwig II. an der Universität München eine Professur für deutsche Litteraturgeschichte — die erste in Deutschland — begründet, und B. auf dieselbe berufen. So sah der Forscher sich im Alter von 39 Jahren am Ziel seiner Wünsche (1872). Freudigen Sinnes folgte er dem Ruf nach München und gelangte so rasch zu Ansehen und Anerkennung, dass er bereits nach anderthalb Jahren zum ordentlichen Professor befördert wurde. Siebzehn Jahre hat er in dieser Stellung gewirkt, das Beste, was er geleistet, hat er vom Katheder der Münchener Universität erreicht, gross ist die wissenschaftliche Anregung, die von ihm ausging, gross aber auch die Verehrung, mit der seine Schüler an ihm hingen. Glänzend vereinigten sich in ihm die Haupttugenden, die Schleiermacher für die Kunst des Universitätslehrers unbedingt verlangte, Lebendigkeit und Begeisterung auf der einen Seite, Besonnenheit und Klarheit auf der andern, um, was die Begeisterung wirke, verständlich und gedeihlich zu machen. »Ein Professor, der sein ein für allemal geschriebenes Heft immer wieder abliest und abschreiben lässt, mahnt uns sehr ungelegen an jene Zeit, wo es noch keine Druckerei gab.« Zu diesem trefflich geschilderten Schleiermacher'schen Wagner bildete allerdings B. einen entschiedenen Gegensatz. Wie sehr seine Art des Vortrags, die freie ungebundene zwanglose Rede zu wissenschaftlicher Mitteilung seine Hörer anregte, schildert aufs anschaulichste ein Bericht des bekannten Dichters Karl Stieler, der sich stets mit Stolz zu den ersten Münchner Schülern rechnete. Es war aber auch etwas ganz eigenartiges, wenn B. sprach. Begabt mit einem ungeheueren Gedächtnisse, das er von Jugend auf zu üben und auszubilden verstanden hatte, vermochte er ohne Mühe nicht nur die gesamte deutsche Litteratur zu überblicken, nein, im gleichen Masse war er auch bewandert in den Litteraturen der Engländer, Franzosen, Italiener, und nicht zum mindesten in der Kenntnis des klassischen Altertums, die so eingehend und gründlich war, dass er nur allzuhäufig Philologen von Fach reichliche Belehrung angedeihen lassen und Irrtümer verbessern konnte. Dieses Wissen im Bereich des antiken Geisteslebens, das er für die einzige und unumgängliche Grundlage für das Studium der neueren Litteratur hielt, und das er von seinen Schülern mit hartnäckiger Strenge forderte, verdankte er nicht zum mindesten dem Einfluss seines ebenfalls hochbedeutenden Bruders Jacob, der als Professor und Oberbibliothekar in Bonn wirkte. Indem er so in seinem Geiste die herrlichen Schöpfungen aller Länder und Zeiten fortwährend gegenwärtig hatte, ergab sich für seine Vor-

lesungen ein Gesamtbild der dichterischen und wissenschaftlichen, kurz der gesamten geistigen Entwickelung einer Nation. Dabei waren ihm die Werke derjenigen Meister, die vor allem das geistige Leben ihres Volkes beeinflusst hatten, aufs innigste vertraut, alle einschlägigen Citate waren ihm so geläufig, dass es ihm leicht wurde, die treffendsten Parallelen zwischen den Persönlichkeiten und ihren Werken zu ziehen. Aber was B. bot, war nicht eine kalte Wiedergabe dessen, was er durch jahrzehntelange Arbeit zu seinem geistigen Eigentum gemacht hatte, durch sein rednerisches Talent, unterstützt durch sein herrliches, nie versagendes Organ, fühlte sich der Hörer in die Zeiten versetzt, da Dante und Ariost ihre unsterblichen Dichtungen schufen, vor seinem Auge erhoben sich die Persönlichkeiten Klopstock's, Schiller's und Goethe's zu ungeahnter Grösse, er ward aufs eingehendste vertraut mit den künstlerischen Richtungen, die Shakespeare und Milton in England, Corneille und Racine in Frankreich den poetischen Schöpfungen ihrer Heimat gegeben haben. Der Kenner der Weltlitteratur war und blieb zugleich ein wahrhaft patriotischer Mann, der abhold war allen particularistischen Bestrebungen. Wie leuchtete sein Auge, wenn er auf den Einfluss Kant's am Beginn der Befreiungskriege, wenn er auf Fichte's Reden zu sprechen kam; mit Begeisterung wiederholte er Goethe's Schlussworte aus dem Epimenides, die Deutschlands Befreiung aus dem Joch der Knechtschaft jubelnd verkünden. Als er im Jahre 1883 von der Stadt München aufgefordert wurde, bei dem am Geburtstage des Kaisers gegebenen offiziellen Festdiner das Wohl des Königs Ludwig II. auszubringen, kam er diesem Wunsche nach, indem er den Anteil des Herrschers an dem nationalen Werk auf das rühmendste hervorhob. In der gleichen Rede ward der kunstsinnigen Freundschaft des Königs für die Werke Richard Wagner's gebührende Erwähnung gethan, wie überhaupt B. jede Gelegenheit wahrnahm, des berühmten Komponisten, zu dessen »Vertrauten« zu zählen er sich rühmen konnte, in dankbarer Verehrung zu gedenken. Zumal am 14. Februar 1883, am Tage nach Wagner's Tode, gab er der Trauer um das Hinscheiden jenes Gewaltigen richtigen Ausdruck. Ueberhaupt benutzte B. manchmal die Gelegenheit, am Beginn der Stunde, oder anknüpfend an den Rahmen seiner Vorlesung einen bedeutungsvollen Tag zu feiern, so am 26. April 1887 die hundertste Wiederkehr von Ludwig Uhland's Geburtstag; auch unterliess er es niemals, am 18. Januar seine Schüler auf die Gründung des Deutschen Reiches hinzuweisen.

So war seine Thätigkeit an der Universität eine gesegnete und erspriessliche, aber, da er die meiste Zeit des Tages mit Vorbereitung zu seinen Vorlesungen, oder in trautem strengwissenschaftlichen Verkehr mit anhänglichen Schülern und gleichgesinnten Freunden verbrachte, gewann er wenig Musse zu schriftstellerischer Thätigkeit. Bereits in Leipzig war er von dem bekannten Buchhändler und Sammler Salomon Hirzel zur Herausgabe der sämtlichen von Goethe herrührenden Dichtungen und Briefe während der Jahre 1764—76 aufgefordert worden. In einer längeren Einleitung rechtfertigte er den Zweck dieser Sammlung, die, 1875 in drei Bänden erschienen, ein glänzendes Zeugnis für die Sorgfalt der Herausgeber ablegt. Kurz darauf erschien ein, für die allgemeine deutsche Biographie verfasstes »Leben Goethe's«, welches auf allgemeinen Wunsch auch gesondert, zusammen mit einer kurzen Biographie Gottsched's veröffentlicht wurde, (1879), und infolge seiner Schärfe und Reichhaltigkeit grossen Beifall fand. Ausserdem besorgte der Forscher die Herausgabe des von Schlegel und auf Veranlassung Tieck's von Baudissin und Do-

rothea übersetzten Shakespeare, zu dessen 2. Auflage er vor wenigen Jahren ein umfangreiches Nachwort verfasste, in dem er nochmals aufs schärfste dem Gesamtnamen »Schlegel-Tieck'scher Shakespeare« zu Leibe rückte. Auch auf dem Gebiet des dritten grossen Dichters, der neben den beiden Erwähnten seinen Geist stets beschäftigte, wurde er thätig. So veranlasste er 1881 die Festausgabe der von Voss hundert Jahre zuvor übersetzten Odyssee, der er ebenfalls eine gehaltvolle Einleitung vorausschickte. Ausser diesen drei Einleitungen und den erwähnten kleinen Biographien hat er — von einigen, auch grösseren Aufsätzen in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung abgesehen — als Dozent nichts veröffentlicht, nicht einmal den 1889 in Weimar anlässlich der Goetheversammlung gehaltenen Vortrag über die Farbenlehre, dessen Erscheinen sehnlich erwartet wurde.

Trotz allem waren seine Schüler und Freunde schmerzlich überrascht, als B. im Herbst 1889 seine Entlassung forderte und sein Gesuch damit begründete, dass er nunmehr seine Lehre auch in geschriebenem Wort für dauernd festzulegen beabsichtigte. Eine von Erich Schmidt verfasste, von einer grossen Anzahl von Gelehrten unterschriebene Adresse begrüsste jedoch diesen Schritt mit freudigen Erwartungen wachsender litterarischer Wirksamkeit B.'s. Als B. 1890 nach Karlsruhe übersiedelte, ward ihm die Freude zu Teil, dass ihm von verschiedenen, meist schon älteren Schülern gelegentlich seines 60. Geburtstages eine Festschrift gewidmet wurde. Unter diesen befinden sich von Dozenten Bodmer, Golther, Simonsfeld, Vollmöller, Wittkowski, Wunderlich, Max Koch, Wölfflin und andere.

Aber die allseitigen Hoffnungen sollten sich nicht erfüllen. Es ist bereits erwähnt worden, dass sich wohl schon damals der Keim zu seinem Leiden fühlbar machte. Noch einmal (1892) sprach er vor grösserer Versammlung, als in Karlsruhe das Denkmal Scheffel's enthüllt wurde, bei welcher Gelegenheit die Stadt ihn als den Würdigsten, die Festrede zu halten, erwählt hatte [1]. Im nächsten Jahre veröffentlichte er den 1. Band seiner gesammelten Schriften, der jedoch nur zwei neu entstandene Aufsätze brachte. Mehr und mehr zog er sich in sein stilles Heim zurück, wo er unter seinen Büchern bis spät in die Nacht hinein arbeitete, aber leider nur immer, um seinen eigenen ungestillten Wissensdurst zu befriedigen. Grosse Freude gewährte es ihm, wenn er einem Jüngeren durch seine Anregungen förderlich sein konnte, und gar viele haben dauernd Grund, ihm dafür dankbar zu sein. Viel beschäftigte er sich in den letzten Jahren mit Homer, dann mit Wordsworth, dessen Vernachlässigung in Deutschland ihn stets geschmerzt hatte, und er beabsichtigte, letzterem in einem umfassenden Werk die verdiente Anerkennung zu verschaffen. Aber im Frühling des vergangenen Jahres zeigte sich ein Herzleiden, das mit unerwarteter Schnelligkeit sich verschlimmerte. Die sorgsamste Pflege vermochte nicht, die hereinbrechende Katastrophe aufzuhalten.

Solange der Deutsche Sinn und Begeisterung für die Werke seiner Grossen hat — und dieser Sinn wird niemals schwinden, bildet er doch das eigenste Besitztum des deutschen Volksgeistes —, solange wird auch an deutschen Universitäten deutsche Litteraturgeschichte gelehrt werden. Sie hat sich die Aufgabe gestellt, das Werden des Geistes darzustellen, in dem die Litteratur unseres Volkes sich fortwährend offenbart. Mit dieser Definition hat Michael

[1]) Bernays hat sie in unseren »Biographischen Blättern«, die er seiner ständigen Mitarbeit würdigte — Band I, Heft 1, 1895 — veröffentlicht. D. H.

B. in seinen Collegien die wissenschaftliche Erklärung der von ihm vertretenen Studien begonnen: seinem Wege, der auf die Höhen der Menschheit zu führen bestimmt war, sind im Laufe der Zeit Generationen von Schülern gefolgt, von denen wieder viele selbst als Dozenten im Sinne des entschlafenen Lehrers fortwirken.

Drum lebt er auch nach seinem Tode fort
Und ist so wirksam, als er lebte,
Die gute That, das schöne Wort,
Es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.

Hermann Uhde.

Hugo Bürkner

von

Dr. K. Bürkner.

Es ist ein schöner Vorzug der bildenden Künste, dass ihre Schöpfungen in den weitesten Kreisen der Mitwelt nicht allein sondern auch der Nachwelt auf Sinn und Gemüth zu wirken im Stande sind. Während der Gelehrte, mögen seine Forschungen auch von der grössten wissenschaftlichen und wirthschaftlichen Bedeutung sein, ja vielleicht auf einem Gebiete des öffentlichen Lebens geradezu eine Umwälzung herbeiführen, doch fast immer unmittelbar nur für eine verhältnismässig kleine Gemeinde verständlich wird, ruft des Malers, des Bildhauers Darstellung bei jedem Beschauer irgendeine mehr oder weniger bestimmte Vorstellung hervor, gerade wie auch des Dichters Wort selbst im beschränkten Geiste Empfindungen zu wecken, wie des Tonsetzers Weise bei jedem Hörer einen lebendigen Widerhall zu finden vermag.

Aber auch unter den bildenden Künstlern besitzen jenen Vorzug keine in so hohem Maasse wie diejenigen, welche sich die Vervielfältigung von bildnerischen Werken zur Aufgabe machen. Mit vollem Rechte ist namentlich der Holzschnitt als die volksthümlichste der Künste bezeichnet worden; ist doch gerade das Messer des Formschneiders berufen, die Schöpfungen des Stiftes, des Pinsels, des Meissels, welche im Urbilde nur wenigen Bevorzugten zugänglich bleiben, in einer ungemessenen Zahl von Abdrücken in alle Welt zu zerstreuen, in Verbindung mit dem Buchdrucke dem todten Worte Leben zu verleihen und damit der Wissenschaft nicht minder als der Kunst unschätzbare Dienste zu leisten.

Wohl wenige Meister der Griffelkunst haben durch die Zahl und den Werth ihrer mühsamen Arbeiten in so hohem Grade zur Verbreitung wahrhaft künstlerischer Werke beigetragen, und wohl keiner von ihnen hat in der neueren Zeit auf die Entwickelung des Holzschnittes in der seiner Handhabung entsprechenden Eigenart so tiefgreifend eingewirkt, wie der am 17. Januar 1897 aus dem Leben geschiedene langjährige Vertreter der Holzschneidekunst an der Dresdener Akademie, Hugo Bürkner. Durch ihn trat, wie A. Hagen in seiner »Deutschen Kunst unseres Jahrhunderts« (I, 434) sagt, »die neue Formschneidekunst in das rechte Entwickelungsalter, indem sie sich

in den Grenzen eines Albrecht Dürer und Hans Holbein hält und den Bildern durch eine kernhafte Entschiedenheit ein volksmässiges Aussehen giebt«.

Weshalb gerade Hugo Bürkner befähigt war, in einer so entscheidenden Weise für die Wiederbelebung des Holzschnittes einzutreten, wird durch den künstlerischen Entwickelungsgang des Meisters erklärt.

Hugo Leopold Friedrich Heinrich Bürkner wurde am 24. August 1818 in Dessau geboren, wo sein Vater Polizeidirector war. Mit einem fröhlichen Kreise von Geschwistern wuchs er in dem Elternhause heran, dessen einfache, behagliche Lebensführung zu der schlichten und milden Entwickelung seiner Sinnesart den Grund legte. Wie seine Brüder so erging sich auch Hugo mit besonderer Vorliebe in allerlei Leibesübungen, die er, soweit es anging, auch noch im höheren Alter gern pflegte. Nicht minder fanden künstlerische Bestrebungen Eingang in's Vaterhaus; so wurde das einhellige Zusammenleben durch musikalische Genüsse verschönt; und da sämmtliche Brüder ausgesprochene Anlagen zum Zeichnen und Malen verriethen, so wurde manche arbeitsfreie Stunde höheren Zielen gewidmet. Besonderen Werth legte der Vater auf die Entwickelung der Handfertigkeit, und mit Dankbarkeit hat der Meister es anerkannt, dass die in der Kindheit geübten Buchbinder- und Tischlerarbeiten ihm in späteren Jahren sehr zu Statten kamen.

Eine Reihe von Jahren besuchte Hugo Bürkner das Gymnasium seiner Vaterstadt, welches er Michaelis 1835 mit der Reife für Obersecunda verliess. Schon während der Schuljahre regte sich in ihm der Künstler: einer seiner Jugendfreunde berichtet, Hugo habe in der Schule in alle Tische und Bänke geschnitten, auch habe ihn einst der Mathematiklehrer, während die Classe mit der Lösung einer gestellten Aufgabe beschäftigt gewesen sei, dabei ertappt, wie er sein, des Lehrers, Bildniss gezeichnet habe. »Das scheint ja recht ähnlich zu werden«, habe er gesagt, »wenn Du fertig bist, gieb es mir.«

So war auch die Zeichenstunde, welche im Gymnasium der Hofmaler Beck ertheilte, dem Schüler besonders lieb; für die alten Sprachen war bei ihm weniger Theilnahme vorhanden, doch blieben auch von diesen für das spätere Leben noch ganz ansehnliche Kenntnisse haften.

Wie die meisten Knaben verrieth Hugo Bürkner schon frühzeitig eine grosse Vorliebe für Pferde; dieselbe ging bei ihm indessen so tief, dass er einen Beruf zu ergreifen wünschte, welcher eine tägliche Ausübung des Reitens bedingen sollte. Seinem Drängen nachgebend liess der Vater ihn im October 1835 in den herzoglichen Marstall als Schüler eintreten, damit vielleicht einmal ein Hofstallmeister aus ihm werden möchte. So stolzirte denn der Jüngling, von manchem seiner bisherigen Mitschüler beneidet, in Lederhosen und kurzem Reitfrack und fand ein hohes Vergnügen darin, sich auf den feurigsten Rossen zu tummeln.

Indessen empfand Bürkner bald, dass sein wahrer Beruf nicht in der Reitbahn zu suchen sei, da ihn wohl die kräftige Leibesübung und die Schönheit der edlen Pferde erfreute und unterhielt, eine dauernde Befriedigung als Lebensaufgabe aber keineswegs gewähren konnte. Schon während er der Reitkunst mit ausgezeichnetem Erfolge nachging, verbrachte er viele Stunden mit Uebungen im Zeichnen, und bereits zu Neujahr 1836 war es für ihn beschlossene Sache, dass er Maler werden wolle. Nach einer mehrmonatlichen Lehrzeit gab er daher das Reiten als Beruf auf, wenn er auch später noch gern und so oft sich Gelegenheit bot, in den Sattel gestiegen ist und die Freude an Pferden bis in's höchste Alter bewahrt hat.

Durch einen Zufall wurde Bürkner schon in jener Zeit der Holzschneidekunst zugeführt: Der Vater hatte ein nach seinem Dienstsiegel in Holz geschnitztes Petschaft beschlagnahmt, welches dem geschickten Verfertiger zur Fälschung von Ausweispapieren dienen sollte. Der ältere Bruder Hugo's, welcher dieses Corpus delicti sah und nachahmungswerth fand, versuchte sich an dem gleichen Gegenstande, und seine Leistung fiel so gut aus, dass sie von dem gestrengen Polizeidirector sogleich vernichtet wurde. Indessen hatte auch Hugo in diesem Versuche eine Anregung gefunden, welche für ihn von der grössten Bedeutung werden sollte. Er begnügte sich nun nicht allein mit dem unter Leitung seines Lehrers mit vollem Eifer aufgenommenen Zeichnen, sondern ging daran, ohne jede Unterweisung und mit keinem anderen Werkzeug als seinem Taschen- und Federmesser Holzschnitte herzustellen, welche er mit der Stempelpresse aus des Vaters Kanzlei druckte. Mancher Bauklotz aus dem alten birnhölzernen Familienbaukasten wurde zu diesen mit Ernst betriebenen Uebungen verwendet, und so ist auch der älteste Holzstock, welchen der Meister aufbewahrt hat, ein auf einen solchen Klotz, und zwar in's Langholz, geschnittenes Kosakenpferd (1836), das er aus einem Bilderbuche nachgezeichnet hatte.

Da diese ersten Versuche überraschend gut gelangen, so stattete der Vater den angehenden Künstler mit einigen nothdürftigen Werkzeugen aus, und mit diesen versehen begab sich Hugo Bürkner an die Nachbildung von alten Holzschnitten Schäuffelin's und Dürer's, welche der Hofmaler Beck ihm lieh. Er ahmte das Kräftige und Bestimmte in der Linienführung seiner Vorbilder mit solcher peinlichen Genauigkeit und mit so verständnisvoller Wahrung ihrer Eigenart nach, dass an seinem ungewöhnlichen Geschick und seiner jeder Probe gewachsenen Ausdauer nicht gezweifelt werden konnte.

So gab denn der Vater, nachdem Hugo fast zwei Jahre lang in Dessau gezeichnet und zahlreiche alte Blätter in wahrhaft künstlerischer Abrundung in Holz nachgeschnitten hatte, seine Einwilligung zum Besuche einer Kunstakademie; denn in der Heimath, das war wohl nicht zu verkennen, war zur Ausbildung künstlerischer Anlagen keine hinreichende Gelegenheit geboten. Die Wahl fiel auf Düsseldorf.

Am 1. November 1837 trat Hugo Bürkner seine Reise an. Er wanderte meist, und zwar bei dem schlechtesten Wetter, zu Fusse, benutzte nur gelegentlich ein Lastfuhrwerk, zuletzt stellenweise die Post. Der Weg, welcher über Merseburg, Heiligenstadt, Cassel, Arolsen und Elberfeld führte, wurde in zehn Tagen zurückgelegt, und am 10. November traf der Wanderer in Düsseldorf ein, dessen Kunstakademie damals unter Wilhelm Schadow's Leitung in lebhaftem Emporblühen begriffen war. In Karl Sohn's Werkstatt gab sich der junge Künstler nun zwei Jahre hindurch mit Eifer und, wie noch erhaltene Studien aus jener Zeit beweisen, mit Gewissenhaftigkeit und Geschick den Uebungen in der Malerei hin. Indessen liess er daneben, obwohl er Maler zu werden beabsichtigte, seine in der Heimath mit so schönem Erfolge begonnene Beschäftigung im Holzschneiden keineswegs ruhen, führte vielmehr, wenn er die Palette bei Seite gelegt hatte, auch jetzt eine Reihe von Schnitten, besonders nach Dürer'schen und Behaim'schen Blättern, mit gründlichster Nachahmung der Vorlagen aus. Nicht ohne Nutzen war es für ihn, dass er seine Wohnung bei einem ehrsamen Tischlermeister (namens Wüst auf der Ratinger Strasse) aufgeschlagen hatte, welcher ihm manche wohl zu verwerthende Anleitung für die Behandlung des Holzes gab.

Das Herausheben grösserer Flächen zwischen den stehenbleibenden Linien der Zeichnung, das dem jungen Selbstlehrer bei seiner Arbeit mit dem einfachen Messer früher Schwierigkeiten bereitet hatte, ging nun viel leichter von Statten.

Unter den Kunstjüngern, mit welchen das gemeinsame Streben Hugo Bürkner in Düsseldorf zusammenführte, waren es vorzugsweise Eduard Bendemann und Julius Hübner, beide Schüler von Wilhelm Schadow, denen jener sich anschloss. Eine Frucht dieser Freundschaft war es auch, wenn einer seiner ersten Holzschnitte, welche den Weg in die Oeffentlichkeit fanden, eine Zeichnung von Hübner vervielfältigte. Die saubere Ausführung dieses Schnittes so wie der früher und gleichzeitig entstandenen Blätter verschaffte dem eifrig weiter strebenden Künstler alsbald grössere Aufträge; und als Bürkner in den Jahren 1838 und 1839 mit der Bearbeitung mehrerer Abbildungen zu der »Illustrirten Geschichte der Deutschen Kunst« des Grafen Raczynski (Arabeske und Schweinsjagd nach Wach, Jahreszeiten nach Daege, Tag und Nacht nach Thorvaldsen) betraut wurde, an deren bildnerischer Ausschmückung nur die bekanntesten und bewährtesten Formschneider jener Zeit mitwirkten, reifte in dem Schüler der Malerwerkstatt der Entschluss, der weiteren Uebung mit Palette und Pinsel — zum Bedauern des Lehrers — zu entsagen und der Kunst in erster Linie durch Vervielfältigung ihrer Schöpfungen zu dienen.

In diesem Vorhaben hielt es der gewissenhafte Künstler für angezeigt, obwohl er bereits einen vortheilhaft bekannten Namen besass, sich zur Vervollkommnung seiner aus eigner Kraft und ohne Kenntnis des fachmännischen Verfahrens herausgebildeten und mittelst der ursprünglichsten Werkzeuge ausgeübten Kunstfertigkeit mit den neueren Hülfsmitteln und der aus England herübergenommenen Behandlungsweise des Holzstockes bekannt zu machen. Er reiste deshalb im December 1839 auf drei Wochen nach Berlin, um sich bei dem damals als besonders tüchtig anerkannten Fr. W. Gubitz zu unterrichten. Allein dieser Meister verhielt sich dem jüngeren Fachgenossen gegenüber ablehnend, während sein Schüler F. L. Unzelmann, welcher besonders durch die Wiedergabe der Zeichnungen von A. Menzel bekannt geworden ist, mehr Entgegenkommen zeigte. Mag sich Bürkner nach mehr als dreijährigem Selbstunterricht während seines kurzen Aufenthaltes in Berlin Manches von Unzelmann's Arbeitsweise angeeignet haben, so dürfte doch die Bezeichnung, welche sich in J. F. Hoff's Buch über Ludwig Richter findet, dass er »Schüler von Unzelmann« gewesen sei, kaum gerechtfertigt erscheinen.

Ein entscheidender Wendepunkt im Leben Bürkner's wurde durch seine im März 1840 erfolgte Uebersiedelung nach Dresden herbeigeführt. Zu dieser entschloss sich der junge Künstler, um nicht von seinen Freunden Eduard Bendemann und Julius Hübner getrennt zu werden, welche an die Dresdener Kunstakademie berufen worden waren und für deren bildliche Ausstattung des Nibelungenliedes er einen grossen Theil der Holzschnitte übernommen hatte.

In der sächsischen Hauptstadt, welche mit ihren unermesslichen Kunstschätzen immer neue Anregungen bot, entfaltete Bürkner nun sofort eine überaus reiche Thätigkeit. Der geschäftliche und gesellige Verkehr mit gleichgesinnten Künstlern wurde ebenso für ihn wie durch ihn zu einer unversieglichen Quelle der Arbeit und der Erfrischung. Hier wurde unser Künstler auch mit dem um fünfzehn Jahre älteren Meister Ludwig Richter bekannt,

mit welchem er bis an dessen Lebensende durch innige Freundschaft und durch gemeinsames Schaffen verbunden geblieben ist.

Ueber das gesellige Leben des damaligen Dresdener Künstlerkreises, zu welchem ausser Eduard Bendemann, Julius Hübner, Ludwig Richter, Hugo Bürkner auch Adolf Ehrhardt, Theoder von Oër, Hermann Plüddemann, Robert Reinick, Alfred Rethel u. A. gehörten, schreibt Richter in seinen »Lebenserinnerungen eines Deutschen Malers« (S. 345):

»Die meisten Vorgenannten trafen sich allabendlich in einem Kaffeehause, in welchem auch Peschel, Oehme, Otto Wagner und ich uns einzufinden pflegten. Aus diesem zufälligen Zusammenfinden bildete sich ein Gesellschaftskreis, der in einem gemietheten Locale regelmässig einmal wöchentlich sich vereinigte und gegen zwanzig Jahre lang in jedem Winter sich erneuerte.

In den ersten Jahren seines Bestehens war monatlich ein Componirabend festgesetzt worden, wo jeder Theilnehmer eine Composition mitbringen musste, an welcher von Allen die vielseitigste Kritik geübt wurde. Diesen Abenden verdanken die bei Wigand erschienene »Ammenuhr« und das »ABC-Buch Dresdener Künstler« mit Text von Reinick ihre Entstehung. Durchs Loos wurde der zu illustrirende Stoff einem Jeden zugetheilt, von der »Ammenuhr« die Verse, vom »ABC-Buch« die Buchstaben des Alphabetes.«

»Eine andre Gesellschaft hatte sich zu jener Zeit zusammengefunden, die sogenannte Montagsgesellschaft, an welcher sich litterarische und künstlerische Kräfte betheiligten: Auerbach, Gutzkow, Klaus Groth u. A. . . .«

In beiden geselligen Vereinen hat Hugo Bürkner als eines der anregendsten Mitglieder lange Zeit verkehrt. Auch mit Robert Schumann, Felix Mendelssohn-Bartholdy, Ferdinand Hiller hatte sich ein freundschaftlicher Umgang angebahnt, welcher dem jungen Künstler bei seinen Neigungen zur Tonkunst höchst erspriesslich wurde.

Zu den in den ersten Jahren seiner Dresdener Thätigkeit von Bürkner mit Holzschnitten versehenen Werken gehören die schon erwähnte bei G. Wigand erschienene Nibelungen-Ausgabe, zu welcher der Künstler (1840—1841) eine grössere Anzahl von Stöcken lieferte, der Sächsische Volkskalender von G. Nieritz (von 1842 an), Musaeus' Volksmährchen (1842), die oben erwähte Ammenuhr (1843), die Alten und neuen Studentenlieder (1844), das »ABC-Buch Dresdener Künstler« (1845), die von Richter mit Bildern geschmückten Volkslieder (1846) und viele andere Werke. Nach fast ausschliesslich eigenen Zeichnungen stattete Bürkner im Jahre 1844 die Erzählung »Paul und Virginie« von Saint Pierre (Deutsch von A. Kaiser) aus. Alle diese Bücher gehören zu den besten und beliebtesten Bilderwerken, welche in jener Zeit erschienen und noch heute von vielen Kunstsinnigen hochgeschätzt sind.

Die grössten Verdienste um die Verbreitung solcher mit wirklich künstlerischem Bilderschmuck ausgestatteter Bücher haben sich neben Hugo Bürkner der feinsinnige Verlagsbuchhändler Georg Wigand in Leipzig, bei welchem die Mehrzahl jener Werke erschienen ist, und der damals gerade die Gunst der weitesten Kreise gewinnende Ludwig Richter erworben, von welchem eine erstaunliche Menge der vorzüglichsten Beiträge herrührten.

Gerade mit und für Ludwig Richter hat Hugo Bürkner vier Jahrzehnte lang zum Segen der deutschen Kunst gewirkt. »Wenn man Richter den Ruhm nicht versagen kann, mit seinem Zeichenstifte den deutschen

Holzschnitt aus seinem Winterschlafe geweckt zu haben (sagt J. E. Wessely in den »Graphischen Künsten« 1885 Heft 1), so nimmt Bürkner mit seiner Schule den weitgehendsten Antheil an diesem Ruhme.«

Ueber 500 Blätter hat Bürkner nach Richter geschnitten oder von seinen Schülern und Gehülfen schneiden lassen, und einen grossen, wohl den grössten Theil davon vorher nach den Urbildern auf den Holzstock übertragen; und für diese zeichnerische Thätigkeit ist L. Richter seinem Freunde umso dankbarer gewesen, als ein langwieriges Augenübel ihm selbst die Ausführung seiner Blätter in den letzten Lebensjahren unmöglich machte.

Bürkner sagt (bei J. F. Hoff: Adrian Ludwig Richter): »Während ich die Aufzeichnungen in den letzten Werken Richter's ziemlich vollständig ausführte, z. Th. sogar nach unfertigen Entwürfen, habe ich bei früheren Blättern oft nur das Figürliche (resp. mit Interieurs) vollständig gezeichnet, während Richter das Landschaftliche (wozu er weniger scharf zu sehen brauchte) vollständig selbst hinzufügte. Bei anderen Blättern habe ich das Ganze so vorgezeichnet, dass Richter mit weniger eigener Nachhülfe die Zeichnung fertig stellen konnte; bei ganz vereinzelten Blättern habe ich vielleicht selbst nur die Pause geliefert. Durchgängig haben jedoch meine Aufzeichnungen seiner Revision unterlegen, und er hat Köpfchen und was ihm sonst nothwendig schien und besonders das, was ich ihm (als fraglicher Art) dazu nur durch leise Aufzeichnung präparirte, fertig gemacht. Es würde somit sehr schwer sein, meine Mitwirkung dabei vollständig zu detailliren und festzustellen. Immerhin geben meine Pausen sicheren Anhalt. Auch zu früheren rein illustrativen Bildern, z. B. schon zu Musäus und mehreren Jahrgängen der Spinnstube, habe ich ähnlich mitgewirkt. Im Grunde kommt es speziell wohl auch nicht viel darauf an, und wenn überhaupt festgestellt bleibt, dass ich vielfach das Glück und die Ehre hatte, in der dargestellten Art an diesen Illustrationen mitzuwirken, so ist das auch für Sammler und für die »Geschichte« wohl ausreichend.« Kein Wunder, wenn Wessely in seinem oben erwähnten Aufsatze fragt: »Wo hört nun Richter auf und wo fängt Bürkner an?«

Je uneingeschränkter die Verdienste Bürkners um die Herstellung und Verbreitung der Richter'schen Zeichnungen von sachkundiger Seite und nicht zum wenigsten von Richter selbst anerkannt worden sind, umso auffallender muss es erscheinen, wenn P. Mohn in seiner Lebensbeschreibung Ludwig Richters (in den Künstler-Monographien von H. Knackfuss) den Namen Bürkner nur einmal ganz nebenbei unter andren Holzschneidernamen erwähnt, ohne auf den Antheil des Meisters an Richters Werken auch nur flüchtig einzugehen. Hebt Mohn die Betheiligung seines Schwiegervaters A. Gaber, der ein Schüler von Bürkner war, ausdrücklich hervor, so hätte wohl der langjährige Freund und Mitarbeiter Richters, ohne dessen Vermittelung der letztere voraussichtlich weder seine Volksthümlichkeit, noch seinen befruchtenden Einfluss auf die Holzschneidekunst erlangt haben würde, eine gerechtere Würdigung verdient.

Die angestrengte Thätigkeit liess dem Meister Bürkner ausserhalb des geselligen Abendverkehrs mit seinen Kunstgenossen nur wenig Zeit zur Erholung. Zwar führten ihn Berufsgeschäfte mitunter auf einige Tage nach Leipzig, Familienereignisse im elterlichen Hause nach Dessau; grössere Reisen aber hat Bürkner in den ersten Jahren nur zweimal unternommen. 1841 besuchte er von Mitte Juli bis Mitte September mit Bendemann das Bad

Ostende und die Städte Gent, Antwerpen, Brüssel und im folgenden Jahre reiste er mit seinen Freunden Gustav Metz und Felix Schadow über Prag, Linz, Ischl, Salzburg, Gastein nach Innsbruck und München, wo die Werkstätten der berühmtesten Zeitgenossen besucht und anregende Bekanntschaften angeknüpft wurden.

Das Jahr 1846 brachte unsrem Künstler als wohlverdienten Lohn für seine in den Dienst der wahren Kunst gestellten Bemühungen eine akademische Anstellung. Die maassgebenden Kreise konnten sich nämlich der Erkenntnis nicht länger verschliessen, dass die seit langer Zeit daniederliegende, für Kunst und Wissenschaft gleich wichtige Holzschneidekunst einer kräftigen Unterstützung von Staatswegen bedürfe. In der That müssen die Zustände vor den vierziger Jahren, wie aus einer Schilderung von F. Eggers im Deutschen Kunstblatt (6. Decb. 1855) hervorgeht, traurig gewesen sein. Eggers schreibt:

»Bis dahin waren einige nach Leipzig gekommene Engländer und Franzosen die hauptsächlichsten Arbeiter der Illustrationen gewesen. Sie betrachteten es als ein einträgliches Geschäft und liessen sich ihre Sachen theuer bezahlen. Die Leipziger Buchhändler drangen daher bei der königl. Sächsischen Regierung auf die Gründnng einer Unterrichtsanstalt für Formschneider. Ehe diese eingerichtet werden und emporblühen konnte, hatten die Leipziger Anstalten von E. Kretschmar und Flegel schon einen siegreichen Kampf gegen die fremden Grabstichel begonnen; immer aber blieb es von grosser Wichtigkeit und sehr wünschenswerth, für die Bewahrung der Kunst, die im fabrikmässigen Betriebe des Illustrationsgeschäftes leicht von ihrer Würde einbüssen konnte, eine Pflanzstätte zu gründen. Dies geschah denn im Jahre 1846, und Bürkner wurde als Lehrer der Holzschneidekunst an der Akademie der Künste in Dresden angestellt. Die einst so geliebte Malerei trat nun ganz in den Hintergrund. Freilich hatte sie dem Künstler den wichtigen Dienst erwiesen, dass er, so zu sagen, von oben herab zu seiner Beschäftigung gekommen ist und dadurch die sicherste Gewähr hatte, inmitten der oft mechanischen Beschäftigung des Holzschneiders ein wahrer Künstler zu bleiben.«

So eröffnete denn B., am 1. Juli zum Lehrer an der Akademie berufen, am 15. Juli 1846 seine Künstlerwerkstatt, in welcher im Laufe der Jahre etwa 50 Schüler zu tüchtigen Holzschneidern herangebildet worden und aus welcher bis zum Jahre 1892 ungefähr 11 000 Holzschnitte hervorgegangen sind.

»B. hatte (wie Eggers a. a. O. schreibt) in seiner Schule bald Gelegenheit genug, zu bemerken, wie die Mehrzahl der jungen Leute, welche sich dem Formschneiden widmen, wohl für den handwerklichen Theil ihrer Kunst, nicht aber dafür gebildet sind, eine Zeichnung auf die geeignete Weise auf den Holzstock zu übertragen. Dies zu lehren, darauf richtete er seine ganze Aufmerksamkeit, denn es liegt ihm vor Allem am Herzen, dass seine Kunst nicht in den Händen Unberufener verwahrlose und zurückschreite. Nicht er will durch die Holzschnitte wachsen, der Holzschnitt soll durch ihn womöglich wachsen, wenigstens in seiner ganzen Reinheit und Keuschheit bewahrt bleiben vor Uebergriffen in andere Gebiete.«

Wie ernst es der Meister mit seiner Kunst nahm, kann man aus einem Rundschreiben erkennen, welches er in dem »Journal für Buchdruckerkunst« (1846 No. 21) veröffentlicht hat. Es heisst darin:

»Nach der Wiederbelebung des Holzschnittes, der die natürlichste und ursprünglichste Verwandtschaft mit dem Buchdruck hat, ist die artistische Ausstattung der Bücher in stetem Wachsen geblieben. Leider müssen wir aber gestehen, wenn wir unsere jetzigen Producte dieser Art — zumal in Erinnerung der Fortschritte, welche in der Technik gemacht wurden — betrachten, dass wir noch wenig besitzen, was mit den ersten Leistungen dieses Kunstzweiges in Vergleich zu ziehen sein dürfte. Die unselige unbedingte Nachahmerei der Franzosen und Engländer, die hier entschuldbar ist, da wir von jenen die neue Anregung zu diesem Fache erhielten, hat unsere ganze Richtung verrückt, schöne Kräfte schmählich verschwendet und eine selbstständige Entwickelung nur zu lange zurückgehalten.« . . . Wiederholt macht B. in seinem Rundschreiben ferner darauf aufmerksam, »dass er nur auf solche Aufträge eingehen wird, welche eine wirklich künstlerische Ausführung beanspruchen, versichert dabei jedoch jede nur mögliche Accommodation an die ihm nicht unbekannten Interessen der Verleger und an die Art des Unternehmens.«

Einem so zielbewussten Streben konnten schöne Erfolge nicht vorenthalten bleiben. — Zahlreiche Künstler wandten sich an den Meister, um ihre Schöpfungen von seiner erprobten Hand vervielfältigt zu sehen. »Man kann sagen, dass das sichere und tüchtige Mittel der Vervielfältigung erst die Meister hervorrief. So wurden L. Richter, E. Hasse u. A. dazu angeregt, den Illustrationsstift in die Hand zu nehmen, und es konnte bei der lebendigen Thätigkeit, die sich entwickelte und welche in den Büchern aus allen Sphären der Wissenschaft und des Lebens die Zeilen wie lockeres Erdreich auseinanderriss und den lebendigen Baum bildlicher Darstellung für die Anschauung daraus hervorwachsen liess, nicht fehlen, dass die Dresdner Schule bald einen hervorragenden Rang unter den Deutschen Formschneidewerkstätten einnahm. Gaber, der eine Stütze dieser Schule geworden ist und eine eigene Werkstatt in Dresden gegründet hat, ist ein Schüler Bürkner's.«

Bald häuften sich die Aufträge derart, dass es dem Begründer der Schule nicht mehr möglich war, die Holzschnitte eigenhändig auszuführen; seine eigene Thätigkeit beschränkte sich bald, schon vom Jahre 1851 an, im Wesentlichen auf die Uebertragung der Vorbilder auf das Holz und auf die Verbesserung der von seinen Schülern und Gehülfen geschnittenen Stöcke: Kein Holzschnitt ist aus der Werkstatt hervorgegangen, welcher nicht von der ausfeilenden Hand des Meisters überarbeitet worden wäre. Dabei war es B.'s bescheidene Gepflogenheit, den fertigen Schnitt nicht mit seinem, sondern mit des ausführenden Formschneiders Namen bezeichnen zu lassen. »Ich habe nie (sagt er bei Hoff a. a. O.) von meinen Gehülfen meine Firma unter die für und durch mich gearbeiteten Blätter setzen lassen, obwohl sie alle meiner ganz speziellen holzschneiderischen Correctur unterlagen. So ist auch der grösste Theil der Blätter von Oertel und Günther und Richter eigentlich aus meinem Atelier hervorgegangen, wie Alles was Zscheckel, Gocht, Steinbrecher, Bosse, Hertel und A. Kretzschmar geschnitten haben. A. Gaber verfuhr umgekehrt; er fügte vielen aus seinem Atelier hervorgegangenen Arbeiten seinen Namen zu und entfernte die Namen der eigentlichen Holzschneider, die meist auf den Probedrucken noch zu finden sind, vor der Verwendung zur Auflage.«

Inzwischen hatte die äussere Lebensführung Hugo Bürkner's eine glückliche Veränderung erfahren, indem er am 26. April 1847 eine junge Berlinerin heim-

führte, welche er zwei Jahre vorher in dem Hause ihres Verwandten Eduard Bendemann kennen und alsbald lieben gelernt hatte. Fast fünfzig Jahre hat diese reichgesegnete Ehe gedauert, bis der Tod des Gatten sie wenige Monate vor der schon vorbereiteten Feier der goldenen Hochzeit löste.

Im eignen Heim konnte der behagliche gesellige Verkehr noch reicher und fruchtbringender ausgestaltet werden, als es dem Junggesellen beschieden gewesen war. Ruhig und glücklich flossen die ersten Jahre dahin. Einige Aufregung wurde nur in der Zeit der bürgerlichen Gährung in die junge Familie getragen; hat doch auch B. damals sich am öffentlichen Leben zu betheiligen für Pflicht gehalten. Er hatte schon im Jahre 1848 mit Hübner, Bendemann, Rietschel u. A. eine »Legion« gebildet, welche in dem ausgedehnten Hübner-Bendemann'schen Garten eifrig exercirte und in den bewegten Maitagen des Jahres 1849 am Pirnaischen Schlage auf Wache zog, um die Zufuhr von Lebensmitteln zu überwachen und zu begleiten. Lange währte indessen dieses Kriegsspiel nicht: nach einigen Tagen löste sich die Wache wieder auf.

Jenen unruhigen Zeiten verdanken auch zwei der am höchsten geschätzten Holzschnittwerke des Meisters ihre Entstehung: »Der Todtentanz« von Alfred Rethel und desselben Künstlers Blätter: »Der Tod als Würger« und »Der Tod als Freund«, Blätter, welche in ihrer breiten, wuchtigen Zeichnung sich besonders für die von B. gepflegte Art des Holzschnittes eigneten und die, zumal zur Zeit ihres Erscheinens in Tausenden von Abdrücken Verbreitung fanden.

Noch vor seiner Verheirathung hatte B. in Verbindung mit dem stets für das Gute empfänglichen Verleger Georg Wigand ein Unternehmen in's Leben gerufen, welches seinen Namen in Sturmeseile in den weitesten Kreisen bekannt und beliebt machte: den Deutschen Jugendkalender. Diese Jugendschrift ist mit Beiträgen hervorragender Maler und Schriftsteller von 1847 bis 1858 erschienen und hat eine überaus grosse Verbreitung gefunden. Die beiden ersten Jahrgänge hat B. allein herausgegeben, später hat ihn Robert Reinick (1849 bis 1852) unterstützt, dem überhaupt in schriftstellerischer Beziehung ein grosser Theil des Verdienstes zuzusprechen ist. Die Bände für 1853 und 1855 hat B. wieder allein, den Jahrgang 1854 in Verbindung mit Ludwig Bechstein, den Jahrgang 1858 mit Otto Roquette herausgegeben. An der bildlichen Ausschmückung hatten neben dem Herausgeber selbst, welcher zahlreiche anmuthige Zeichnungen des eignen Stiftes in seinen Kalendern veröffentlichte, fast alle befreundeten Künstler Dresdens ihren Antheil.

Mit Bezug auf den Deutschen Jugendkalender schrieb im Deutschen Kunstblatte (1851, S. 410) F. Eggers: »Dieser Kalender hat sich schon vollständig bei der Jugend eingebürgert. Sie erwartet nicht mehr einen, sie erwartet ihren Kalender auf den Weihnachtstischen;« und im Dresdner Anzeiger (1887 Januar) lesen wir: »Dieses überaus liebenswürdige Jahrbuch ist eines der reizendsten Denkmäler der damaligen Dresdner Kunst. Freilich fahndet man fruchtlos nach ihm, denn diese Kalender sind so vollständig in das Eigenthum der Deutschen Jugend übergegangen, sind so in Leib und Seele hinein zerlesen worden, dass längst kein volles Stück mehr aufzutreiben ist. Einzelne Blätter und Schnitte freilich finden sich allerwärts als namenloses Gut hier- und dahin verstreut und zum Aufputz ihrer Werke von Vielen verwandt, die damit stillschweigend dem alten B.'schen Jugendkalender ein

Ehrenzeugniss ausstellen. Der Kalender zeichnet sich u. A. dadurch aus, dass jedes Jahr neue allerliebste Monatsbilder darin erschienen; alle Dresdner Künstler steuerten dazu bei: Ludwig Richter, Oscar Pletsch, Lorenz Frölich, die Thierzeichner Hammer, Hasse und Hahn, ferner Metz und Bürkner selbst, Theobald v. Oër, Hübner, Schnorr und Bendemann. Der litterarische Theil ergänzte dabei den künstlerischen in schönster Weise. Robert Reinick, der Dichter nach dem Herzen der deutschen Kinder, traf in Poesie und Prosa stets den rechten kindlichen Ton; ihm war es ein ganz besonderes Vergnügen, zu den mannichfach eingehenden Künstlergaben Geschichten, Gedichte und Reime zu schmieden, die es nicht ahnen lassen, dass sie vielfach erst zu und nach den Bildern geschaffen sind. Ihn gefunden zu haben mag nicht minder als Verdienst wie als Glück B.'s betrachtet werden.«

Die grosse Vorliebe, welche B. seiner ganzen Entwickelung nach für die alten Meister der Holzschneidekunst verrieth und seine besondere Befähigung zur Nachahmung ihrer Werke verschafften ihm nicht allein die erwünschte Gelegenheit, sich an der Herstellung des berühmten Weigel'schen Holzschnittwerkes zu betheiligen, welches die besten alten Blätter in getreuen Nachbildungen brachte, sondern veranlasste ihn auch zur selbständigen Herausgabe des »Alten Testamentes« von H. Holbein (Leipzig, G. Wigand, 1850), durch welches er sich unter Künstlern und Kunstgelehrten viele Verehrer gewann.

Um dieselbe Zeit erschienen im Buchhandel auch »die grosse und die kleine Bilderfibel«, zwei rasch beliebt gewordene Kinderschriften, über welche das Deutsche Kunstblatt (1851, 399) eine sehr anerkennde Besprechung brachte: »Wir hoffen, dass diese mit echt künstlerischem Sinn gefertigten Fibeln sich eine recht ausgebreitete Bekanntschaft erwerben; sie werden zu fesseln wissen, wo sie einmal Eingang fanden, und mancher Knabe, wenn er später über dem grossen und kleinen Zumpt schwitzt, wird mit Sehnsucht gestehen, dass der grosse und kleine Bürkner, der ihn zu weiteren Studien verführt hat, mit seinen schönen Bildern doch amüsanter war.«

Zu Anfang der fünfziger Jahre gingen ferner aus B.'s Werkstatt eine grosse Zahl von Holzschnitten zu Schnorr's Bilderbibel, zum Deutschen Balladenbuch (Leipzig, Wigand 1852), zu Bechstein's Märchenbuch (ebenda 1853), zu »Zweihundert Deutsche Männer in Bildnissen und Lebensbeschreibungen« (ebenda 1854, II. Aufl. 1880) hervor. Für Karl Böttger's Bearbeitung des Robinson Crusoe (ebenda 1855) lieferte B. auch die Zeichnungen zu den Holzschnitten aus eigener Erfindung. Viel Anklang fand das vom Meister gezeichnete und in seiner Werkstatt geschnittene Bildniss des Königs Johann von Sachsen (1855), »ein Meisterwerk sowohl in Bezug auf die Manier als auch in Betreff der Ausführung« (D. Kunstbl.). Auch die in demselben Jahre herausgegebenen Tafel- und Jagdkalender mit Holzschnitten nach Bendemann und Hammer wurden als besonders geschmackvoll günstig aufgenommen; nicht minder die vier Vorlegeblätter »Zahmes Geflügel«, welche nach Zeichnungen von E. Hasse in B.'s Werkstatt ausgeführt, »wie mit Druckerschwärze gemalt« wurden.

Aus der grossen Zahl von Werken, welche B. ausser für Georg Wigand für verschiedene bedeutende Verlagsgeschäfte, wie Carl Flemming in Glogau, Ferdinand Hirt in Breslau, Alph. Dürr in Leipzig, M. Schauenburg in Lahr, Gebrüder Benziger in Einsiedeln, mit Holzschnitten versehen, zum Theil auch selbst herausgegeben hat, erwähnen wir nur noch die »Heimischen Vögel« nach Hasse (1856), die »Hubertusbilder« von Hammer (1856), die

»Brandenburgisch - Preussischen Regenten aus dem Hause Hohenzollern« (Leipzig, Wigand 1856), »Hugo Bürkner's Holzschnittmappe« (1858), acht Holzschnittblätter mit Tondruck nach verschiedenen Künstlern, besonders aber die sechs Blätter des »Hannibalzuges« von Alfred Rethel, welche von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien veröffentlicht wurden und grosses Aufsehen, zumal bei Denen erregt haben, die die kräftigen Linien der Holzschnitte mit den »matten Andeutungen« der Vorlagen zu vergleichen Gelegenheit hatten. Die Holzschnitte zu den in alle Welt zerstreuten Bilderbüchern von Oscar Pletsch sind fast durchgängig in B.'s Werkstatt gearbeitet worden. Aus dem Jahre 1878 ist noch die »Chronik des Sächsischen Königshauses zu erwähnen, welche die Stadt Dresden dem Königspaare zu dessen silbernem Ehejubiläum widmete und für welche B. die Holzschnitte lieferte.

Der letzte Holzschnitt, welchen der Meister eigenhändig ausgeführt hat, war ein grösseres Blatt von J. Schnorr von Carolsfeld »Wie Siegfried's Leiche nach Worms gebracht wird« (1851). Es ist schon oben angedeutet worden, dass die Ueberhäufung mit Arbeiten aller Art, die Nothwendigkeit, den Schülern, die dazu nicht im Stande waren, die Vorlagen auf das Holz zu übertragen, die Menge der an den Schülerarbeiten vorzunehmenden Verbesserungen den Meister von der eigenen Arbeit mit Messer und Stichel abzogen. »Es ist gewiss (sagt Wessely a. a. O.) eine ebenso grosse Bescheidenheit als Enthaltsamkeit des Künstlers, der auf der Höhe seines Kunstkönnens authört, selbständig zu schaffen, um seine volle Kraft der Schule, dem Nachwuchs zu weihen und in den Arbeiten seiner Schüler weiter zu leben.«

In späteren Jahren kam noch der Umstand hinzu, dass der von B. auf seine ursprüngliche einfache Eigenart zurückgeführte Holzschnitt dem ausländischen Geschmacke folgend wieder andere Bahnen zu wandeln anfing, mit denen der Meister, »der letzte Klassiker des Deutschen Holzschnittes«, wie G. Pauli (Kunsthalle 1897 No. 12) ihn genannt hat, nicht einverstanden war. Einsichtige Männer geben B. Recht: »Facsimile sit aut non sit« sagt Pauli vom Holzschnitt, und er drückt damit Das aus, was jener als Grundsatz sein Leben hindurch festgehalten und bethätigt hat.

Noch ein anderer Grund war es, der den Meister nicht mehr zur eigenhändigen Ausübung des Holzschneidens kommen liess: B. hatte sich schon seit 1843 auch der Radirung zugewendet, da manche von den ihm zur Vervielfältigung anvertrauten Kunstwerken sich für die Kupferplatte mehr als für den Holzstock eigneten.

Die erste Gelegenheit, bei welcher der Meister die Bemerkung machte, dass der Holzschnitt für den bestimmten Zweck ein unzulängliches Vervielfältigungsmittel sei, fand sich, als es sich um die künstlerische Wiedergabe des von Bendemann gemalten Frieses im Thronsaale des Königlichen Schlosses zu Dresden handelte. In den Wintermonaten des Jahres 1841 hat B. zwei Bilder dieses Frieses in Holz geschnitten; doch fielen die Abdrücke nicht zu seiner Zufriedenheit aus, und er beschloss, einen Versuch auf der Kupferplatte zu machen. Die erste Radirung, die der Meister überhaupt geliefert hat (die »Schafschur«) gehört zu diesem umfangreichen Werke, welches 1847 in 16 Blättern erschien. Der Ruf B.'s als tüchtiger Radirer wurde auch in weiteren Kreisen fest begründet, als der Sächsische Kunstverein eine gleichfalls von ihm auf Kupfer geätzte Folge von Blättern, welche die Wandmalereien Bendemann's im Ball- und Concertsaale des Dresdener Schlosses

darstellten, im Jahre 1857 als Vereinsgabe herausgab. Das Deutsche Kunstblatt (1858. 292) bezeichnet diese Radirungen als »wahre und ganz vortreffliche Meisterwerke.«

Ein zweites Unternehmen, welchem B. seine Nadel lieh, war das von Julius Hübner herausgegebene »Bilder-Brevier der Dresdener Galerie«. Hier handelte es sich um die Wiedergabe der Meisterwerke in kleinstem Umfange. Schon das erste Blatt, welches der Künstler fertigstellte, die »Hochzeit von Cana« des Paolo Veronese, wurde mit grossem Beifall aufgenommen. Im Deutschen Kunstblatte (1856. 325) lesen wir darüber Folgendes: »Man denke sich das riesige Bild des farbenprächtigen Veronese und eine Radirung von der Grösse von einigen Zollen und man wird lächeln; man schaue aber auf die heutige Beilage (ein Abdruck war beigefügt) und man wird angenehm überrascht, ja erstaunt und erfreut sein. Gerade dieses Bild, gerade die hier gelöste Aufgabe — das wird man zugeben — war eine der schwierigsten. Es hat uns noch eine Anzahl der übrigen Blätter vorgelegen und wir müssen bekennen, mit jedem neuen Blatte immer wieder gefesselt worden zu sein. B. zeigt sich darin als ein feinbeobachtender, sein Object von der richtigen Seite erfassender und mit geschickter Nadel wiedergebender Radirer.«

Die Wiedergabe der gleichzeitig erschienenen »Sixtinischen Madonna« nach Raffael rechnet dasselbe Blatt »unter die besten Blätter, welche diesen Himmelsgruss des Genius wiederholen«; noch höher stellt es die Radirung der Holbein'schen Madonna und als eine der schönsten hebt er den »Zinsgroschen« nach Tizian hervor: »Die Köpfe sind 1 Zoll 4 Linien gross und das Bild vereinigt alle Vorzüge der B.'schen Nadel in sich. Der Bildton, der Ausdruck der Köpfe, die unvergleichliche Hand, Alles ist gegenwärtig; ausserdem kann man daran studiren, wie eine vortreffliche Radirtechnik vortrefflich gehandhabt ist. Das ist überhaupt etwas, worauf mit Nachdruck hingewiesen werden muss: B. hat fortwährend die Aufgabe gelöst, jede Malweise des Künstlers in die geeignetste Radirweise zu übersetzen.«

In den ersten fünfundzwanzig Jahren seiner Thätigkeit im Aetzverfahren hat B. auch zahlreiche Blätter nach eigenen Zeichnungen radirt. Nicht alle diese Stücke, welche zum grossen Theile Bildnisse nach dem Leben waren, sind veröffentlicht worden, und besonderes ist eine grössere Anzahl von gelegentlich entstandenen Familienbildern nur zu Geschenken innerhalb der Verwandtschaft und im Freundeskreise benutzt, wesentlich auch nur zu diesem Zwecke hergestellt worden. Theils nach eigenen, theils auch nach fremden Schöpfungen hat der Meister einige vierzig Bildnisse gestochen, darunter die des Herzogs Leopold Friedrich und der Herzogin Friederike von Anhalt (1851), des Malers und Bildhauers Metz (1853), des Geschichtsforschers Johann Gustav Droysen nach Bendemann (1856), des Dichters Krasinski (1859), des Bildhauers Ernst Rietschel (nach Bendemann, 1861), des Dichters Robert Reinick (1863) u. v. A.

In den Jahren 1867 bis 1871 arbeitete der Meister angestrengt an einer grossen Reihe von Negerköpfen, welche auf 16 Tafeln einen zu dem Reisewerke von Gustav Fritsch gehörenden Atlas bildeten. In die sechsziger Jahre fällt auch die Bearbeitung von verschiedenen Bücherzeichen, so für Julius Friedlaender (nach Zeichnung von Bendemann, 1860) für die drei Söhne Julius Hübners (nach Zeichnungen von Hübner, 1868); auch später sind noch einige derartige Ex-libris-Blätter (Quincke, v. Latour-Thurmburg. 1877) entstanden. Als verwandt mit diesen Werken sind eine grössere Anzahl von Münztafeln

zu nennen, welche der Meister zu verschiedenen Zeiten für die Münzforscher Friedlaender und Imhoff ausgeführt hat.

Aus dem umfangreichen Werke des Meisters heben wir im Folgenden nur noch die grösseren Blätter hervor. Es gehören dahin zunächst das Richter'sche Blatt »In der Fuhrt«, welches 1872 erschien, eine »Mutter mit Kind« nach Auguste Ludewig (1873), die »Häusliche Andacht« nach C. Lasch (1873). Im Jahre 1874 gab der Künstler im Verlage von Alphons Dürr in Leipzig seine »Bilder aus dem Familienleben« heraus, welche einen Theil der oben erwähnten Malerradirungen aus dem eigenen Familienkreise enthalten und welche, mit Versen von Franz Bonn versehen, sich grossen Beifalls und grosser Verbreitung zu erfreuen hatten. O. Banck schreibt darüber (Dresdener Journal, 9. December 1874): »B. hat darin in den meisten Blättern und Darstellungen durch einen einfachen und tiefen Ernst der Auffassung, die sich streng an die glückliche Wirklichkeit hielt und niemals mit der Naivetät cokettirt, die gefällige Aeusserlichkeit eines berühmten modernen Illustrators aus dem Kinderleben in meinen Augen weit übertroffen.«

Es folgten die Radirungen »Zum Empfang« nach Ludwig Richter (1875), drei radirte Bildnisse des Königs Johann von Sachsen zu Paul von Falkenstein's Lebensbeschreibung dieses Fürsten (1878), »Betendes römisches Mädchen« nach Kuntz (1880), »Verliebt« nach Hugo Kauffmann (1881), »Ueberfahrt am Schreckenstein« nach Ludwig Richter (1882), »Abschied von der Sennerin« nach Franz Defregger (1883), »Nähendes Mädchen« nach W. Hasemann (1884), das »Urtheil des Brutus« nach L. Gey (1885), »Die Tanzpause« nach B. Vautier (1885), »Die Werbung« nach F. Fagerlin (1887); fast sämmtliche Blätter nach Gemälden der Dresdener Galerie und für das von der Verwaltung dieser Kunstsammlung herausgegebene Werk ausgeführt.

Wohl das mühsamste Blatt, welches B. radirt hat, vollendete er, als er bereits das siebzigste Lebensjahr überschritten hatte: den kleinen Flügelaltar des Jan van Eyck aus der Dresdener Galerie (1889). »Ohne Uebertreibung ist dieses Werk als eine Perle chalkographischer Kunst zu bezeichnen« sagt die Magdeburgische Zeitung (1889 N. 653), und das Christliche Kunstblatt (1. Januar 1891) rühmt die Kunst des Meisters, »die einzelnen Striche nach Art des Grabstichels sorgsam zu ziehen«, die »in ihrer Sauberkeit und Biegsamkeit so recht geeignet war, um auch der Plastik der kleinsten Einzelheit in jeder Weise gerecht zu werden.«

Im Jahre 1892 folgte dann das »Vater Unser« nach Gabriel Max, 1893 das »Lesende Mädchen« nach Jean Vermeer van Delft und als letztes Werk des greisen Künstlers, welches in den »Graphischen Künsten« (XVIII. Jahrgg. Heft 4 und 5. 1895) veröffentlicht wurde, 1894 die »Holzträgerin« nach Lorenz Frölich. Der Meister, dessen Hand in Folge der ihr fast sechs Jahrzehnte hindurch am Arbeitstische zugemutheten Anstrengung in diesem hohen Alter nicht mehr ganz sicher war, hatte die Platte mit einem gleichfalls dort abgedruckten rührenden kleinen Gedichte eingeschickt, welches ein Abschiedsgruss an die Wiener Freunde und an seine Verehrer überall, wie ein Scheidegruss an seine Kunst sein sollte. Ein wehmütiger Zug geht durch die schlichten Verse, eine bescheidene Ergebung spricht sich darin aus.

Wohl hatte der ergraute Meister Ursache zur Entsagung! Nicht allein des Greisenalters Mahnungen machten sich, obwohl Bürkner sich noch einer ungewöhnlichen Rüstigkeit und Frische erfreute, immerhin bemerklich: er sah

mit Schmerzen, wie die von ihm neubelebte und in angemessene Bahnen gelenkte Holzschneidekunst, in die Nothwendigkeit versetzt, für Zeitschriften eilige, billige Dutzendwaare zu liefern, auf Abwege, ja mehr und mehr unter Aneignung fremdländischer Unarten in Verfall gerieth; wie in der Radierkunst eine geschmacklose Sucht nach absonderlichen Wirkungen und ein fieberhaftes Streben nach sogenannter geistreicher Darstellung sich breit machte; er beobachtete mit Wehmut, wenn auch nicht ohne vorurtheilsfreie Anerkennung, die ungeahnten Fortschritte, welche die auf das Lichtbildverfahren gegründeten vervielfältigenden Gewerbe auf Kosten der Kunst machten; er empfand mit wachsender Sorge für seine Schüler, wie in Folge dieser Umwälzung die Möglichkeit eines anständigen Verdienstes durch echt künstlerische Arbeit mehr und mehr eingeschränkt wurde und zu schwinden drohte.

Aber mit umso grösserer Befriedigung durfte Bürkner auf sein vollendetes Lebenswerk zurückblicken, das an Bedeutung wie an Umfang der Arbeit gleich bewunderungswürdig ist. Dass aus seiner Werkstatt bis zu einem im Jahre 1892 von ihm vorgenommenen Abschlusse bereits ungefähr 11000 Holzschnitte nach über 100 Künstlern, zum grössten Theile von ihm selbst aufgezeichnet, hervorgegangen sind, wurde schon oben erwähnt. Die Namen vieler der gefeiertsten Künstler seiner Zeit sind in dieser langen Liste vertreten; nächst 698 eigenen Bildern, welche meist für Jugendschriften bestimmt waren, begegnen wir 510 von Ludwig Richter, 390 von Oskar Pletsch, 311 von Leopold Venus, 296 von Ernst Hasse, 274 von Paul Thumann, 209 von Lorenz Frölich, 200 von Guido Hammer, 152 von E. Sachse, 139 von F. Seidel, 136 von A. Ehrhardt, 130 von W. Claudius, 121 von C. Schönherr, 121 von Theob. v. Oër, 117 von R. Schuster, 106 von E. Klimsch, 105 von F. W. Heine, 76 von F. Flinzer, 64 von W. Schurig, 50 von J. Hübner, 44 von E. Bendemann, 43 von H. Plüddemann, 40 von W. Camphausen, 40 von J. Schnorr v. Carolsfeld, 13 von A. Rethel, 10 von E. Rietschel, 10 von M. v. Schwind u. s. f. Hierzu kommen noch fast 200 Radierungen, von welchen manche mehrere Jahre der Arbeit erfordert hat.

Einen zwar keineswegs vollständigen, aber lehrreichen Ueberblick über das Werk Hugo Bürkner's gab eine von der Leitung der Königlichen Kupferstichsammlung in Dresden 1887 veranstaltete Sonderausstellung. Wie ein fachmännischer Bericht über dieselbe ausspricht, wurden die Verdienste des Meisters, »mit dessen Namen ein bedeutsames Stück deutscher Kunstgeschichte eng verknüpft ist«, durch die vorgeführten Blätter eindringlich klargestellt.

Mit der Thätigkeit des Holzschneiders, Zeichners und Radierers war Bürkner's künstlerisches Schaffen aber noch nicht erschöpft: abgesehen von ungezählten Bleistift- und Farbenskizzen und -Studien, welche in des Meisters Büchern und Mappen verborgen blieben, sind noch etliche hundert kleine Bilder in Wasserfarben zu erwähnen, welche Bürkner zur Ausschmückung von Jugendschriften geliefert hat. Die meisten dieser liebenswürdigen, anspruchlosen, vom Steinzeichner und Drucker leider oft recht arg verstümmelten Blätter waren für die weitverbreiteten jährlich erscheinenden Jugendbücher der kürzlich verstorbenen Schriftstellerin Thekla von Gumpert bestimmt. Sowohl für deren »Töchteralbum« (seit 1854), als für deren »Herzblättchens Zeitvertreib« (seit 1855) hat der Meister bis zu seinem Tode, also mehr als 40 Jahre lang, die Bilder theils selbst gemalt, theils von anderen Künstlern

herstellen lassen; die künstlerische Leitung beider Werke lag ausschliesslich in seinen Händen. —

Ueber den äusseren Lebenslauf Bürkner's seit seiner Anstellung an der Akademie ist nicht viel nachzuholen: einem so unausgesetzt thätigen Manne ist wenig Gelegenheit zu besonderen Erlebnissen geboten. Von früh bis zur einbrechenden Dämmerung hat der Künstler bis in die letzten Jahre hinein mit nur einer kurzen Mittagsunterbrechung am Arbeitstische gesessen, tief auf seinen Holzstock oder seine Kupferplatte gebeugt, wie es die Feinheit des Werkes bei den bald hochgradig kurzsichtig gewordenen Augen erforderte. Möglichst regelmässig unternahm er, wenn die Verhältnisse es gestatteten, mit seiner zahlreichen Familie ein- bis zweimal wöchentlich gemeinsame Spaziergänge in die Umgebung Dresdens — die Darstellung eines solchen Ausfluges bildet eines der reizvollsten Blätter der erwähnten »Bilder aus dem Familienleben« —; im Winter erging er sich, ein ausgezeichneter Schlittschuhläufer, mit grossem Vergnügen auf der Eisbahn, und diese Leibesübung hat er bis in sein hohes Alter fortgesetzt. Des Abends aber pflegte der Meister sich mit Kunstgenossen zum geselligen Verkehr zusammenzufinden. Hier fand er Gelegenheit, mit Gleich- und Andersgesinnten die öffentlichen Tagesfragen zu besprechen, welche ihm stets am Herzen lagen; denn obwohl er auf politischem Gebiete nie hervorgetreten ist, verfolgte er die geschichtliche Entwickelung des Vaterlandes mit offenem Blick. War er im Jahre 1866 noch sehr voreingenommen gegen Preussen, so dass er sogar die Verwandten seiner Gattin, welche als preussische Offiziere auf dem Durchmarsche ihre Besuche abstatteten, mit gemischten Gefühlen begrüsste, so empfand er nachher doch die ganze Herrlichkeit der bald darauf erkämpften Einheit mit aufrichtiger Begeisterung. Seiner Ueberzeugung nach freisinnig war er allen Bestrebungen der Dunkelmänner wie der Stürmer abhold; aber, wenn er auch als Jüngling in seiner Vaterstadt seines Vollbartes wegen der Demokratie verdächtig erschien, ja auf ausdrücklichen Befehl des Landesherrn sich dieser männlichen Zierde berauben musste, so war er doch thatsächlich, wie in allen Dingen, auch auf politischem Gebiete von durchaus gemässigter Anschauung und seinem Königshause ein treuergebener Unterthan.

Gar manches Mal mögen die Geister an jenen geselligen Abenden mächtig aufeinandergeplatzt sein, — auch wenn es sich um andere als Staatsangelegenheiten handelte. Umso grösser war dann auch die Anregung, um deren willen der Meister seinen Verein hauptsächlich besuchte. Eine willkommene Abwechselung und körperliche Bewegung bot auch das daselbst gepflegte Billardspiel, an welchem Bürkner sich ebenso gern und eifrig betheiligte, wie er im Sommer einen Abend der Woche dem Kegelspiel zu widmen pflegte.

Für mächtigere Anregungen von aussen und namentlich für grössere Reisen blieb dem Künstler, wenigstens so lange er im kräftigsten Mannesalter stand, nur selten Zeit. Ausser dem erwähnten Marsche durch das Salzburger und Tiroler Land mit München als Hauptziel hat er eigentlich nur noch eine grössere Reise unternommen, als er sich 1868 seinen Freunden, den Professoren Fr. Arnold und Gustav Heine anschloss, um Mailand, Venedig und Wien zu besuchen. Später erfrischte er sich öfters und mit grossem Genusse (zuerst 1862, zuletzt 1885) im Seebade Sylt, und in den letzten zehn Jahren seines Lebens zog er es mit Rücksicht auf seine Gesundheit vor, im Frühsommer regelmässig im Bade Wildungen neue Kräfte zu sammeln. Das Jahr 1883 führte den Meister nochmals nach Wien, wo er auf der Aus-

stellung für Griffelkünste mit der Anordnung der Sächsischen Abtheilung betraut war.

Wie wesentlich Bürkner's eigener Antheil an dem Erfolge dieser Ausstellung war, können wir einem Berichte aus der Feder Max Lehrs' entnehmen, welchen dieser bei Gelegenheit der nachträglichen Vorführung der Sächsischen Abtheilung in den Räumen des Kunstvereins zu Dresden schrieb (Dresdner Journal 13. u. 14. Febr. 1884): »Die Zusammenstellung der einzelnen Objecte ist mit dem feinsten Geschmack in richtiger Erkenntnis des zumeist Charakteristischen durchgeführt und damit der kleinen Spezialausstellung eine Vielseitigkeit verliehen worden, wie man sie bei ähnlichen Vorführungen, etwa im Rahmen einer allgemeinen Kunstausstellung, nimmer findet. Das Verdient dieser musterhaften Anordnung und damit ein guter Theil am Erfolge der Sächsischen Ausstellung in der österreichischen Metropole kommt dem Altmeister der Dresdener Kupferstecherschule, Prof. Hugo Bürkner, zu. Er giebt auch der Ausstellung ihren eigenartigen Charakter, denn, während die Arbeiten der meisten übrigen sächsischen Künstler ebensogut in anderen Gegenden des Deutschen Vaterlandes entstanden sein könnten, hat Bürkner's Kunstweise schon in der Wahl des Stofflichen etwas so spezifisch Dresdnerisches, dass seine Arbeiten wohl vor allen anderen als Prototyp der heimischen Kupferstech- und Holzschneidekunst gelten können.«

Diese soeben erwähnte glückliche Bethätigung des Künstlers als Anordner einer Ausstellung, welche seinem engeren Vaterlande zu hoher Ehre gereichte, führt uns auf ein andres Gebiet seiner Wirksamkeit, auf welchem seine Leistungen zwar weniger in die Augen springend als die Werke seiner emsigen Hand, deshalb aber nicht minder verdienstvoll waren: Hugo Bürkner hat neben seiner erstaunlich fleissigen Thätigkeit als schaffender Künstler stets noch Zeit gefunden, sich öffentlichen und gemeinnützigen Angelegenheiten zu widmen und mit tiefgehendem Verständniss für die allerverschiedenartigsten, ihm oft scheinbar ganz fern liegenden Fragen mit regster Antheilnahme und opferfreudigster Bereitwilligkeit zuweilen recht undankbare Aufgaben zu bewältigen.

Wohl am grössten war die Arbeitslast, welche ihm die auf den Bau eines Künstlerhauses in Dresden gerichteten Bestrebungen aufbürdeten. Lange Jahre hindurch ist Bürkner die Seele dieses von ihm mit in's Leben gerufenen, auch heute noch nicht zum Abschlusse gebrachten Unternehmens gewesen, über dessen schwierigen Entwickelungsgang er bei seinem 1891 erfolgten Ausscheiden aus dem Vorstande eine klare geschichtliche Darlegung veröffentlicht hat. Eine besonders schwere Last hatten des Künstlers Schultern zu tragen, als ihm die Vorbereitung und Leitung eines Verloosungsunternehmens zufiel, welches die Mittel zum geplanten Bau mehren sollten, und nicht weniger schwer mochte ihn die Verantwortung drücken, als er von 1867—1891 die Cassenverwaltung zu führen hatte.

Ein andres Gebiet, auf welchem Bürkner mit nie ermüdendem Eifer thätig war, betraf die äusseren Verhältnisse der nothleidenden Künstler. Seit 1858 hat der Meister den Vorsitz in dem 1836 gegründeten Sächsischen Künstler-Unterstützungsverein geführt, über dessen Ziele und Erfolge er selbst sich in einem »Rückblick auf die Entstehung und Entwicklung des Vereines« (1861) in sehr bezeichnender Weise folgendermaassen ausspricht: »Von den Künstlern gegründet, durch eigene Kräfte und Opfer gestärkt und gross gezogen, ist unser Verein ein Eigenthum der hiesigen Künstlerschaft im Ganzen,

wie nur ein Werk das Eigenthum seines Urhebers sein kann! Nicht empor gebracht durch Gunst oder Täuschung, aber getragen und gefördert von dem Wohlwollen und der Einsicht der Behörden, der Theilnahme der Mitbürger, der Thätigkeit und der Opferfreudigkeit hochsinniger Genossen, sehen wir nicht ohne Selbstgefühl, aber mit innigem Danke gegen Gott, der das Gelingen dazu gab, auf die verflossene Jugendzeit des Vereins zurück. Er konnte von Jahr zu Jahr mehr seinem wohlthätigen Zwecke entsprechen, denn seine Kräfte wuchsen mit den Ansprüchen, die an ihn gestellt wurden. Für manchen unglücklichen Genossen war er ein stetiger Halt; wie manchem Andren, der es nie gedacht, nahm er die drückendsten Lasten des Augenblicks; hier milderte er die Noth des bedürftigen, hülfslosen Alters, dort half er bei der Erziehung unmündiger, verwaister Kinder! Wer weiss nicht, wie breit schon im engen Kreise der Strom des Kummers und des Elends schwillt, das mit voller Hand gedämmt und gemildert werden kann! Und wer wollte dafür — zumal bei seinen Genossen — nicht gern sein Scherflein beitragen!«

Dass die Mitglieder des Vereines mit B.'s Geschäftsführung zufrieden waren, geht aus der Veranstaltung eines ehrenvollen Festes hervor, durch welches dem Meister im November 1883 der Dank für seine damals fünfundzwanzigjährige Thätigkeit als Vorsitzender ausgedrückt werden sollte. »In stiller, taktvoller Amtswaltung, ohne Anspruch auf irgend welche Entschädigung dafür, hat der Gefeierte fünfundzwanzig Jahre lang dem Vereine seine Kräfte gewidmet und den Dank einzig und allein in der Art seiner Wirksamkeit gefunden« — so fasst der Festredner die Verdienste des Meisters zusammen.

Auch im Sächsischen Kunstvereine, in der Dresdner Kunstgenossenschaft hat B. jahrzehntelang als Vorstandsmitglied zu den leitenden Persönlichkeiten gehört. Sein ruhiges, sicheres und maassvolles Urtheil, seine reichen Geschäftskenntnisse, sein gerechtes, versöhnliches Eingehen auf fremde und entgegengesetzte Ansichten, die Klarheit und Bündigkeit seiner Darlegungen mussten seinem Worte überall ein besonderes Gewicht beilegen und ein geneigtes Gehör verschaffen. So hat B. auch lange Zeit dem Vorstande des Gewerblichen Sachverständigen-Vereines für das Königreich angehört, den Künstlerischen Sachverständigen-Verein geleitet und in deren Geschäften manches wichtige Gutachten — stets die Frucht gewissenhaftester und mühsamer Untersuchungen — erstattet; so hat er jahrzehntelang seine Kräfte der Tiedge-Stiftung, seinen Rath der Hermannstiftung und andren gemeinnützigen Zwecken zur Verfügung gestellt; und noch wenige Monate vor seinem Tode hat er das dornenvolle Amt eines Mitgliedes und Anordners im Ausschusse für die im Mai dieses Jahres eröffnete Internationale Kunstausstellung in Dresden übernommen.

Vierzig Jahre lang hat B. endlich, ein nicht am Buchstaben hängender aber wahrhaft frommer Christ, dem Consistorium der evangelisch-reformirten Gemeinde angehört, auch hier eines der thätigsten Mitglieder, dessen Rath gern und oft als ausschlaggebend in schwierigen Fragen gehört, dessen geschickte Vermittelung zur Lösung von persönlichen Gegensätzen wiederholt in Anspruch genommen wurde.

Als eine besonders günstige Fügung betrachtete es der Künstler, dass ihm vom Prinzen Georg von Sachsen im Jahre 1886 die Leitung der Kupferstichsammlung weiland König Friedrich August's II. übertragen wurde. Unter den hier vorhandenen kostbaren Kunstblättern, welche er mit Lust und Liebe

gesichtet hat, in welchen er reiche Gelegenheit fand, seine kunstgeschichtlichen Kenntnisse zu erneuern und zu erweitern, hat er mit wahrem Sammlereifer geschaltet, und mancher von den Forschern, die die Sammlung benutzten, ist ihm für gern und gründlich ertheilte Förderung zu Danke verpflichtet worden.

Zu den Gesellschaften, welche B. regelmässig besucht hat, gehören auch zwei der Tonkunst gewidmete Vereine: die Dreyssig'sche Singakademie, in welcher er sich Jahrzehnte lang am Chorgesang betheiligt hat und welche ihn »in dankbarer Anerkennung seiner langiährigen und hochverdienstlichen Wirksamkeit« am 24. März 1884 zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte, und der Tonkünstlerverein, dessen vornehme künstlerischen Darbietungen ihm manche weihevolle Stunde bereitet haben.

Schliesslich ist noch des Allgemeinen Turnvereines zu Dresden zu gedenken, welchen B., von jeher ein rüstiger Turner und ein verständnissvoller Freund der Körperübung wie ein abgesagter Feind ihrer »sportmässigen« Auswüchse, im Jahre 1844 mitgegründet hat und zu dessen Vereins-Aeltesten (Ehrenmitgliedern) er seit 1886 gehörte.

An Ehren hat es dem im Dienste alles Guten und Schönen so lange Zeit wirkenden Manne auch sonst nicht gefehlt. Am 13. März 1856 wurde er, bis dahin »akademischer Lehrer«, zum Professor an der Kunstakademie ernannt; am 15. November 1856 wurde ihm vom Herzog von Anhalt eine goldene Denkmünze verliehen. Die k. k. Akademie der Bildenden Künste in Wien ernannte den Meister am 30. September 1874 zu ihrem Ehrenmitgliede; am 2. Februar 1884 wurde er mit dem österreichischen Orden der Eisernen Krone III. Cl., im April 1885 mit dem Ritterkreuze I. Cl. des Königlich Sächsischen Albrechtsordens ausgezeichnet, dessen Offizierskreuz ihm bei seinem Abschiede aus dem Staatsdienste (1896) verliehen wurde. Auf der Internationalen Kunstausstellung in München 1876 wurde ihm die bronzene Medaille, auf der Berliner Ausstellung 1891 die kleine goldene Medaille zuerkannt.

In eigenartiger Weise hat im Jahre 1877 die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst den Meister geehrt, indem sie der Beschreibung seines Lebens und seiner Werke ein besonderes, von J. E. Wessely verfasstes, mit zahlreichen Abbildungen ausgestattetes Heft der »Graphischen Künste« gewidmet hat.

Zu einer ehrenvollen und erhebenden Feier des Künstlers gestalteten sich ferner noch der auf den 24. August 1888 fallende siebzigjährige Geburtstag und die Erinnerungstage der vierzigjährigen und der fünfzigjährigen Anstellung im Staatsdienste. Namentlich das Fest, welches die Dresdner Kunstgenossenschaft ihrem verdienten Mitgliede am 23. October 1887 gelegentlich seiner vierzigjährigen Amtsjubelfeier veranstaltete, hat gezeigt, welch einer Verehrung der greise Meister sich erfreute. In der von dem Kunstgeschichtsforscher Dr. Paul Schumann gehaltenen Festrede wurde die Bedeutung des Gefeierten in würdiger Form beleuchtet; der bescheidene Sinn des Künstlers mag vielleicht mehr noch an dem zweiten Theile der Feier mit seinen auf die Holzschneidekunst bezüglichen scherzhaften Vorführungen Gefallen gefunden haben.

Einen mehr amtlichen Anstrich hatte die fünfzigjährige Jubelfeier am 6. Juli 1896, zu welcher die Studirenden der Akademie in festlichem Aufzuge ihrer Verehrung durch Darbietung eines Lorbeerkranzes, die damaligen Schüler des Meisters ihrer Dankbarkeit durch Ueberreichung einer Sammelmappe mit

eigenen Arbeiten und Beiträgen von ehemaligen Schülern der Werkstätte Ausdruck verliehen. Diese Zeichen der Liebe und Hochachtung dürften dem ergrauten Lehrer noch mehr zu Herzen gesprochen haben, als die ehrenden Worte der Vertreter des Akademischen Rathes und andere amtliche Anerkennungen, mit welchen er bedacht wurde.

Eine grosse Freude bereitete dem Meister auch die Dresdener Kunstgenossenschaft indem sie ihn als »den feinsinnigen Künstler und langjährigen Förderer ihrer Bestrebungen« einstimmig zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte und an jenem Ehrentage die künstlerisch ausgestattete Urkunde darüber überreichen liess.

Alle diese Ehrungen nahm der Meister mit einer bei so grossen Verdiensten seltenen Bescheidenheit hin, und wie er sich selbst nie genug that, so spornten sie ihn nur zu immer vermehrter Arbeit und Mühe an. Eine ungewöhnliche Frische des Körpers und des Geistes war ihm bis in sein hohes Alter beschieden, und erst im letzten Jahre seines Lebens stellten sich gewisse Schwächeerscheinungen ein, welche den greisen Künstler veranlassten, seine Dienstentlassung nachzusuchen. So trat er mit Beginn des Jahres 1897 in den wohlverdienten Ruhestand; nur die Leitung der Kupferstichsammlung König Friedrich August's II. behielt er noch bei, weil die Thätigkeit für diese nicht eine so sichere Hand erforderte wie sein Kunstschaffen und weil er glaubte, hier noch nützlich sein zu können.

Lange sollte sich Hugo Bürkner der Musse nicht erfreuen. Noch ehe er seine Professur niederlegte, gegen Weihnachten 1896, befiel ihn, den bis dahin stets Gesunden, ein inneres Leiden, welches seine Lebenskraft schnell aufzehrte und ihn, so sehr er sich dagegen sträubte, schliesslich auf das Krankenbett zwang. Wenige Tage der zunehmenden Schwäche, und es war zu seinem Todtenbett geworden; eine gütige Fügung hat den Greis vor jedem Todeskampf bewahrt und ihn am Abend des 17. Januar 1897 ruhig und friedlich, ohne eine Ahnung, wie es schien, des bevorstehenden Endes hinüberschlummern lassen. —

Die Trauer um den dahingeschiedenen Meister war in weiten Kreisen eine aufrichtige. War B. doch durch seine Werke zu einem der volksthümlichsten Künstler — wenn auch nicht mehr für das jüngste Geschlecht — geworden; war er doch in Dresden, wo er siebenundfünfzig Jahre gelebt und gewirkt hatte, eine der bekanntesten Persönlichkeiten. Nicht mit Unrecht wurde an seiner letzten Ruhestätte von einem bejahrten Einwohner der Stadt, der den Verstorbenen oft mit seiner freundlichen, wohlwollenden Miene hatte durch die Strassen gehen sehen, geäussert, es sei mit dem alten Herrn ein Stück Dresden zu Grabe getragen worden.

Stets zur Erweisung von Gefälligkeiten und Diensten bereit hatte der Entschlafene sich in seinem grossen Wirkungskreise überall Freundschaft und Dankbarkeit erworben. Einen Feind hat er wohl kaum gehabt, und das heisst viel bei einem Manne, der so unerschrocken seiner Meinung Ausdruck zu verleihen liebte, so fest wie er auf seiner Ueberzeugung zu beharren gewohnt war. Aber sein makelloses Wesen, seine unbeugsame Gerechtigkeitsliebe, sein sittlicher Ernst, sein fester Blick, mit welchem er stets die gute Sache, um die es sich handelte, im Auge behielt ohne Ansehen der Person; sein oft erprobtes versöhnliches, ausgleichendes Wirken in den verwickeltsten Angelegenheiten — diese vortrefflichen Eigenschaften des Geistes und des Herzens hatten ihm ein so hohes Ansehen unter den älteren wie unter den

jüngeren seiner Genossen verschafft, dass auch Andersdenkende keinen Groll gegen ihn zu fassen vermochten.

Sicherlich hat auch sowohl zu dem guten Einvernehmen als zu der allseitig entgegengebrachten Hochachtung ein für seine aufrichtige Bescheidenheit bezeichnender Schritt des Meisters beigetragen, zu welchem er sich als ein echter Weiser entschloss: nachdem er das siebzigste Lebensjahr überschritten hatte, trat er — eine nicht eben häufig geübte Entsagung — von den meisten der leitenden Stellen, welche er bis dahin inne gehabt hatte, freiwillig zurück, ohne dass etwa ein fühlbares Schwinden der Kräfte oder ein äusserer Umstand dazu veranlasst hätte. Wenn aber Bürkner, nur »um jüngeren Genossen Platz zu machen«, auf seinen Einfluss verzichten zu sollen glaubte, so konnte er nun mit Genugthuung erkennen, wie oft und gern sein gereifter Rath noch eingeholt wurde, als er nicht mehr verpflichtet war, an den Geschäften theilzunehmen. Thatsächlich hat denn auch der Meister bis in die letzten Wochen seines Lebens an allen wichtigen Angelegenheiten seines Berufes regen Antheil eghabt.

Wie schon erwähnt wurde, hat Bürkner wohl mit Kummer, aber auch mit Bewunderung das Aufblühen der vervielfältigenden Gewerbe verfolgt, durch welche den nachbildenden Künsten in der jüngsten Zeit mehr und mehr der Boden entzogen worden ist. Dennoch hat er niemals seine Ueberzeugung preisgegeben, dass die Kunst trotz Handwerk fortbestehen werde. In einem Aufsatze »über graphische Künste und Gewerbe« (Wissensch. Beilage der Leipziger Zeitung 1885. No. 59) sagt Bürkner: »Die graphischen Künste werden durch das ungemessene Bedürfnis unsrer Tage nach billiger und schneller Illustration ihre reichliche Förderung und durch die wissenschaftliche Fortbildung ihrer Grundbedingungen ihre Fortschritte gesichert sehen, die wir mit bewunderndem Antheil verfolgen; die graphischen Künste, als ein natürlicher und unersetzlicher Theil der Kunst überhaupt, werden auch ferner ihren schöpferischen Kunstgeschwistern folgen und werden für ihre höchsten Ziele, wie diese, mit auf die Huld und Hülfe einsichtiger Mächte angewiesen bleiben; ihre wahre und selbständige Entwickelung ist nur in engster Gemeinschaft mit den Schwestern an den Stellen zu erzielen und zu erhoffen, wo der bildenden Kunst in weitestem Maasse die Hülfsquellen ihrer Hebung und Pflege geboten sind.«

Der feste Glaube des Meisters an die Kunst wurde auch nicht erschüttert durch die wuchernden Auswüchse des neuesten Geschmackes, welche in der Sucht nach Absonderlichem lieber das Unschöne und Krankhafte — sowohl in Bild als in Schrift — darstellen, als die überlieferten Bahnen des Schönheitsgefühles innehalten. Mit Unwillen wurde der Künstler, dessen eigene Schöpfungen sich durch Keuschheit, Anspruchslosigkeit, Gemüthstiefe und Anmuth auszeichneten, erfüllt, wenn er solchen Verirrungen der neuen und neuesten Kunstrichtungen gegenübertrat; gleichwohl hat er auch in ihnen das nach seiner Meinung Gute und Brauchbare anerkannt. In einer kleinen Abhandlung über »Freilichtmalerei« (Dresdner Anzeiger 29. Februar 1892), welche für seine künstlerische Auffassung in mehr als einem Sinne bezeichnend ist, sagt Bürkner: »Unsre nationale Empfindung, unsre Ansicht über den höheren Zweck des Kunstwerks, wendet sich davon (er spricht von der »Stimmungs«-Malerei) ab, und wenn wir es auch lebhaft wünschen, dass immer wieder die Forderung der äusseren Wahrheit und Natürlichkeit als ein Hauptmittel für die volle Erreichung des eigentlichen Zieles auf die Fahne

des Fortschritts geschrieben wird, so wollen wir doch nicht vergessen, dass unsre deutsche Eigenart uns noch stärker auf die innere Wahrheit und die Bewegung des Gemüthes hinführt, dass von alten Zeiten her eine Reihe vaterländischer Künstler uns in diesem Sinne voranleuchten, die zum Ruhme unsres Volkes die Kunst in dem Banne der Wahrheit und Schönheit festhielten. Und dabei möge es bleiben!«

Was der Meister in so eindringlichen Worten als das Verdienst unsrer alten vaterländischen Künstler hinstellt, es darf, dünkt uns, auch von ihm selbst gesagt werden: auch Hugo Bürkner hat stets die Kunst im Banne der Wahrheit und Schönheit festgehalten zum Ruhme unsres Volkes, er »der letzte Klassiker des Deutschen Holzschnittes!«

Erinnerungen an Friedrich Bodenstedt

von

Carl v. Lützow[1].

Meine geistige Berührung mit Bodenstedt, zunächst par distance, reicht bis zu meiner Göttinger Studentenzeit um den Anfang der fünfziger Jahre zurück. Die Lieder des Mirza Schaffy waren eben erschienen. Ein Mediziner aus Schleswig-Holstein, Boie mit Namen, brachte sie in unseren Kreis und würzte mit dem Vortrag derselben die Geselligkeit der Kneipabende. Es war eine sehr ausgelassene Geselligkeit, mit der wir aber, kernfest wie wir waren, jeder in seiner Art, das fleissigste Studium und den Sinn für die Literatur stets zu verbinden wussten.

Der gesunde Duft, der aus den Liedern des vermeintlichen Sängers von Tiflis hervorströmte, behagte dem jugendlichen Geschmack, vollends nach der süsslichen Amaranthpoesie, die wir niemals recht hatten geniessen können. Selbst Geibel schien uns durch Mirza-Schaffy an Lebensweisheit und Schlagfertigkeit überboten. Mit meiner seit frühen Tagen gehegten Verehrung für Göthe dagegen, stimmten die von Bodenstedt angeschlagenen Töne besser zusammen.

Mit solchen poetischen Idealen bezog ich im Frühling 1854 die Münchner Universität, um dort unter Leitung von Thiersch, Spengel, Prantl u. A. meine philologischen und archäologischen Studien fortzusetzen. Wie glücklich war ich, als sich mir kurz nach der Ankunft die Gelegenheit bot, die persönliche Bekanntschaft des wirklichen Mirza-Schaffy zu machen! Bodenstedt, der eben nach München übersiedelt war, um in die literarische Tafelrunde des Königs Max einzutreten, machte durch die ganze Zeit seines dortigen Aufenthaltes ein sehr gastliches Haus. Seine leutselige Art zu verkehren, erwarb ihm bald

[1]) Kurz vor seinem viel zu frühen Tode schrieb Lützow diese Erinnerungen für unser Biographisches Jahrbuch, zu dessen treuen wohlwollenden ständigen Mitarbeitern er gehörte. Seine verehrte Frau, die er zuerst im Hause Bodenstedt's sehen und kennen lernen sollte, hatte die Güte, uns dieses Kapitel aus seinen Denkwürdigkeiten aus dem Nachlass zu überantworten. D. H.

viele Freunde. Namentlich die Herzen der Jüngeren, zu denen sich bald nach mir auch mein Jugendgenosse Karl Lemcke gesellt hatte, flogen ihm zu und empfingen von seinen beredten Lippen mit Wonne die Lehren heiterer Welterfahrung und feiner Kunstanschauung, die er sich aus dem Orient mitgebracht hatte.

Ein neues Reich des Geistes und des Lebens that sich für uns auf. Was hatten wir von der Poesie des modernen und des alten Persien bis dahin gewusst! Wie gering war unsere Kenntniss Russlands und seiner geistigen Entwickelung! In beiden Gebieten war Bodenstedt gleichmässig bewandert. Von Russland aus war er ja, wie es uns in seinem »Tausend und ein Tag im Orient« so anmuthig geschildert wird, nach dem Kaukasus und nach Persien gekommen. Mit Russland pflegte er stets intime Beziehungen. Zahlreiche bedeutende Persönlichkeiten aus der russischen Künstler-, Musiker- und Poetenwelt, auch Damen und Herren der vornehmen Gesellschaft, u. A. die schöne Madame Kalergis, die dazumal in politischer Mission für Napoleon reiste, habe ich in seinem Hause gesehen und einige auch näher kennen gelernt. So z. B. den trefflichen russischen Schlachtenmaler Alex. von Kotzebue, den Sohn des Dichters, der lange Jahre, mit grossen Aufträgen für den Petersburger Hof beschäftigt, in München lebte. Flüchtig ist meine Erinnerung an Rubinstein's dunkle, dämonische Gestalt. Unvergesslich dagegen der Eindruck, den Turgeniew auf mich machte. Ich sah ihn zuletzt in den Corneliussälen der Glyptothek, als sein Haupt, nach dem man hätte einen Poseidon meisseln können, schon ergraut war.

Als ich Bodenstedt kennen lernte, hatte er seine meisterhaften Uebersetzungen Lermontoff's und Puschkin's eben abgeschlossen und war noch ganz erfüllt von Begeisterung für die Gedanken und die hohen sittlichen Eigenschaften dieser Dichter. Er schilderte uns mit Vorliebe die geistigen Kämpfe der russischen Poeten seit Gogol, ihr Martyrium, die Reinheit und den Adel ihrer Gesinnung. Von Puschkin citirte er mir einmal die eben übersetzte Strophe, die eine Figur in dem Roman in Versen, Eugen Onägin, schildert:

»Der süsse Drang nach Ruhm bewegte
Ihn früh, wie Mitleid, edle Glut;
In unentweihter Liebe pflegte
Er alles was nur schön und gut.
Und durch die Welt mit seiner Leier
Zog er in Schiller's, Goethe's Feier;
An dieser Dichtersonnen Pracht
War seine eigne Gluth erwacht.
Der Glückliche! Selbst im Gewühle
Der kalten Welt schämt' er sich nie
Der keuschen Gluth der Poesie,
Sang nur erhobene Gefühle:
Die Träume seiner Jugendzeit
Die Anmuth edler Einfachheit.

— »Herzen hat ganz Recht, fügte er hinzu, wenn er der russischen Literatur nachrühmt, dass alle ihre ausgezeichneten Autoren Weltmänner waren. Die Eleganz ihrer Ausdrucksweise, ihr Maasshalten, ihre edlen Bilder kommen daher. Und diese formelle Gemessenheit, sagte Herzen, beschränkte den Inhalt nicht, sie verlieh ihm im Gegentheil mehr Kraft; das grobe, gemeine Element hat in der russischen Literatur nie Bürgerrecht bekommen. Es war ein tiefer Zug geistiger Verwandtschaft, welcher Bodenstedt zu den so gear-

teten russischen Poeten hinzog. Auch seine Natur war zart und feinfühlig angelegt, allen Extremen abgeneigt, kräftig im Beharren, in rastloser Arbeit gestählt, aber keiner vehementen Ausbrüche fähig. Eine wahre Ehrfurcht besass Bodenstedt vor den volksthümlichen Dichtungen der Orientalen und der Russen, auf deren Zusammenklang in der Weltanschauung er uns oft hinwies. Der grosse Sinn für die Natur und ihre Heiligkeit, der in den Poeten des Ostens lebt, erfüllte ihn mit Bewunderung. »Ein geheimnissvoller poetischer Duft« — sagt er von Lermontoff — »weht aus allen seinen Gebilden, als ob die Wälder, die Blumen, die Wiesen uns unmittelbar ihren Wohlgeruch entgegenhauchten.« Dabei war Bodenstedt jedem Obscurantismus feind. Nichts ergriff ihn mehr als das persönliche Schicksal, das seine geliebten russischen Dichter um ihrer Gesinnung willen erdulden mussten. Wie ergreifend klingen in seiner Uebersetzung diese Strophen Lermontoff's:

Einer Jugendfreundin.

(Vor meiner Verbannung in den Kaukasus.)

Zum Süden muss ich, von dir scheiden,
In meines Schicksals raschem Flug,
Mit meines müden Herzens Leiden,
Mit meiner Freuden buntem Trug: —
Wirst du auch stets dem fernen Freunde
Ein Schild sein und ein fester Hort,
Vor bösen Zungen seiner Feinde,
Vor der Verläumdung gift'gem Wort?
O sei es! Halt in deinem Innern
Die Bilder unsrer Jugend fest,
Dass mich ein seliges Erinnern,
Dass mich die Lust nicht ganz verlässt!
Dass ich in der Verbannung sage:
Es giebt ein Herz, das treu mir blieb,
Mein Leiden ehrt und meine Klage,
Aus dem die Welt mich nicht vertrieb!

Der warme Erfolg, den Bodenstedt mit seinen Liedern des Mirza-Schaffy davongetragen hatte, beruhte nicht zum geringsten Theil auf der brillant geschliffenen, sprachlichen Form. Die Fremdartigkeit des Ausdrucks, die dem »West-Oestlichen Diwan« anhaftet, die Virtuosität in der Behandlung des Wortes und des Verses, die uns vor der »Weisheit des Brahmanen« zur Bewunderung zwingt, war hier zur völlig freien, reinen Kunst geworden, deren Erzeugniss wir hinnehmen wie ein Originalwerk heimischen Ursprungs. Auch Bodenstedt's Uebersetzungen — der Mirza-Schaffy war ja mehr als dies — tragen einen durchaus originalen Stempel. Sie sind frei und getreu zugleich im eminentesten Sinn. Der Uebersetzer hat sich über seine Methode in der Einleitung zum Lermontoff sehr bestimmt in folgender Weise ausgesprochen: »Vertrauend auf die hohe Ausbildung, den Reichthum und die Biegsamkeit der deutschen Sprache, steckte ich mir das Ziel, die ganze Farbenfrische des Originals wiederzugeben, ohne in den metrischen Vorbildern das Geringste zu ändern, ohne ein Bild oder einen Gedanken zu verwischen und vor Allem: ohne das Maass des Schönen zu überschreiten.«

Man darf nicht glauben, dass die vollendete Technik, welche den Uebersetzer Bodenstedt auszeichnet, bei ihm nur eine Frucht seiner seltenen Begabung gewesen sei. Sie beruhte zum grösseren Theil auf den gründlichsten und umfassendsten Sprachstudien. In die vergleichende Sprachwissenschaft

war Bodenstedt namentlich durch Schleicher eingeführt worden. Er trieb diese Studien sein Lebelang mit stets erweitertem Umfange und führte uns Jüngere, denen die vergleichende Methode bis dahin höchstens innerhalb der klassischen Philologie zugänglich geworden war, zuerst in das Gebiet der slavischen Sprachen ein.

Natürlich ging es da nicht ab ohne die Beschäftigung mit der Königinhofer Handschrift, aus der ich, unter Bodenstedt's Anleitung frischweg ein Stück ins Deutsche übertrug und auf seinen Rath hin auch drucken liess. Ergiebiger waren jedoch die vergleichenden Studien des Altserbischen und Russischen, welche »Mirza« — so nannten wir Bodenstedt — mit seinen reichen historischen und biographischen Kenntnissen uns in jeder Hinsicht fesselnd und lehreich zu gestalten wusste. Bodenstedt ist für Deutschland und Oesterreich durch seine Schriften über Russland und seine Uebersetzungen der russischen Dichter der Bahnbrecher für unsere Kenntniss des grossen Slawenreiches geworden.

Es wäre zu wünschen, dass die von ihm ausgestreute Saat in einer stets reicher erblühenden Kultur fortgedeihen möchte. Denn auf der innigen wechselseitigen geistigen Erkenntniss der Völker beruht der Friede der Welt.

Ebenso ernst wie das Studium der Sprachen betrieb Bodenstedt dasjenige der Metrik. Ich weiss mich noch deutlich des Eindrucks zu entsinnen, den die Schrift Poggel's über den Reim auf mich machte, deren Lecture mir Mirza empfahl. Auf weite Gebiete der Literatur und der Kunst warf sie für mich das erste Licht und gab mir den Schlüssel zu der Erkenntniss geschichtlicher Entwickelungen an Stellen, wo bisher in meiner Vorstellung nur Zufall oder persönliche Willkür geherrscht hatten.

Die wissenschaftliche Grundlage von Bodenstedt's geistigem Wesen und Schaffen war die Ursache seines regen persönlichen Verkehrs mit der Münchener Gelehrtenwelt. Durch ihn lernte ich Fallmerayer, den Fragmentisten kennen, zu dessen umfassender Gelehrsamkeit und hoher sprachlicher Meisterschaft wir alle bewundernd emporschauten. Als ein Muster gedrängten, farbenreichen Prosastils bezeichnete uns Bodenstedt immer die berühmte Stelle in Fallmerayer's Vorrede zur Geschichte der Halbinsel Morea: »Das Geschlecht der Hellenen ist in Europa ausgerottet. Schönheit der Körper, Sonnenflug des Geistes, Ebenmaass und Einfalt der Sitte, Kunst, Rennbahn, Stadt, Dorf, Säulenpracht und Tempel, ja sogar der Name ist von der Oberfläche des griechischen Continents verschwunden. Eine zweifache Erdschichte aus Trümmern und Moder zweier neuen und verschiedenen Menschenracen aufgehäuft, deckt die Gräber dieses alten Volkes.« Fallmerayer lebte zurückgezogen. Aber schon als immer gern gelesener Mitarbeiter der »Augsburger Allgemeinen Zeitung« beschäftigte er häufig in lebhaftem Für und Wider die literarischen Kreise. Bisweilen tauchte er auch in der Weinstube auf, in der ich mit einem kleinen Kreise von Freunden, Melchior Meyr, Wilhelm Hertz, Carl Lemcke, Preuner u. A. zu Mittag ass. Eine gedrungene Figur von strammer Haltung, doch mit etwas schleppendem Gang, durch und durch ein Charakter von eherner Standhaftigkeit, aber dabei sehr verbindlich in den Manieren bis zur Herablassung: so steht er in der Erinnerung vor mir. Und wie ich seiner gedenke, tritt neben ihm die kernige Gestalt seines trefflichen Herausgebers Thomas aus dem Nebel der Vergessenheit ans Licht hervor. Sein stets energisches, hell tönendes Wort, sein scharfes blaues Auge fehlten nirgends, wo es etwas Tüchtiges, Förderndes durchzusetzen galt. Er war mir

das Ideal einer echten Gelehrtennatur, ebenso wie sein Freund Max Josef Müller, der Orientalist, mit dem ich auch durch Bodenstedt in Berührung kam.

Bald nach der Vollendung seiner Uebersetzung Puschkin's wandte sich Bodenstedt der englischen Literatur zu. Die Uebertragung der Shakespearischen Sonnette ist entstanden, während wir fast täglich mit einander verkehrten. Der »Mirza« hatte über dem Studium der Sprachen des Ostens die Beschäftigung mit der Literatur der westeuropäischen Völker nicht verabsäumt; er beherrschte auch das Englische und Französische vollkommen und widmete namentlich der altenglischen Literatur jahrelange Studien. Die erste Frucht seiner Versenkung in die Welt Shakespeare's war die Uebersetzung der Sonnette. Ich sehe ihn noch lebhaft vor mir, wie er, mit dem ihm eigenen Ausdruck würdevoller Selbstzufriedenheit uns das erste, fertig ciselirte Meisterstück dieser köstlichen Kleinkunstwerke vortrug, mit erhobenem Finger den Rhythmus angebend, und durch Heben und Senken seiner wohlklingenden Stimme die Gegensätze der Gedankenwendungen markirend:

»Die himmlische Rhetorik deiner Augen,
Wogegen keine ird'schen Gründe taugen,
Verführte mich; darf mich die Welt beschuldigen,
Weil ich ihr treulos ward, um dir zu huldigen?
Die Frau'n verschwor ich und gemeinen Triebe,
Doch da du Göttin, gilt mein Eid nicht dir,
Mein Schwur ist irdisch, himmlisch meine Liebe,
Drum deine Huld sühnt alle Schuld in mir.
Mein Eid war Hauch und blosser Dunst ist Hauch,
Du schöne Sonne, wenn dein reines Licht
Den Dunst verscheucht, so bist du schuldig auch,
Denn du brachst mein Gelübde, ich thats nicht,
Und that ich's, — welcher Thor wär' so von Sinnen,
Es nicht zu thun, ein Eden zu gewinnen.«

Der Erfolg den Bodenstedt im kleinen Kreise mit den ersten Proben dieser melodiösen Verse erzielte, spornte ihn zur energischen Fortsetzung und raschen Vollendung der Arbeit an. Oft war es mir vergönnt, ihm dabei zuzuschauen. Wiederholt wog er, im Zimmer auf und abschreitend, Gedankeninhalt und Form des Urgedichtes ab. Dann ging er flugs ans Niederschreiben und brachte nicht selten das Ganze in einem Zug aufs Papier, nur Weniges durchstreichend und verbessernd. Ich gewann dabei tiefen Einblick in seine, mit Meisterschaft geübte Technik. — Bald griff Bodenstedt dann weiter aus auf dem Gebiete der altenglischen Poesie. Namentlich sein dreibändiges Werk: »Shakespeare's Zeitgenossen« hat mächtig eingewirkt auf das geschichtliche Verständniss des grossen Dichters in Deutschland. Bei all' diesen Arbeiten blieb für Bodenstedt der Gewinn an echter Poesie stets die Hauptsache. Was er an solchem reinen Gold aus dem Schachte der Vergangenheit emporzuholen im Stande war, das machte vor Allem ihm selbst eine kindliche Freude; sein helles Lachen erklang niemals herzlicher, als in solchen Augenblicken und sein höchstes Glück war, zu sehen, dass die Seinigen die Freude mit ihm theilten. Mochten seine Neider es Eitelkeit nennen, was nach einer gelungenen That aus seinen Augen strahlte: ich habe niemals eine liebenswürdigere Eitelkeit gesehen.

Bodenstedt war eine durchaus naive Natur; darauf beruhte das Geheimniss seiner bedeutenden Erfolge. Der Grundton von Geibel's Wesen dagegen war pathetisch und seine Dichtung auch gewaltig genug, um ganze Generationen deutscher Jünglinge in den Strom seiner Verse hinein zu ziehen. Ich

entsinne mich noch vom Gymnasium her eines solchen fanatischen Geibelschwärmers. Wir staunten ihn an wegen seiner leidenschaftlichen Hingebung, lasen aber im Uebrigen unseren »Faust« und »Wallenstein« weiter.

In München habe ich dann freilich auch Geibel aus der Nähe kennen und aufs Höchste schätzen gelernt und will hier einige Worte über ihn einflechten, weil er zu Bodenstedt, ich will nicht sagen in Gegnerstellung, aber doch in einer Art von Gegensatz sich befand. Geibel's Poesie, dass wissen wir Alle, hat einen starken patriotischen Zug und dieser ist noch am Ende seiner Laufbahn, nach der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, in den Heroldsrufen und Zeitgedichten herzerhebend und klangvoll zu Tage getreten. Bodenstedt verhielt sich zu den nationalen Dingen und den Aufgaben der Gegenwart stets warm und hingebend, aber seine Grundstimmung blieb doch immer die eines Weltweisen, dessen Ueberschau zu weit war, um in ihm die metallische Kraft von Geibel's nationaler Denkungsweise zu entwickeln. Bodenstedt war der Gnomiker, das Weltkind, Geibel der Seher. Und von dieser Seite, für die man in frühester Jugend kein Auge hat, lernte ich Geibel bei näherer Bekanntschaft in München wie keinen Zweiten bewundern. Seine Kenntniss und Beherrschung der Sprache waren unvergleichlich. Er handhabte sie mit überraschendem Erfolg als Improvisator und nicht minder als Correktor. Wenn ein Mitglied der »Krokodile« — der Name dieser Münchener Dichtergesellschaft ist den Literaturfreunden geläufig — etwas Neues zum Vortrag brachte, so übten die Andern daran oft scharfe Kritik. Geibel nicht selten in praktischer Weise, die vorgetragene Form in eine bessere umgiessend. Auch die complicirteste machte ihm dabei nicht die mindeste Schwierigkeit. Im Gegentheil: er liebte die faltenreichen Draperien des Gedankens. Und wie Rhythmus und Reim, so folgten Wort und Wendung willig seiner meisterhaften Führung. Besonders wenn es galt ein seltenes, ein höher gestimmtes Wort für ein triviales einzusetzen, traf er es immer mit erprobter Sicherheit. Seine ganze Art, so deutsch sie war, stand trotzdem der französischen Kunstweise näher als diejenige Bodenstedt's. Und man weiss, dass Geibel Bodenstedt's Uebertragungen aus dem Englischen und Russischen durch nicht weniger gelungene Umdichtungen aus dem Französischen ergänzt hat. Sein hochbegabter Genosse dabei war Heinrich Leuthold, ein geborener Schweizer, der ebenfalls damals zu den jüngeren Mitgliedern des Münchener Dichterkreises zählte. Vollendeteres hat Geibel selbst zu ihren »Fünf Bücher französischer Lyrik« nicht beigesteuert, als Leuthold's vortreffliche Uebersetzung des Beranger'schen «Rossignol«.

»Die Nacht lässt ihren Schleier fallen,
Es senkt der Schlaf sich auf Paris;
Das ist die Zeit der Nachtigallen,
Die Zeit, die stets mich träumen hiess,« u. s. w.

Es war für die Zuhörer ein Genuss eigener Art, wenn Leuthold mit den starken Gutturaltönen seines heimischen Dialektes uns die eben vollendeten Proben seiner Arbeit vorlas. Wie über Felsgestein rauschte der Strom der Verse herab, gurgelnd und brausend, aber mit hinreissender Gewalt.

Geibel verlor bald nach meiner Ankunft seine junge, von ihm schwärmerisch geliebte Gattin und wurde dadurch, sowie auch durch ein langes Leiden, das ihn quälte, der grösseren Gesellschaft entzogen. Er verkehrte nur im intimsten Kreise, vornehmlich mit Heyse, dann u. A. mit Hans Hopfen, der sich innig an ihn anschloss. Bisweilen machte er auch mich zu seinem

Vertrauten und zwar vielleicht gerade deshalb mit um so rückhaltsloser Offenheit, als ich nicht dem engeren Dichterbunde angehörte. Nach weiten Spaziergängen lud er mich ein, mit ihm den Abend in seinem Hause zu verbringen. Ein köstlicher Wein, der in immer verbesserten Auflagen heranrückte, öffnete ihm das Herz. Da habe ich viel unvergessliche Momente mit ihm verlebt und in sein leidenschaftliches Innere geblickt, in dem die reinen Ideale von Einigkeit und Vaterland mit jugendlichem Feuer erglühten.

Ueber alle Tiefen und Höhen der Poesie und Kunst liess er in solchen erregten Stunden die Blicke schweifen, und sein Haupt erhebend, den langen Kinnbart drehend, schleuderte er seherische Kernworte hervor, die von der hohen Gesinnung zeugten, die in ihm lebte. — Bei solchen Anlässen offenbarte er auch die mit priesterlichem Ernst sich kundgebende Frömmigkeit seines Wesens. Jeder Freigeisterei und jeder heidnischen Ueberhebung war er abhold. Als einmal ein gemeinsamer Freund sich zornig äusserte über den grausamen Tod eines jugendlichen Gefährten, da verwies ihm Geibel seine Aeusserung mit strafenden Worten: »Lieber Freund« — so mahnte er mit sanfter Energie -- »ergeben Sie sich in Gottes Willen!« Auch Bodenstedt war eine tief religiöse Natur, aber von durchaus anderer Färbung, ohne den leisesten Anklang von Pietismus. Die Religion war ihm die ehrwürdige Grundlage des Culturlebens der Völker, an der er festhielt wie an einer geheiligen Tradition, aber ohne persönlichen Eifer für die Sache. Namentlich in späteren Jahren beschäftigten ihn diejenigen Weisen und Dichter des Orients am eingehendsten, die den ewigen Problemen über den Ursprung und die göttliche Leitung der Welt ihr Sinnen zugewandt hatten. Ganz besonders feierlich trug er seine Uebersetzungen solcher Werke vor und schlug für ihre ernste Aufnahme in kurzen Worten den Ton an.

Wenn auch Poesie und Lebensweisheit den Hauptinhalt seines geistigen Daseins ausmachten, so war Bodenstedt doch auch sehr empfänglich für alle anderen Arten künstlerischen Schaffens. Die Musik bildete ein von ihm bevorzugtes Element der Geselligkeit in seinem Hause. Seine Gattin Mathilde, seine Muse, die er als die Edlitam des Mirza Schaffy verewigt hat und die er auf Schloss Escheberg, beim Baron Carl von der Malsburg, seinem und Geibel's gemeinsamen Gönner, kennen gelernt hatte — erfreute ihre Gäste oft mit den Liedern, die ihr Gatte an sie gedichtet und sie selbst componirt hatte und die sie mit ihrer feinen zart ausgebildeten Stimme so anmuthig vorzutragen verstand. Im Gegensatz dazu schmetterte Fräulein Eugenie John — die spätere Marlitt — ihre Arien mit so elementarer Gewalt heraus, dass die Wände bebten. Sie hatte sich, von der Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen protegirt, bekanntlich Anfangs für die dramatische Laufbahn entschieden und betrat auch vorübergehend in Wien als Sängerin die Bühne. Ein schweres Ohrenleiden behinderte sie an dem weiteren Fortschreiten auf diesem Wege. Als wir sie in München sahen, war sie als Schriftstellerin noch unbekannt. Sie machte eben unter Bodenstedt's Leitung ihre ersten Versuche. Ein seltsamer Abglanz von noch ungeklärter Innerlichkeit gab dem dunkeln Lockenkopf mit dem bleichen Antlitz und den glänzenden schwarzen Augen etwas eigenthümlich Verheissungsvolles. — Eine der markantesten Gestalten unter den Musikern des Münchener Kreises war der Reichsfreiherr Robert von Hornstein. Die Kapellmeister von der strengen Observanz wollten zwar behaupten, er sei ein Dilettant. Die Kunst ist, wie die Wissenschaft, nach deutscher Auffassung, ein bürgerliches Metier. Wer von adeliger Abstammung ist, wird

gern für einen Eindringling erklärt. So ging es, wie mir scheint, auch unserem trefflichen Freunde Hornstein. Ein Quell süsser Lieder sprudelte in seinem Innern. Mit schönem, weichem Bariton trug er sie vor. Auch aui dem Felde der dramatischen Musik hat er sich versucht. Das Wiener Carl-Theater brachte in den sechziger Jahren eine Operette Hornsteins. Aber das Geschick, das über der Laufbahn des begabten Mannes und gemüthvollen Menschen waltete, ist kein glückliches gewesen. Das Andenken an ihn wurde lebendig in mir, als vor Kurzem verlautete, Franz Lenbach habe sich eine seiner Töchter zur Frau erkoren.

Eine Generation ist dahingegangen, seit die Menschen, von denen diese Erinnerungen Kunde gaben, in der Blüthe ihrer Jahre standen. Neue politische Ordnungen gelten, das kommende Jahrhundert kündigt sich an. So manchem von den Alten droht bereits die Vergessenheit.

Unter solchen Umständen schien es mir kein unfruchtbares Unternehmen, von dem Wesen eines edlen Mannes und von seinem Lebenskreise hier ein lebendiges Zeugniss abzulegen. Man wird das Eine daraus deutlich hervorklingen hören, dass die Atmosphäre, in der wir damals athmeten, ein rein künstlerisches Lebenselement war, voll ausgesprochener Gegensätze zwar, aber frei von Bestandtheilen unedler Art.

Franz Armand Buhl[1]).

Geboren den 2. Februar 1837, gestorben den 5. März 1896.

Unter den Opfern, welche das Jahr 1896 aus den Reihen der hervorragenden deutschen Politiker und Parlamentarier gefordert hat, ist an erster Stelle der Reichsrath der Krone Bayern und langjähriges Mitglied des deutschen Reichstags Dr. Armand B. zu nennen, welcher seit dem 7. März des Jahres auf dem rebenumkränzten schlichten Friedhofe des pfälzischen Landstädtchens Deidesheim an der Seite seiner Eltern ruht — ein deutscher Mann, dessen Bedeutung und Werth für das ganze Vaterland die Ehrenbezeigungen und dankbaren Liebesspenden bekundeten, welche an die trauernde Familie gerichtet wurden oder den Grabhügel des Entschlafenen schmückten.

Voran das Oberhaupt des Königsreichs Bayern, Prinz Regent Luitpold, neben ihm der deutsche Reichstag, mit dessen Leitung als erster Vizepräsident 3 Jahre lang, von 1887—1890, seine Kollegen den Verstorbenen betraut hatten, und die bayrische Reichsrathkammer, in welche er als lebenslängliches Mitglied von der Krone berufen war bis herab zu den ihm in herzlicher Dankbarkeit ergebenen schlichten Arbeitern auf seinen Besitzungen, Alle haben mit einander gewetteifert, dem den Seinigen und dem Vaterlande allzu früh Entrissenen die letzten Ehren zu erweisen.

Von den nahezu zahllosen Kundgebungen schmerzlicher Theilnahme, sei nur einer hier gedacht:

---

[1]) S. a. Deutscher Nekrolog S. 220.

Der tiefgebeugten Gattin sprach Fürst Bismarck sein tief empfundenes Beileid aus zu dem Hingang »seines politischen Mitkämpfers und persönlichen Freundes«.

Nächst der Familie empfand am tiefsten den unersetzlichen Verlust die nationalliberale Partei, in deren Reihen seit mehr als zwei Jahrzehnten Armand B. als der Besten einer gekämpft hat und die ihm in ihrer Gesammtheit, Alt oder Jung, mit unbegrenztem Vertrauen und in herzlicher Liebe und Verehrung zugethan war. Nicht blos die gegenwärtige Reichstagsfraction, die leider seit den letzten Neuwahlen von 1893 den bewährten Führer und Freund in ihrer Mitte vermissen musste, auch die nationalliberalen Fractionen der deutschen Einzelstaaten und der Centralvorstand der Gesammtpartei im Reiche, haben es an Beweisen der Verehrung und Dankbarkeit gegen den so früh Heimgegangenen nicht fehlen lassen.

Armand B. wurde am 2. August 1837 zu Ettlingen im Grossherzogthum Baden geboren, wo die Familie B. seit langer Zeit angesessen war. Sein Vater Franz Peter B., der seiner Zeit dem badischen Landtage so wie später dem bayrischen als Mitglied der zweiten Kammer angehörte, war durch die Verheiratung mit Josephine Jordan, der Schwester des bayrischen Landtagsabgeordneten und späteren Reichstagsmitgliedes dieses Namens, zur Uebersiedlung in die Pfalz veranlasst worden. Aber die Beziehungen zu Baden wurden in dem Sohne auch dadurch wieder angeknüpft, dass nachdem die ersten Jugendjahre in Deidesheim und in häuslicher Erziehung verflossen waren, der 15jährige Knabe mit seinem zwei Jahre jüngeren Bruder Eugen, dem gegenwärtigen lebenslänglichen Reichsrath und früher langjährigen bayrischen Abgeordneten auf das Mannheimer Gymnasium kam, wo in dem Hause des Prof. Baumann eines Jugendfreundes und Gesinnungsgenossen Ludwig Häussers, die trefflichste Grundlage für die Entwicklung des Jünglings im Denken, Wissen und Können gewonnen wurde. Für seinen voraussichtlichen Beruf, als Leiter eines landwirtschaftlichen Grossbesitzes mit weitreichenden Handels- und Verkehrsbeziehungen, wurde der junge B. zur handelswissenschaftlichen Ausbildung nach Lübeck gesandt, wo er mit dem gegenwärtigen Vertreter der alten Hansastadt im Bundesrath und Gesandten der 3 freien Städte am preussischen Hofe Dr. Klügmann, (der eine Zeit lang auch mit ihm Reichstagsabgeordneter war) in ein inniges Freundschaftsbündniss trat. Von Lübeck siedelte er nach Heidelberg über, um dort neben allgemein wissenschaftlichen und politisch-historischen Vorträgen (ausser Häusser war Robert v. Mohl damals noch in voller akademischer Thätigkeit) unter Bunsen, Kirchhoff, Hesse Naturwissenschaft zu studieren und wo er auch als Abschluss seiner akademischen Studien die philosophische Doktorwürde erlangte.

Der Aufenthalt in Heidelberg war aber auch für seine politische Entwicklung von der grössten Bedeutung. Hier hatten die Gesinnungsgenossen des Vaters, die alten Erbkaiserlichen oder Gotha, neben den schon genannten Lehrern Häusser und von Mohl, auch von Rochau, der verdienstvolle Verfasser der »Grundsätze der Realpolitik« und langjährige Herausgeber des Wochenblattes des Nationalvereins u. A. ihren Sitz, und wie der treu und mit Zuversicht auf eine bessere Zukunft zur alten Fahne haltende Vater B. von früh auf den Sohn für die freie bürgerliche Pflichterfüllung in Gemeinde, Kreis und Stadt innerhalb des nationalen Gemeinwesens vorzubilden bestrebt gewesen war, so wurde grade in dieser Umgebung die Richtung

des Sohnes auf die nationale Einigung im erneuten Geiste und Sinne der Reichsverfassung von 1849 vertieft und vollendet.

Schon 1862 starb leider der Vater im rüstigsten Mannesalter und mit ihm schied einer der feurigsten Patrioten und zugleich ein namentlich für den Weinbau und die wirtschaftliche Entwicklung der ganzen Pfalz wie kein zweiter hochverdienter, weitblickender praktischer Land- und Volkswirth. In beiden Beziehungen ist Armand B. der würdige Erbe und Nachfolger seines Vaters gewesen, während er durch die Liebenswürdigkeit und lebensfrohe Heiterkeit an manche Züge seiner geliebten Mutter erinnerte, der es noch vergönnt war, die ersten Erfolge des Sohnes auf der politischen und parlamentarischen Laufbahn mit freudigem Stolze zu erleben.

Mit dem Tode des Vaters war die Verwaltung des grossen Besitzes an Wein- und andern Gütern in seine Hand gekommen und er zeigte bald, dass er seine Lernjahre nicht umsonst verbracht und auch die auf Reisen vorher gemachten Erfahrungen wohl zu verwerthen verstand. Zur politischen Thätigkeit rief ihn zunächst das Jahr 1866 auf, wo in Folge der eigenthümlichen Verhältnisse, vor und zur Zeit des glücklicher Weise so kurz verlaufenen, äusserlich an die Schleswig-Holsteinische Frage angeknüpften deutschen Krieges schwere Besorgnisse um das künftige Schicksal der Rheinpfalz wachgerufen wurden. Armand B. trat mit anderen Freunden aus Rheinbayern und Rheinhessen damals an die Spitze einer Vereinigung, um unter allen Umständen das Verbleiben der Pfalz in deutschen Händen zu sichern. (Verein zur Wahrung der Interessen des linken Rheinufers.) Die geniale Politik des ersten deutschen Bundes- und Reichskanzlers hat die damaligen Befürchtungen rasch aus dem Wege geräumt, und von da an bis zu seinem letzten Lebenshauch ist Armand B. ein treuer überzeugter Anhänger des gewaltigen Schöpfers des neuen deutschen Reichs geblieben, und als im Jahre 1892 dem Altreichskanzler die Pfälzer in einer grossartigen Massendeputation zu Kissingen ihre dankbare Huldigung darbrachten, schritt B. als ihr selbstverständlicher Führer voran. Bei den Wahlen zum Zollparlament und während des französisch-deutschen Krieges finden wir ihn auf allen Gebieten, wo er nur dienen konnte, rastlos für die nationale Sache thätig und daneben vernachlässigte er auch nicht, im Geiste und nach dem Beispiele seines Vaters und gemeinschaftlich mit seinem Oheim Jordan und seinem jüngeren Bruder Eugen die pfälzische Weinkultur weiter zu fördern und ihr den Rang zu sichern, den sie jetzt unbestritten einnimmt.

Bei den Wahlen zum ersten deutschen Reichstage rief ihn das Vertrauen des pfälzischen Wahlkreises Homburg-Kusel in den hohen Rath der Nation, dem er ununterbrochen bis zum Jahre 1893 angehörte.

Was ihn damals nach der wegen der Militärvorlage erfolgten Reichstagsauflösung von einem Theile seiner meist ländlichen Wählerschaft trennte, die durch engere landwirthschaftliche Interessen bestimmte verschiedene Auffassung der durch den Nachfolger Bismarck's Reichskanzler v. Caprivi abgeschlossenen neuen Handelsverträge mit Oesterreich und Russland, wäre kein Hinderniss gewesen, ihm in andern national-liberalen Wahlkreisen einen Platz zu sichern, aber er verzichtete darauf. Die Amtsentlassung des Fürsten Bismarck durch den jungen Kaiser hat Buhl gewiss nicht minder schwer empfunden als die grosse Mehrzahl seiner Parteigenossen, wohl aber stand auch ihm wie Anderen die Verpflichtung vor Augen, nachdem einmal, wohl oder übel, der Wechsel im Reichskanzleramt eingetreten war, soweit es die eigene

ehrliche Ueberzeugung gestattete, dem neuen Regimente im nationalen Interesse keine Schwierigkeiten zu bereiten. Es ist oft darüber gestritten worden ob Buhl theoretisch Schutzzöllner oder Freihändler gewesen sei. Wenn auch zur Zeit seiner wissenschaftlichen nationalökonomischen Ausbildung die sogenannte Manchester Schule das grosse Wort führte, so hat sich doch Buhl, eben weil er so jung verantwortungsvoll in das practische Leben zur Thätigkeit berufen wurde, stets als ein Vertreter gemässigter, den realen Dingen angepasster Grundsätze auf diesem Gebiete erwiesen. Wenn als Mitgrund seines Verzichts auf ein weiteres Reichstagsmandat auch noch der Umstand betont worden ist, dass Buhl als Mitglied der Budgetcommission durch theilweise Ablehnung der von der Reichsregierung erhobenen Militärforderungen den Ueberzeugungen seiner Wähler nicht entsprochen habe, so ist diesem Grunde kein wirkliches Gewicht beizulegen; eben so wenig einem angeblich schroffen Entgegentreten des damaligen Reichskanzlers von Caprivi gegen den bewährten Volksvertreter. Was aber dessen Verlust für die Partei, für den ganzen Reichstag und für das Vaterland zu bedeuten hatte, haben die letzten Jahre nur zu deutlich gezeigt, um so tröstlicher war die Hoffnung, dass er sich bei den nächsten allgemeinen Neuwahlen zur Wiederannahme eines Mandats wohl hätte bestimmen lassen.

Ein Rückblick auf seine Thätigkeit im Reichstag während der 22 Jahre, in denen er demselben ununterbrochen für einen und denselben Wahlkreis angehörte, ist eine Anreihung von stets sich steigernden Erfolgen für ihn und die besten Interessen der Nation. Mit seinem durch unermüdliche Arbeitsfreude und Arbeitskraft erzielten Ansehen, als Redner im Plenum und Berather in den Commissionen, hielt seine Bescheidenheit und sein cordiales Entgegenkommen gegen ehrliche Andersdenkende gleichen Schritt und so war Buhl unbestritten eine der allbeliebtesten und sympathischsten Persönlichkeiten des ganzen Reichstages.

Es ist unmöglich, alle die Fragen und namentlich auch nur die wichtigeren Gesetzentwürfe aufzuzählen, an deren Gestaltung zu Gesetzen gerade er wesentlichen Antheil gehabt hat; es würde ein förmlicher Catalog werden. In der Budgetcommission hat er jahrelang die nach den verschiedensten Seiten so überaus wichtigen Militär-Etat-Fragen bearbeitet, auf allen volkswirthschaftlichen Gebieten war er zu Hause wie selten ein Anderer und als nach der kaiserlichen Botschaft von 1881 die social-politische Gesetzgebung in Angriff genommen wurde, war Buhl zweifellos derjenige, der in die meisten Einzelfragen am tiefsten eingedrungen ist und dem z. B. das nach mehreren Anläufen schliesslich zu Stande gekommene schwierige und im deutschen Reiche allein noch einzig dastehende Werk der Alters- und Invaliditäts-Gesetzgebung, an deren Vollendung noch viele Hände zu bauen haben werden, in erster Reihe verdankt wird. Mit seinem Riesenfleisse, dem ein anscheinend allen Anforderungen, auch des fröhlichen Waidwerks, gewachsener, kerngesunder Körper als Träger diente, ermöglichte er daneben ein zu jeder Zeit dienstbereites Auftreten für die Partei bei Versammlungen, Festen und Wahlkämpfen. Sein liebenswürdiges Wesen, das heitere süddeutsche Naturell, seine im besten Sinne des Wortes populäre ungekünstelte Redeweise sicherten ihm überall das herzlichste Willkommen, und ungern liess man den neugewonnenen Freund aus dem Kreise fröhlicher Zecher und heiteren Zusammenseins, dessen Zierde er war, scheiden.

Neben seiner parlamentarischen Thätigkeit im Reichstage ging nicht blos

seit dem Jahre 1885 die Mitwirkung in der bayrischen Landesvertretung als lebenslängliches Reichsrathmitglied einher, lange Jahre hatte er auch der pfälzischen Provinzialvertretung, dem Landrath der Pfalz, eine Zeitlang als Präsident desselben, angehört, bis die Berufung in den Reichsrath der Theilnahme am Landrath gesetzlich ein Ende machte. Auf landwirthschaftlichem Gebiete hat er sich als Präsident des deutschen Weinbauvereins, nicht blos um seine engere Heimath, die grössten Verdienste erworben. Die energische Bekämpfung der Schädlinge des deutschen Rebbaus durch Gesetz und unermüdliche Controle, sowie die Ehre und das Ansehen der deutschen Weinproduction haben in Buhl bis in seine letzten Lebenstage den unermüdlichen umsichtigen Befürworter und thatkräftigen Mithelfer gehabt, wie zahlreiche Kundgebungen aus allen weinbauenden Theilen des deutschen Vaterlandes dankbarst bezeugten. Seine allgemeinen volkswirthschaftlichen theoretischen sowohl als praktischen Kenntnisse fanden weitere Verwerthung an der Spitze einer Reihe von erfolgreichen, nach vielen Seiten segensvollen industriellen Unternehmungen seiner engeren Heimath.

Die reichen Glücksgüter, womit er gesegnet war, konnten an seiner einfachen schlicht bürgerlichen Lebensführung nichts ändern; wohl aber dienten sie ihm, den in seiner Familie erblichen, verständigen Wohlthätigkeitssinn in weitestem Umfange zu bethätigen, wie dies an seinem Grabe der Geistliche seines Heimathsorts dankbar und ehrend anerkannte. Von den vielen Nachrufen, welche dem nach kaum 14 tägigem Kranksein an einer Lungenentzündung Dahingeschiedenen dort dargebracht wurden, sei hier nur der einen Erinnerung gedacht: der Abschiedsgruss des so früh vollendeten Freundes an das Vaterland war die am 18. Januar 1896 von ihm am Kaiser- und Reichsfeste zu Neustadt gehaltene zündende Rede zur dankbaren Verherrlichung der deutschen Siege — ein würdiger Schluss für ein würdiges Leben!

Was Buhl seiner Familie, was er den persönlichen Freunden war, die ihm im Leben nahe standen und von denen so Manche ihm damals wehmuthsvoll ins Grab nachblickten, braucht hier nicht gesagt zu werden. Die edlen gewinnenden Eigenschaften, die ihm die Herzen der zum ersten Mal Nahenden zuführten und die ihm seinen politischen Freundeskreisen so lieb und theuer machten, wurden im Kreise der Familienangehörigen (aus der Ehe mit Julie, geborenen Schellhorn-Wallbillich ist ein einziger Sohn Franz entsprossen und zwei Brüder, der gegenwärtige Reichrath Eugen von Buhl und der ordentliche Professor des Rechts an der Universität Heidelberg Heinrich Buhl überleben ihn) und seiner persönlichen Vertrauten eine Quelle innigen Glücks bei seinem Leben und sie sind jetzt, da er so früh von ihnen geschieden ist, eine Quelle des Leides und des Kummers, für die es keine Worte giebt.

Marquardsen.

Uebersicht

der

Bibliographie der biographischen Litteratur 1896.

Zusammengestellt

von

Dr. Johannes Luther,

Bibliothekar an der Königlichen Bibliothek Berlin.

Hertel, Thdr.: Michael **Abel** aus Frankfurt a. O., Humanist und gekrönter Dichter des 16. Jahrh. Ein Lebensbild. Potsdam: E. Döring's Erben in Komm. (V, 40 S.) 8.

Voss, Geo.: Andreas **Achenbach.** [Aus: Die graph. Künste.] Wien: Gesellsch. f. vervielfältig. Kunst. (20 S. m. 19 Abb. u. 5 Taf.) 2.

Jaden, H. K.: Theodor Körner und seine Braut. Körner in Wien, Antonie **Adamberger** und ihre Familie s. Körner.

Geheimrat Detlev v. **Ahlefeldts** Memoiren aus den Jahren 1617 bis 1659. Nach der Originalhs. im Haseldorfer Archiv hrsg. v. Louis Bobé. Kopenhagen: A. F. Höst & sön. (2 Bl., XIX, 181 S., 1 geneal. Tab.) 8.

Roth, F. W. E.: Beiträge zur Geschichte des Erzbischofs **Albrecht II.** von Mainz 1514—1545. Nach ungedruckten Quellen mitgetheilt. (Historisch-politische Blätter f. d. kathol. Deutschland. Bd. 118. München: Komm. d. literar.-artist. Anstalt. 8. S. 73—92. 160—167.)

Hagen, Heinr. v.: Prinz Friedrich Heinrich **Albrecht** von Preussen. Beitrag zu den Erinnerungen 1870/71. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. (32 S.) 8.

Stieler, J.: **Amalia,** Herzogin v. Sachsen-Weimar. (Stieler, J.: Lebensbilder Deutscher Männer und Frauen. 2. Aufl. Glogau: E. Flemming. 8. S. 261—277.)

Sonnenburg, Ferd.: Herzog **Anton Ulrich** von Braunschweig als Dichter. Berlin: L. Simion. (XI, 95 S.) 8.

Rank, J.: Erinnerungen an Berthold Auerbach und Ludwig **Anzengruber** s. Auerbach.

Ernst Moritz **Arndt:** Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein. Hrsg. von Robert Geerds. Leipzig: Ph. Reclam jun. (231 S.) 8. [Univers.-Biblioth. No. 3472/73.]

Meisner, H.: Ernst Moritz **Arndt** im Parlamente. (Deutsche Revue üb. d. gesamte nationale Leben d. Gegenwart. 21. Jahrg. Bd. 4. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien: Deutsche Verl.-Anst. 8. S. 345—351.)

Brandes, G.: Rahel, Bettina [v. **Arnim**] u. Charlotte Stieglitz s. Rahel.

Arnold, Hugo: Unter General v. d. Tann. Feldzugserinnergn. 1870/71. 2. Der Feldzug an der Loire. Vor Paris. Heimmarsch und Einzug in München. München: C. H. Beck. (VIII, 268 S.) 8.

Hartmann von **Aue** im Lichte der neuesten Untersuchung. (Historisch-politische Blätter f. d. katholische Deutschland. Bd. 117. München: Komm. d. literar.-artist. Anstalt. 8. S. 15—26, 81—91.)

Rank, Josef: Erinnerungen an Berthold **Auerbach** und Ludwig Anzengruber. (Biographische Blätter. Bd. II. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 217—226.)

Lorenz, Ottokar: Eine fürstliche Stammmutter. (Herzogin **Auguste** von Coburg, geborene Prinzessin von Reuss-Ebersdorff.) (Lorenz, O.: Staatsmänner und Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin: W. Hertz. 8. S. 293—307.)

Schneider, H.: J. M. **von Babos**, des Dichters von Otto von Wittelsbach, Erstlingswerk und seine Stellung in der Literatur. (Blätter f. d. Gymnasial-Schulwesen, hrsg. v. Bayer. Gymnasiallehrerverein. Bd. 32. München: J. Lindauer. 8. S. 1—17.)

Kronenberg, Moritz: Ludwig **Bamberger**. (Nord u. Süd. Bd. 79. Breslau: S. Schottlaender. 8. S. 36—49, m. Bildn.)

Günther, Siegmund: Heinrich **Barth**, der Erforscher des dunklen Kontinents. (Biographische Blätter Bd. II. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 166—185.)

Scherer, Heinr.: Ludwig **Bauer**, Schulrat. Ein Gedenkblatt zu dessen 25jähr. Dienstesjubiläum. Augsburg: B. Schmid's Sort. (26 S.) 8.

Bauernfeld. Aus B.'s Tagebüchern. II. 1849 bis 1879. Hrsg. von Carl Glossy. (Aus: Jahrb. der Grillparzer-Ges.) Wien: C. Konegen. (144 S.) 8.

Erdberg-Krczenciewski: Johann Joachim **Becher**. Ein Beitrag zur Geschichte der Nationalökonomik. Jena: G. Fischer. (VII, 141 S.) 8. [Staatswissenschaftliche Studien. Bd. 6. H. 2.].

Korn, Amandus: August **Becker**. (Hedwig. Ein Roman aus dem Wasgau von August Becker. 2. Aufl. Berlin: F. Fontane & C. 8. Bd. 1, S. III—XI.)

Waeles, Louis: Nikolaus **Becker**, 'der Dichter des Rheinliedes'. Bonn: P. Hanstein. (VII, 115 S.) 8.

Ein neues Buch über **Beethoven** und seine Sinfonien. (Grove.) (Die Grenzboten. 55. Jahrg. IV. Leipzig: F. W. Grunow. 8. S. 38—48.)

Grove, George C. B.: **Beethoven** and his Nine Symphonies. London: Novello 1896. (408 S.) 8.

Pochhammer, A.: Ludwig **van Beethoven's** Leben und Wirken m. besond. Berücksichtigung seines Schaffens als Symphoniker. (Mit Bildn.) (Erlanger, G.: Beethoven's Symphonien, erläut. mit Notenbeispielen. Frankfurt a. M.: H. Bechhold. 8. Einleitung.)

Huber, Alf.: Biographie von Ign. **Beidtel**. (Beidtel, J.: Geschichte der österreichisch. Staatsverwaltung 1740—1848, aus seinem Nachlass hrsg. v. A. Huber. (In 2 Bdn.) Innsbruck: Wagner. 8. Bd. 1.)

Klimont, J.: Rudolf **Benedikt**. (Gestorben am 6. Februar 1896 zu Wien.) (Aus: Chem. Revue über die Fett- und Harz-Industrie.) Wien. (Leipzig: E. Baldamus.) (8 S.) 4.

Fitte, Siegfried: **Bernhard** von Weimar. I. II. (Sonntagsbeil. No. 33. 34 z. Vossischen Zeitung. Berlin d. 16. 23. August.)

Aus den Tagebüchern Theodor **von Bernhardi's**. (Deutsche Rundschau. Bd. 86. Berlin: Gebr. Paetel.. 8. Bd. 86, S. 277—293; Bd. 89, S. 106—121, 272—283, 377—393.)

Bettina s. v. Arnim.

Lorenz, Ottokar: Freiherr v. Friesen, Graf **Beust** und Graf Vitzthum s. v. Friesen.

Beyschlag, Willib.: Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erfahrungen d. jüngeren Jahre. 1. u. 2. unveränderte Aufl. Halle: E. Strien. (VIII, 559 S.) 8.

Willibald **Beyschlags** Lebenserinnerungen. (Die Grenzboten 55. Jahrg. IV. Leipzig: F. W. Grunow. 8. S. 279—285, 323—331.)

Einert, E.: Gesammtpostmeister (Matthias) **Bieler**. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Post. (Archiv f. Post u. Telegraphie. 24. Jahrg. Berlin. 8. S. 219—229, 251—260.)

Verzeichnis e. **Bismarck**-Portraits- u. Bilder-Sammlung. Mit 1 Portr. in Holzschn. v. Rich. Kopp. Chemnitz: M. Bülz. (VIII, 89 S.) 8.

Henrici: Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein u. Fürst **Bismarck** s. Friedrich Herzog von Schleswig-Holstein.

Jahnke, Herm.: Fürst **Bismarck**. Eine Jubiläumsgabe f. das deutsche Volk. Reich illustr. v. ersten deutschen Künstlern. 20. bis 24. Lfg. Berlin: P. Kittel. (S. 769 bis 1044.) 8.

Jahnke, Herm.: Unseres grossen **Bismarcks** Leben und Thaten. Der gesamten deutschen Nation dargestellt. Mit sehr vielen ein- u. zweiseit. Kunstbeilagen in Lichtdr., Photographiedr. und Autotyp., sowie einer grossen Anzahl authent. Textabb. Berlin: P. Kittel. (In 24 Hftn.) 1. Hft. (1—48 S.) 8.

Jensen, O.: Herzog Friedrich v. Schleswig-Holstein u. Fürst **Bismarck** s. Friedrich Herzog v. Schleswig-Holstein.

Poschinger, Heinrich v.: Fürst **Bismarck** und der Bundesrat des Norddeutschen Bundes (Forts.) (Deutsche Revue üb. d. ges. nationale Leben d. Gegenwart. Jahrgang 21. Bd. 3. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien: Deutsche Verlagsanst. 8. S. 46—57. 129—144. 257—273.)

Poschinger, Heinrich v.: Fürst **Bismarck** und der Bundesrat des Deutschen Zollvereins. (Deutsche Revue üb. d. gesamte nationale Leben d. Gegenwart. 21. Jahrg. Bd. 4. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien: Deutsche Verl.-Anst. 8. S. 186—192.)

Rogge, Bernh.: Fürst **Bismarck**, der erste Reichskanzler Deutschlands. Ein Lebensbild, zu dessen Geburtstag am 1. April gezeichnet. Neue Aufl. Hannover: C. Meyer. (IV, 70 S. m. Abb.). 8.

Geyer, Alb.: Generalfeldmarschall Herwarth v. **Bittenfeld.** Zur Jubelfeier seines 100-jähr. Geburtstages am 4. September 1896. Den tapferen Söhnen des Infanterie-Regiments Herwarth von Bittenfeld (1. Westf.) Nr. 13 gewidmet. Münster: Theissing. (19 S. m. Bildn.) 8.

Bodelschwingh, F. v.: Tagebuch-Aufzeichnungen aus dem Feldzuge 1870. Bielefeld-Gadderbaum: Schriften-Niederlage der Anstalt Bethel. (86 S.) 8.

Brandes, Georg: Ludwig **Börne** und Heine. Zwei litterar. Charakterbilder. (Uebers. von A. v. d. Linden.) Leipzig: H. Barsdorf. (III, 154 S.) 8.

Francke, Otto: Karl August **Böttiger,** seine Anstellung als Gymnasialdirektor in Weimar und seine Berufungen. Neue Mitteilungen. (Euphorion. Bd. 3. Jahrg. 1896. Bamberg: C. C. Buchner. 8. S. 53—64, 408—421.)

Meinecke, Friedrich: Das Leben d. General-Feldmarschalls Hermann v. **Boyen.** Bd. 1. 1771—1814. Mit 1 Bildn. in Lichtdruck. Stuttgart: J. G. Cotta Nachf. (X, 422 S.) 8.

Meinecke, Friedrich: **Boyen** und Roon. Zwei preussische Kriegsminister. (Historische Zeitschrift. Bd. 77. München: R. Oldenbourg. 8. S. 207—233.)

Schulte, Eduard: Meineckes Schrift über den Feldmarschall **Boyen.** (Sonntagsbeil. No. 32 z. Vossischen Zeitung. Berlin, d. 9. August.)

Gensichen, Otto Franz: Das Haideröslein von Sesenheim. (Friederike **Brion.**) Berlin: Gebr. Paetel. (VII, 318 S.) 8.

Músiol, Rob.: Hugo **Brückler.** Ein Beitrag zur Geschichte des musikal. deutsch. Liedes. Dresden: L. Hoffarth. (35 S. mit 1 Bildn.) 8.

Roth, F. W. E.: Leonhard **Brunner.** Ein theologischer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts. (Theolog. Studien u. Kritiken. Bd. 69. Gotha: F. A. Perthes. 8. S. 74—80.)

David, Ed.: Georg **Büchner.** (Büchner, G.: Der hessische Landbote. Sowie des Verfassers Leben und politisches Wirken von Dr. E. David. München: M. Ernst. 8.) [Sammlung gesellschaftswissenschaftlicher Aufsätze. Heft 10.]

Rauchhaupt, Carl: Aktenmässige Geschichte über das Leben und Treiben des berüchtigten Räuberhauptmanns Johannes **Bückler,** genannt Schinderhannes, und seiner Bande. Authentische Ausg. nach den Orig.-Prozess-Akten. Mit Orig.-Portr. der Haupträuber u. e. Anh.: Anekdoten, wie sie vom Volksmunde erzählt wesden. 2. Auflage. Kreuznach: F. Harrach. (V, 133 S.) 8.

Gabriele v. **Bülow,** Tochter Wilh. v. Humboldts. Ein Lebensbild. Aus d. Familienpapieren W. von Humboldts und seinei Kinder. 1791—1887. 7. Aufl. Mit 4 Bildn. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. (XII, 572 S.) 8.

Oberbreyer, Max: Rudolf **Bunge.** Zu des Dichters 60. Geburtstag. (Aus: Runen.) Paderborn: Verlag der 'Runen'. (7 S. m. Bildn.) 8.

Leyser, J.: Joachim Heinrich **Campe.** Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Aufklärung. 2. [Titel-]Ausg. Mit einem Portr. 2 Bde. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn. (XI, 420 u. 412 S.) 8.

Angeli, Moritz Edler v.: Erzherzog **Carl** von Oesterreich als Feldherr und Heeresorganisator. Im Auftrage seiner Söhne der Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm, dann seiner Enkel der Herren Erzherzoge Friedrich u. Eugen nach österreich. Orig.-Acten dargestellt. 1. Bd. 2. Hälfte. Mit 1 Uebersichtskarte und 5 Plänen. Wien: W. Braumüller. (IX, 279 S.) 8.

Hüffer, Hermann: Erzherzog **Carl** v. Oesterreich. (Biographische Blätter. Bd. II. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 209—217.)

Geiger, Thdr.: Conrad **Celtis** in seinen Beziehungen zur Geographie. München: Th. Ackermann. (40 S.) 8. [Münchener geographische Studien. 2. Stück.]

Brun, Xavier: Adelbert **de Chamisso** de Boncourt (1781—1838). Thèse pour le doctorat ès lettres présentée à la Faculté de Toulouse. Lyon: Ancienne Imprimerie A. Waltener & C. (2 Bl., 371 S.) 8.

Daniel **Chodowiecki.** (Die Grenzboten. 55. Jahrgang. I. Leipzig: F. W. Grunow. 8. S. 605—612.)

Kretzschmar, H.: Zum siebzigsten Geburtstag Friedrich **Chrysanders.** (Die Grenzboten. 55. Jahrgang. III. Leipzig: F. W. Grunow. 8. S. 69—77.)

Stieler, J.: Matthias **Claudius.** (Stieler, J.: Lebensbilder deutscher Männer u. Frauen. 2. Aufl. Glogau: C. Flemming. S. 293—316.)

Braunmühl, A. v.: Nicolaus **Coppernicus.** (Biographische Blätter. Bd. II. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 267—279.)

Froelich, X.: **De Courbière,** Gouverneur der Festung Graudenz. Ein Lebensbild. 2. Aufl. Graudenz: J. Gaebel. (51 S.) 8.

Rohde, Erwin: Friedrich **Creuzer** u. Karoline v. Günderode. Briefe u. Dichtungen. Hrsg. v. R. Heidelberg: C. Winter. (XV, 142 S.) 8.

Ernst **Curtius.** (Die Grenzboten. 55. Jahrgang. III. Leipzig: F. W. Grunow. 8. S. 174—181.)

Grimm, Hermann: Ernst **Curtius.** † 11. Juli 1896. Ein Brief an seine Freunde. (Deutsche Rundschau. Bd. 88. Berlin: Gebr. Paetel. 8. S. 302—304.)

Kekulé von Stradonitz, Rhard.: Ernst **Curtius.** Gedächtnisrede, geh. bei der v. der Berliner Studentenschaft am 26. Juli 1896 veranstalteten Trauerfeier. Berlin: W. Spemann. (23 S.) 8.

Stiehler, Heinr.: Simon **Dach.** Sein Leben und seine ausgewählten Dichtungen fürs deutsche Volk. Königsberg: Hartung. (166 S. m. 1 Bildn.) 8.

Die Buchdrucker **Decker.** (Archiv f. Post u. Telegraphie. Jahrg. 24. Berlin. 8. S. 263—272.)

Rosenberg, Adf.: **Defregger.** Mit 96 Abb. nach Gemälden u. Zeichnungen. Bielefeld: Velhagen & Klasing. (106 S.) 8. [Künstler-Monographien. XVIII.]

Unger, W. v.: Feldmarschall **Derfflinger.** Dem Dragoner-Regiment Freiherr v. Derfflinger gewidmet. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. [Beiheft zum Militär-Wochenblatt. 1896. H. 7. 8. S. 295—439 m. 17 Skizz.) 8.

Dewora, Viktor Joseph, der triersche Overberg. Sein Leben, Wirken u. seine Schriften. Neu hrsg. u. mit erläut. Anmerkgn. versehen v. Jos. Niessen und Pet. Mertes. Trier: Loewenberg. (III, 296 S. m. 1 Lichtdruck-Bildn.) 8.

Pestalozzi und **Diesterweg** s. Pestalozzi, Heinrich.

Pastor D. Julius **Disselhoff.** Zum Gedächtnis... Kaiserswerth a. Rhein: Verlag der Diakonissen-Anst. (32 S. einschl. 1 Bildn.) 8.

Dittersdorf, K. v.: Autobiography, dictated to his Son. Translated from German by A. D. Coleridge. Bentley. (336 S.) 8.

Köhler, Richard: Zur Erinnerung an Friedrich **Dittes.** (Rheinische Blätter f. Erziehung u. Unterricht. 70. Jahrg. 1896. Frankfurt a. M.: M. Diesterweg. 8. S. 289—308.)

Münz, Bernhard: Ignaz von **Döllinger.** (Biographische Blätter. Bd. II. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 245—259.)

Chroust, Ant.: Abraham v. **Dohna.** Sein Leben und sein Gedicht auf den Reichstag von 1613. München: G. Franz i. Komm. (XII, 388 S. m. Bildn.) 8.

Droese, Max: Generallieutenant Georg Wilhelm v. **Driesen.** Ein Lebensbild. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. (26 S.) 8.

Ferdinand **Dümmler,** geboren den 10. Febr. 1858, gestorben den 15. November 1896. (Basel: Schweighauserische Buchdr. (20 S.) 8.

Knackfuss, H.: **Dürer.** Mit 134 Abb. v. Gemälden, Holzschnitten, Kupferstichen u. Zeichnungen. 4. Aufl. Bielefeld: Velhagen & Klasing. (144 S.) 8. [Künstler-Monographien. V.]

Lange, Konrad: War **Dürer** ein Papist? (Die Grenzboten. 55. Jahrg. I. Leipzig: F. W. Grunow. 8. S. 266—280.)

Weisbach, Werner: Der Meister der Bergmann'schen Officin und Albrecht **Dürers** Beziehungen zur Basler Buchillustration. Ein Beitr. z. Gesch. d. deutsch. Holzschn. Mit 14 Zinkätzgn. u. 1 Lichtdr. Strassburg: J. H. E. Heitz. (III, 69 S.) 8. [Studien zur deutschen Kunstgeschichte. H. 6.]

Wilhelm Heinrich **Dufour.** (Die Schweizerische Landesvermessung 1832—1864. Geschichte der Dufourkarte. Hrsg. v. Eidg. topogr. Bureau. Bern: Buchdr. Stämpfli & C. 8. S. 28 ff. m. Bildn.)

Albert **Dulk.** (Die Grenzboten. 55. Jahrg. III. Leipzig: F. W. Grunow. 8. S. 613—622.)

Graf K. F. Vitzthum **von Eckstädt** s. Vitzthum.

Karpeles, Gust.: Jos. Frhr. **v. Eichendorff.** (Eichendorff's Werke. In 4 Bdn. Mit einer biogr. Einleitung. Leipzig: G. Fock. Mit Bildn.) 8.

Elisabeth Charlotte als Philosophin. (Die Grenzboten. 55. Jahrg. III. Leipzig: F. W. Grunow. 8. S. 545—558.)

Müller, Willib.: Josef **v. Engel.** Ein Lebensbild, zugleich Erinnerungsblatt an seine Thätigkeit als Stadtverordneter u. Bürgermeister d. königlichen Hauptstadt Olmütz. Wien: C. Graeser. (V, 82 S.) 8.

E. L.: Excellenz Wilhelm **Engelhard †.** (Militär-Wochenblatt. 81. Jahrg. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. 4. Sp. 1717—1726.)

Gering, Hugo: Oskar **Erdmann.** (Zeitschrift für deutsche Philologie. Bd. 28. Halle: Waisenhaus. 8. S. 228—235.)

Ludwich, Arth.: Erinnerungen an Oskar **Erdmann.** Königsberg: Hartung. (24 S.) 8. (Auch in: Festschrift zum 70. Geburtstage Oskar Schade dargebracht v. seinen Schülern u. Verehrern. Königsberg i. P.: Hartung. 8. S. 153—176.)

Volger, Frz.: Herzog **Ernst** v. Sachsen-Altenburg. Ein deutsches Fürstenleben. Mit 26 Abb. Altenburg: O. Bonde. (IV, 190 S.) 8.

Lorenz, Ottokar: Herzog **Ernst II.** von Sachen-Coburg-Gotha, † 1893. (Lorenz, O.: Staatsmänner und Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin: W. Hertz. 8. S. 308—326.)

Benndorf, Otto: Adolf **Exner.** Worte zu seinem Gedächtniss, bei der Aufstellung seiner Büste in den Arkaden der Universität Wien am 21. Juni 1896 gesprochen. Wien: A. Hölder. (16 S.) 8.

Lasswitz, Kurd: Gustav Theodor **Fechner.** Stuttgart: F. Frommann. (VIII, 207 S.)

8. [Frommann's Klassiker der Philosophie. Bd. 1.]

Ferber, s. Stagefyr.

Marcuard, F. v.: Das Bildnis des Hans v. Schönitz u. der Maler Melchior **Feselen.** Kunstgeschichtl. Studie. München: Verlagsanst. f. Kunst u. Wissenschaft. (III, 27 S. mit Abb. u. 8 Heliogr.) gr. 2.

Vogt, Thdr.: J. G. **Fichte.** (J. G. Fichtes Reden an die deutsche Nation. Mit Fichtes Biographie sowie mit erläut. Anm. versehen. 2. Aufl. Langensalza: H. Berger & Söhne. (VII, 288 S.) 8. [Bibliothek pädagogischer Klassiker. Bd. 20.])

Jakobowski, Ludwig: J. G. **Fischer.** Eine Studie. (Nord und Süd. Bd. 79. Breslau: S. Schottlaender. 8. S. 176—189 mit Bildn.)

Fred Graf **Frankenberg.** Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71. Hrsg. v. Heinrich von Poschinger. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien: Deutsche Verlags-Anst. (XII, 439 S.)

Poschinger, Heinrich v.: Aus den Tagebüchern des Grafen Fred von **Frankenberg.** (Deutsche Revue üb. d. gesamte nationale Leben d. Gegenwart. 21. Jahrg. Bd. 4. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien: Deutsche Verl.-Anst. 8 S. 1—13.)

Frankl, Ludwig August: Beginn meiner medizinischen Lehrjahre. Aus dem Nachlasse. (Biographische Blätter Bd. II. Berlin: E. Hofmann & C. 1896. 8. S. 143—152.)

Schuchardt, Ottomar: Constantin **Frantz,** Deutschlands wahrer Real-Politiker. Melsungen: W. Hopf. (31 S.) 8.

Clausen, Julius: **Frederik Christian,** Hertug af Augustenborg (1765—1814). En monografisk Skildring. Med 2 Portr. Kopenhagen: Schubothe (VIII, 148 S. u. 1 Taf.) 8.

Mémoires de **Frédérique Sophie Wilhelmine,** Margrave de Bareith, soeur de Frédéric le Grand, depuis l'année 1706 jusqu'à 1742, écrits de sa main. Quatrième édition, continuée jusqu' à 1758 et ornée du portrait de la Margrave. Édition de luxe. T. I. II: Leipzig. H. Barsdorf. I. (1 Bl., III, 308 S., 1 Portr.) II. (1 Bl., 309—618 S.) 8.

Thiele, Richard: Aus eines Dichters Werkstatt. Ein Beitrag zur Charakteristik von Ferdinand **Freiligrath.** Vortr., geh. in d. ordentl. Sitzg. d. Kgl. Akad. gemeinnütz. Wiss. zu Erfurt am 8. Mai 1895. (Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütz. Wissenschaften zu Erfurt. N. F. Heft 22. Erfurt: C. Villaret. 8. S. 7—22.)

Elster, Ernst: Gustav **Freytag** (Biographische Blätter Bd. II. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 87—107.)

Landmann, K.: Goethe u. Gustav **Freytag** s. Goethe, W. v.

Lorenz, Ottokar: Gustav **Freytags** politische Thätigkeit. (Lorenz, O.: Staatsmänner und Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin: W. Hertz. 8. S. 327—360.)

Neubauer, H.: Zur Erinnerung an Gustav **Freytag.** Vortr., geh. in d. ordentl. Sitzg d. Kgl. Akad. gemeinnütz. Wiss. zu Erfurt am 29. Mai 1895. (Jahrbücher der Königl. Akad. gemeinnütz. Wissenschaften zu Erfurt. N. F. Heft 22. Erfurt: C. Villaret 8. S. 89—111.)

Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth s. Frédérique.

Oberbreyer, Max: Herzog **Friedrich** v. Anhalt. Ein Gedenkblatt zum Regierungs-Jubiläum Sr. Hoheit am 22. Mai 1896. Leipzig: F. Simon. (16 S.) 8.

Steinhoff, Jul.: Grossherzog **Friedrich** v. Baden. Zur Feier seines 70. Geburtstages. Mit 5 Portr. u. 2 Abb. Karlsruhe: K. Scherer. (IV, 103 S.) 8.

Stenglin, F. v.: **Friedrich** Grossherzog v. Baden. Lebensbild. (Neue Aufl.) Berlin: Verlag des christl. Zeitschriftenvereins. (110 S. mit 8 Ill.) [Neue Volksbücher. Hrsg. v. d. Vereinigg v. Freunden christl. Volks-Litteratur. 10. Bdchn.]

Lucanus, C.: Kronprinz Friedrich Wilhelm [d. i. **Friedrich III.,** Kaiser von Deutschland] und die deutsche Kunstindustrie. Vortr., geh. am 26. Januar 1896 in der Festversammlung der Kgl. Akad. gemeinnütz. Wissensch. zu Erfurt zur Vorfeier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers. (Jahrbücher der Königl. Akad. gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. N. F. Heft 22. Erfurt: C. Villaret. 8. S. 235—250.]

Berger, Heinr.: **Friedrich** der Grosse [König v. Preussen] als Kolonisator. M. e. Vorw. v. W. Oncken. Im Anh. 2 Taf. u. 1 Uebersichtskt. Giessen: J. Ricker. (VIII, 111 S.) 8. [Giessener Studien auf d. Gebiete der Geschichte. Hft. 8.]

Fitte, Siegfried: **Friedrich** der Grosse und Mecklenburg. (Sonntagsbeilage No. 25 zur Vossischen Zeitung. Berlin, d. 21. Juni.)

Franz, Julius: **Friedrich** der Grosse und der Ursprung des siebenjährigen Krieges. (Die Grenzboten. 55. Jahrg. III. Leipzig: F. W. Grunow. 8. S. 19—30. 57—69.)

Volz, Gustav Berthold: Kriegführung und Politik König **Friedrichs** des Grossen in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges. Berlin: S. Cronbach. (2 Bl., 218 S.) 8.

Wagner, Ferd.: **Friedrichs** des Grossen Beziehungen zu Frankreich und der Beginn des siebenjährigen Krieges. Hamburg: G. W. Seitz Nachf. (XI, 157 S.) 8.

Henrici: Herzog **Friedrich** von Schleswig-Holstein und Fürst Bismarck. (Deutsche Revue üb. d. gesamte nationale Leben d.

Gegenwart. 21. Jahrg. Bd. 4. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien: Deutsche Verl.-Anst. 8. S. 216—220.)

Jensen, O.: Herzog **Friedrich** von Schleswig-Holstein u. Fürst Bismarck. I. (Deutsche Revue üb. d. gesamte nationale Leben der Gegenwart. 21. Jahrg. Bd. 4. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien: Deutsche Verl.-Anst. 8. S. 107—111.)

Friedrich Christian, Herzog v. Schleswig-Holstein - Sonderburg - Augustenburg s. Frederik.

Friedrich Heinrich Albrecht Prinz von Preussen s. Albrecht Prinz v. Preussen.

Lorenz, Ottokar: **Friedrich Wilhelm IV.** (König von Preussen). (Lorenz, O.: Staatsmänner und Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin: W. Hertz. 8. S. 128—193.)

Friedrich Wilhelm Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preussen s. Friedrich III. Kaiser von Deutschland.

Lorenz, Ottokar: Freiherr **von Friesen,** Graf Beust u. Graf Vitzthum. (Lorenz, O.: Staatsmänner und Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin: W. Hertz. 8. S. 194—215.)

Ryssel, V.: Otto Fridolin **Fritzsche,** geboren den 23. September 1812, gestorben den 9. März 1896. (Theologische Zeitschrift aus der Schweiz. XIII. Jahrg. 1896. Zürich: A. Frick. 8. S. 108—123.)

Lorenz, Ottokar: Ein Lebenslauf von Julius **Fröbel.** (Lorenz, O.: Staatsmänner und Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin: W. Hertz. 8. S. 242—255.)

Ziehen, Jul.: Robert **Fröhlich,** geb. am 19. März 1844, gest. am 23. Mai 1894. (Aus: Jahresber. üb. d. Fortschr. d. class. Altertumswiss.) Berlin: S. Calvary & C. (6 S.) 8.

Friedrich, Joh.: Jakob **Frohschammer.** Ein Pädagoge unter den modernen Philosophen. Einführg in das philosophisch-pädagog. System Frohschammers. Fürth: G. Rosenberg. (V, 98 S.) 8.

Goens: Emil **Frommel** †. (Militär-Wochenblatt. 81. Jahrg. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. 4. Sp. 2621—2625.)

H. B.-G.: Ludwig **Gabillon.** Geb. zu Güstrow, 16. Juli 1825; gest. zu Wien, 13. Februar 1896. Ferien-Erinnerungen. (Biographische Blätter. Bd. II. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 279—284.)

Pieper, Herm.: Der märkische Chronist Zacharias **Garcaeus**(-Gartz). Tl. 1. Leben des Garcaeus. Progr. Berlin: R. Gaertner. (21 S.) 4. [Wissenschaftl. Beil. z. Jahresb. der zweiten Städt. Realschule zu Berlin. Ostern 1896.]

Gartz s. Garcaeus.

Petermann, Theodor: Franz Ludwig **Gehe** und die Gehe-Stiftung. (Jahrbuch d. Gehe-Stiftung zu Dresden. Bd. I. Mit e. Bildn. von F. L. Gehe. Dresden: v. Zahn & Jaensch. 8. S. V—LVII.)

Steig, Reinhold: Aus Emanuel **Geibels** Jugendzeit. (Euphorion. Bd. 3. Jahrg. 1896. Bamberg: C. C. Buchner. 8. S. 13—22.)

Mayer, Hermann: Johannes **Geiler** von Kaysersberg, hauptsächlich in seinen Beziehungen zu Freiburg i. Br. Mit Nachbildgn. alter Holzschnitte und Zierleisten. (Schau ins Land! 23. Jahrlauf des Breisgau-Vereins. 1896. Freiburg i. Br.: gedr. i. d. Universitätsdr. 4. S. 1—17.)

Ott, K.: Ueber Murners Verhältnis zu **Geiler** s. Murner.

Bellesheim, Alfons: Eine neue Biographie des Cardinal-Erzbischofs Johannes **v. Geissel.** (Historisch-polit. Blätter f. d. kathol. Deutschland. München: Kommv. d. literar.-artist. Anstalt. 8. Bd. 117, S. 191—201, Bd. 118, S. 827—836.)

Pfülf, Otto: Cardinal **v. Geissel.** Aus seinem handschriftl. Nachlass geschildert. 2. (Schluss-) Bd. Freiburg i. B.: Herder. (XVI, 675 S.) 8.

Stieler, J.: Christian Fürchtegott **Gellert.** (Stieler, J.: Lebensbilder deutscher Männer u. Frauen. 2. Aufl. Glogau: C. Flemming. 8. S. 120—136.)

Georg der Fromme, Landgraf zu Hessen, der Stifter des Hessen-Darmstädtischen Regentenhauses. Denkschrift zur Erinnerung an den vor 300 Jahren, am 7. Febr. 1596, verstorb. Fürsten, veröffentl. v. dem histor. Verein f. d. Grossherzogt. Hessen. Mit dem Portr. d. Landgrafen, den Abb. des Paradebettes, des Leichenbegängnisses und des Denkmals in der Stadtkirche zu Darmstadt, sowie 1 Stammtaf. Darmstadt A. Bergsträsser. (XXVI, 70 S.) 8.

Lorenz, Ottokar: Der General-Adjutant Leopold **von Gerlach.** (Lorenz, O.: Staatsmänner und Geschichtschreiber des neunzehnt. Jahrhunderts. Berlin: W. Hertz. 8. S. 156—193.)

Köhler, Joh. Aug. Ernst: Traugott **v. Gersdorffs** Reise durch das Erzgebirge i. J. 1765. Nach dem dabei geführten Tagebuche bearb. (Aus: Glückauf.) Schneeberg: (B. F. Goedsche & R. Unger.) (36 S.) 8.

Lenz, Max: Florian **Geyer.** (Preussische Jahrbücher. Bd. 84. Berlin. 8. S. 97—127.)

Schlenther, Paul: Geschichtliches über Florian **Geyer.** (Sonntagsbeilage No. 1 zur Vossischen Zeitung. Berlin, d. 5. Januar.)

Ein Soldatenleben. General der Infanterie Adolf **v. Glümer.** (Militär-Wochenblatt.

81. Jahrg. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. 4. Sp. 2869—2873.)

General Neithardt **von Gneisenau** als Bewerber um die preussische General-Postmeisterstelle. (Archiv f. Post u. Telegraphie. Beihefte zum Amtsblatt des Reichs-Postamts. Jahrg. 24. Berlin. 8. S. 1—5.)

Clemen, Otto: Johann Pupper **von Goch.** Leipzig: Duncker & Humblot. (X, 290 S.) 8. [Leipziger Studien aus d. Gebiet der Geschichte. Bd. II. H. 3.]

Zur Würdigung des Dichters Guido **Görres.** (Historisch-politische Blätter f. d. kathol. Deutschland. Bd. 118. München: Kommv. d. literar.-artist. Anst. 8. S. 776—779.)

Meyers, J.: Guido **Görres.** Beiträge zur Geschichte seines Lebens und Wirkens. Schulprogramm.

Sepp, J. N.: Jakob Joseph **Görres.** Berlin: E. Hofmann & C. (XV, 208 S. mit Bildn.) 8. [Geisteshelden. Bd. 23. (IV. Sammlg. Bd. 5.)]

Hermann, Ernst: **Göthes** Mutter in ihrem alttestamentlichen Gottvertrauen. (Pädagogisches Archiv. 38. Jahrg. 1896. Osterwieck i./Harz: A. W. Zickfeldt. 8. S. 483—487.)

Stieler, J.: Frau Elisabeth **Goethe.** (Stieler, J.: Lebensbilder deutscher Männer u. Frauen. 2. Aufl. Glogau: C. Flemming. 8. S. 278—292.)

Goethe als Erzieher. Ein Wort an emancipirte Frauen. Von einer Frau. München: A. Schupp. (32 S.) 8.

Bielschowsky, Alb.: **Goethe.** Sein Leben und seine Werke. (In 2 Bdn.) Bd. 1 mit e. Photogrαv. (Goethe in Italien v. Tischbein). München: C. H. Beck. 8. (VIII, 521 S.)

Buchner, Wilh.: **Goethes** Beziehungen zu Eisenach. Eisenach: H. Kahle. (14 S.) 8. [Beiträge zur Geschichte Eisenachs. II.]

Erdmannsdörfer, B.: Kleine Beiträge zur **Goethe**-Biographie. (Neue Heidelberger Jahrbücher. 6. Jahrg. Heidelberg: G. Koester. 8. S. 187—210.)

Habich, Georg: **Goethes** Erziehung zur bildenden Kunst. (Sonntagsbeil. No. 40 z. Vossischen Zeitung. Berlin, den 4. Oktober.)

Landmann, K.: **Goethe** im Lichte d. Gegenwart. I. II (Goethe und Gustav Freytag). III (Goethe u. Richard Wagner). IV (Goethe u. Grillparzer). (Pädagogisches Archiv. 38. Jahrg. 1896. Osterwieck i./Harz: A. W. Zickfeldt. 8. S. 407—423, 487—504, 638—655, 726—741.)

Lavater's Aufzeichnungen über seine Reise mit **Goethe** nach Ems. Mitgeteilt v. Heinrich Funck. (Nord und Süd. Bd. 76. Breslau: S. Schottlaender. 8. S. 402—405.)

Lewes, G. H.: **Goethes** Leben u. Werke. Autorisirte Uebersetzung v. Dr. Jul. Frese. 17. Aufl. 2 Tle. in 1 Bde. Stuttgart: C. Krabbe. (XXIV, 288 u. XII, 380 S.) 8.

Müller, Gust. Adf.: **Goethe** in Strassburg. Eine Nachlese zur Goethe- u. Friederikenforschung aus der Strassburger Zeit. Mit vielen neuen Abb. Leipzig: W. Radestock. (V, 71 S.) 8.

Schlenther, Paul: **Goethes** Epimenides. (Sonntagsbeil. No. 27 z. Vossischen Zeitg. Berlin d. 5. Juli.)

Specht, Fritz: **Goethe** als Diktator. (Sonntagsbeilage No. 31 z. Vossischen Zeitung. Berlin, d. 2. August.)

Stieler, J.: Johann Wolfgang **Goethe.** (Stieler, J.: Lebensbilder deutscher Männer u. Frauen. 2. Aufl. Glogau: C. Flemming. 8. S. 7—50 m. 1 Bildn.)

Wasserzieher, E.: **Goethe**stätten in Frankfurt a. M. (Central-Organ für die Interessen des Realschulwesens. 24. Jahrg. Berlin: Friedberg & Mode. 8. S. 577—581.)

Soffé, Emil: Ludwig **Goldhann.** Ein Lebensbild. (L. Goldhann's Leben u. Werke. Mit e. Geleitsworte von Frz. Goldhann u. e. Lebensbilde des Dichters von E. Soffé. Hrsg. v. deutschen Journalisten- u. Schriftsteller-Ver. f. Mähren u. Schlesien. Brünn: (R. M. Rohrer.) (XIII, 256 S. m. Bildn.) 8.

Kilian, Eugen: Friedrich Wilhelm **Gotter.** (Biographische Blätter. Bd. II. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 157—162.)

Münz, Sigm.: Ferdinand **Gregorovius** und seine Briefe an Gräfin Ersilia Caetani Lovatelli. Berlin: Gebr. Paetel. (IV, 221 S.) 8.

Greinz, Rudolf Heinrich: Martin **Greif's** gesammelte Werke. (Historisch-politische Blätter f. d. kathol. Deutschland. Bd. 118. München: Kommv. d. literar.-artist. Anst. 8. S. 857—864.)

Landmann, K.: Goethe u. **Grillparzer** s. Goethe.

Stieler, J.: Die Gebrüder **Grimm.** (Stieler, J.: Lebensbilder deutscher Männer u. Frauen. 2. Aufl. Glogau: C. Flemming. 8. S. 154—170.)

Conrady, E. v.: Leben und Wirken des Generals der Infanterie u. kommandirenden Generals des V. Armeekorps Carl **v. Grolman,** Ritter d. hohen Ordens v. Schwarzen Adler in Brillanten. Gestorben am 15. Septbr. 1843. Ein Beitr. z. Zeitgesch. d. Könige Friedrich Wilhelm III. u. Friedrich Wilhelm IV. Nach archival. u. handschriftl. Quellen verf. Thl. 3. Von 1815—1843. Mit e. Abb. v. Grolmans Denkmal auf d. Friedhofe zu Posen. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. (V, 312 S.) 8.

Rohde, E.: Friedrich Creuzer u. Karoline **v. Günderode** s. Creuzer.

Schliebitz, Vikt.: Johann Christian **Günther.** Ein Lebensbild zur 200sten Wiederkehr von Günther's Geburtstage. 1695—1895. Striegau: Ph. Tschörner. (III, 50 S.) 8.
Dammann: **Karl Günther.** Ein Lebensbild. (Geh. Medicinalrat Professor Karl Wilhelm Adalbert Günther, geb. 28. Juli 1822 zu Hannover, gest. 13. Juli 1895.) (Archiv f. wissenschaftliche und praktische Thierheilkunde. Bd. 22. Berlin. 8. S. VII—XVIII.)
Ackermann, Karl: Dr. Johannes **Gundlach.** Lebensbild eines deutschen Naturforschers auf der Insel Cuba. (Aus: Abhandlgn. u. Bericht d. Vereins für Naturkunde zu Kassel.) Kassel: Selbstv. (12S.) 8.
Schrader, Bruno: **Händel.** Leipzig: Ph. Reclam jun. (103 S.) 8. [Musiker-Biographien. Bd. 19. = Universal-Bibliothek No. 3497.]
Fischer, Wilh.: Aus dem Leben u. Wirken e. interessanten Mannes. (Carl **Hagenbeck.**) Hamburg: (J. Bruse.) (64 S. m. Bildn.). 8.
Wurm, Paul: Phpp Matthäus **Hahn**, weil. Pfr. (Hahn, Ph. M.: Betrachtungen und Predigten über die sonn- u. feiertäglichen Evangelien... Mit Hahns Bildn. u. Lebensbeschreibung, nebst e. Charakteristik seiner Persönlichkeit u. seines Wirkens v. P. Wurm. 8. Aufl. Basel: Jaeger & Koler. (XXIV, 587 S.) 8.)
Knackfuss, H.: Franz **Hals.** Mit 40 Abb. von Gemälden. Bielefeld u. Leipzig: Velhagen & Klasing. (2 Bl., 60 S.) 8. [Künstler-Monographien. XII.]
Düsel, Friedrich: Der junge **Hamerling.** (Die Grenzboten. 55. Jahrgang IV. Leipzig: F. W. Grunow. 8. S. 404—415.)
Lemmermayer, Fritz: Persönliche Erinnerungen an Robert **Hamerling.** (Deutsche Revue üb. d. ges. nationale Leben d. Gegenwart. Jahrg. 21. Bd. 3. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien: Deutsche Verlagsanst. 8. S. 177—187. 307—317.)
Rabenlechner, Michael Maria: Die ersten poetischen Versuche **Hamerlings.** Zur Geschichte seines Zwettler Aufenthalts. Hamburg: Verlagsanst. & Druckerei A.-G. (32 S.) 8. [Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge. N. F. Ser. 11. (H. 245.)]
Lange, Gustav: Dr. Friedrich **Hardeck** †. (Allgemeines statistisches Archiv. 4. Jahrg. Tübingen: H. Laupp. S. 378—382.
Bauch, Alfred,: 'Barbara **Harscherin**', Hans Sachsens zweite Frau. Beitrag zu e. Biographie des Dichters. Nürnberg: J. Ph. Raw. (112 S. mit 7 Abb.) 8.
Reicke, Emil: Hans Sachsens zweite Frau (d. i. Barbara **Harscherin**). (Sonntagsbeilage No. 39 zur Vossischen Zeitung. Berlin, d. 27. September.)
Eucken, Rudolf: Die Lebensanschauung **Hegels.** (Sonntagsbeil. No. 42 z. Vossischen Zeitung. Berlin, d. 18. Oktober.)
Fuchs, Geo: Heinz **Heim.** (Das Werk des Malers Heinz Heim. Hrsg. v. Geo. Fuchs. Mit Titelzeichnung u. Init. v. Jos. Sattler. Berlin: J. A. Stargardt. (23 S. mit Abb. u. 21 Taf.) 2.)
Brandes, G.: Ludwig Börne u. **Heine** s. Börne.
Hüffer, Hermann: H. **Heine** und Ernst Christian August Keller. Mit bisher ungedruckten Briefen Heine's. (Deutsche Rundschau. Bd. 86. Berlin: Gebr. Paetel. 8. S. 126—137.)
Jungmann, Max: Heinrich **Heine** ein Nationaljude. Eine kritische Synthese. Berlin: J. Cronbach. (48 S.) 1 Bd. 8.
Kaufmann, Dav.: Aus Heinrich **Heine's** Ahnensaal. Breslau: Schles. Buchdr. (XII, 312 S.) 8.
Poritzky, J. E.: Wie sollen wir Heinrich **Heine** verstehen. Eine psychologische Studie. Berlin: C. Duncker. (83 S.) 8.
Schüddekopf, Karl: Prinz **Heinrich** und die deutsche Literatur. I.—III. (Sonntagsbeilage No. 3, 4, 5 zur Vossischen Zeitg. Berlin, d. 19., 26. Januar, 2. Febr.)
Fabricius, Hans: Der Parteigänger Friedrich v. **Hellwig** und seine Streifzüge, im kriegsgeschichtl. Zusammenhange betrachtet. Ein Beitr. zur Geschichte des kleinen Krieges in den Jahren 1792—1815, unter Benutzung archival. Quellen bearb. Mit 2 Uebersichts-Skizzen. Berlin: A. Bath. (IV, 260 S.) 8.
Epstein, S. S.: Hermann **v. Helmholtz,** als Mensch u. Gelehrter. (Aus: Deutsche Revue.) Stuttgart: Deutsche Verl.-Anstalt. (92 S.) 8.
Kusch, E.: C. G. J. Jacobi u. **Helmholtz** auf dem Gymnasium s. Jacobi.
Henning, J. W. M., von 1827 bis 1851 Direktor des königl. Schullehrerseminars in Köslin, ein Schüler u. Jünger Pestalozzis. Züge aus dem Bilde seines Lebens und Wirkens. Danzig: R. Barth. (47 S. mit Bildn.) 8.
Henrici, Dr., Reichsgerichts-Senats-Präsident a. D.: Aus den Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. (Deutsche Revue üb. d. ges. nationale Leben d. Gegenwart. Jahrg. 21. Bd. 3. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien: Deutsche Verlagsanst. 8. S. 28—44, 218—232, 333—342.)
Bartholomäi, Fr.: Joh. Friedr. **Herbart.** (J. F. Herbarts pädagogische Schriften. Mit Herbarts Biographie hrsg. v. Dr. F. Bartholomäi. 6. Aufl., neu bearb. u. mit erläut. Anm. versehen von Dr. E. v. Sallwürk. Bd. 1. Langensalza: H. Beyer & Söhne.

8.) [Bibliothek pädagogischer Klassiker. Bd. 8.]

Herborn, s. Stagefyr.

Herbst, Ludwig Ferdinand, geb. den 30. Juni 1811, gest. den 23. Novbr. 1894. Nekrologe v. A. Schöne u. Alb. Müller. (Aus: Jahresber. üb. d. Fortschr. d. classischen Altertumswiss.) Berlin: S. Calvary & C. (11 S.) 8.

Bloch, Dav.: **Herder** als Aesthetiker. Berlin: Mayer & Müller. (48 S.) 8.

Firmenich-Richartz, Eduard: Wilhelm v. **Herle** u. Hermann Wynrich v. Wesel. Eine Studie zur Geschichte der altköln. Malerschule. (Aus: Zeitschr. f. christliche Kunst.) Düsseldorf: L. Schwann. (84 Sp. mit 4 Abb. u. 4 Lichtdr.) 4.

Müller, Johanna: Erinnerungen an Albert v. **Hermann**. Wien: A. Hölder. (88 S. m. 2 Bildn.) 8.

Burdach, Konrad: Rudolf **Hildebrand**. Worte der Erinnerung, gesprochen bei der Einweihung seines Denkmals auf dem Johannisfriedhof in Leipzig am 13. Oktober 1895. (Euphorion. Bd. 3. Jahrg. 1896. Bamberg: C. C. Buchner. 8. S. 1—7.)

Wolff, Eugen: Rudolf **Hildebrand**. (Zeitschrift f. deutsche Philologie. Bd. 28. Halle: Waisenhaus. 8. S. 73—79.)

Hassencamp, R.: Chr. Mart. Wieland und Katharina v. **Hillern** s. Wieland.

Litzmann, Berth.: **Hölderlin**. (Hölderlin's gesammelte Dichtungen. Neu durchges. u. verm. Ausg. in 2 Bdn. Mit biograph. Einleitung hrsg. v. B. Litzmann. Bd. 1 (mit Bildn.). Stuttgart: J. G. Cotta Nachf. 8.) [Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur. Bd. 274.]

Wilbrandt, Adolf: Friedrich **Hölderlin**. Fritz Reuter. 2. Aufl. Berlin: E. Hofmann & C. (155 S. u. 4 Bildn.) 8. [Geisteshelden. Bd. 2. (I. Sammlg.)]

Hülbrock, Adb.: Eine Erinnerung an **Hoffmann** v. Fallersleben. Leipzig, München: A. Schupp. (16 S.) 8. [Kleine Studien. H. 20.]

Voelderndorff, Otto Frh. v.: Fürst Chlodwig zu **Hohenlohe**. (Biographische Blätter. Bd. II. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 36—40.)

Knackfuss, H.: **Holbein** der jüngere. Mit 151 Abb. v. Gemälden, Zeichnungen und Holzschnitten. 1. u. 2. Aufl. Bielefeld & Leipzig: Velhagen & Klasing. (2 Bl, 152 S., 2 Tafeln.) 8. [Künstler-Monographien. XVII.]

Höchsmann, Johs: Johannes **Honter**, der Reformator Siebenbürgens und des sächsischen Volkes. Ein Lebensbild aus der 1. Hälfte des 16. Jahrh. Wien: C. Graeser. (III, 124 S. mit Bildn.). 8.

Stieler, J.: Alexander **von Humboldt**. (Stieler, J.: Lebensbilder deutscher Männer und Frauen. 2. Aufl. Glogau: C. Flemming. 8. S. 317—346.)

Gebhardt, Bruno: Wilhelm v. **Humboldt** als Staatsmann. (In 2 Bdn.) 1. Bd. Bis zum Ausgang des Prager Kongresses. Stuttgart: J. G. Cotta. (VII, 487 S.) 8.

Keller, Ludwig: Neue Arbeiten über Daniel Ernst **Jablonsky**. (Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. Bd. 5. 1896. Berlin & Münster (Westf.): Verl. der Comenius-Ges. 8. S. 108—110.)

Kvacsala, J.: Fünfzig Jahre im preussischen Hofpredigerdienste. D. E. **Jablonsky**. Vortrag, gehalt. in der Aula der Universität. (Aus: Acta et commentationes imp. universitatis Iurievensis) Jurjew; (Giessen: Kommv. v. F. Ricker.) (23 S.) 8.

Kusch, Ernst: C. G. J. **Jacobi** und Helmholtz auf dem Gymnasium. Beitrag zur Geschichte des Victoria-Gymnasiums zu Potsdam. Progr. Potsdam; (Leipzig: B. G. Teubner). (43 S. m. 2 Facs.) 8.

Meister, Franz: Erinnerung an Johannes **Janssen**. Dritte, bedeutend erweit. Aufl. Frankfurt a. M.: A. Foesser Nachf. (XV, 211 S. mit 1 Bildn.) 8.

Dierauer, Johs: Georg **Jenatsch**. Ein Vortrag. 2. Aufl. St. Gallen: Fehr. (40 S. mit 1 Bildn.) 8.

Pfeiffer-Weimar, L.: Zur Jennerfeier des 14. Mai 1896. Medaillen, Porträts u. Abbildgn, betr. E. **Jenner**, die Variolation, die Vaccination u. die Vaccine. Tübingen: H. Laupp. (64 S. mit Abb.) 8.

Immermann, Karl. Eine Gedächtnisschrift zum 100. Geburtstage des Dichters. Mit Beiträgen von R. Fellner, J. Geffcken, O. H. Geffcken, R. M. Meyer u. Fr. Schultess. Mit 1 Portr. Immermanns in Photograv. u. 1 Lichtdr.-Taf. Hamburg: L. Voss. (VII, 220 S.) 8.

Arnold, Rob. F.: Karl **Immermann**. Gedenkrede zur Centenarfeier des Dichters am 24. April 1896 in der Wiener deutschakadem. Lese- und Redehalle. Wien: M. Perles. (19 S.) gr. 8.

Fellner, Richard: Karl **Immermann** und die deutsche Bühne. I. II. (Sonntagsbeil. No. 17. 18 zur Vossischen Zeitung. Berlin, d. 26. April, 3. Mai.)

Meyer, Richard M.: Karl **Immermann**. (Biographische Blätter. Bd. II. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 107—112.)

Sander, Herm.: Die Ermordung des vorarlbergischen Kreishauptmanns J. A. v. **Indermauer** (am 10. Aug. 1796) u. ihre Folgen. Innsbruck: Wagner. (X, 281 S.) 8.

Magnus **Jocham's** Erinnerungen. (Historisch-politische Blätter f. d. kathol. Deutschland.

Bd. 118. München: Kommv. der literar.-artist. Anst. 8. S. 554—562.)

Memoiren eines Obskuranten. Eine Selbstbiographie von Dr. Magnus **Jocham**, erzb. geistl. Rath, Lycealprofessor in Freising. Nach dem Tode des Verf. hrsg. v. Prior P. Magnus Sattler O. S. B., Prior in Andechs. Kempten: J. Kösel. (VI, 853 S. mit Bildn. u. 13 Abb.) 8.

Falk, F.: Zur Biographie des **Johannes** von Lysura. (Der Katholik. 76. II. Mainz: J. Kirchheim. S. 437—454.)

Hevesi, Ludw.: Wilhelm **Junker**. Lebensbild eines Afrikaforschers. Berlin: Weidmann. (VII, 243 S. mit Bildn.) 8.

Winter, Friedr. Jul.: Karl Friedrich August **Kahnis**. Ein theolog. Lebens- u. Charakterbild, seinen ehemal. Schülern dargeboten. Festschrift zur Feier d. 50jährigen Bestehens des theologischen Studentenvereins in Leipzig. Leipzig: Dörffling & Francke. (IV, 98 S.) 8.

Schanzenbach, O.: Jakob Friedrich **Kammerer** von Ludwigsburg und die Phosphorstreichhölzer. Ein Beitrag zur Geschichte des Ludwigsburger Gewerbes. Ludwigsburg: Buchdr. Ungeheuer & Ulmer. (39 S.) 8. [Schanzenbach, O.: Alt-Ludwigsburg. (No. 5.)]

Schöne, Gustav Hermann: Die Stellung Immanuel **Kants** innerhalb der geographischen Wissenschaft. (Altpreussische Monatsschrift n. F. Bd. 33. Königsberg i. Pr. 8. S. 217—296.)

Simmel, Georg: Was ist uns **Kant**? I—III. (Sonntagsbeil. No. 31. 32. 33 zur Vossischen Zeitung. Berlin, den 2., 9., 16. August.)

Vulpinus, Thdr: Ritter Friedrich **Kappler**, e. elsässischer Feldhauptmann aus dem 15. Jahrh. Strassburg: J. H. E. Heitz. (VIII, 111 S.) 8. [Beiträge z. Landes- u. Volkeskunde v. Elsass-Lothringen. H. 21.]

Kastner, Ed. Fed.: Aus meinem Leben, nebst losen Gedanken m. e. Geleitsbriefe v. Anton Ohorn u. neuen Gedichten. Mit 2 Portr. u. 2 Handschriften. (Erweit. Sonderabdr. aus: 'Böhmens deutsche Poesie u. Kunst'.) Wien. (Leipzig: A. Schulze). (108 S.) 8.

v. Paczynski-Tenczyn: Lebensbeschreibung des General-Feldmarschalls **Keith**. Zur 200jähr. Gedenkfeier seines Geburtstages auf Veranlassg des Infanterie-Regiments Keith '(1. Oberschles.)' Nr. 22 in 2. Aufl. bearb. Mit 2 Bildn. in Lichtdr. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. (69 S.) 8.

Hüffer, H.: H. Heine und Ernst Christian August **Keller** s. Heine.

Klaus, B.: Johann Michael **Keller**. (Klaus, B.: Gmünder Künstler I. in: Württembergische Vierteljahrshefte f. Landesgesch. N. F. IV. Jahrg. 1895. Stuttgart: Dr. v. W. Kohlhammer 1896. 8. S. 250—253.)

Lorenz **Kellner**. (L. Kellner: Zur Pädagogik der Schule und des Hauses. Aphorismen. 14. Aufl. Mit Bildn. u. Biographie d. Vfs. Essen: G. D. Bädeker. 8. S. VII—XVI.)

Günther, Siegm.: **Kepler**-Galilei. Berlin: E. Hofmann & C. (VII, 233 S. m. 2 Bildn.) 8. [Geisteshelden. Bd. 22. (IV. Samml. Bd. 4.)]

Schlee, Ernst: Christian **Kirchhoff**, geb. am 11. Juni 1822, gest. am 23. Aug. 1894. (Aus: Jahresber. über d. Fortschritte d. class. Altertumswiss.) Berlin: S. Calvary & C. (4 S.) 8.

Humann, A.: Professor Dr. Max **Kleemann**. Ein Lebens- u. Charakterbild. Hildburghausen: Kesselring. 8. [Schriften des Vereins für Sachsen-Meiningische Geschichte u. Landeskunde. Heft 20. III.]

Conrad, Herm.: Heinrich **von Kleist** als Mensch u. Dichter. Vortrag, geh. im Casino der Haupt-Kadetten-Anstalt (Dzbr. 1895). Berlin: H. Walther. (40 S.) 8.

Zimpel, Helene: Heinrich **von Kleist** und die Romantik. (Nord und Süd. Bd. 77. Breslau: S. Schottlaender. 8. S. 369—391.)

Dechent, Hermann: Goethes schöne Seele Susanna Katharina **von Klettenberg**. Ein Lebensbild im Anschlusse an eine Sonderausgabe der Bekenntnisse einer schönen Seele entworfen. Gotha: F. A. Perthes. (VIII, 231 S.) 8.

Rieger, M.: Friedrich Maximilian **Klinger**. Sein Leben und Werke. Tl. 2. Klinger in seiner Reife. Mit e. Briefbuch. Darmstadt: A. Bergsträsser. (XI, 643 S.; 296 S.) 8.

Michaëlis, Carl Thdr: Gustav Adolf **Klix**. Breslau: F. Hirt. (72 S. m. Bildn.) 8.

Hoerschelmann, F.: Andreas **Knopken**, der Reformator Rigas. Ein Beitrag zur Kirchengesch. Livlands. Leipzig: A. Deichert. (XII, 257 S.) 8.

Schlie, Frdr.: Ueber Nikolaus **Knüpfer** u einige seiner Gemälde, besonders über seine 'Jagd nach dem Glück' (sog. Contento) in München u. Schwerin. Zugl. e. Beitrag zur Elsheimer Frage. (Aus dem Schweriner Museum.) Schwerin: Bärensprung. (IV, 32 S. m. 13 Lichtdr.-Taf.) 4.

Renner: Dr. D. Rudolf **Kögel** †. (Nachruf.) (Kirchl. Monatsschrift. 15. Magdeburg: E. Baensch jun. 8. S. 699—717.)

Paulus, N.: Conrad **Köllin**. Ein Theologe des 16. Jahrhunderts. (Zeitschrift für katholische Theologie. 20. Innsbruck: F. Rauch. 8, S. 47—72.)

Jaden, Hans K. Frhr v.: Theodor **Körner** und seine Braut. Körner in Wien. Antonie Adamberger u. ihre Familie. Ein Beitrag

zur Körner-Litteratur u. zur Geschichte des k. k. Hofburgtheaters in Wien. Dresden: Universum. (X, 100 S.) 8.

Lautenbacher, J.: Adolf **Kolping** als Schriftsteller. Frankfurt a. M.: A. Foesser Nachf. (28 S.) 8. [Frankfurter zeitgemässe Broschüren. N. F. Bd. 17. H. 1.]

Wenzel, Johs: Adolph **Kolping**, der Gesellenvater. Berlin: Germania. (64 S. m. Bildn.) 8. [Katholische Flugschriften zur Wehr u. Lehr. No. 106.]

Wenzel, Johs: Adolph **Kolping's** sociale Thätigkeit. Berlin: Germania. (116 S.) 8. [Katholische Flugschriften zur Wehr u. Lehr. No. 110. 111.]

Keidel: Tezel und (Konrad) **Kraft** in Ulm s. Tezel.

Krauer, J. G., der Dichter des Rütli-Liedes und seine Zeit. 2. verm. Aufl. Aarau: H. R. Sauerländer & C. (VIII, 358 S. m. Bildn.) 8.

Kloss, Jul. Erich: Max **Kretzer**. Eine Studie zur neueren Litteratur. Dresden: E. Pierson. (66 S. m. Bildn.) 8.

Jugenderinnerungen eines alten Mannes (Wilhelm **von Kügelgen**.) 17. Aufl. Berlin: Besser. W. Hertz. (VIII, 498 S.) 8.

Kühne, Käthe: Tagebuchblätter, beschrieben während der J. 1891 bis 1895 in Südafrika. Berlin: Evangel. Missionsges. (110 S. m. Abb.) 8.

Golther, Wolfgang: Nachruf auf Ludwig **Laistner**. (Biographische Blätter. Bd. II. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 203—209.)

Paulus, Nik.: Luthers Lebensende u. der Eislebener Apotheker Johann **Landau** s. Luther.

Lavaters Aufzeichnungen über seine Reise mit Goethe nach Ems s. Goethe.

Kronenberg, Moritz: **Leibniz** als Politiker. (Sonntagsbeilage No. 26 zur Vossischen Zeitung. Berlin, d. 28. Juni.)

Siegerist, Georg: **Leibniz** u. das geistige Berlin. (Sonntagsbeilage No. 26 zur Vossischen Zeitung. Berlin, d. 28. Juni).

Ernst, A. W.: **Lenau** und Sophie Schwab. Mit ungedruckten Briefen Lenaus. (Die Grenzboten. 55. Jahrgang. II. Leipzig: F. W. Grunow. 8. S. 313—328.)

Reinbeck, Emilie v.: Aufzeichnungen über **Lenaus** Erkrankung 1844—1846. (Lenau, Nik.: Briefe an Emilie v. Reinbeck und deren Gatten' Georg v. Reinbeck 1832—1844, nebst Emilie v. Reinbecks Aufzeichnungen üb. Lenau's Erkrankung 1844—1846, nach d. grossenteils ungedr. Orig. hrsg. v. Anton Schlossar . . . . Stuttgart: A. Bonz & C. 8.)

Buchholtz, Arend: Wie sich **Lenz** und Voss um das Rektoramt in Riga bewarben. (Sonntagsbeilage No. 10 zur Vossischen Zeitung. Berlin, d. 8. März.)

Brasch, Mor.: Gotthold Ephraim **Lessing**. (G. E. Lessing's Werke in 6 Bdn. M. e. biogr. Einleitung v. Dr. Mor. Brasch. Leipzig: G. Fock. 8.)

Grucker, Emile: **Lessing**. (In französ. Sprache.) Nancy: Berger-Levrault & C. (XVI, 666 S.) 8.

Nieten, Otto: **Lessings** religions-philosophische Ansichten bis z. J. 1770 in ihrem historischen Zusammenhang u. in ihren historischen Beziehungen. Nebst Anh.: Grundzüge von Lessings Religionsphilosophie. Dresden: J. Naumann. (96 S.) 8.

Ernst, Adolf Wilhelm: Heinrich **Leuthold** als Essayist. (Nord u. Süd. Bd. 76. Breslau: S. Schottlaender. 8. S. 95—116. 169—195.)

Eid, Ludw.: Marianne **v. der Leyen** geb. v. Dalberg, die 'Grosse Reichsgräfin' des Westricht. Gedenkblätter. Zweibrücken: M. Ruppert. (120 S. m. 2 Portr., 5 Ansichten, 2 Plänen u. 1 Kt.) 8.

Walther, Lina: Bürgermeister Benjamin **Lieberkühn**. Ein Lebensbild aus Halberstadts Vergangenheit. Gotha: G. Schloessmann. (V, 184 S.) 8.

Sellers, Edith: Wilhelm **Liebknecht**, the veteran leader of the German socialists. (The fortnightly review. Vol. LIX. London. 8. S. 997—1008.)

Schönbach, Anton E.: Ueber den steirischen Minnesänger Ulrich **von Liechtenstein**. (Biographische Blätter. Bd. II. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 15—36.)

Ebart, Paul. v.: Bernhard August v. **Lindenau**. Mit 3 Bildnissen Lindenaus und 3 Ansichten. Gotha: Stollberg. (VII, 196 S.) 8.

Volger, Frz: Bernhard **v. Lindenau** als Gelehrter, Staatsmann, Menschenfreund u. Förderer der schönen Künste. Ein Lebensbild. Altenburg: O. Bonde. (III, 116 S. m. 7 Abb.) 8.

Müller, Johs: **Liscow** und die Bibel. Königsberg: Hartung. (42 S.) 8. (Festschrift zum 70. Geburtstage Oskar Schade dargebracht v. seinen Schülern u. Verehrern. Königsberg: Hartung.)

Zum einundachtzigsten Geburtstage d. Königlichen Obersten z. D. H(einrich) **v. Löbell**. (Militär-Wochenblatt. 81. Jahrg. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. 4. Spalte 2849—2854.)

Wolters, Paul: H. G. **Lolling**, geb. am 23. Novbr 1848, gest. am 22. Febr. 1894. Nebst Verzeichnis der Schriften Lollings. (Aus: Jahresber. üb. d. Fortschr. d. class. Altertumswiss.) Berlin: S. Calvary & C. (28 S.) 8.

Beck, W.: Dr. K. J. **Lorinser**, Regierungs- u. Geheimer Medizinal-Rat. Sein Leben u. seine Verdienste um das Turnen. Zur 100jährigen Wiederkehr seines Geburtstages bearb. Oppeln: G. Maske. (V, 43 S. m. Bildn.) 8.

Stamper, Georg: Uwe Jens **Lornsen.** Zur Erinnerung an einen deutschen Patrioten. (Biographische Blätter. Bd. II. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 196—203.)

Duncker, Carl v., Oberst: Aus (Gideon) **Loudons** Leben. (Oesterreich. militärische Zeitschrift. 37. Jahrg. Wien: W. Braumüller. 8. Bd. 1. S. 97—192. 266—284. Bd. 2. S. 1—76.)

Lorenz, Ottokar: König **Ludwig II.** von Baiern. (Lorenz, O.: Staatsmänner und Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin: W. Hertz. 8. S. 264—269.)

König, Bruno Emil: Vor 90 Jahren. Die Schreckenstage von Saalfeld a. S. u. der Heldentod des Prinzen **Ludwig Ferdinand** v. Preussen. (10. Oktbr 1806.) Nach den gediegensten, zuverlässigsten u. seltensten histor. Quellen dargestellt. Meiningen: Junghanss & Koritzer. (45 S. m. 2 eingedr. Skizzen u. 2 Lichtdr.-Taf.) 8.

Reidelbach, Hans: Prinz-Regent **Luitpold** v. Bayern. E. vaterländ. Geschichtsbild. M. zahlr. Abb. Volks- u. Schulausg. des gleichnam. Prachtwerkes. München: Reidelbach. (304 S.) 8.

Hausrath, A.: **Luthers** Bekehrung. (Neue Heidelberger Jahrbücher. 6. Jahrg. Heidelberg: G. Koester. 8. S. 163—186.)

Kleis, J. A.: **Luthers** 'heiliges Leben' u. 'heiliger' Tod. A. d. Norweg. übers. v. J. Olaf. Mainz: F. Kirchheim. (VIII, 248 S.) 8.

König, Gustav, u. Köstlin, Julius: Martin **Luther.** Dem deutschen Volke geschildert in 48 bildlichen Darstellungen (v. G. König) und in geschichtlicher Ausführung (v. J. Köstlin). 35. Tausend der König' schen Bilder. Berlin: Reuther & Reichard. (IX, 108 S., 48 Taf.) 4. (8.)

Kremers, Herm.: Martin **Luther,** der deutsche Christ. Leipzig: C. Braun. (8 S.) 8. [Flugschriften des Evangelischen Bundes. Heft 125.]

Paulus, Nik.: **Luthers** Lebensende u. der Eislebener Apotheker Johann **Landau.** Mainz: F. Kirchheim. (IV, 25 S.) 8.

Rein, Wilh.: Das Leben D. Martin **Luthers,** dem deutschen Volke erzählt. 2. [Titel-] Aufl. Leipzig: G. Reichardt. (X, 209 S. m. Bildn.) 8.

Schäfer, E.: **Luther** als Kirchenhistoriker. Ein Beitrag zur Geschichte der Wissenschaft. Tl. 1. Rostocker Inaugu -Dissertation. Gütersloh: C Bertelsmann. (2 Bl., 110 S.) 8.

Lysura s. Johannes v. Lysura.

Maizier, 1. Staatsanw., Hauptm. a. D.: Tagebuch aus dem französischen Kriege f. die Zeit vom Ausmarsch bis zur Waffenruhe. Magdeburg: Heinrichshofen's Sort. (V, 268 S.) 8.

Rocholl, R. D.: Der Freiherr (Friedrich) **von Maltzahn.** (Sep.-Abdr. aus d. Neuen kirchl. Zs.) Leipzig: A. Deichers. (II, 18 S.) 8.

Goldschmidt, Henriette: Bertha **v. Marenholtz-Bülow.** Ihr Leben und Wirken im Dienste der Erziehungslehre Friedrich Fröbels. Hamburg: Verlagsanst. (54 S.) 8. [Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. H. 239.]

Aus den Jugendjahren **Maria Theresias.** (Zum Geburtstage der grossen Kaiserin.) (Oesterreichische militärische Zeitschr. 37. Jahrg. Bd. 2. Wien: W. Braumüller. 8. S. 97—107.)

Loesche, Geo.: Lebensgeschichte des Johannes **Mathesius.** (J. Mathesius: Ausgewählte Werke. Bd. 1: Leichenreden. In Ausw. hrsg., erl. u. eingel. m. e. Lebensgesch. d. Mathesius v. Dr. Geo. Loesche. Prag Wien: F. Tempsky; Leipzig: G. Freytag. 8.) [Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. 4.]

Walther, Wilh.: Johannes **Mathesius.** (Theolog. Literaturbl. 17. Jahrg. Leipzig: Dörffling & Franke. 4. Sp. 97—99.)

Klaus, B.: Johann Michael **Maucher** von Gmünd. (Klaus, B.: Gmünder Künstler. I. in: Württembergische Vierteljahrshefte f. Landesgeschichte. N. F. IV. Jahrg. 1895. Stuttgart: Dr. v. W. Kohlhammer. 8. S. 247—250.)

Roth, F. W.: Nikolaus **Maurus.** Eine biographische Skizze. (Theolog. Studien u. Kritiken. Bd. 69. Gotha: F. A. Perthes. 8. S. 69—74.)

General der Infanterie (Oskar) Frh. **v. Meerscheidt**-Hüllesem †. (Militär-Wochenblatt. 81. Jahrg. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. 4. Sp. 393—396.)

Schulthess, Otto: Konrad **Meisterhans.** (Aus: Jahresber. üb. d. Fortschr. d. class. Altertumswiss.) Berlin: S. Calvary & C. (10 S.) 8.

Philipp **Melanchthon,** der Lehrer Deutschlands. Ein Dank- u. Gedenkbüchlein zum 16. Febr. 1897. Kaiserswerth: Diakonissen-Anstalt. (36 S. m. Abb.) 8. [Geschichten und Bilder fürs deutsche Volk. No. 25—27.]

Buchwald, Geo.: Philipp **Melanchthon.** Eine Schilderung seines Lebens u. Wirkens in Wort und Bild, der deutschen Jugend dargeboten. Leipzig: B. Richter. (94 S.) 8.

Gustav, G.: Philipp **Melanchthon.** Ein Lebensbild f. jung u. alt zur Feier seines 400jähr. Geburtstages. Breslau: G. Sperber. (IV, 106 S. mit 3 Abb.) 8.

Jordan, Rich.: Philipp **Melanchthon**, der Lehrer Deutschlands. Ein Lebensbild zum 400jähr. Geburtstage des Reformators. Für Schule u. Haus. Dortmund: F. W. Ruhfus. (94 S. mit Abb.) 8.

Kaiser, Paul: Philipp **Melanchthon**, Deutschlands Lehrer. Zur Jubelfeier seines 400jähr. Geburtstages (16. Febr. 1897). Dem deutschen evangel. Volke dargeboten. Bielefeld: Velhagen & Klasing. (78 S. mit Bildern). 8.

Nebe, A.: Philipp **Melanchthon**, der Lehrer Deutschlands. Bielefeld: A. Helmich. (39 S.) 8. [Sammlung pädagogischer Vorträge. Bd. IX. H. 7.]

Petrich, Herm.: **Melanchthon**-Büchlein, d. i. Lebensgesch. des Magisters Philippus, Dr. Luthers getreuen Mitreformators. Zum Gedächtnis seines 400jähr. Geburtstages, den 16. Febr. 1897, der evangel. Christengemeinde aufs neue erzählt. Mit Vorwort v. D. Emil Frommel. Anklam: A. Schmidt. (16 S. mit 4 Bild.) 8.

Polack, Friedrich: Philipp **Melanchthon**, Deutschlands Lehrer und Luthers Freund u. Mithelfer. Bilder aus seinem Leben u. Wirken. Zur Jubelfeier von Melanchthons 400jähr. Geburtstage (16. Februar 1897.) Wittenberg: R. Herrosé. (107 S. m. Abb.) 8.

Peter **Melander** im dreissigjährigen Kriege. (Historisch-politische Blätter f. d. kathol. Deutschland. Bd. 118. München: Kommv. d. literar.-artist. Anst. 8. S. 168—179.)

Korum, Mich. Fel., Bisch. Dr.: Gedächtniss-Rede auf Se. Eminenz den Kardinal Paulus **Melchers**, geh. im hohen Dome zu Köln am 27. Dezbr. 1895. Trier: Paulinus-Dr. (16 S.) 8.

Kihn, Heinrich: Brügge u. Hans **Memling**, ein deutscher Maler. (Historisch-politische Blätter f. d. kathol. Deutschland. Bd. 117. München: Kommv. der literar.-artist. Anst. 8. S. 157—176, 237—252.)

Simon, Heinrich: Felix **Mendelssohn** als Student. (Sonntagsbeil. No. 52 z. Vossisch. Zeitung. Berlin, d. 27. Dezbr.)

Dorgerloh, A.: Adolf **Menzel**. Zu dem Leben des Künstlers. 8. (Verzeichnis der durch Kunstdruck vervielfältigten Arbeiten Adolf Menzels. Beschrieben von A. Dorgerloh. Leipzig: E. A. Seemann. 8. S. XII—XVI, mit Bildn.)

Lorenz, O.: Staatsmänner und Geschichtsschreiber des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin: W. Hertz. 8. S. 1—94.)

Loebell, Rich.: Der Anti-Necker J. H. **Mercks** und der Minister Fr. K. v. Moser. Ein Beitr. zur Beurteilung J. H. Mercks. Darmstadt: A. Klingelhoeffer i. K. (III, 55 S.) 8.

v. **Meyenburg-Rausch**, Franz Anselm, Bürgermeister: Lebenserinnerungen. (1785 bis 1859.) I. Hälfte. Schaffhausen: C. Schoch in Komm. (II, 31 S. mit Bildn.) 4. [Neujahrsblatt des historisch-antiquarischen Vereins und des Kunstvereins in Schaffhausen für 1896.]

Frey, Adolf: Conrad Ferdinand **Meyer.** (Neue Züricher Zeitung v. 11. Okt. 1895, zum 70. Geburtstag des Dichters. Auch in: Biographische Blätter. Bd. II. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 41—45.)

Zaddach, Gustav: Ernst **Meyer** als Gelehrter u. Dichter. Oeffentl. Vortrag, gehalten in Königsberg am 22. Febr. 1870. (Altpreussische Monatsschr. neue Folge. Bd. 33. Königsberg i. Pr.: F. Beyer. 8. S. 36—66.)

Bärwinkel: Joh. Matthäus **Meyfart**, Rektor der Universität u. Senior des evangelischen Ministeriums zu Erfurt, Dichter des Liedes 'Jerusalem, du hochgebaute Stadt'. Einladungsschrift zur Gerstenberg-Feier am 27. Decbr. 1896. Erfurt: C. Villaret i. Comm. (17 S.) 4.

Mitscherlich, A.: Eilhard **Mitscherlich.** (Mitscherlich, E.: Gesammelte Schriften. Lebensbild, Briefwechsel u. Abhandlungen. Hrsg. v. A. Mitscherlich. Mit den Bildn. Mitscherlichs und Berzelius' in Heliogr., 85 Abb. im Text und 10 Taf. in Steindr. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. (XIV, 678 S.) 8.)

Guglia, Eug.: Friedrich **Mitterwurzer.** Mit ein. Portrait Mitterwurzers in Lichtdruck. Wien: C. Gerold's Sohn. (XV, 145 S. mit Bildn.) 8.

Minor, J.: Friedrich **Mitterwurzer.** (Biographische Blätter. Bd. II. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 118—128.)

Zum (Johann Adam) **Möhler**-Jubiläum. (Historisch-politische Blätter f. d. kath. Deutschland. Bd. 117. München: Kommv. d. literar.-artist. Anstalt. 8. S. 629—633.)

Knöpfler, Alois: Johann Adam **Möhler.** Ein Gedenkblatt zu dessen 100. Geburtstag. München: J. J. Lentner. (IX, 149 S. mit Bildn.) 8.

Fröhlich, Franz: **Moltke** und seine Beziehungen zum klassischen Altertum. (Festschrift zur Eröffnung des neuen Kantonsschulgebäudes in Aarau 26. April 1896. Aarau: Dr. v. H. R. Sauerländer & C. 4. S. 93 — 111.)

Loebell, R.: Der Anti-Necker J. H. Mercks u. d. Minister Fr. K. v. **Moser** s. Merck.

Pniower, Otto: Karl **Müllenhoff.** (Sonntagsbeilage No. 9 zur Vossischen Zeitung. Berlin, den 1. März.)

Scherer, Wilhelm: Karl **Müllenhoff.** Ein Lebensbild. Berlin: Weidmann. (V, 173 S. m. Bildn.) 8.
Finke, Heinr.: Carl **Müller.** Sein Leben u. künstler. Schaffen. (1. Vereinsschrift der Görresgesellschaft f. 1896.) Köln: J. P. Bachem in Komm. (119 S. mit Bildn. u. Abb.) 8.
Ott, Karl: Ueber **Murners** Verhältniss zu Geiler. (Aus: Alemannia.) Bonn: C. Hanstein. (103 S.) 8.
Mack, Johs., Maler: Wie **Muther** Kunstkritiker wurde. Ein Beitrag zur Psychologie des Grössenwahns, seiner Züchtung u. Nährung. Leipzig-Reudnitz: H.R.Thom. (18S.) 8.
Matthäi, Adelbert: Richard **Muther** und d. deutsche Kunstwissenschaft. (Die Grenzboten. 55. Jahrg. III. Leipzig: F. W. Grunow. 8. S. 122—131.)
Cramer, C.: Leben und Wirken von Carl Wilhelm v. **Nägeli**, Prof. der Botanik in München, Ehrenmitgl. d. Zürcher u. schweiz. naturforsch. Ges. etc. Gest. 10. Mai 1891. Zürich: F. Schulthess. (VIII, 91 S. n. 1 Tab.) 8.
Eleonore Fürstin Reuss: Philipp **Nathusius** Jugendjahre. Nach Briefen und Tagebüchern unter Mitwirkung von D. Martin von Nathusius. Berlin: W. Hertz. (2 Bl., 282 S., 1 Bl.) 8.
Keller, Ph. Jos.: Balthasar **Neumann**, Artillerie- und Ingenieur-Obrist, fürstl. bambergischer und Würzburger Oberarchitekt und Baudirector. Eine Studie zur Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts. Würzburg: E. Bauer. (XII, 203 S. mit 72 Abb. u. Bildn.) 8.
Volkmann, P.: Franz **Neumann.** Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Wissenschaft. Dem Andenken an den Altmeister der mathematischen Physik gewidmete Blätter unter Benutzung einer Reihe von authentischen Quellen gesammelt u. hrsg. Mit e. Bildn. Franz Neumanns. Leipzig: B. G. Teubner. (VII, 68 S.) 8.
Runze, Geo.: Friedrich **Nietzsche** als Theologe und als Antichrist. 4. Taus. Berlin: Kritik-Verlag. (22 S.) 8. [Fragen d. öffentlichen Lebens. H. 5.]
Baumgarten, Fritz: Friedrich August **Nüsslin.** Freiburg i. B. (Leipzig: G. Fock.) (22 S. mit 1 Bildn.) 4.
Buschhorn, Carl: Max **Oberbreyer.** Eine Würdigung seines litterar. Schaffens. (Aus: Runen.) Paderborn: Verlag d. 'Runen'. (12 S. mit Bildn.) 8. [Buschhorn, C.: Dichterstudien. Biographien zeitgenössisch. Dichter u. Schriftsteller. H. 1.]
Schmidkunz, Hans: Meister **Oberländer.** (Deutsche Revue üb. d. gesamte nationale Leben der Gegenwart. 21. Jahrg. Bd. 4. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien: Deutsche Verl.-Anst. 8. S. 220—231.)
Oelenheinz, Leop.: Beiträge zur Biographie des Porträtmalers Aug. Friedrich **Oelenhainz.** 1745—1804. Württembergische Vierteljahrshefte f. Landesgeschichte. N. F. IV. Jahrg. 1895. Stuttgart: Dr. v. W. Kohlhammer. 8. S. 104—113.)
Todt-Kietz (Elbe), P.: Hermann **Olshausen.** Ein Gedenkblatt. (Kirchliche Monatsschrift. 15. Magdeburg: E. Baensch jun. 8. S. 794—798.)
Brachvogel, Udo: Oswald **Ottendorfer** und seine deutsch-amerikanische Zeitungs-Schöpfung. (Nord u. Süd. Bd. 77. Breslau: S. Schottlaender. 8. S. 335—345 m. Bildn.)
Knöppel, Al.: Bernhard Heinrich **Overberg**, d. Lehrer d. Münsterlandes. Mainz: F. Kirchheim. 8. (VII, 168 S.) [Lebensbilder katholischer Erzieher. V.]
Steig, Reinhold: Frau Auguste **Pattberg**, geb. von Kettner. Ein Beitrag zur Geschichte der Heidelberger Romantik. (Neue Heidelberger Jahrbücher. 6. Jahrg. Heidelberg: G. Koester. 8. S. 62—122.)
Perthes, Clem. Thdr.: Friedrich **Perthes'** Leben, nach dessen schriftl. u. mündl. Mitteilgn aufgezeichnet. 3 Bde. 8. [Titel-] Aufl. Jubiläums-Ausg. Gotha: F. A. Perthes. (IV, 284; VI, 341; VI, 538 S. mit Bildn.) 8.
M. in A.: Karl Ritter u. Oskar **Peschel** s. Ritter.
Pesselius s. Stempel.
Seyffarth, L. W.: Frau **Pestalozzi**, Anna geb. Schulthess. Ein Lebensbild. Liegnitz: C. Seyffarth. (40 S.) 8.
Pestalozzi und Diesterweg. Im Lichte der Gegenwart. Ein Gedenkblatt zu Pestalozzis 150jähr. Geburtstage am 12. Januar 1896. (Rheinische Blätter f. Erziehung u. Unterricht. 70. Jahrg. 1896. Frankfurt a. M.: M. Diesterweg. 8. S. 1—14. 154—169. 410—430. 523—544.)
Dierauer, Johs: Heinrich **Pestalozzi.** Vortrag, geh. bei der Pestalozzi-Feier in St. Gallen am 12. Jan. 1896. St. Gallen: Huber & C. (28 S. mit 1 Bildn.) 8.
Edelmann, J.: **Pestalozzi** — auch im Lichte der Wahrheit. Eine Ehrenrettg. 2. [Umschlag-] Aufl. Lichtensteig: (E. Germann). (63 S. mit 1 Bildn.) 8.
Euler, Karl: **Pestalozzi** über die körperliche Erziehung der Jugend. (Sonntagsbeilage No. 2 zur Vossischen Zeitung. Berlin, d. 12. Januar.)
Euler: Johann Heinrich **Pestalozzi** und die körperliche Erziehung der Jugend. (Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele. 5. Jahrg. 1896. Leipzig: R. Voigtländer. 8. S. 60—64.)
Hoffmeister, Herm. Wilh.: Comenius u. **Pestalozzi** als Begründer der Volksschule. Wissenschaftl. dargest. in e. Parallele unter obigem Titel u. der Dissertation 'Comenii

Didactica Magna'. 2. verb. Aufl. Leipzig: J. Klinkhardt. (97 S.) 8.

Hunziker, O.: Heinrich **Pestalozzi,** 1746—1827. Eine biograph. Skizze. Mit dem Portr. Pestalozzis in Lichtdr. Zur Pestalozzifeier, 12. Jan. 1896, aus des Verf. 'Geschichte der Schweizer. Volksschule' nach dem gegenwärt. Stand der Pestalozziforschgn revidirt. Zürich: F. Schulthess. (VIII, 64 S.) 8.

Isler, A.: Heinrich **Pestalozzi.** Illustr. Festschrift f. d. Jugend. Im Auftr. des schweizer. Lehrervereins zur Feier v. Pestalozzis 150. Geburtstag auf den 12. Jan. 1896 bearb. Zürich: J. R. Müller. (64 S.) 8. (Erschien auch in französ., italien. u. roman. Sprache.)

Melchers, Karl: **Pestalozzi** und Comenius. Eine vergleichende Betrachtung ihrer sozial-politischen und religiös-sittlichen Grundgedanken. (Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. Bd. 5. 1896. Berlin & Münster (Westf.): Verl. d. Comenius-Ges. 8. S. 24—43.)

Morf, H.: **Pestalozzis** Hauspädagogik. (Rheinische Blätter f. Erziehung u. Unterricht. 70. Jahrg. 1896. Frankfurt a. M.: M. Diesterweg. 8. S. 309—321. 385—393.)

Polack, Frdr.: Vater **Pestalozzi.** Bilder aus dem Leben des grossen Erziehers. Jugend- u. Volksschrift, hrsg. v. der rhein. Pestalozzi-Stiftg. 3. Aufl. Bonn: F. Soennecken. (94 S. mit 13 Bild.) 8.

Schwendimann, Joh.: Der Pädagoge Heinrich **Pestalozzi,** nach zeitgenöss. Quellen im Lichte der Wahrheit dargest. 1. u. 2. (Umschlag-) Aufl. Luzern: Räber & C. (64 S.) 8.

Senckel, Frdr.: Johann Heinrich **Pestalozzi** 1746—1827 u. Johann Heinrich Wichern 1808—1881. Eine 15- u. 150jähr. Erinnerg an zwei deutsche Volkserzieher. Vortr., geh. in Frankfurt a. O. am 30. Jan. 1896. Frankfurt a. O.: G. Harnecker & C. in Komm. (II, 34 S.) 8.

Seyffarth, L. W.: **Pestalozzi** in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung. Nach Vorträgen zur Feier des 150. Geburtstages Pestalozzis, geh. in Liegnitz u. Charlottenburg. Liegnitz: C. Seyffarth. (58 S.) 8.

Seyffarth, L. W.: **Pestalozzi,** e. Vater u. Anwalt der Armen. Vortr., geh. auf d. schles. Lehrertage in Liegnitz zur 25jähr. Jubelfeier des schles. Pestalozzi-Vereins, d. 3. Juni 1895. 2. Aufl. Liegnitz: C. Seyffarth. (39 S.) 8.

Stieler, J.: Heinrich **Pestalozzi.** (Stieler, J.: Lebensbilder deutscher Männer u. Frauen. 2. Aufl. Glogau: C. Flemming. 8. S. 137—153.)

Stucki, Gottl., u. Ed. Balsiger: Johann Heinrich **Pestalozzi.** 2 Reden zur Feier des 150. Geburtstages den 11. u. 12. Jan. 1896 in Bern. Vom Centralkomitee des Bern. Lehrervereins den Mitgliedern gewidmet. Bern: (Schmid, Franke & C.) (50 S.) 8.

Ufer, Chr.: Zum Gedächtnisse **Pestalozzis.** Festrede, bei der öffentl. Pestalozzifeier im grossen Saale des Preuss. Hofes zu Altenburg am 13. Jan. 1896. geh. Altenburg: O. Bonde. (14 S.) 8.

Vogel, Joh. Geo.: **Pestalozzi,** e. Erzieher der Menschheit. (Aus: Blätter f. d. Schulpraxis in Volksschulen u. Lehrerbildgsanst.) Ansbach; (Nürnberg: F. Korn.) (29 S. mit 1 Kt.) 8.

Waldmann, F.: **Pestalozzi** u. Muralt. Yverdon u. St. Petersburg. Ein Beitrag zum 150. Geburtstage Pestalozzi's den 12. Jan. 1896 (m. bisher noch ungedruckten Briefen Pestalozzi's). (Aus: St. Pertersburger Zeitg.) Schaffhausen: C. Schoch i. K. (58 S.) 8.

Weinert, H.: Johann Heinrich **Pestalozzi.** Zum Gedächtnis. (Pädagogisches Archiv. 38. Jahrg. 1896. Osterwieck/Harz: A. W. Zickfeldt. 8. S. 65—68.)

Ziegler, Theobald: Heinrich **Pestalozzi.** Geboren am 12. Januar 1746 zu Zürich, gestorben am 17. Februar 1827 zu Brugg im Kanton Aargau. (Biographische Blätter. Bd. II. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 2—15.)

Petri, E.: D. Ludwig Adolf **Petri,** weil. Past. zu St. Crucis in Hannover. Ein Lebensbild, auf Grund seines schriftl. Nachlasses u. nach den Mitteilgn. seiner Freunde dargestellt. Bd. 2. Hannover: H. Feesche. (XI, 340 S.) 8.

Pfannschmidt, Mart.: D. Carl Gottfried **Pfannschmidt.** Ein deutsches Künstlerleben. Mit 12 Blättern Pfannschmidtscher Schöpfungen u. mehreren Holzschnitten. Stuttgart: J. F. Steinkopf. (VIII, 427 S.) 8.

Kalkoff, P.: Lösung **Pirkheimer's** und Spengler's vom Banne. Progr. d. Gymnasiums zu St. Maria-Magdalena in Breslau.

Die Tagebücher des Grafen August von **Platen.** Aus der Handschrift des Dichters hrsg. v. G. v. Laubmann u. L. v. Scheffler. Bd. 1. Stuttgart: J. G. Cotta Nachf. (XVI, 875 S.) 8.

Haupt, (Richard): Was ist uns **Platen?** Vortrag bei der Platenfeier des Deutschen Sprachvereins, am 24. Oktober 1896. (Sonder-Abdruck der Schleswiger Nachrichten.) Schleswig. Buchdruckerei der 'Schleswiger Nachrichten'. (14 S.) 1 Bd. 8.

Meyer, Richard M.: August Graf von **Platen.** (Sonntagsbeil. No. 43 z. Vossischen Zeitung. Berlin, d. 25. Oktober.)

Schmidt, Erich: **Platen's** Selbstbekenntnisse. (Deutsche Rundschau. Bd. 89. Berlin: Gebr. Paetel. 8. S. 299—303.)

Achelis, Th.: A. H. **Post** und die vergleichende Rechtswissenschaft. Hamburg: Verlagsanst. u. Dr. A.-G. (39 S.) 8. [Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge. N. F. Ser. 11. (H. 252.)]

Gustav zu **Putlitz.** (Die Grenzboten. 55. Jahrgang. I. Leipzig: F. W. Grunow. 8. S. 462—475.)

Brandes, Geo.: **Rahel,** Bettina u. Charlotte Stieglitz. Drei litterar-histor. Charakterbilder aus der Zeit des 'jungen Deutschland'. (Uebers. von A. v. der Linden.) Leipzig: H. Barsdorf. (31 S.) 8.

Rank, Jos.: Erinnerungen aus meinem Leben. Leipzig: G. Freytag. (411 S. mit Bildn.) 8. [Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Bd. 5.]

Gruppe, G.: **Ranke,** seine geschichtliche Methode und Geschichtsphilosophie. (Historisch-politische Blätter f. d. kathol. Deutschland Bd. 117. München: Kommv. d. literar.-artist. Anstalt. 8. S. 657—668, 744—749, 798—809.)

Ritter, Moriz: Leopold v. **Ranke.** Seine Geistesentwickelung u. seine Geschichtsschreibg. Rede, bei Antritt des Rektorats der rhein. Friedrich-Wilhelms-Universität am 18. Oktbr. 1895 geh. Stuttgart: J. G. Cotta Nachf. (32 S.) 8.

Wiedemann, Theodor: Leopold v. **Ranke** und Varnhagen von Ense vor Rankes italienischer Reise. (Deutsche Revue üb. d. ges. nationale Leben der Gegenwart. Jahrg. 21. Bd. 3. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien: Deutsche Verlagsanst. 8. S. 197 bis 209.)

Reiffert, J. E., em. Pfr., vorm. Miss.: Zehn Jahre in China. Erlebnisse, Erfahrgn. u. Reisen. Mit zahlr. Ill. Paderborn: Junfermann. (XVI, 280 S.) 8.

Lang, Wilh.: Graf **Reinhard.** Ein deutsch-französ. Lebensbild 1761—1837. Mit zwei Bildn. in Lichtdr. Bamberg: C. C. Buchner. (XI, 614 S.) 8.

Schulte, Eduard: Graf Karl **Reinhard.** I. II. (Sonntagsbeil. No. 50. 51 z. Vossischen Zeitung. Berlin, d. 13. 20. Dezbr.)

Stieler, J.: Robert **Reinick.** (Stieler, J.: Lebensbilder deutscher Männer u. Frauen. 2. Aufl. Glogau: C. Flemming. 8. S. 232—260.)

Beyschlag, Willib.: Bischof D. **Reinkens** und der deutsche Altkatholizismus. (Aus: Deutsches Wochenblatt.) Berlin: G. Walther. (21 S.) 8.

Nippold, Frdr.: Erinnerungen an Bischof **Reinkens.** Vortrag i. d. Comenius-Gesellschaft in Jena am 17. Januar 1896. Nach dem Stenogramm der Jenaischen Zeitung. Leipzig: F. Jansa. (22 S.) 8.

Mahn, Paul: Gustav **Renner.** (Sonntagsbeil. No. 36 zur Vossischen Zeitung. Berlin, d. 6. September.)

Wilbrandt, A.: Friedrich Hölderlin. Fritz **Reuter** s. Hölderlin.

Grosse, Johs.: Hermann Eberhard **Richter,** der Gründer des deutschen Aerztevereinsbundes. Ein Beitrag zur neueren Geschichte der Medicin. Mit e. Bildn. Richter's und einer Nachbildg seiner Namensunterschrift. Leipzig: O. Wigand. (62 S.) 8.

Mohn, V. Paul: Ludwig **Richter.** Mit 183 Abb. nach Gemälden, Aquarellen, Zeichnungen u. Holzschnitten. Bielefeld: Velhagen & Klasing. (155 S.) 8. [Künstler-Monographien. XIV.]

Schädel, Ludw.: W. H. v. **Riehl,** der Poet der deutschen Novelle. Mit e. Nachwort über seine religiösen Studien eines Weltkindes. Stuttgart: Ch. Belser. (56 S.) 8. [Zeitfragen des christlichen Volkslebens. XXI, 7. Heft 159.]

Stieler, J.: Ernst **Ritschel.** (Stieler, J.: Lebensbilder deutscher Männer u. Frauen. 2. Aufl. Glogau: C. Flemming. 8. S. 51—92.)

Ringseis, Emilie: Erinnerungsblätter. Mit Ergänzungen von Bettina Ringseis. Freiburg i. B.: Herder. (IV, 199 S. m. Bildn.) 8.

Erinnerungsblätter von E. **Ringseis.** (Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. Bd. 118. München: Kommv. d. literar.-artist. Anst. 8. S. 706—708.)

Ritschl, Otto: Albrecht **Ritschls** Leben. Bd. 2. (Schlussband.) 1864—1889. Freiburg i. B.: J. C. B. Mohr. (VII, 544 S. mit Bildn.) 8.

Stockmeyer, K.: Albrecht **Ritschl.** (Biographische Blätter. Bd. II. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 284—294.)

Rittberg, Hedw. Gräfin: Erinnerungen aus 3 Jahrzehnten meines Berufslebens, nebst Selbstbiographie. Berlin: H. Spamer. (IV, 74 S. mit Bildn.) 8.

M. in A...: Karl **Ritter** und Oskar Peschel und ihre Bedeutung für die Volksschule. (Rheinische Blätter f. Erziehung u. Unterricht. 70. Jahrg. 1896. Frankfurt a. M.: M. Diesterweg. 8. S. 34—49.)

v. Roten, L. L.: Das Leben des Malers Raphael **Ritz** v. Niederwald. Zürich: (Fäsi & Beer.) (35 S., mit 1 Bildn. u. 1 Taf.) 4. [Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich für 1896.]

Mitzschke, Paul: Stephan **Rodt,** ein Geschwindschreiber des Reformationszeit-

alters. Berlin: H. Schumann. (20 S. mit 1 Abb.) 8.

Schweinfurth, Georg: Gerhard **Rohlfs.** 1832—1896. I. II. (Sonntagsbeil. No. 24. 25 zur Vossischen Zeitung. Berlin, den 14. 21. Juni.)

Bloesch, E.: Johann Peter **Romang** als Religionsphilosoph. (Theologische Zeitschrift aus der Schweiz. XIII. Jahrg. 1896. Zürich: A. Frick. 8. S. 25—43.)

Kriegsminister **v. Roon** als Redner. Politisch u. militärisch erläut. v. Gen.-Lt. Reichst.-Mitgl. Waldemar Graf Roon. 2. u. 3. Bd. Breslau: E. Trewendt. (382 S.; 363 S.) 8.

Liermann, Otto: Graf Albrecht **v. Roon,** Kriegsminister u. Feldmarschall. Ein Bild seines Lebens u. Wirkens. Frankfurt a. M.: Kesselring. (VI, 42 S. mit Bildn.) 8.

Fulda, Ludwig: Zur Erinnerung an Otto **Roquette.** (Sonntagsbeilage No. 15 zur Vossischen Zeitung. Berlin, d. 12. April.)

Obert, Franz: Stephan Ludwig **Roth.** Sein Leben und seine Schriften. 2 Bde. Bd. 1. Stephan Ludwig Roths Leben. Mit dem Portr. u. dem Denkmal St. L. Roths. Wien: C. Graeser. (VII, 256 S.) 8.

Keferstein, Horst: Richard **Rothe** als Pädagog u. Socialpolitiker. Eine Sammlung v. Aussprüchen insbes. a. Rothe's 'Theolog. Ethik', mit voransteh. biograph. Abriss. Langensalza: H. Beyer & Söhne. (VIII, 75 S.) 8. [Pädagogisches Magazin. 79.]

Hanncke, R.: Friedrich **Rückert.** (Zeitschrift für das Gymnasialwesen. 50. Jahrg. Berlin: Weidmann. 8. S. 745—759.)

Balsiger, Ed.: Hans Rudolf **Rüegg.** Lebensbild eines schweizerischen Schulmannes und Patrioten, zugl. ein Beitrag zur Geschichte des Volksschulwesens. Zürich: O. Füssli. 8. (IX S., 1 Bl., 201 S., 1 Portr., 2 Taf.)

His, W.: Ludwig **Rütimeyer.** Sep.-Abdr. aus: Anatomischer Anzeiger. XI. 16. Jena: G. Fischer. 8.

A. H. B. (A. Hoffmann-Burckhardt, Basel): Prof. Dr. L. **Rütimeyer,** Mitglied der Sektion Basel des S. A. C. in 'Alpina, Mitteilg. des S. A. C.' IV, 2. Zürich: Arstist. Inst. Orell Füssli. 4.

Schmidt, C.: Karl Ludwig **Rütimeyer.** Beilage zur Allgem. Zeitung. München, d. 29. Mai.

Schmidt, C.: Ludwig **Rütimeyer** als Gebirgsforscher. (Jahrb. d. Schw. Alpenklub. XXI. Bern: Schmid & Franke. 8.)

Umlauft, F.: Nekrolog über Ludwig **Rütimeyer** in 'Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik'. XVIII, 18. Wien: A. Hartleben. 8.

Minor, Jacob: Ferdinand **von Saar.** I.—III. (Sonntagsbeil. No. 49. 50. 51 z. Vossischen Zeitung. Berlin, d. 6. 13. 20. Dezember.)

Minor, Jacob: Das älteste Faustbuch und Hans **Sachs.** (Sonntagsbeilage No. 23 zur Vossischen Ztg. Berlin, d. 7. Juni.)

Kreyenberg, Ghold.: Gotthilf **Salzmann** u. seine Bedeutung für unsere Zeit. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Diesterweg. (62 S.) 8.

Völderndorff, Otto Freihr. v.: Noch ein 48er (Karl Heinrich **Schaible**). (Biographische Blätter Bd. II. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 112—118.)

Des Obersten **Scharnhorst** Scheiden aus d. Kurfürstlich Braunschweig-Lüneburgischen Kriegs-Diensten. (Militär-Wochenblatt. 81. Jahrg. Berlin: E. S. Mittler & Sohn, 4. Sp. 2041—2050.)

Schreck, Ernst: Heinrich **Schaumberger,** ein deutscher Volksschriftsteller aus dem Lehrerstande. Bielefeld: A. Helmich. (23 S.) 8. [Sammlung pädagogischer Vorträge. H. 11.]

Scheffler s. Silesius.

Mosapp, Herm.: Charlotte **v. Schiller.** Ein Lebens- u. Charakterbild. Mit 2 Lichtdr.-Taf. u. 3 Textillustr. Heilbronn: M. Kielmann. (VIII, 224 S.) 8.

Bliedner, A.: **Schiller.** Eine pädagogische Studie. Langensalza: H. Beyer & Söhne. (66 S.) 8. [Pädagogisches Magazin. 78.]

Jacobowski, Ludw.: Friedrich **v. Schiller** (mit Bildn.). (F. v. Schiller: Werke. Gesammt-Ausg. in 4 Bdn. mit e. biographisch-literar. Einleitung von Dr. L. Jacobowski. Halle: O. Hendel. 8.)

Müller, Ernst: **Schillers** Jugenddichtung und Jugendleben. Neue Beiträge aus Schwaben. Stuttgart: J. G. Cotta Nachf. (157 S.) 8.

Stieler, J.: Friedrich **von Schiller.** (Stieler, J.: Lebensbilder deutscher Männer u. Frauen. 2. Aufl. Glogau: C. Flemming. 8. S. 171—231.)

Schinderhannes s. Bückler.

Graf, J. H.: Ludwig **Schläfli.** (1814—1895.) Zum Andenken an die Errichtung des Grabmonumentes Schläfli's u. an die Beisetzung der sterbl. Reste Jacob Steiners anlässlich der 100jähr. Feier des Geburtstages des Letzteren am 18. März 1896. Mit dem Portr. und dem Facs. Schläfli's. (Aus: Mitteilgn. d. naturforsch. Ges. in Bern.) Bern: K. J. Wyss. (86 S.) 8.

Guglia, Eugen: (Alfred von) Arneth über (Anton von) **Schmerling.** (Oesterreichisch-Ungarische Revue. Bd. 19. Wien. 8. S. 328—345.)

Grimm, Hermann: Julian **Schmidt** der Literarhistoriker. (Deutsche Rundschau. Bd. 89. Berlin: Gebr. Paetel. 8. S. 426—433).

Schön, v.: Zur Knaben- und Jünglingszeit Theodor v. **Schön's** nach dessen Papieren. Zsgest. v. seinem Sohne. Berlin: L. Simion. (IX, 108 S. mit 1 Bildn.). 8.

Mentz, Geo.: Johann Philipp **von Schönborn**, Kurfürst von Mainz, Bischof von Würzburg und Worms 1605—1673. Ein Beitrag zur Gesch. des 17. Jahrhs. Tl. 1. Jena: G. Fischer. (VIII, 188 S.) 8.

Wild, Carl: Johann Philipp v. **Schönborn**, genannt der Deutsche Salomo, e. Friedensfürst zur Zeit des 30jähr. Krieges. Heidelberg: C. Winter. (VII, 162 S. mit Bildn. u. Stammtaf.) 8.

Fischer, Hermann: Traugott Ferdinand **Scholl**. (Zeitschr. f. deutsche Philologie. Bd. 28. Halle: Waisenhaus. 8. S. 430—431.)

Grisebach, Eduard: **Schopenhauer** und seine Mutter. (Biographische Blätter. Bd. II. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 185—196.)

Ritter, Herm.: Franz **Schubert**. (Geboren 31. Jan. 1797.) Gedenkschrift zur 100. Geburtstagsfeier. Bamberg: Handelsdruckerei. (47 S. mit 1 Bildn.) 8.

Hartmann, Ludwig: Ernst **Schuch** und das moderne Capellmeisterthum. (Nord u. Süd. Bd. 77. Breslau: S. Schottlaender. 8. S. 188—200.)

Der Märtyrer Wolfgang **Schuch**. (Nachfolger von Leo Judä in St. Pilt.) (Reformirtes Wochenblatt. 41. Jahrg. Elberfeld: Köhler. S. 162 ff.)

Wustmann, G.: Aus Clara **Schumanns** Brautzeit. (Die Grenzboten. 55. Jahrg. IV. Leipzig: F. W. Grunow. 8. S. 506—522.)

Reinecke, Carl: Erinnerungen an Robert **Schumann**. (Deutsche Revue üb. d. ges. nationale Leben d. Gegenwart. Jahrg. 21. Bd. 3. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien: Deutsche Verlagsanst. 8. S. 361—366.)

Ernst, A. W.: Lenau und Sophie **Schwab** s. Lenau.

Bolte, Johs.: Martin Friedrich **Seidel**, e. brandenburgischer Geschichtsforscher des 17. Jahrhs. Progr. Berlin: R. Gaertner. (32 S. m. Bildn.) 4. [Wissenschaftl. Beilage zum Jahresber. d. Königstädt. Gymnasiums zu Berlin.]

Bruns: (Alois) **Senefelder**. Zum 100jähr. Gedenktage der Erfindung des Steindrucks. (Archiv f. Post u. Telegraphie. Jahrg. 24. Berlin. 8. S. 365—370.)

Stieler, J.: Aloys **Senefelder**. (Stieler, J.: Lebensbilder deutscher Männer u. Frauen. 2. Aufl. Glogau: C. Flemming. 8. S. 93—119.)

Behrmann: Pastor Heinrich Matthias **Sengelmann** Dr. Eine biographische Skizze. Mit 4 Bildern. Hamburg: L. Gräfe & Sillem. (VI, 105 S.) 8.

Sauer, Aug.: Johann Gottfried **Seume**. Festrede zur Enthüllung seines Denkmals in Teplitz am 15. September 1895. Prag: F. Haerpfer in Kommission. (20 S.) 8. [Sammlung gemeinnütziger Vorträge. No. 208.]

Thaddäus **Siber's** Selbstbiographie bis z. J. 1803. Hrsg. v. Gymn.-Rekt. M. Rottmanner. München: J. J. Lentner. (XVIII, 60 S. mit Bildn.) 8.

Zetter-Collin, F. A., u. J. Zemp: Gregorius **Sickinger**, Maler, Zeichner, Kupferstecher und Formschneider v. Solothurn 1558—1616? (Aus: Anz. f. schweiz. Altertumskde.) Solothurn: Jent & C. i. Komm. (18 S.) 8.

Siebold, Alex. Frhr. v.: Denkwürdigkeiten aus dem Leben und Wirken von Ph. Fr. **v. Siebold**, zur Feier seines 100jährigen Geburtstages zusammengest. von seinem ältesten Sohne. Würzburg, den 17. Febr. 1896. Würzburg: L. Woerl. (26 S. mit Bildn.) 8.

Mahn, Paul: Angelus **Silesius** [m. eigentl. Namen Johann Scheffler]. (Sonntagsbeil. No. 21 zur Vossischen Zeitung. Berlin, d. 24. Mai.)

Seltmann, C.: Angelus **Silesius** und seine Mystik. Breslau: Aderholz. (208 S.) 8.

Eisenberg, Ludw.: Adolf **Sonnenthal**. Eine Künstlerlaufbahn als Beitrag zur modernen Burgtheater-Geschichte. Mit e. Vorwort von Ludw. Speidel. Dresden: E. Pierson. (V, 436 S. m. Bildn.) 8.

Schmidt, Rud.: Otto Christof **v. Sparr**, Unterbefehlshaber Melanders am Niederrhein und in Westfalen 1646—1647. Ein Beitr. zur Geschichte des ersten brandenburg. Feldmarschalls. Progr. Berlin: R. Gaertner. (19 S.) 4.

Kalkoff, P.: Lösung Pirkheimer's u. **Spengler's** vom Banne s. Pirkheimer.

Schmitt, Ludwig: Der Kölner Theologe Nikolaus **Stagefyr** und der Franziskaner Nikolaus Herborn (d. i. Nikolaus Ferber, gen. Stagefyr, aus Herborn.) Freiburg i. B.: Herder. (VII, 184 S.) 8. [Stimmen aus Maria-Laach. Ergänzungsheft 67.]

Brahm, Otto: Karl **Stauffer**-Bern. Sein Leben. Seine Briefe. Seine Gedichte. Nebst e. Selbstportr. des Künstlers u. e. Brief v. Gust. Freytag. 4. Aufl. Leipzig: G. J. Göschen. (VIII, 340 S.)

Plinzner, Paul: Gustav **Steinbrecht**. Ein Leben im Dienste der Reitkunst. (Aus: Militär-Wochenbl.) Berlin: E. S. Mittler & Sohn. (22 S. mit Bildn.) 8.

Graf, J. H.: Ludwig Schläfli. Zum Andenken an die Errichtung des Grabmonumentes Schläfli's und an d. Beisetzung der sterbl. Reste Jacob **Steiners** s. Schläfli.

Paulus, N.: Johann **Stempel, alias** Pesselius, ein Dominikaner des 16. Jahrhunderts. (Auch Johann Tilanus genannt; er selbst nennt sich Johann Pesselius. Aus Tiel in Geldern gebürtig.) (Der Katholik. 67. II. Mainz: J. Kirchheim. 8. S. 475—478.)

Brandes, G.: Rahel, Bettina und Charlotte **Stieglitz** s. Rahel.

Dr. Albert **Stöckl,** Domkapitular u. Lycealprofessor in Eichstätt. Eine Lebensskizze, verf. v. einem seiner Schüler. Mainz: F. Kirchheim. (III, 73 S. mit Bildn.) 8.

Pruner: Dr. Albert **Stöckl.** (Der Katholik. 76. I. Mainz: J. Kirchheim. 8. S. 1—11.)

Widmann, Enoch: Der Wiedertäufer Nikolaus **Storch** und seine Anhänger in Hof. Aus E. W.'s handschriftlicher Chronik d. Stadt Hof mitgeteilt von Christian Meyer. (Zeitschrift f. Kirchengeschichte. Bd. 16. Gotha: F. A. Perthes. 8. S. 117—124.)

General der Infanterie und Admiral Albrecht **v. Stosch** †. (Militär-Wochenbl. 81. Jahrg. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. 4. Sp. 597—600.)

Batsch, Vizeadmiral: Erinnerungen an **Stosch.** (Deutsche Revue üb. d. gesamte nationale Leben der Gegenwart. 21. Jahrg. Bd. 4. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien: Deutsche Verl.-Anst. 8. S. 31—42. 203—215. 321—330.)

Struve, Heinr. v., ein Lebensbild. Erinnerungen aus dem Leben eines Zweiundachtzigjährigen in der alten und neuen Welt. Zweite bedeutend verm. Aufl. Leipzig: E. Ungleich. (VIII, 328 S. mit Bildn.) 8.

Hepding, A.: Julius **Sturm.** Ein Gedenkblatt nebst e. Liederstrauss aus den Werken des Dichters zusammengestellt. Giessen: J. Ricker. (79 S.) 8.

Zur Erinnerung an Daniel **Sudermann,** geb. 24. Febr. 1550, gest. 1632(?). (Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. Bd. 5. 1896. Berlin & Münster (Westf.): Verl. d. Comenius-Ges. 8. S. 222—225.)

Schmoller, Gust.: Gedächtnissrede auf Heinrich **v. Sybel** u. Heinrich v. Treitschke. (Aus: Abhandlgn. d. kgl. preuss. Akad. d. Wiss. zu Berlin.) Berlin: G. Reimer i. K. (43 S.) 4.

Keidel: **Tezel** u. (Konrad) Kraft in Ulm. (Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. N. F. IV. Jahrg. 1895. Stuttgart: Dr. v. W. Kohlhammer. 8. S. 127—140.)

Sachse, Rich.: Das Tagebuch des Rektors Jakob **Thomasius.** Progr. Leipzig: (J. C. Hinrichs). (36 S.) 4.

Tilanus s. Stempel.

Wilken, Karoline, geb. Tischbein: Aufzeichnungen über ihren Vater Johann Friedrich August **Tischbein** (in: Stoll, A.: Der Geschichtschreiber Friedrich Wilken) siehe Wilken.

Heinrich **von Treitschke.** (Die Grenzboten. 55. Jahrg. II. Leipzig: F. W. Grunow. 8. S. 273—278.)

Bailleu, Paul: Heinrich **von Treitschke.** (Deutsche Rundschau. Bd. 89. Berlin: Gebr. Paetel. 8. S. 41—76. 237—271.)

Freytag, G.: Eine Abschiedsrede an **Treitschke.** (Biographische Blätt. Bd. II. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 228—230.)

Kaufmann, Georg: Heinrich **v. Treitschke.** (Gestorben den 28. April.) (Sonntagsbeil. No. 19 zur Vossischen Zeitung. Berlin, den 10. Mai.)

Lenz, Max: Heinrich **von Treitschke.** Ansprache an die Berliner Studentenschaft bei ihrer Trauerfeier am 17. Mai 1896. (Aus: Preuss. Jahrbücher.) 1. u. 2. Aufl. Berlin: H. Walther. (18 S.) 8.

Meinecke, Friedr.: Heinrich **v. Treitschke** †. (Historische Zeitschrift. Bd. 77. München: R. Oldenbourg. 8. S. 86—90.)

Schiemann, Thdr.: Heinr. **v. Treitschkes** Lehr- und Wanderjahre 1834—1866. München: R. Oldenbourg. (VII, 270 S.) 8. [Historische Bibliothek. Bd. 1.]

Schmoller, Gustav: Gedächtnissrede auf Heinrich v. Sybel u. Heinr. **v. Treitschke** s. Sybel.

Tobler, Gust.: Vincenz Bernhard **Tscharner** (1728—1778.) Bern: K. J. Wyss. (65 S. mit 1 Bildn.) 4. [Neujahrsblatt d. litterarischen Gesellschaft Bern a. d. Jahr 1896.]

Geiger, Ludw.: Ludwig **Uhland.** (L. Uhland: Werke in 4 Bdn. Bd. 1 mit einer biograph. Einleitung v. L. Geiger. Leipzig: G. Fock. 8.)

Petzet, Erich: Johann Peter **Uz.** Zum 100. Todestage des Dichters. Ansbach: C. Brügel & Sohn. (VII, 88 S. mit Bildn.) 8.

Vadian s. Watt.

Radics, P. v.: Johann Weikhard Freiherr **v. Valvasor** (1641—1693). (Oesterr.-Ungar. Revue. Bd. 19. Wien: Administr. 8. S. 20—37. 107—137. 207—220.)

Wiedemann, Th.: Leopold v. Ranke und **Varnhagen** v. Ense s. Ranke.

Engel, Fritz: Emma **Vely.** Ein Portrait. (Nord u. Süd. Bd. 79. Breslau: S. Schottlaender. 8. S. 294—304 mit Bildn.)

Schröder, Eduard: Heinrich **Viehoff.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. Leipzig: Duncker & Humblot. 8. S. 400—402.)

Walzel, Oskar F.: Alexander **von Villers.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 779—783.)

Zingerle, Osw. v.: Hans **Vintler.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 5—7.)

Professor **Virchow** als Anwalt der katholischen Theologie. (Historisch - politische Blätter f. d. kathol. Deutschland. Bd. 117. Münschen: Kommv. der literar.-artist. Anstalt. 8. S. 750—765.)
Christoph **Vischer.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 30—31.)
Oswald, J. G.: Friedrich Theoder **Vischer** als Dichter. Hamburg: Verlagsanst. u. Dr. A.-G. (38 S.) 8. [Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge. N. F. Ser. 11. (H. 249.)]
Weltrich, Richard: Friedrich Theodor **Vischer.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 31--64.)
Fränkel, Ludwig: Ludwig Friedrich **Vischer.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 65—67.)
Burckhardt-Biedermann, Th.: Wilhelm **Vischer** (der Aeltere). (Allgem. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 67—70.)
Bernoulli, A.: Wilhelm **Vischer,** der Jüngere. (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 70—71.)
Lorenz, Ottokar: Neue Deutsche Denkwürdigkeiten von (Karl Friedrich) Graf **Vitzthum** (von Eckstädt). (Lorenz, O.: Staatsmänner und Geschichtsschreiber des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin: W. Hertz. 8. S. 215—233.)
Lorenz, Ottokar: Zur Erinnerung an Graf K. F. **Vitzthum** von Eckstädt † 1895. (Lorenz, O.: Staatsmänner u. Geschichtsschreiber des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin: W. Hertz. 8. S. 233—241.)
Lorenz, Ottokar: Freiherr v. Friesen, Graf Beust und Graf **Vitzthum** s. v. Friesen.
Hüffer, H.: Alfred Ritter **von Vivenot.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 783—787.)
Meyer v. Knonau: Anton Salomon **Vögelin.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 145—148.)
Meyer v. Knonau: Friedrich Salomon **Vögelin.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 148—154.)
Vogt, Wilhelm: Dr. Joseph **Völk.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 230—232.)
Sauer, W.: Christian Daniel **Vogel.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 97—100.)
Ratzel: Eduard **Vogel**, Africareisender u. Astronom. (Allgem. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 100—108.)
Ratzel, Friedrich: Ueber den Tod Eduard **Vogels** in Wadaï. (Biographische Blätter. Bd. II. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 45—49.)
Brun, Karl: Georg Ludwig **Vogel,** Historienmaler und Radirer. (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 116—120.)
Poten, B.: Eduard Ernst Friedrich Hannibal **Vogel von Falkenstein.** (Allgem. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 129—135.)
Holland, Hyac.: Karl Christian **Vogel von Vogelstein.** Porträt- und Historienmaler. (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 135—139.)
Sternfeld, R.: Vilma **von Voggenhuber.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 160—161.)
Sillem, W.: Caspar **von Voght,** Reichsfreiherr, Kaufmann u. Philanthrop. (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 161—166.)
Schlossar, Anton: Johann Nepomuk **Vogl.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 167—169.)
Eitner, Rob.: Abt Georg Joseph **Vogler.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 169—177.)
Holland, Hyac.: Johann Karl **Vogt.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 178—181.)
Krause, Ernst: Karl **Vogt.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 181—189.)
Bockenheimer: Nicolaus **Vogt.** (Allgem. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 189—191.)
Schorbach, Karl: Heinrich **Vogtherr** der Aeltere. (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 192—194.)
Jacobs, Ed.: Balthasar **Voigt** d. J. (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 200—202.)
Lohmeyer, K.: Johannes **Voigt.** (Allgem. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 205—210.)
Poten, B.: Konstantin Bernhard **v. Voigts-Rhetz.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 216—220.)
Fränkel, Ludwig: Wilhelm Gustav Werner **Volk.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 227—230.)
Eitner, Rob.: Robert **Volkmann.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 240—243.)
Gurlt, E.: Richard **von Volkmann.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 238—240.)
Sauer, W.: Ferdinand **Vollpracht.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 255—259.)
Egloffstein: Isaak **Volmar,** Freihr. v. Rieden. (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 263—269.)
Schott, Theodor: Melchior Rufus (Rüd) **Volmar.** (Allgem. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 270—272.)
Holland, Hyac.: Friedrich **Voltz,** Thierbild- u. Landschaftsmaler. (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 276—280.)
Dierauer: Pankratius **Vorster.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 312—319.)
Buchholtz, Arend: Wie sich Lenz und **Voss** um das Rektoramt in Riga bewarben s. Lenz.
Muncker, Franz: Johann Heinrich **Voss.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 334—349.)

Ellinger, Georg: Julius v. **Voss.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 349—352.)
Petersdorff, H. von: Otto Karl Friedrich **von Voss.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 352—361.)
Petersdorff, H. von: Sophie Marie Gräfin **von Voss,** geb. von Pannewitz. (Allgem. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 361—366.)
Mendheim, Max: Christian August **Vulpius.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 379—381.)
Mendheim, Max: Johanna Christiana Sophia **Vulpius.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 381—385.)
Lier, H. A.: Gustav Friedrich **Waagen.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 410—414.)
Hippe, M.: Johann Friedrich Ludwig **Wachler.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 416—418.)
Wintterlin, A.: Georg Friedrich Eberhard **Wächter.** (Allgem. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 431—434.)
Mendheim, Max: Georg Philipp Ludwig Leonhard **Wächter.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 428—431.)
v. Eisenhart: Carl Joseph Georg Sigismund **von Wächter.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 435—440.)
Sulger-Gebing: Wilhelm Heinrich **Wackenroder.** (Allgem. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 444—448.)
Philipp Karl Eduard **Wackernagel.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 452—459.)
Schröder, Edw.: Wilhelm **Wackernagel.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 460—465.)
Petersdorff, H. von: Hermann **Wagener.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 471—476.)
Schmidt, Erich: Heinrich Leopold **Wagner.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 502—506.)
Fränkel, Ludwig: Johann Ernst **Wagner.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 486—489.)
Heinze: Johann Jakob **Wagner.** (Allgem. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 510—515.)
Knott, Robert: Johann Philipp **Wagner.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 519—521.)
Haeberlin, C.: Karl Franz Christian **Wagner,** Dr. phil., Geheimer Hofrath. (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 525—528.)
Ratzel, Friedrich: Moritz **Wagner.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 532—543.)
Richard **Wagner** s. Wilh. Richard Wagner.
Fränkel, Ludwig: Rudolf **Wagner,** Publizist (1822—1894). (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 575—578.)
Wintterlin, A.: Theodor **Wagner,** Bildhauer. (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 579—581.)
Finck, Heinr. T.: [Wilhelm Richard] **Wagner** und seine Werke. Die Geschichte seines Lebens mit kritischen Erläuterungen. Deutsch von Geo. v. Skal. 2 Bde. Breslau: Schles. Buchdr. (XXIV, 434; VII, 488 S. mit Bildn.) 8.
Glasenapp, Carl Fr.: Das Leben [Wilhelm] Richard **Wagner's,** in 6 Büchern dargestellt. 3., gänzl. neu bearb. Ausg. von 'Richard Wagner's Leben und Wirken'. Bd. 2. Abth. 1 (1843—1853). Leipzig: Breitkopf & Härtel. (XVII, 480 S. mit 1 Bildn.) 8.
Muncker, Franz: Wilhelm Richard **Wagner.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 544—571.)
Goethe und Richard **Wagner** s. Goethe, W. v.
Friedlaender, Max: Johanna **Wagner-Jachmann.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 587—589.)
Holland, Hyac.: Johann Martin v. **Wagner.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 515—519.)
Gerland, Georg: Franz Theodor **Waitz.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 629—633.)
Grotefend, W.: Friedrich Siegmund **Waitz,** Reichsfreiherr von Eschen. (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 599—602.)
Frensdorff, F.: Georg **Waitz.** (Allgem. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 602—629.)
Poten, B.: Wilhelm Dietrich **von Wakenitz.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 635—638.)
Bäumker, W.: Adam **Walasser.** (Allgem. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 640—643.)
Tschackert, P.: Christian Wilhelm Franz **Walch.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 646—650.)
von Dobschütz: Johann Ernst Immanuel **Walch.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 652—655.)
Tschackert, P.: Johann Georg **Walch.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 650—652.)
Albert, P.: Kasimir **Walchner.** (Allgem. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 777—780.)
Vochezer: Georg III. Truchsess **v. Waldburg.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 660—665.)
Stern, Alfred: Benedikt Franz Leo **Waldeck.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 668—675.)
Sauer, W.: Graf Karl Wilderich **v. Walderdorff.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 693—696.)

Poten, B.: Friedrich Gustav Graf v. **Waldersee.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 698—700.)

Kawerau, Waldemar: Burkard **Waldis.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 701—709.)

Dändliker, Karl: Hans **Waldmann.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 711—715.)

Frimmel, Theodor von: Georg Ferdinand **Waldmüller.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 716—720.)

Heinrich, Arth.: **Wallenstein** als Herzog von Sagan. Breslau: Goerlich & Coch. (VII, 96 S.) 8.

Heigel: Ludwig Fürst von Oettingen-**Wallerstein.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 736—747.)

von Györy: Joseph Graf **von Wallis,** Freiherr von Carighmain. (Allgem. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 751—754.)

Poten, B.: Johann Ludwig, Graf v. **Wallmoden-Gimborn.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 756—761.)

Lier, H. A.: Franz **Wallner.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 762—764.)

Sauer, W.: Fürst **Walrad** zu Nassau-Usingen. (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 40. S. 770—773.)

Poten, B.: Gerhard Cornelius v. **Walrawe.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 2—5.)

Buchholtz, Arend: Ferdinand **Walter,** livländ. Prediger und Generalsuperintendent. (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 19—22.)

Hess, R.: Friedrich Ludwig **Walther.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 103—106.)

Delbrück, Hans: Hermann **Walther** †. (Der Verleger d. Preussischen Jahrbücher.) (Preussische Jahrbücher. Bd. 84. Berlin. 8. S. 333—336.)

Eitner, Rob.: Johann **Walther,** der Freund und Mitarbeiter Luthers. (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 110—113.)

Seiffert, Max: Johann Gottfried **Walther.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 113—117.

Burdach: **Walther** von der Vogelweide. (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 35—92.)

Fränkel, Ludwig: Karl Friedrich Wilhelm **Wander.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 139—143.)

Petrich, Hermann: Hermann Theodor **Wangemann.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 145—148.)

Wolkenhauer, W.: Johann Eduard **Wappäus.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 162—165.)

Philippi, F.: Franz Wilhelm Graf v. **Wartenberg.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 185—192.)

Fränkel, Ludwig: Karl Friedrich Anton **Wartenburg.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 194—197.)

Ilwof, Franz: Joseph **Wartinger.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 202—207.)

Meyer von Knonau: Johann Heinrich **Waser,** Bürgermeister von Zürich (1600—1669). (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 214—220.)

Meyer von Knonau: Johann Heinrich **Waser,** Theologe und Litterat (1742—1780). (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 220—227.)

Wasmann, Friedrich. Ein deutsches Künstlerleben, von ihm selbst geschildert. Hrsg. v. Bernt Grönvold. München: Verlagsanst. F. Bruckmann A.-G. (VII, 188 S. m. Abb. 4.)

Götzinger, Ernst: Joachim **von Watt,** genannt Vadian. (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 239—244.)

Blösch: Nikolaus Rudolf **von Wattenwyl.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 250—254.)

Franke, Otto von: Christian Bernhard **von Watzdorf.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 258—270.)

Wunschmann, E.: Heinrich **Wawra** Ritter von Fernsee. (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 272—276.)

E. A.: Fr. W. **Weber.** Eine Studie. (Histor.-politische Blätter f. d. kathol. Deutschland. Bd. 117. München: Kommv. d. literar.-artist. Anstalt. 8. S. 330—344. 466—468.)

Pfau, Karl Fr.: Johann Jacob **Weber,** der Begründer des Verlagshauses J. J. Weber in Leipzig. (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 311—314.)

Mendheim, Max: Karl Julius **Weber.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 334—339.)

Knott: Robert: Wilhelm Eduard **Weber.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 358—361.)

Hassel, Paul: Dr. Karl **von Weber.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 345—349.)

Wasielewski, W. J. von: Karl Maria Friedrich Ernst **von Weber.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 321—333.)

Jähns, Max: Freihr. Max Maria v. **Weber.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 349—352.)

Fränkel, Ludwig: Ernst **Wechsler.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 780—782.)

Fischer, Hermann: Georg Rudolf **Weckherlin.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 375—379.)

Seiffert, Max: Matthias **Weckmann.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 379—386.)

Steck, Alb.: Johannes **Wedde.** Eine litterar. Studie. Hamburg: H. Grüning. (47 S.) 8.

Frensdorff, F.: Anton Christian **Wedekind.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 392—395.)

Hess, R.: Georg Wilhelm Frhr. **v. Wedekind.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 398—402.)

Generalmajor z. D. (Hermann Carl) **v. Wedel** †. (Militär-Wochenblatt. 81. Jahrg. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. 4. Sp. 1805 f.)

Poten, B.: Karl Heinrich **v. Wedell.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 410—413.)

Fränkel, Ludwig: Ernestine **Wegner.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 786—788.)

Frank, G.: Julius August Ludwig **Wegscheider.** (Allgem. Deutsche Biog aphie. Bd. 41. S. 427—432.)

Hunziker: Johann Jakob **Wehrli.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 435—440.)

Seifensieder, Jac.: Johann Jacob **Wehrli,** ein Jünger Pestalozzis. Fürth: G. Rosenberg. (39 S.) 8.

Weichel s. Weigel.

Wyss, Arthur: Friedrich Ludwig **Weidig.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 450—453.)

Knott, Robert: Erhard **Weigel.** (Allgem. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 465—469.)

Müller, Georg: Valentin **Weigel** (Weichel). (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 472—476.)

Dietz, Max: Josef **Weigl.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 478—482.)

v. Weilen, Alexander: Josef **Weil,** Ritter v. Weilen. (Allgem. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 488—490.)

Schwalm, J.: Ludwig **Weiland.** (Allgem. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 490—493.)

v. Weilen s. Weil.

Hirsch, F.: Daniel **Weimann,** brandenburgischer Geheimer Rath und Kanzler d. Herzogthums Cleve. (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 494—500.)

Schwenke, Paul: Hans **Weinreich** u. die Anfänge des Buchdrucks in Königsberg. (Aus: Altpreuss. Monatsschrift.) Königsberg: F. Beyer. (47 S.) 8.

Schmidt, Erich, und Otto Kaemmel: Christian **Weise.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 523—536.)

Jacoby, Daniel: Adam **Weishaupt.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 539—550.)

Minor: Christian Felix **Weisse.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 587—590.)

Heinze: Christian Hermann **Weisse.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 590—594.)

Wolkan, Rudolf: Michael **Weisse.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 597—600.)

Lothholz: Wilhelm **Weissenborn.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 605—608.)

Ledderhose: Johann Jakob **Weitbrecht.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 615—618.)

Sauer, W.: Johannes **Weitzel.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 630—635.)

Bernheim, Ernst: Julius Ludwig Friedrich **Weizsäcker.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 637—645.)

Knoblauch v. Hatzbach: Wilhelm Ludwig **Wekhrlin.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 645—653.)

Baumeister, A.: Friedrich Gottlieb **Welcker.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 653—660.)

v. Weech: Karl Theodor **Welcker.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 660—665.)

Fränkel, Ludwig: Oskar **Welten,** Belletrist. (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 692—696.)

Friedrich **Welwitsch.** (Nach einem Aufsatz von Dr. Trimen im Journal of Botany 1871, p. 1—11.) (Catalogue of the African Plants, collected by Dr. Friedrich Welwitsch in 1853—61. [P. I.] Dicotyledons, P. 1. by William Philip Hiern. London: Pr. by order of the Trustees; sold by Longmans & C. 8. S. VII—XVII.)

Wunschmann, E.: Friedrich **Welwitsch,** botanischer Reisender. (Allgem. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 699—702.)

Wenk, K.: Helfrich Bernhard **Wenck.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 703—709.)

Gehrmann, Hermann: Andreas **Werckmeister.** (Allgem. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 744—749.)

Zimmermann, P.: Johann Angelius (v.) **Werdenhagen.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 759—762.)

Poten, B.: Karl Wilhelm Friedrich August Graf **von Werder.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 762—767.)

Witkowski, G.: Diederich **von dem Werder.** (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 41. S. 767—770.)

Bobé, Louis: Adam Friedrich **Werner.** (Euphorion. Bd. 3. Jahrg. 1896. Bamberg: C. C. Buchner. 8. S. 469—475.)

Binz, Carl: Doctor Johann **Weyer,** ein rheinischer Arzt, der erste Bekämpfer des Hexenwahns. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung und der Heilkunde. Zweite umgearb. u. verm. Aufl. Mit d. Bildnisse Johann Weyers. Berlin: A. Hirschwald. (VII, 189 S.) 8.

Senckel, F.: Johann Heinrich Pestalozzi 1746—1827 u. Johann Heinrich **Wichern** 1808—1881 s. Pestalozzi.

Holland, H.: Max Ritter **von Widnmann,** Professor der Bildhauerkunst. (Biographi-

sche Blätter. Bd. II. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 226—228.)

Hassencamp, R.: Chr. Mart. **Wieland** und Katharina v. Hillern. (Württembergische Vierteljahrshefte f. Landesgeschichte. N. F. IV. Jahrg. 1895. Stuttgart: Dr. v. W. Kohlhammer. 8. S. 162—169.)

Mechel, Hans v.: Erinnerungen an Oberst Heinrich **Wieland**. Basel: B. Schwabe. (100 S. mit Bildn.) 8.

Adolf **Wilbrandt**. (Die Grenzboten. 55. Jahrg. II. Leipzig: F. W. Grunow. 8. S. 17—26. 127—141.)

Lorenz, Ottokar: Kaiser **Wilhelms** erste Liebe. (Lorenz, O.: Staatsmänner und Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin: W. Hertz. 8. S. 256—263.)

Stückmann, H., u. J. van Ekeris: Kaiser **Wilhelm** der Grosse und seine Zeit. In dankbarer Erinnerung an die ersten deutschen Kaiser a. d. Hohenzollerngeschlechte und zur Belebung wahrer Gottesfurcht, echter Königstreue und aufrichtiger Vaterlandsliebe dem deutschen Volke gewidmet. Dortmund: F. W. Ruhfus. (VII, 244 S. m. Abb. u. Titelbild.) 8.

Zehlicke, Adf.: Kaiser **Wilhelm** der Grosse, Deutschlands Retter u. Rächer. Geschichte seiner Zeit u. der von ihm geführten Nationalkriege bis zu seinem Tode m. histor. Einleitung. (In 30 Lieferungen.) 1. und 2. Liefr. (S. 1—112 mit 12 Bild.) Berlin: L. Abel. 8.

Krüger, Carl A.: Kaiser **Wilhelm II.** Ein Lebensbild f. jung u. alt. Vierte, verm. u. verb. Aufl. Leipzig: J. Baedeker. (IV, 155 S. mit Bildn.) 8.

Sterzenbach, K.: Kaiser **Wilhelm II.** Seine Lebensgeschichte und Regierung. Dritte verm. Aufl. Neuwied: L. Heuser. (43 S. m. Abb.) 8.

Herzog **Wilhelm** von Württemberg †. (Militär-Wochenbl. 81. Jahrg. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. 4. Sp. 2746—2753.)

Stoll, Adf: Der Geschichtschreiber Friedrich **Wilken**. Mit e. Anh., enth. Aufzeichnungen von Karoline **Wilken**, geb. Tischbein, über ihren Vater Johann Friedrich August Tischbein und ihr eignes Jugendleben, sowie 5 Portr. Cassel: Th. G. Fisher & C. (350 S.) 8.

Roth, Ernst: Moritz **Willkomm**. * 29. Juni 1821, † 26. August 1895. (Biographische Blätter. Bd. II. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 49—52.)

Jacobs, Ed.: Heinrich **Winckel** und die Reformation im südlichen Niedersachsen. Halle: M. Niemeyer i. K. (55 S.) 8. [Schriften des Vereins f. Reformationsgeschichte. Nr. 53.]

Erdmannsdörffer: Eduard **Winkelmann** (geb. 25. Juni 1838, gest. 10. Febr. 1896). Gedächtnissrede, bei der akademischen Trauerfeier in der Aula der Universität am 12. Februar 1896 gehalten. (Neue Heidelberger Jahrbücher. 6. Jahrg. Heidelberg: G. Koester. 8. S. 123—128.)

Firmenich-Richartz: Wilhelm v. Herle u. Hermann **Wynrich** v. Wesel s. Herle.

Meyer v. Knonau, G.: Lebensbild des Professors Georg **v. Wyss** (geb. 1816, gest. 1893). [Sep.-Ausg. d. Neujahrblätter LVIII u. LIX (1895 u. 1896) zum Besten des Waisenhauses in Zürich.] (85 u. 124 S. mit 2 Bildn.) 4.

Zimmermann, Paul: Friedrich Wilhelm **Zachariae** in Braunschweig. Wolfenbüttel: J. Zwissler. (4 Bl., 205 S.) 8. [Ueberlieferungen zur Litteratur, Geschichte und Kunst. Bd. 1.]

Günther, Siegm.: Jakob **Ziegler**, e. bayerischer Geograph u. Mathematiker. (Aus: Forschungen zur Kultur- u. Litteraturgesch. Bayerns.) Ansbach: M. Eichinger. (64 S. m. 6 Fig.) 8.

Wülker, Richard: Julius **Zupitza**. (Anglia. Bd. 18. (N. F. Bd. 6.) Halle: M. Niemeyer. 8. S. 129—131.)

Kind, Paul: Ulrich **Zwingli** und Franz II. Sforza. (1531). (Nach ihrer durch den mailändischen Gesandten Panizzone vermittelten Korrespondenz.) (Theologische Zeitschrift aus der Schweiz. XIII. Jahrg. 1896. Zürich: A. Fick. 8. S. 131—139.)

General der Infanterie (Franz Szeliga Zychlin) **v. Zychlinski**. (Zur Vollendung seines 80. Lebensjahres.) (Militär-Wochenblatt. 81. Jahrg. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. 4. Sp. 743—745.)

DEUTSCHER NEKROLOG

VOM 1. JANUAR BIS 31. DECEMBER

1896.

Homo liber de nulla re minus, quam de morte cogitat et ejus sapientia non mortis, sed vitae meditatio est.

Spinoza. Ethices pars IV. Propos. LXVII.



Loescher & Petsch Berlin phot. Hel. Meisenbach Riffarth & Co.

E du Bois-Reymond

Verlag von Georg Reimer Berlin.

Deutscher Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1896.

Karl Christoph Heinebuch, Königl. Musikdirector. 1840—1896. H. wurde als Kind kleiner Leute am 24. Juli 1840 in Celle (Hannover) geboren; besuchte, um sich zum Volksschullehrer auszubilden, seit Michaelis 1854 die Präparandenanstalt in Winsen und konnte, zur Musik und zum Orgelspiel besonders beanlagt und auf allen Stationen seines Lehrganges durch ernstes Streben ausgezeichnet, schon Michaelis 1856 bei dem Organisten in Altengemme (Vierlande) als Gehülfe eintreten. Michaelis 1858 ward er in das Seminar zu Lüneburg aufgenommen und hatte von 1859 bis Neujahr 1861 als Adjunct einen erkrankten und bald verstorbenen Organisten zu vertreten. Dann beendete er seine Vorstudien in dreijährigem Cursus auf dem Hauptseminar in Hannover, welches er im Juni 1865 mit ausgezeichnetem Abgangszeugniss verliess. Im Orgelspiel war hier Lahmeyer sein Lehrer, ein Schüler Rinck's (vgl. Allg. D. Biogr. Bd. 28. S. 626). H. trat dann in den Schuldienst, erst als Lehrer an der Wittinger Bürgerschule, dann als erster Töchterlehrer in Lüneburg, wo er noch Gelegenheit hatte, weitere Studien in der Theorie der Musik zu machen und sich allmählich eine hervorragende Kenntniss der Orgel zu erwerben. 1868 ward er als Klosterorganist nach Uetersen in Holstein berufen, 1872 als Organist nach Neumünster, und noch im selben Jahre an die besser dotierte Stelle in Gettorf bei Eckernföhrde; von da endlich im Januar 1879 an die Marienkirche in Flensburg. — In diesen bescheidenen Stellungen entfaltete der treffliche Mann in eben so rastloser wie selbstloser Arbeit für die Hebung echter Kirchenmusik in der evangelischen Kirche sowol auf der Orgel wie im Chor- und Gemeindegesang eine so folgenreiche Wirksamkeit, dass ihm dadurch ein bleibendes Andenken gesichert ist. Ursprünglich war er in der Choralbehandlung der Bach'schen Schule zugeführt; denn Rinck war ein Schüler Kittel's (Allg. D. Biogr. 16, 45) des Hauptträgers der Tradition Joh. Seb. Bach's, H. aber hatte sich längst mit voller Entschiedenheit und in gründlicher Sachkennntniss dem durch Tucher, Layritz, Zahn u. A. ins Leben gerufenen Streben nach einer strengen kirchlichen und auf geschichtlichem Boden ruhenden Gestaltung des Kirchenliedes in Melodie und Satz angeschlossen,

wie sie ihren grundlegenden Ausdruck in dem von der Eisenacher Kirchenconferenz 1854 herausgegebenen »Deutschen Evangelischen Kirchen-Gesangbuch«, den sogenannten 150 Kernliedern, gefunden hat. Dabei war er jedoch frei von jeder pedantischen Steifheit, wie sie den Anhängern dieses ernsten und keuschen Styles von den moderner Gerichteten gern vorgeworfen wird. Sein Orgelspiel floss bei bedeutender Technik aus tiefster Fülle eines frommen Gemütes, daher war auch seine Begleitung beim Gemeindegesang von ungewöhnlicher Lebendigkeit und Beweglichkeit im Ausdruck und im engen Anschluss an das gesungene Wort. In Hinsicht der weiteren evangel. Kirchenmusik stand er auf dem Boden der von Schöberlein (A. D. B. 32, 208) ausgehenden und in den 3 Bänden seines »Schatz des liturg. Chor- und Gemeindegesanges in der deutschen evang. Kirche« ausgeprägten Richtung. Die Erkenntniss, dass alle wahre Kirchenmusik einen liturgischen Character haben müsse, bildete den Kern und obersten Gesichtspunct von H.'s ganzem Streben. Natürlich nahm er an den Bestrebungen des Allgem. Deutschen Vereins für evangelische Kirchenmusik den lebhaftesten Anteil, ist auch auf dessen Generalversammlungen mehrfach als Redner aufgetreten, stets bemüht, den Abwegen, die in der Behandlung der kirchenmusikalischen Fragen nur zu leicht Gefahren drohen, indem sie in den Concertsaal statt in die Kirche führen, in klarer Einsicht in das Richtige entgegenzutreten. Viel tiefer gehend war aber seine Wirksamkeit, seit er mit gleichgesinnten Männern i. J. 1886 den Verein zur Pflege kirchl. Musik in Schleswig-Holstein gründete, in dessen Vorstand er dann gewählt ward und dessen hervorragendste Arbeitskraft er bis zu seinem Tode geblieben ist.

Die erste Gelegenheit zu praktischer Ausführung seiner Anschauungen erhielt H., als Pastor Prahl, der vom Consistorium mit der Herstellung einer neuen Liturgie und eines Gesang- und Choralbuches für die dänischen Gemeinden Nordschleswigs beauftragt war, ihn für den liturgisch-musikalischen Teil dieser Aufgabe heranzog. Prahl war nicht nur für ihre textliche Seite in ähnlicher Weise, wie H. für die musikalische, theoretisch wie praktisch gleich wohl vorbereitet, sondern er teilte auch H.'s Anschauungen in Betreff des Standpunctes, von dem aus die Aufgabe betrachtet sein wollte. Sie trug in sofern einen eigentümlichen Character, weil hier die von der deutschen gottesdienstlichen Entwickelung doch stark abweichende Gestaltung des dänischen evangelischen Gottesdienstes für die in dieser Tradition lebenden Gemeinden zum Ausgangspunct genommen werden musste, wenn es sich auch übrigens um eine mit Schonung vorgehende Reform der liturgischen wie hymnologischen Gestaltung handelte. Der liturgische Teil (Liturgiske Melodier til Brug ved den lutheriske Höimesse) erschien 1889, das Choralbuch (Melodier til evangelisk Lutherisk Psalmebog) als einstimmiges Liederbuch 1892, in vierstimmigem Orgelsatz 1895. Eine wahre Musterarbeit sowol in Betreff der Gestaltung der Melodien unter möglichst engem Anschluss an ihre originalen Formen, wie in stylvoll kirchlicher Harmonisierung. — Inzwischen war aber H. bereits in eine weitere liturgische Arbeit für die Provinz eingetreten. Consistorium und Provinzialsynode erliessen 1893 eine neue Gottesdienstordnung, welche zum Ersatz für die sehr kahl und kalt gewordenen gottesdienstlichen Formen neue Formulare, liturgisch reichere neben einfacheren zur Wahl durch die Gemeinden aufstellt.

Die reicheren Formulare waren ohne musikalische Bearbeitung der Liturgien nicht ausführbar. In der richtigen Erkenntnis, dass, wenn man diese

dem Geschmack und der in den meisten Fällen völlig ungenügenden Sachkunde der einzelnen Geistlichen und Organisten überliesse, jedenfalls eine grosse Buntscheckigkeit, überhaupt aber in den wenigsten Fällen etwas Gutes zu erwarten sei, forderte das Consistorium den oben erwähnten Schleswig-Holsteinischen Verein für Kirchenmusik auf, diese musikalische Arbeit in die Hand zu nehmen. Der Verein übertrug die Ausführung seiner liturgischen Section, in der auch hier wieder Prahl neben H. sass und mit ihm die Redaction besorgte. Der erste Teil der »Gottesdienstordnung für die evangelisch-lutherische Gemeinde-Ordnung der Provinz Schleswig-Holstein, musikalisch bearbeitet von der liturgischen Commission des Provinzial-Vereins zur Pflege kirchlicher Musik« erschien schon 1893, der zweite 1894. Jener enthält den Hauptgottesdienst, dieser die Nebengottesdienste, d. h. vor Allem das Material für Metten, Vespern und specielle Festgottesdienste. Beigefügt ist eine vorzügliche Auswahl mehrstimmiger Chorgesänge, hauptsächlich dem unerschöpflichen Schatz der alten classischen Kirchenmusik entnommen. Auch hier konnte zwar die von den Bearbeitern wie von ihrem Auftraggeber, dem Verein, vertretene Richtung keineswegs vollständig zum Ausdruck kommen, sondern nur soweit es der in der officiellen Gottesdienstordnung gegebene Rahmen zuliess. Aber es konnte ein fester und correcter Boden gelegt werden, auf dem sich zu weiteren Zielen fortbauen lässt und diese Arbeit zählt unbedingt unter die reifsten und gesundesten Früchte, welche die in der evangelischen Kirche Deutschlands immer mehr Boden gewinnenden musikalisch-liturgischen Bestrebungen bisher gezeitigt haben. Leider ist sie, von kleineren Dingen abgesehen, H.'s letzte Arbeit geblieben. Sie hatte ihm die Ernennung zum Königlichen Musikdirector eingetragen. Der vielbeschäftigte, leider über das Maass seiner Kräfte arbeitende Mann, der dabei nur zu oft die halben Nächte zu Hülfe nahm und sich durch keine Mahnungen seiner trefflichen Gattin und des Arztes zu grösserer Schonung bewegen liess, hatte schon längst zu kränkeln begonnen; seit 1895 nahm sein Leiden einen besorglichen, im Laufe des Sommers 1896 einen hoffnungslosen Character an. Auch jetzt noch rastete er nicht. Auf seine Orgel liess er sich noch tragen, als er die Stufen schon nicht mehr steigen konnte. Dem Tode ging er offenen Auges mutig und in frommer Ergebung entgegen, ein echter Christ und rechter Organist, beides im besten Sinne. Er starb am 6. November 1896.

Heinebuch's Personalacten. Eigene Bekanntschaft. Nachruf von Prahl in No. 49 f. des Schlesw. Holst. Lauenb. Kirchen- u. Schulblattes. 1896.

R. v. Liliencron.

J. W. Appell. Am 8. Januar 1896 starb in einer Vorstadt Londons ein einsamer, in seinem Vaterlande halb verschollener deutscher Gelehrter, J. W. Appell, der Verfasser des allbekannten, eben neu aufgelegten Buches »Werther und seine Zeit«. Sein Hinschied erinnert mich schmerzlich an längst vergangene Frühlingstage, die ich 1872 in London zugebracht, wo der treffliche feingebildete Mann, an den ich durch seinen Jugendfreund Otto Müller empfohlen war, sich meiner aufs freundlichste angenommen hatte. Damals lebte er in tiefer Trauer um seine Gattin. Seitdem blieben wir in Verbindung, und nach seinem Tode, von dem die Oeffentlichkeit kaum Notiz genommen haben wird, sandte mir seine Nichte Fräulein Laura Butler, die treue Pflegerin des Oheims, der seit Jahren gekränkelt hatte, einige von A. selbst niedergeschriebene Daten seines Lebens, deren Mitteilung an diesem Orte nicht unerwünscht sein wird.

A. wurde geboren am 17. April 1829 auf dem alten fürstlich Isenburgischen Schlosse zu Offenbach am Main als Sohn eines Malers, der später eine lithographische Anstalt errichtet hat. Er besuchte erst die Realschule seiner Vaterstadt von 1836—1844. Von 1844—1846 bereitete er sich unter Leitung von Dr. J. Pfeffinger auf die Hochschule vor, bezog dann 1846 die Universität Erlangen, wo er bis 1849 blieb. Mit Vorliebe betrieb er das Englische, dessen er schon mit achtzehn Jahren in dem Grade mächtig war, dass er Brentano's Novelle »Vom braven Casperl« übersetzte und im Druck erscheinen liess. 1853 leitete er vorübergehend die »Mittelrheinische Zeitung« in Wiesbaden. Sonst hielt er sich bis 1858 meist zu Frankfurt a. M. auf und beteiligte sich an dem dortigen »Conversationsblatt« und dem »Frankfurter Museum« mit Beiträgen aus dem Gebiete der Literatur- und Kunstgeschichte. Sein ältester und nächster Freund war der 1894 verstorbene Romandichter Otto Müller. Von 1858—1860 war A. Redakteur der Wochenschrift »Recensionen und Mitteilungen über Theater und Musik«, die unter den Auspizien der Fürsten Georg und Constantin Czartoryski in Wien erschien.

Mit einer Engländerin verheiratet, siedelte A. 1860 nach London über. 1862 gehörte er zu den Beamten der königlich Grossbritannischen Kommission für die Londoner Weltausstellung; und in Anerkennung der Dienste, die er den fremden Ausstellungskommissionen leistete, wurde ihm das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens verliehen. Im Jahre 1864 wurde A. Kustos in der Abteilung für Kunst und Wissenschaft am South Kensington Museum; diese Bibliothekarstelle hat er bis zu seiner Pensionierung beibehalten. Er veröffentlichte für das Museum:

»Monuments of Early Christian Art . . . Illustrative Notes, collected in order to promote the reproduction of Remains of Art belonging to the early centuries of the Christian era.« 1872.

»Christian Mosaic Pictures. A Catalogue of Reproductions of Christian Mosaics exhibited in the South Kensington Museum.« 1877.

1867 wurde er von der englischen Regierungskommission als Berichterstatter zur Weltausstellung nach Paris gesandt. Infolge andauernder Kränklichkeit sah sich A. im Spätjahre 1893 genötigt, seine Stelle am Kensington-Museum niederzulegen. Er zog sich nach dreissig arbeitsvollen und erfahrungsreichen Dienstjahren mit einem knappen Ruhegehalt nach Wandsworth Common, im Südwesten Londons zurück. Seine Werthersammlung, seltene und kostbare Stücke enthaltend, musste er verkaufen. Sie kam an die Stadtbibliothek in Bremen. »In einer öden Vorstadt des neuen Babylons« — schrieb er mir im Frühjahre 1895 — »sitze ich nun, und sehe keinen Freund, kein neues Buch, kein deutsches Zeitungsblatt.« Als A. um dieselbe Zeit Hand an die vierte Auflage seines Wertherbuches legte, besorgte ich ihm einige Literatur. »Lange, lange ist es her« — dankte er mir am 26. Februar — »dass wir in meinem kleinen Hause Nr. 9 Sussex place, Kensington W., das ich schon Anno 1877 verlassen habe, bis tief in die Nacht freundschaftlich und gemütlich zusammen sassen, aus langen weissen Thonpfeiffen, sogenannten Kirchenvorsteherspfeifen schmauchend. — — Ich bin indessen ein altersgrauer Invalide geworden und leiblich ein gar schwaches Subjekt. — In den letzten Jahren war ich ganz nahe daran, in den aufgesperrten Rachen jenes bekannten grossen Haifisches zu fallen, der im Ozean des Lebens unserem armen Schifflein beständig folgt. (Ein Lieblingsbild von mir, beiläufig gesagt.) Aber am Ende komme ich doch noch einmal nach Zürich und halte um die

Hand Ihrer jüngsten Tochter an.« Und am 10. April kamen folgende wehmütige Zeilen: »Der holde Lenz ist erschienen — auch auf der britischen Insel — und die Erde hat sich wahrscheinlich auch verjüngt. Das letztere lässt sich jedoch nicht behaupten von dem melancholischen Einsiedler in Wandsworth Common. Ich will nicht klagen; aber »Gott hört mich brummen«, wie ein alter ehemaliger Husarenoffizier zu sagen pflegte, den ich in meinen Knabenjahren in Offenbach a. M. gekannt habe. Ich hoffe, das schönste Frühlingswetter hat Sie am Vierwaldstättersee begünstigt. Ich habe diesen See auch einmal besucht. Das war im Jahre 1847. Damals war ich auch in Zürich und verweilte sogar einige Zeit in dieser schönen Stadt. Der Ütli-Berg steht mir noch vor dem inneren Auge; und es ist mir, als sei es gestern gewesen, dass ich in einer mondbeglänzten Sommernacht am Rande des Züricher Sees stand in Gemeinschaft mit Gottfried Keller und einem längst verschollenen deutschen Flüchtling, namens Ludolf. Keller wohnte in Hottingen in demselben Hause mit Wilhelm Schulz, und ich besuchte ihn auf seiner Stube.«

Appells Hauptwerke sind:

1. »Der Rhein und die Rheinlande, historisch-topographisch dargestellt von J. W. Appell.« Darmstadt: G. G. Lange. 1847—1851. (Wurde auch ins Englische und Französische übersetzt.)

2. »Honor; or, the story of the brave Caspar and the fair Annerl. By Clemens Brentano. With a biographical Notice of the Author, by J. W. Appell. Translated from the German.« London: John Chapman. 1847. (Vgl. The Westminster and Foreign Quarterly Review, vol. XLVIII (1847), p. 587. — »Athenaeum«, 1847, No. 1049, p. 1243.)

3. »Das Haus mit den drei Lyren und das Goethedenkmal in Frankfurt a. M. von J. W. Appell.« Frankfurt a. M.: Friedrich Wilmans. 1849.

4. »Werther und seine Zeit. Zur Goethe-Literatur. Von J. W. Appell.« Leipzig: Wilhelm Engelmann. 1855. Zweite Auflage Leipzig 1865; dritte Auflage Oldenburg 1882; vierte verbesserte und vermehrte Auflage Oldenburg 1896.

5. »Sophie La Roche. Eine biographisch-literarische Skizze von J. W. Appell.« (Im »Rheinischen Taschenbuch«, Frankfurt a. M.: Sauerländer 1856.)

6. »Die Ritter-, Räuber- und Schauerromantik. Zur Geschichte der deutschen Unterhaltungs-Literatur. Von J. W. Appell.« Leipzig: Wilhelm Engelmann 1859.

7. »Dona Diana. Lustspiel in drei Akten. Nach dem Spanischen des Don Augustin Moreto, von C. A. West. Mit einer Einleitung von J. W. Appell.« Wien: J. B. Wallishauser 1862.

8. Emilia Galotti. Mit einer Einleitung: Emilia Galotti auf der Bühne. Stuttgart 1872.

Daneben lieferte A. zahlreiche Beiträge vornehmlich zur Literatur- und Kunstgeschichte für das Frankfurter »Konversations-Blatt«, das Frankfurter »Museum«, den Hamburger »Telegraph«, das Bremer »Sonntagsblatt«, die »Blätter für literarische Unterhaltung« und die »Beilage zur Allgemeinen Zeitung«.

Auf dem letzten schweren und entbehrungsreichen Krankenlager besorgte Appell noch die Korrekturen seines Lieblingsbuches »Werther« bis auf die letzten zwei Bogen. Seinen Tod erfuhr ich erst im Laufe des letzten Februars durch seine Nichte. Klanglos ist er von hinnen gegangen; aber seinem Namen gebührt ein freundliches Gedächtnis.

Zürich. J. Baechtold.

Richard Heinrich Ludwig Avenarius. Am 18. August 1896 starb in Zürich der Professor der Philosophie Richard Avenarius im 53. Lebensjahre.

A. wurde am 19. November 1843 in Paris geboren. Sein Vater Eduard, aus einer alten Theologenfamilie (Habermann) stammend, besass damals in Paris eine deutsche Buchhandlung verbunden mit Verlag. Bald nach seiner Geburt siedelten die Eltern wieder nach der engeren Heimat, nach Leipzig, über. Später, nachdem der Vater den Verlag (mit Ausnahme des Litterarischen Centralblattes) aufgegeben hatte, wurde der Wohnsitz nach Berlin verlegt.

In Leipzig und Berlin verlebte A. seine Jugendjahre, zusammen mit drei Brüdern Max, Ludwig und Ferdinand. Hier genoss er auch seine erste Erziehung. Dem Willen des Vaters entsprechend, widmete er sich zunächst dem Buchhändlerberuf, so sehr auch seiner tiefgründigen und poetisch feinsinnigen Natur alles Geschäftliche widersprach — denn von seiner Mutter Cäcilie, geb. Geyer, einer Tochter des Dresdener Hofschauspielers Ludwig Geyer und Schwester Richard Wagner's, hatte der Jüngling eine starke dramatische Veranlagung geerbt.

Aber wie so oft bei Männern, die durch väterlichen Willen in eine Lebenslage entgegen ihrer Neigung gedrängt werden, hing auch A. nun mit um so grösserer Zähigkeit an dem einmal gefassten Plan, studieren zu wollen. Nachdem endlich der Vater umgestimmt war, galt es zunächst, die Gymnasialmaturität zu erwerben, was binnen kurzer Zeit am St. Nicolaigymnasium in Berlin gelang.

Die nächsten Jahre verbrachte er mit den ernstesten Studien teils romanistischer, teils philosophischer Art in Zürich, Berlin und Leipzig.

Von höchstem Einfluss auf sein ganzes Denken sollten die Vorlesungen des Physiologen Carl Ludwig werden — das war die Saat, die später aufgehen sollte in seiner empiriokritischen Methode. Zugleich trat er in engste Beziehungen zu einer ganzen Anzahl von hervorragenden Universitätslehrern, unter denen ich besonders Drobisch, Zarncke und Wuttke nenne. Sie alle schätzten den jungen Mann hoch, ebenso sehr um seiner frischen Auffassungsgabe, als um seiner frischen Heiterkeit willen. Diese Eigenschaften, sein Forschungseifer und sein liebenswürdiger Humor, waren es auch, die eine Anzahl gleichgesinnter und gleichstrebender Genossen an ihn fesselte, mit denen zusammen er 1866 den akademisch-philosophischen Verein Leipzigs gründete.

1868 erwarb er sich dann den Doktorhut mit einer Dissertation: »Über die beiden ersten Phasen des Spinozischen Pantheismus und das Verhältnis der zweiten und dritten Phase, nebst einem Anhange über Reihenfolge und Abfassungszeit der älteren Schriften Spinozas«.

Die folgenden Jahre verlebte A. teils in Berlin und Dresden, wo ihn engste Freundschaft an Richard Henke band, teils auf grösseren Reisen, die ihn nach Italien und Sicilien, Spanien, Algier und Paris führten. Wissenschaftliche Studien wechselten mit lyrischen und dramatischen Dichtungen, von denen besonders ein reizvolles Lebensbild: »Ein armer Teufel« Zeugnis ablegt.

Die ihm befreundeten Professoren drängten ihn jedoch immer ernster zur akademischen Laufbahn, seine Begabung richtiger abschätzend als er selbst. Aber in der ihn auszeichnenden Bescheidenheit seine geistige Vorbereitung unterschätzend, zögerte er immer wieder mit der Habilitation. Jeden Hinweis darauf lehnte er mit den Worten ab: »Ich habe den Leuten noch nichts zu bieten«, — bis endlich der Geheimrat Zarncke ihm bedeutete: »Sie sind so voll, dass sie platzen — jetzt machen Sie vorwärts«.

Dann, 1876, habilitierte sich A. in Leipzig mit einer Arbeit: »Philosophie als Denken der Welt gemäss dem Prinzip des kleinsten Kraftmasses, Prolegomena zu einer Kritik der reinen Erfahrung«. Hatte er sich in seiner Spinozaschrift bestrebt »die Entwicklung einer speciellen Weltanschauung als einen gesetzmässigen Prozess unter rein psychologischen Gesichtspunkten zu betrachten«, so war er in seinen Prolegomenen zur Kritik der reinen Erfahrung bestrebt »Wurzel, Aufgabe, Methode und Gestaltung der gesamten Philosophie als durch ein allgemeines Prinzip bestimmt zu denken«[1]).

Mit dieser Arbeit war der erste Schritt zu dem späteren grossen Werke gethan, der Grundgedanke gefasst, der von nun an alles Forschen unseres Philosophen durchdrang, der von nun an im Vordergrund seiner gesamten geistigen Bethätigung stand. Freilich war der Standpunkt, wie er ihn später einnahm, noch nicht ganz erreicht, in seiner rein beschreibenden Allgemeinheit noch nicht ganz zur Klarheit gelangt; es war ein Durchgangsstadium, ein Stück Schule und Partei, während sein späteres Werk sich über die Parteien erhebt.

Gleichzeitig trat an den jungen Dozenten die Anfrage eines befreundeten Verlegers, R. Reisland, wegen der Gründung einer neuen philosophischen Zeitschrift. Mit allem Eifer und reger Schaffenslust wurde der Gedanke aufgegriffen und das Programm entworfen. Unter der Mitwirkung von C. Göring, M. Heinze und W. Wundt trat dann die »Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie« ins Leben und wurde von A. mit sicherer Hand während der jetzt zwanzig Jahre ihres Bestehens durch alle Fährlichkeiten, welche der neuen Zeitschrift drohten, geleitet.

Mittlerweile war in Zürich durch die Abberufung W. Windelbands eine Professur freigeworden, und A. erhielt schon nach zwei Semestern Dozentur 1877 einen Ruf nach Zürich als ordentlicher Professor für induktive Philosophie. Hier wurde er also Nachfolger Windelbands, welchem wiederum W. Wundt und Alb. Lange vorausgegangen waren.

Jetzt begann eine angestrengte Thätigkeit. Sich auf ein Landhaus in der Nähe Zürichs, in Wipkingen, mit seiner jungen Frau, Maria geb. Semper, zurückziehend, arbeitete er seine Vorlesungen aus, die sich über Psychologie, allgemeine Pädagogik, formale Logik, und im Anfang auch über Spinoza und Geschichte der griechischen Philosophie erstreckten.

Alle, die A. in diesen zwanzig Jahren gehört haben, sind einig darin, dass er es in hohem Masse verstand, den Hörer zu fesseln. Nicht durch blendenden Glanz der Sprache, durch freien und rhetorisch aufgeputzten Vortrag, auch nicht durch eine populäre, leicht fassliche Darstellungsform; was an seinem Vortrag anzog, das war die Exaktheit seiner Darstellung, die Lückenlosigkeit der Gedankenfolge, die mit befreiender Sicherheit zu dem Resultate hinführte. Wie man sich im Gebirge dem Führer vertrauend anschliesst, so folgte man dem sicheren Leiter durch das Gebiet der Erkenntnis, und hatte, auch wenn man nicht über diesen Begriff verfügte, das Gefühl eines systematischen Genies.

Weniger trat dieser Zug hervor an seiner Psychologie, die dafür zu breit gesponnen war, aber in besonderem Masse an seiner allgemeinen Pädagogik und an der formalen Logik. Auch das Spinoza-Kolleg, das ich nicht aus eigener Erfahrung kenne, da A. im letzten Jahrzehnt sich jeder geschichtlichen Darstellung enthielt, soll überaus fein gewesen sein.

---

[1]) R. Avenarius, Kritik d. r. Erf., Bd. I, Vorwort S. V.

Ruhig und ernst pflegte er auf dem Katheder zu stehen und seine Gedanken vorzutragen, in kurzen Zwischenräumen den Blick zum Manuskript senkend, Wiederholungen jeder Art vermeidend und dadurch die angestrengteste Aufmerksamkeit fordernd. Nur selten flocht er eine Bemerkung, einen Einfall in seine Ausführungen ein, und das geschah dann zumeist mit feinem Lächeln.

Erst nachdem in die angestrengten Arbeiten für die Vorlesungen einigermassen Ruhe gekommen war, richtete sich sein Augenmerk wieder ausschliesslich auf die Ausarbeitung des Werkes, dessen Grundzüge und Umrisse ihm nun schon seit Jahren vorschwebten: die allgemeine Theorie alles menschlichen Denkens und Handelns, die Kritik der reinen Erfahrung.

Die zehn Jahre, die nun bis zur Veröffentlichung des ersten Bandes der »Kritik« folgten, waren ausgefüllt mit einer geistigen Arbeit, wie sie intensiver und andauernder zu denken kaum möglich ist. Ihm war, wie er selbst sagt, die »Kritik« zur Krisis seines Lebens geworden.

Je mehr er sich vertiefte, je mehr er dachte und schrieb, desto mehr stürmten die Probleme auf ihn ein mit ihrer ganzen ungeheuren, überwältigenden Vielfältigkeit und Vielseitigkeit. »Nach immer neuen Seiten erschlossen sich formale Zusammenhänge des behandelten Erkennens, immer mehr neue materiale Einzelwerte strömten zur Einfügung herzu.« (Vorwort zur Kr. d. r. Erf. S. VI.) Die schier erdrückende Masse des zu bewältigenden Stoffes war es, die sich auf ihn legte, ihm keine Ruhe mehr lassend zu keiner Stunde des Tages und fast der Nacht, die er mit Riesenanstrengung zu durchschauen, zu bewältigen, zu zergliedern und zu lösen suchte — die Problemhydra mit immer wieder wachsenden Köpfen, die ihn zu umstricken und zu vernichten drohte, und der er dennoch trotz seines zarten Körpers mit seinem Denkergeiste Herr wurde.

Freilich — sobald die Ferien kamen, zog er aus ins Gebirge der Schweiz und Tyrols, nach Italien; aber seine Gedanken gingen mit ihm. Seine Gattin führte ihn nach Venedig, um ihm auf ärztliches Anraten Zerstreuung zu verschaffen. Aber für ihn gab es keine Zerstreuung. Nachts sass er auf, Notizen machend; von Venedig sah er nichts; am Lido ging er auf und ab und schrieb in seine schwarzen Heftchen — bis die Fieberschauer kamen und ihn schüttelten und aufs Krankenbett warfen.

Mit dem Typhus kehrte er heim. —

Auf dem Rigi und im Ötzthal suchte er, nach langer Zeit genesend, seine Kräfte wieder zu heben. Aber kaum trat das ein, als auch die Arbeit wieder begann.

Schon längst hatte er die Wohnung gewechselt und war näher an die Universität, in die Vorstadt Hottingen gezogen. Den Gehängen des Zürichbergs nahe, pflegte er hier auf einsamen Spaziergängen, an den Aussichtsstellen zu arbeiten und seinen Gedanken zu skizzieren, so der späteren Ausführung und endgültigen Anordnung vorarbeitend.

Als das Werk sich seinem Abschluss nahte, begann A. seine Theorie — noch ehe sie gedruckt war — in Vorlesungen darzulegen. Wenige waren es, die ihm Interesse dafür entgegenbrachten und die notwendige geistige Kraft dazu besassen. Denn gar gewaltige Anforderungen stellte seine Lehre — verlangte sie doch nicht weniger als ein völliges Aufgeben jeder bisherigen philosophischen Denkweise, ganz abgesehen von der Erlernung (ich möchte fast sagen) einer ganz neuen Sprache. Denn sich beziehungsfreie Ausdrücke

zu schaffen, lag A. so sehr am Herzen. Er wollte lieber gar nicht verstanden, als missverstanden werden. Und er sagt selbst im Vorwort zur Kr. d. r. Erf. (S. XVII): »Unterlässt man es, einen relativ neuen Begriff just so, wie man ihn verstand und zum Unterschiede von seinen Verwandten kennzeichnen wollte, durch neue beziehungsfreie Ausdrücke festzuhalten, so hat man den bekannten Vorwurf des 'neuen Weines in alten Schläuchen' zu befürchten; bildet man neue Termini, so droht die übliche Klage der 'Erschwerung des Verständnisses'. Kurz, auch hier gilt: was man thue, man hat es zu bereuen.«

Aber gegen das Missverstandenwerden giebt es keinen Schutz — auch nicht den einer völlig neuen beziehungsfreien Terminologie. Denn zufolge dem Trägheitsgesetz, das auch für den Denkprozess seine Gültigkeit hat, werden doch immer wieder die neuen Ausdrücke nach den gewohnten, eingeübten ausgelegt und gedeutet, wird ein geläufiger Sinn und Inhalt in die neuen Ausdrücke hineingelegt.

Diese Gefahr und die Kraft, die dazu gehörte, jeden Ausdruck tastend nach den Grenzen seines Umfanges zu prüfen, ohne sich von vornherein der Täuschung hinzugeben, ihn mit Hülfe des Gewohnten zu verstehen und seinen Inhalt ausschöpfen zu können, diese Anstrengung, welche auch jetzt noch das Werk von jedem fordert, der neu an dasselbe herantritt, sie war damals bei den Vorlesungen ohne den Anhalt des gedruckten Buches noch weit grösser.

So ist es zu verstehen, dass im Anfang die Zahl seiner Hörer für diese Vorlesungen allgemein-erkenntnistheoretischer Art eine sehr geringe war. Unausbleiblich aber war auch, dass diese Hörer sich enger und enger an ihren Lehrer anschlossen und den Stamm der kleinen Schülergemeinde bildeten, welche sich bald um den verehrten Lehrer zu gruppieren begann.

Endlich 1888, nach vielem Drängen der Freunde, erschien der erste Band der »Kritik der reinen Erfahrung«, welchem der zweite, mehr als doppelt so starke Band zwei Jahre später folgte.

Ein Lebensabschnitt des Verfassers ging zu Ende, ein neuer begann.

Am Ostermontag 1888 hatte er das Vorwort geschrieben. »Der Entschluss«, sagt er dort (S. X), »die folgenden Untersuchungen nunmehr dem Druck zu übergeben, ist mir wahrlich nichts weniger als leicht geworden. Galt es doch, nicht nur einen intensiven subjektiven Widerwillen, sondern auch gar viele und grosse objektive Bedenken zu überwinden! Hätten nicht jüngere Forscher, die mit den hier niedergelegten Ansichten durch meine Vorlesungen bekannt und befreundet wurden, mir immer dringender nahe gelegt, dass es sich nun nicht mehr darum handle, von einem Recht für mich Gebrauch zu manchen, sondern eine Pflicht gegen sie zu erfüllen — ich gestehe, ich würde es vorgezogen haben, das Werk, von dessen mannigfachen Unvollkommenheiten niemand mehr als ich selbst überzeugt sein kann, lieber noch — wer weiss für wie lange? — zurückzubehalten, um es vorerst durch immer neue Zusätze und Verbesserungen in kleinen Schritten zu fördern in Richtung auf das Ideal, das vor Jahrzehnten der eigene jugendliche Mut geahnt, seit vielen Jahren der reifenden Arbeit vorgeschwebt und das doch, je weiter ich fortschritt, desto weiter und weiter und dann endlich in unabsehbare Fernen zurückwich.«

Das sind Worte bezeichnender Art für die Denkweise unseres Philosophen.

Ein grosser Erfolg wurde von vornherein nicht erwartet. Aber doch ein kleiner — zum mindesten ein negativer, eine Kritik, ein Widerspruch, ein Angriff.

Aber nun trat das gänzlich Unerwartete, Unvorhergesehene ein. Das Werk fand vorerst unter den Fachgenossen keine Beachtung, die Kritik beschränkte sich in den wenigen Fällen, wo sie überhaupt Notiz davon nahm, auf kurze Inhaltsangaben, und sonst blieb alles still. Erst der Tod des Autors hat darin Aenderung geschaffen.

Das anfängliche Schweigen war freilich sehr begreiflich. Ratlos standen alle vor diesem Werke und seiner Sprache, seinen Formeln, seiner ganzen Betrachtungsweise, und ehe sie sich selbst Blössen geben wollten, schlugen sie lieber das Buch zu, legten es beiseite und schwiegen.

Der Verfasser desselben aber hätte verzweifelnd rufen mögen: Heran, greift an, stosst zu! — besass er doch die Mittel der Verteidigung in hohem Masse; aber es kam keiner. Einsam und unbeachtet blieb er stehen. Nicht ganz ohne sein Verschulden. A., der selbst eine allgemeine Pädagogik vortrug und darin als eins der ersten Prinzipien das allmähliche Fortschreiten vom Bekannten zum Unbekannten aufstellte, er hat mit seinem eigenen Werke diesem Satze zuwidergehandelt. Er gab das Neue, Ungewohnte, Unbekannte, ohne zu ihm hinzuleiten, ohne den Weg zu weisen, wie er selbst zu seinen Resultaten gekommen, oder wie seine Leser von ihrem Standpunkte aus zu seinem gelangen könnten.

So haben wir hier die Erscheinung eines Baues, der abgetrennt vom Festland des übrigen Forschungsgebietes einsam dasteht, und der auch einsam bleiben wird, bis durch die Vermittlungsarbeiten historischer und systematischer Art die Brücke geschlagen wird, über welche hin dann bequem der Pilgerstrom zu seinen Pforten gelangen kann, und durch welche auch dieses einsame Werk einbezogen wird unter die gemeinsamen Güter der Gebildeten aller Nationen.

Der Eigenartigkeit seines Werkes war sich A. voll bewusst, wenn er auch im stillen die Anpassungsfähigkeit gleichstrebender Forscher höher veranschlagt hatte. »Wenn ich bedenke,« sagt er im Vorwort (S. XIX), »wie wenig es ist, was ich nunmehr in greifbarer Gestalt vorlege, so fühle ich wohl, wie viel mehr es hätte sein können, hätte ich mich näher an das herkömmliche Verfahren gehalten. Wie viel mehr — in der gleichen Zeit, aber nicht mit der gleichen Last! Wie viel mehr, wie viel leichter — und wie viel dankbarer! Aber was überhaupt für mich zu erreichen war, konnte ich eben doch nur auf dem Wege erreichen, welcher der meine wurde.«

Die Theorie von A., für welche er die Bezeichnung »Empiriokritizismus« einführte, geht völlig dogmenlos zu Werke, sie nimmt weder Bewusstsein, noch Denken, noch Empfinden an; sie nimmt auch kein Wollen, keine Vermögen, keine Seele oder psychische Substanz, kein Psychisches überhaupt als Ausgangspunkt an; sie verneint jede dualistische Auffassung, entscheidet sich aber auch nicht für eine monistische, sie vernichtet den philosophischen Idealismus kritisch, hebt aber auch nicht den Realismus auf den Schild — ja, sie betrachtet selbst das Verhältnis von Ursache und Wirkung schon als Ausfluss einer Theorie, d. h. als unbrauchbar für die Voraussetzung, von welcher auszugehen sei, und sie kann das alles um so mehr, als es ihr (wenigstens für das Hauptwerk, die Kr. d. r. Erf.) nicht darauf ankommt, den Inhalt, das »Was« der Erfahrungen zu geben, sondern nur die allgemeine Form der Erfahrungen (d. h. unseres gesammten Denkens und Handelns) zu beschreiben, ihre Beschaffenheiten und Zusammenhänge. Die damit gegebene neue Denkmethode in die Philosophie eingeführt und zum

ersten Male consequent angewendet zu haben — das ist das grosse Verdienst von A.

(Vgl. Fr. Carstanjen, Rich. A.' biomechanische Grundlegung der neuen allgemeinen Erkenntnistheorie, eine Einführung in die Kr. d. r. Er. München 1894.

M. Heinze, Empiriokritizismus, in Ueberweg-Heinze, Grundriss d. Gesch. d. Philos. III. Th. II. Bd. § 22.

R. Willy, Der Empiriokritizismus als einzig wissenschaftlicher Standpunkt. Vierteljahrsschr. f. wiss. Phil. Jhrg. XX. 1896.

W. Wundt, Empiriokritizismus, Philos. Studien. Bd. XIII. Heft 1 u. 3. 1898.)

An anderer Stelle wiederum sagt Goethe: »Jede Idee tritt als ein fremder Gast in die Erscheinung und ist, wie sie sich zu realisieren beginnt, kaum von Phantasie und Phantasterei zu unterscheiden.«

A. hat die Wahrheit dieses Satzes schmerzlich genug an sich erfahren. Aber die grosse, wahrhaft philosophische Duldsamkeit, welche eine der hervorragendsten Züge seines Charakters war, trat glänzend zu Tage, als nach einigen Jahren Berichte einliefen, wie die Urteile einzelner Fachgenossen über sein Werk lauteten.

Aber es ist eine Selbsttäuschung, der sich vielfach Gelehrte und Künstler hingeben, wenn sie glauben, ohne die Anerkennung ihrer Leistungen durch die Zeitgenossen auskommen zu können. Das Fehlen der Anerkennung war es im Grunde doch, was A. das Leben verbitterte, was ihm wie ein Wurm am Herzen frass.

Freilich sagt er: »Ein Anderer waren wir, als wir den Stab zur Wanderung nach dem fernen Land der Erkenntnis ergriffen — ein Anderer sind wir, wenn wir ihn niederlegen. Die kindliche Zuversicht, dass just uns die »Wahrheit zu finden« gelingen werde, ist längst dahin; erst während des Fortschreitens erfuhren wir die eigentlichen Schwierigkeiten und an ihnen die Grenzen unserer Kräfte. Und das Ende? — — — Wenn wir nur zur Klarheit mit uns selbst gelangten!« (Vorr. zur Kr. S. XIX.)

Ja, zur Klarheit mit sich selbst war er gelangt, wie kaum ein anderer. Nicht ein Jota mehr gab es für ihn seit Beendigung der »Kritik« an seiner Anschauung zu ändern.

Nach Abschluss seines Hauptwerkes erschienen von A. nur noch kleinere Arbeiten. Zunächst: »Der menschliche Weltbegriff« 1891, nicht eigentlich eine »neue« Schrift, sondern in manchen Teilen älter als die »Kritik«, wie ihr Vorwort sagt, eine Arbeit, die A. im Gespräch wohl als »Meine Metaphysik« bezeichnete. Sie dient hauptsächlich der bei der formalen nicht mitbehandelten inhaltlichen Bestimmung der Erfahrung, wenn auch nur für einige Hauptpunkte. Zuletzt erschienen die »Bemerkungen zum Begriff des Gegenstandes der Psychologie« (Vierteljahrsschrift f. wiss. Phil. XVIII 2, 4, XIX 1, 2).

Als nächstes grösseres Werk dachte A. eine Ethik zu verfassen. Von den Trolhätta-Fällen schrieb er vor zwei Jahren fröhlich heim: »Jetzt weiss ich, was ich noch leisten möchte, eine Freilicht-Ethik«; ein hübsches Wort für den allgemeinen, freien, grossen Charakter, den seine Ethik unzweifelhaft getragen hätte.

Es sollte anders kommen — leider! Wohl arbeitete er an seiner Ethik, eine Anzahl von Heftchen legen Zeugnis davon ab; aber die ersten Vorboten

kamen, mahnend, dass es mit der Kraft und Gesundheit zu Ende gehe. Wenn der warme Föhnwind kam, klagte er über Gedrücktsein, schmerzlich quälte ihn die Ischias, und schon vor Jahresfrist liess ihn ein völliges Erschöpftsein Erholung an der Ostsee suchen.

Dann, im Februar 1896 stellte er plötzlich seine Vorlesungen ein. Alle hofften, dass es nur auf kurze Zeit wäre. Allein er kam nicht wieder.

Aus der anfänglichen Erkältung wurde eine Lungenentzündung und als diese glücklich vorüber, da setzte plötzlich, und selbst dem ihm aufs engste befreundeten Arzte unerwartet, ein akutes Herzleiden ein, das ihn, schnell und schneller sich entwickelnd, dem Tode in die Arme trieb — ohne dass er es wusste und ahnte, ja ohne dass er über die ängstlich vor ihm verborgene Ursache Kenntnis besass.

Über A. als Menschen sind alle einig, die je mit ihm in Berührung gekommen. Seine innerlich vornehme, wohlwollende, liebenswürdige Natur machte ihn allen anziehend und sympathisch.

Über A. als Forscher, über die »Bedeutsamkeit« seiner Theorie ein Wort zu sagen, wäre wenig im Sinne dieser Theorie selbst. Denn auch die »Bedeutsamkeit« eines Menschen ist ebenso eine Charakteristik, wie »Wahrheit«, »Wirklichkeit« und andere Werte. Über ihn hinweg rollt die Zeit — sie allein wird es entscheiden, was an seiner Lehre von bleibendem Wert ist, was an ihr der Ausscheidung verfällt. Ob er als »bedeutender« Philosoph in Ansehen stehen wird oder nicht — auch das ist abhängig von der Vorbereitung, von der Zahl und Autorität der Individuen, welche in seine Gefolgschaft treten und von der Fruchbarkeit seiner Theorie. Ein System aber, das so eigenartig ist, wie das von A., das birgt allein schon dadurch die Keime grosser Fruchtbarkeit in sich, dass es uns neue Wege weist, neue Perspektiven eröffnet und die Möglichkeit zeigt, die alten immer hin und her gewendeten Probleme einmal unter einem ganz anderen Gesichtswinkel zu betrachten. Das wirkt immer erfrischend, anregend und fördernd.

Ein Ruf nach Freiburg i. B., als Nachfolger von Al. Riehl, erging an A. 14 Tage vor seinem Tode. Zu spät! Es konnte ihn nicht mehr beglücken; nur noch schärfer führte es ihm das Tragische seines Geschicks vor Augen.

Aber vielleicht musste er zum Märtyrer seiner Idee werden, damit diese Idee Lebenskraft gewinne.

Zürich. Fr. Carstanjen.

Karl Becker. Mit dem einstigen ersten Direktor des Kaiserlichen statistischen Amtes in Berlin, dem Wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrath a. D. Dr. Becker ist ein Mann aus dem Leben geschieden, der auf die Ausbildung der amtlichen Statistik Deutschlands einen hervorragenden Einfluss geäussert und zugleich in wissenschaftlicher Hinsicht namentlich auf dem Gebiete der Bevölkerungsstatistik sich ausgezeichnete Verdienste erworben hat. Ludwig Martin Karl Becker war der am 2. Oktober 1823 geborene Sohn eines Arztes und Kreisphysikus zu Strohausen in der heutigen Gemeinde Rodenkirchen, einem kleinen Dorfe der oldenburgischen Weser-Marsch. Obschon B. nur die ersten Knabenjahre in seinem Geburtsorte verbrachte, erwies er sich lebenslang als ein echtes Kind der Marsch. In diesem durch Anschwemmung entstandenen äusserst fruchtbaren Niederungslande, in dem der Mensch Leben und Eigenthum im ständigen Kampfe mit den Wasserfluthen zu vertheidigen hat, in welchem er früher auf aufgeworfenen Hügeln, den

sog. Wurpen, seine Wohnstätte aufzuschlagen gezwungen war, heute hinter mächtigen Erdwällen, den Deichen, Schutz sucht, sitzt ein auf seine Abkunft von vormals freiem Friesengeschlecht stolzer Menschenschlag von ernster, zäher, aber auch wortkarger und trotziger Art. Und auch B. hatte, so kurz die Spanne war, die er im Elternhause verblieb, den klaren, besonnenen Blick und die Thatkraft, freilich zugleich den Eigenwillen und das gewaltsame Wesen seiner Landsleute als Vermächtniss empfangen. Mochte diese Veranlagung im Umgange nicht immer angenehm empfunden werden: für einen Mann, der dazu ausersehen war, unter Ueberwindung zahlreicher Hindernisse neu gestaltend zu wirken, sollte sie sich als eine Erfolg verheissende Mitgift erweisen.

B.'s ursprüngliche Neigungen zogen ihn zur militärischen Laufbahn. Nachdem er seine Vorbildung auf dem Gymnasium in Oldenburg, wie damals üblich, bis in die Sekunda empfangen hatte, trat er gegen den Herbst 1838, kaum 15 Jahre alt, in die dortige Militärschule über. Der theoretische wie praktische Lehrgang dieser vortrefflich eingerichteten, in ihren Zielen über die heutigen hinausgehenden Offiziersvorbereitungsanstalt dauerte zwei Jahre, an welchen sich eine von den Avancementsverhältnissen abhängige längere oder kürzere Frist anschloss, in der die Offiziersaspiranten als Fähnrich bei der Truppe zu verweilen hatten. Erst etwa vier Jahre nach seinem Eintritt in die Militärschule, im Juni 1842, wurde B. zum Leutnant, doch bereits und zwar in Folge des ausgebrochenen Krieges mit Dänemark im April 1849 zum Oberleutnant und Bataillonsadjutanten im 1. oldenburgischen Infanterie-Regiment befördert. In dieser Eigenschaft nahm er an dem dänischen Feldzuge des deutschen Bundes von 1848 und 1849 und hierbei an den Gefechten bei Steinhof, Suurlyke, Düppel und Nübel im Mai 1848 theil. Als dann aber die Bundestruppen aus den Elbherzogthümern zurückgezogen wurden und diese ihre Sache selbst in die Hand nahmen, kam B. zum Zweck des Eintrittes in die neu aufzustellende schleswig-holsteinische Armee im Sommer 1850 um Verabschiedung aus dem oldenburgischen Kontingente ein. Durch und durch Soldat, fühlte er den Drang in sich, seinen militärischen Sinn im Felde zu bethätigen. Er liess sich denn auch nicht durch die kundgegebene Willensäusserung seines Grossherzogs abschrecken, welche den zur Fortsetzung des Kampfes gegen Dänemark ausgeschiedenen Offizieren nach eingetretenem Frieden die Wiederaufnahme in den oldenburgischen Truppenverband versagte. Als Hauptmann dem 10. Infanterie-Bataillon zugetheilt, verblieb er in der schleswig-holsteinischen Armee bis zur Auflösung im Frühjahr 1851, nachdem er noch in ihr das Gefecht bei Sorgbrück im April 1850 mitgemacht hatte. Die Auflösung brachte ihm, wie so manchem braven Offizier, der in dem aussichtslosen, von den Mächten aufgegebenen Befreiungskampfe den Degen gezogen hatte, das Ende seiner militärischen Laufbahn. Immerhin blieb ihm das Elend, in das damit eine grosse Menge seiner Kameraden gerieth, durch das Entgegenkommen erspart, welches die oldenburgische Regierung ihren Landeskindern bewies.

Das Grossherzogthum Oldenburg gehörte zu denjenigen Staaten, welchen die Bewegung des Jahres 1848 eine konstitutionelle Verfassung gebracht hatte. Die damit dem Staate neu gestellten Aufgaben, insbesondere die öffentliche und parlamentarische Behandlung des Staatshaushaltes und der Gesetzesvorlagen, nicht minder der damals vorbereitete Anschluss des Hauptbestandtheils des Grossherzogthums, des sog. Herzogthums Oldenburg, an den Zoll-

verein liess eine planmässige, sachverständige Sammlung und Bereitstellung der wissenswerthesten Vorgänge in der Gesellschaft und Verwaltung für den Ausbau des Verfassungswerkes und die Handhabung der Regierung wünschenswerth erscheinen. Wie in den meisten mittleren und kleineren Staaten des deutschen Bundes fehlte es auch im Grossherzogthum bis dahin an einer fest in den Staatsorganismus eingegliederten Einrichtung zur Pflege der Statistik. Was an Zählungen und sonstigen Ermittelungen veranstaltet wurde, geschah aus gelegentlichen Anlässen und entbehrte zugleich in der Anlage wie der Verwerthung der kunstgerechten Behandlung. Die Anforderungen an verständnissvolle Gestaltung und Bearbeitung statistischer Erhebungen waren aber erweitert worden, seitdem vor nicht langer Zeit ein Quételet in seinem berühmten Werke über den Menschen der Statistik als Wissenschaft des sozialen Körpers eine neue verheissungsvolle Grundlage gegeben und im Verein mit Heuschling ebenso ihre gedeihlichere Ausübung als öffentlichen Dienstzweig durch die Vervollkommnung des belgischen Zählungswesens erzielt hatte. Die aus Belgien kommenden Anregungen fanden in Deutschland kräftigen Wiederhall und führten um die Mitte des Jahrhunderts zur Einrichtung statistischer Aemter in einer Anzahl von Ländern, so namentlich in Mecklenburg-Schwerin, Baden, Braunschweig, dem Königreich Sachsen. In dem letzteren war bereits ein Ernst Engel auf dem Plane erschienen, um der statistischen Thätigkeit im Geiste Quételet's neues Leben einzuhauchen. Er wohl mehr als irgend ein anderer hat damals durch die geistreiche und fesselnde Form seiner Darstellung dazu beigetragen, das Verständniss für die statistische Erforschung von Land und Leuten zu verbreiten.

In Oldenburg hatte die Bedeutung einer amtlichen Statistik zuerst der Minister des Innern, Freiherr von Berg, erkannt. Dieser hervorragende Staatsmann, dem das Grossherzogthum in einer fast fünfundzwanzigjährigen Wirksamkeit, seinen heutigen wirthschaftlichen Aufschwung zu danken hat, der ein tiefes Verständniss für die Bedürfnisse des Volkslebens besass und ihnen durch thatkräftiges Vorgehen Rechnung zu tragen wusste, er, der selbst bereits als Amtmann die statistische Erforschung und Beschreibung seines Bezirkes sich hatte angelegen sein lassen, fasste bereits gleich bei Uebernahme der Geschäfte die Begründung eines eigenen statistischen Bureaus ins Auge. Freilich liess sich solche nicht sofort zur Ausführung bringen, da es im Inlande an einer geeigneten Kraft gebrach, deren Herbeiziehung von aussenher aber bei dem äusserst bescheidenen Zuschnitt der heimischen Besoldungs- und Haushaltsverhältnisse in dem in seiner grossen Mehrheit aus bäuerlichen Abgeordneten zusammengesetzten Landtage an der Kostenfrage gescheitert wäre. Unter diesen Umständen erschien es Berg angezeigter, auf eine einheimische Persönlichkeit und deren fachliche Ausbildung von Staats wegen Bedacht zu nehmen. Seine Wahl fiel auf den Hauptmann B., der mit der bevorstehenden Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee gerade der Gefahr gegenüberstand, in eine bedrohliche Lage zu kommen. Mochte bei der Entscheidung für B. gleich das Bestreben unterlaufen, einem der aus ihrer Laufbahn geschleuderten ehemaligen oldenburgischen Offizieren geeignete Unterkunft zu gewähren, ausschlaggebend war in diesem Falle, dass jener sich bereits früher als ein tüchtiger mathematischer Kopf hervorgethan hatte, der Sinn für Zahlengrössen besass. Vertraulich sondirt, ergriff B. mit Bereitwilligkeit die ihm gebotene Hand, indem er zugleich die Erklärung abgab, dass er »Lust und Beruf zur Sache in sich fühle«. Dennoch fiel es ihm schwer, vollständig auf

die militärische Wirksamkeit zu verzichten. Er machte darum bei seiner Bewerbung den Versuch, wenigstens als beurlaubter Offizier wieder in den oldenburgischen Truppenverband aufgenommen zu werden, um doch im Falle eines Krieges Verwendung zu finden. Dieser Wunsch fand indessen keine Berücksichtigung. Dagegen wurde ihm die Zusicherung ertheilt, nach einem zweijährigen akademischen Lehrgange und bestandener Prüfung im Zivilstaatsdienste Verwendung zu erhalten. Gleichzeitig erhielt er die Anweisung, sich wegen seiner volkswirthschaftlichen und statistischen Studien mit dem hervorragenden Göttingen Nationalökonomen Georg Hanssen, der zu jener Zeit der Vertrauensmann der oldenburgischen Regierung in der Frage des Anschlusses an den Zollverein war, in Verbindung zu setzen. Daraufhin begab sich B. Ostern 1851 nach Göttingen. Hier war es Hanssen selbst, an den er sich am engsten anschloss und der den grössten Einfluss auf seine fachliche Ausbildung übte. Indessen konnte Göttingen auf die Dauer B. nicht befriedigen, da für die besonderen statistischen Lehrzweige nicht genügend gesorgt war. Zwar hatte die Universität in Wappäus den glänzendsten Vertreter für die Bevölkerungsstatistik, dessen später herausgegebene Vorlesungen das grösste Ansehen erlangt haben. Seine fortwährende Kränklichkeit gestattete ihm aber nur selten, seines Lehramtes ungestört zu walten. So vermochte B. von ihm auch nur geringe Förderung zu empfangen. Zudem fehlte es an den erforderlichen Einrichtungen, um in die praktische Thätigkeit eines Statistikers eingeführt zu werden. Für das zweite Studienjahr wählte deshalb B., unter Zustimmung seiner Regierung, Berlin. Auch an dieser Universität besuchte er eifrig die gebotenen staatswissenschaftlichen Vorlesungen, sein hauptsächliches Bestreben zielte aber darauf ab, sich mit den Arbeiten des Königlichen statistischen Bureaus, damals noch aus des gelehrten Hoffmann's Zeiten her das angesehenste in Deutschland, bekannt zu machen, wobei er an dem Direktor Dieterici einen bereitwilligen und nutzbringenden Lehrer fand.

Wie vorgesehen, kehrte B. Ostern 1853 nach Oldenburg zurück, um zunächst in einer wohlbestandenen Prüfung Zeugniss abzulegen, dass er die kurze Spanne trefflich benutzt habe, um sich zu einem kenntnissreichen und verwendbaren Statistiker heranzubilden. Es hatte das seine Anstellung als Hülfsarbeiter des Staatsministeriums zur Folge, als welchem ihm die mühevolle Aufgabe zufiel, diejenigen Erhebungsgegenstände zu bezeichnen und zu formuliren, welche dem demnächst zu errichtenden statistischen Bureau zur Bearbeitung überwiesen werden sollten. Da es in Berg's Plan lag, dem letzteren von vorneherein einen lebensfähigen Wirkungskreis zu sichern und seine Eröffnung so lange hinauszuschieben, bis aus allen der statistischen Beobachtung zugänglichen Zweigen des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens ein einigermassen befriedigendes Material als Ergebniss der zu veranstaltenden Ermittelungen zu erwarten stand, so erforderten diese vorbereitenden Arbeiten nahezu zwei Jahre. Schon hierbei zeigte es sich, dass die Wahl B.'s ein guter Griff gewesen war. Da es nämlich zuvor keinerlei regelmässige Einrichtungen für irgend welche statistische Thätigkeit gab, musste erst ein vollständig neuer Boden hierfür geschaffen, mussten die für die Lieferung von Nachweisungen in Betracht kommenden Organe und die Beschaffenheit dieser Nachweise nach Maassgabe des Geschäftsbereiches der Organe ausgewählt und zahlreiche Einrichtungen getroffen werden, welche bisher den Behörden völlig fremd waren, welche ihnen nicht nur mancherlei Last und Unbequemlichkeit brachten,

welche zugleich vielfach als durchaus überflüssig und bedeutungslos angesehen und belächelt wurden. Der Amtmann, der nach der Beamten-Instruktion »der Vater seiner Amtseingesessenen sein« sollte und der die ganze örtliche Gewalt in Rechts- und Verwaltungssachen in sich vereinigte, sah die Zumuthung unter seiner Würde an, Vorkommnisse seines Geschäftsbereiches zahlenmässig in Tabellenspalten zu zwängen, fromme Pastoren verschrien die Statistik als Teufelswerk, weil sie den Inhalt der Kirchenbücher nach festen Rubriken für profane Zwecke plündern wollte. Mit richtigem Takte und thatkräftigem Vorgehen verstand B. es jedoch den mannigfachen Hindernissen, die ihm aus begreiflicher Abneigung und Verständnisslosigkeit entgegentraten, zu begegnen. Gleichzeitig bekundete er aber auch in der Einrichtung des Ermittelungs- und Nachweisungs-Dienstes ein sichtbares Geschick: er erreichte es, dass nicht blos in weit gesteckter Ausdehnung die Sammlungen statistischer Unterlagen ins Werk gesetzt wurden, sondern dass auch die zu sammelnden Gegenstände Gewähr für eine gehörige Erkenntniss der einschlägigen Verhältnisse leisteten. Freilich würde manches von dem, was damals genügte, den heutigen auf Vertiefung der Beobachtung gerichteten Anforderungen nicht mehr entsprechen und ist auch seither wieder über Bord geworfen worden; insbesondere war die Individualisirung der Beobachtungsfälle der damaligen Technik, von ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen, noch fremd. Man musste deshalb häufig bei den leicht erfassbaren, darum auch oftmals mehr die Aussenseite beleuchtenden Erscheinungen stehen bleiben. Nichts desto weniger hatten B.'s Vorbereitungen einen für jene Zeit ungewöhnlich ergiebigen und lauteren Quell für das mit dem Anfange des Jahres 1855 ins Leben tretende statistische Bureau erschlossen und B. selbst, der als Vorstand an seine Spitze trat — seit 1856 mit der Dienstbezeichnung als Regierungsassessor, seit 1863 mit der als Ministerialrath — die Aussicht auf ein gedeihliches Arbeitsfeld eröffnet.

Das statistische Bureau war allerdings nur auf höchst bescheidenem Fusse eingerichtet worden. Während B.'s ganzer oldenburgischer Dienstzeit hatte er nicht mehr als zwei Bureaubeamte für die regelmässigen Arbeiten zur Verfügung; blos bei grossen Aufnahmen wurden zu dem Ausmittelungsgeschäfte in der Regel kommandirte Unteroffiziere der Garnison als Hülfskräfte herangezogen. Dem entsprach auch die finanzielle Ausstattung: im mittleren Durchschnitt von 1855 bis 1872 beschränkte sie sich für den ordentlichen sächlichen Aufwand mit Einschluss aller Druckkosten für die Veröffentlichungen auf rund kaum 2000 Mark. B.'s ganzes administratives Geschick und seine eigene Betheiligung an den rechnerischen und Registraturarbeiten gehörte dazu, um mit so geringen Mitteln eine solche umfassende und fruchtbringende Thätigkeit zu entfalten, als sie von dem oldenburgischen statistischen Bureau unter seiner Leitung ausgeübt worden ist. Und wie in den Geschäftskosten beengt, war auch das persönliche Entgelt an Gehalt denkbarst niedrig bemessen; das aber nicht blos zu Anfang — es begann mit 500 Thalern — als die junge Anstalt sich einleben und Beweise ihrer Leistungsfähigkeit und Nützlichkeit ablegen sollte. Auch als sie zu einem festen, unentbehrlichen Bestandtheile des Verwaltungskörpers geworden war, als B. bereits glänzende Proben seiner Tüchtigkeit abgelegt und sich einen guten Ruf weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus erworben hatte, blieb in der amtlichen Würdigung die Stellung eines Statistikers empfindlich hinter der anderer höherer Staatsdiener zurückgesetzt. Obschon die Anforderungen an seine Arbeitskraft sich mehr und mehr steigerte, brachte er es in den zwanzig Jahren seiner olden-

burgischen Dienstzeit nicht weiter als bis zu einem Gehalte von 1200 Thlrn. Das hat ihn aber nicht abgehalten, in grössester Anspannung und Hingebung in Bezug sowohl auf die Beschaffung zuverlässiger, erschöpfender Unterlagen, als auch namentlich auf deren gründliche wissenschaftliche Verwerthung eine überaus reiche Wirksamkeit zu entwickeln.

Gleich anfänglich nach der Errichtung des statistischen Bureaus trat an dieses eine Aufgabe heran, die B. Gelegenheit gab, sich als einen Mann zu bewähren, der sein Fach beherrschte und gewillt war, auf das höchste Ziel loszustreben. Für die Staaten des Zollvereins brachte das Jahr 1855 eine der regelmässigen dreijährigen Volkszählungen, für das Grossherzogthum Oldenburg die erste, seit es mit seinem Hauptlandestheile jenem Verbande angehörte. Das damalige Zählungswesen stand hier wie dort auf einer gleich unentwickelten Stufe. Auch was der Zollverein für die gegenseitige Abrechnung der betheiligten Staaten wie für die Beurtheilung der allgemeinen wirthschaftlichen Zustände bezüglich sowohl der äusseren Anlage der Erhebung als der zu erhebenden Gegenstände verlangte, bewegte sich nur in engen Grenzen. Die Zählung selbst geschah zwar mittelst Umfrage von Haus zu Haus, doch wurde die Kopfzahl jeder einzelnen Familie nach einigen wenigen Merkmalen summarisch für einen bestimmten Bezirk durch die Organe der örtlichen Verwaltung, die Gemeindevorsteher, Polizeidiener, Feldhüter in eine sogenannte Urliste zur Verzeichnung gebracht. Ein Verfahren aber, welches so geringe Gewähr für die Vollständigkeit und Zuverlässigkeit der Aufnahmen bot, welches überdies einer umfassenderen Beobachtung der Bevölkerungsvorgänge zuwiderlief, konnte B. nicht mehr genügen, seitdem in Belgien eine sorgfältigere Erhebungsweise aufgekommen war, in Sachsen Engel kurz zuvor eine gründlichere Schilderung der Zählungsergebnisse geliefert hatte. Sein Absehen ging deshalb darauf hinaus, dass jede einzelne zu zählende Person namentlich und zugleich gesondert nach ihren persönlichen Verhältnissen aufgenommen und dass die Zahl dieser persönlichen Verhältnisse thunlichst gross bemessen werde. Da er in Berg einen Minister hatte, der für verständige, wenn auch einschneidende Vorschläge ein offenes Ohr besass, der aber auch seinen Unterstellten eine grosse Bewegungsfreiheit gestattete, gelang es ihm, mit seinem Plane durchzudringen. So konnte er gleich bei seiner ersten allgemeinen Zählung durch Einführung der »Haushaltungsliste«, in die jeder Haushaltungsvorsteher und zwar, wenn angängig, selbst und ohne Vermittelung der Zählagenten, seine und seiner Haushaltungsgenossen Individualverhältnisse einzutragen hatte, mit einer durchgreifenden Verbesserung in der Form des Aufnahmeverfahrens hervortreten. Gleichzeitig war es, soviel bekannt, der erste Versuch, der mit ihr in Deutschland gemacht wurde. Um ihm gerecht zu werden, muss man bedenken, dass um die Mitte der fünfziger Jahre, als die Bevölkerung noch nicht wie gegenwärtig daran gewöhnt war, in schneller Wiederholung durch die schriftliche Beantwortung oftmals verwickelter Fragebogen zu statistischen Zwecken in Anspruch genommen zu werden, als die allgemeine Volksschulbildung, zumal auf dem flachen Lande, weit tiefer stand, ein solches Unternehmen, wie es B. kühn entworfen hatte, nicht unbedenklich erscheinen konnte. Doch Dank der zweckmässigen Vorbereitungen, die getroffen waren, hatte es einen durchschlagenden Erfolg. Die ungewohnte Aufnahme hatte sich nicht nur ohne Störung vollzogen, sie hatte auch ein vollständigeres und zutreffenderes Material als je eine der früheren Veranstaltungen erzielt. Und da sie zugleich eine wesentlich reichere

Ausbeute unter der sachkundigen Behandlung ihres Urhebers lieferte, so hat die oldenburgische Volkszählung von 1855 gerechte Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und eine nachhaltige Bedeutung für die Entwickelung des deutschen Zählungswesens erlangt. Denn das, was B. schon vor vierzig Jahren anwandte und was sich erst nach und nach in anderen Ländern einbürgerte, es ist gegenwärtig in der Hauptsache noch immer das bewährte Verfahren, nach welchem, zumal auch im Deutschen Reiche, unsere grossen, an die ganze Bevölkerung sich wendenden Zählungen vorgenommen werden.

Der Ausbildung des Zählungswesens blieb B.'s Aufmerksamkeit unausgesetzt zugewandt. Schon bei einer der nächsten Wiederholungen der Volkszählung fügte er der Haushaltungsliste die »Kontrolliste« bei, und gab damit dem Aufnahmeverfahren, soweit es das Geschäft der bestellten Zähler betraf, eine erhöhte Sicherheit. Nicht minder war er darauf bedacht, die Erhebungsgegenstände mehr und mehr zu erweitern. Besonderen Werth legte er darauf, in Bezug auf das Lebensalter und den Familienstand wie auf den Beruf der Bevölkerung ein reichhaltiges und zugleich einwandfreies Material durch genaue und ausführliche Fragestellung zu erzielen. Das traf in Ansehung der Berufs- und Erwerbsverhältnisse vornehmlich bei der vom Zollverein für das Jahr 1861 vorgeschriebenen Gewerbezählung zu. Hatte in ihr wohl der Zollverein bereits bei weitem das Maass überschritten, was er sonst bei seinen Zählungen einzuhalten pflegte, so erhielt sie in Oldenburg doch noch eine wesentlich grössere Ausdehnung. Der Umstand, dass der Zeitpunkt der Erhebung hier etwa mit dem der Einführung der Gewerbefreiheit zusammenfiel, gab Veranlassung, die gewerbliche Gliederung der Bevölkerung gründlicher zu ermitteln. Es wurde deshalb, als ein neuer Gesichtspunkt, in umständlicher Gestalt das Nebengewerbe und vor allen Dingen das landwirthschaftliche unter Berücksichtigung der Betriebsweise und der Art der Viehhaltung in den Bereich der Erhebungen gezogen und zudem das Arbeits- und Dienstverhältniss der Erwerbsthätigen und vorzugsweise das der landwirthschaftlichen Berufskreise in einer bis dahin ungewöhnlichen Schärfe und Ausgiebigkeit erfasst, und zwar dergestalt, dass das, was B. hier 1861 erzielte, gewissermaassen als der Vorläufer und das Vorbild jener viel gerühmten Berufs- und Gewerbezählung betrachtet werden kann, welche er 21 Jahre später für das ganze deutsche Reich schuf. Und auch auf anderen Gebieten war er für eine sorgsame Ausgestaltung des Erhebungswesens bemüht. So wurde 1864 eine Viehzählung abgehalten, bei der die Viehhaltung mit Unterscheidung von Alter, Geschlecht und Benutzungsweise der Thiere haushaltungsweise und nicht blos, wie damals in der Regel, summarisch zur Aufzeichnung gelangte, in Verbindung mit der aber auch bereits der Versuch gemacht wurde, den Werth des Viehstandes festzustellen; so fand im vorhergehenden Jahre eine besondere, namentliche Blindenzählung statt, welche das Alter beim Beginn der Blindheit wie deren Grad in Betracht zog.

Je mehr B. darauf ausging, die Zählungen nicht allein auf standhafter Grundlage aufzubauen, sondern auch zu einer möglichst tiefgründigen Erkenntnissquelle zu gestalten und demgemäss die Eintragungspunkte zu vervielfältigen, um so weniger konnte er es bei der hergebrachten Ausmittelungsweise der Ergebnisse aus den Zählungslisten bewenden lassen. Als er in's Amt trat, geschah die Bearbeitung ganz allgemein nach der sog. dezentralisirten Methode, dergestalt, dass gemäss einem von der obersten Zählungsbehörde entworfenen Formulare die Organe der einzelnen bei der Zählung in

Betracht kommenden Gebietsabschnitte, wie die Gemeinden, die Kreise, die Provinzen, und zwar von unten anfangend, die erfragten Angaben zu Uebersichten für ihre Bezirke zusammenzustellen hatten, aus denen dann schliesslich im Mittelpunkt, im statistischen Amte, das Gesammtergebniss für den ganzen Staat durch einfache Addition angefertigt wurde. Dieses Verfahren, das sich in vielen, auch deutschen Ländern noch lange durchgeschleppt hat und in Oesterreich sogar gesetzlich noch gegenwärtig zu Recht besteht, liess begreiflicherweise eine irgendwie eingreifende Ueberwachung der statistischen Behörde im Hinblick auf richtige wie sachgemässe Behandlung nicht zu und hinderte sie an der wünschenswerthen Ausbeutung des erhobenen Materials. Denn eben weil die Ausmittelung in den Händen nicht statistisch geschulter Organe lag, die sie nur beiläufig neben ihren anderweiten Obliegenheiten zu erledigen hatten, durfte sie sich auch blos auf einfache und allgemeinere Erscheinungen erstrecken, musste dagegen alle feineren Kombinationen der erhobenen Vorgänge vermeiden. Da war denn B. einer der ersten, die mit Erfolg darauf drängten, dass die alte dezentralisirte durch eine zentralisirte Aufbereitungsweise ersetzt werde. So kam schon im Jahre 1858 bei der zweiten von ihm geleiteten Zählung dieses verbesserte Verfahren zur Anwendung, welches in hervorragendem Maasse zur vollkommneren Verwerthung der grossen Aufnahmen beitragen sollte. Vor vierzig Jahren freilich war man nicht ohne Bedenken, ob es möglich sein würde, die Thatsachen für die Bevölkerung eines ganzen Landes, und mochte sie auch nur aus 300000 Köpfen bestehen, an einer Stelle auszumitteln. Denn auf solche Hülfsmittel, wie die Technik sie heute an die Hand giebt, auf die je nach Bedürfniss zu sortirenden Zählblättchen und gar auf die elektrisch bewegte Zählmaschine musste verzichtet und statt deren die ganze Operation mit der sog. Ausstrichelung, jener schwerfälligen Methode hergestellt werden, bei der die einzelnen Fälle durch Verzeichnung von kleinen Strichen in die entsprechenden Rubriken der »Konzentrationsformulare« ermittelt wurden. Und da wollte es immer schon etwas heissen, wenn aus etwa 60000 Haushaltungslisten vielleicht 3 oder 4 Millionen Fälle zu entnehmen und in die richtigen Rubriken unterzubringen waren. Aber B.'s einsichtsvolles Vorgehen hatte auch hier einen erfolgreichen Fortschritt angebahnt.

Nicht blos die gewinnbringende Erschliessung der Kenntniss des Volkslebens nahm B.'s Thätigkeit von Anfang an in Anspruch; er erhielt auch bald Gelegenheit, sein Können für die praktischen Aufgaben der Gesetzgebung zu bewähren. Die schon 1779 errichtete Wittwen- und Waisenkasse des Staates bedurfte in Bezug auf ihre versicherungs-technischen Grundlagen einer durchgreifenden Umgestaltung. Hierzu ward B. ausersehen, dessen mathematische Veranlagung und Durchbildung in ihm den geeigneten Mann erkennen liessen. Mit Hülfe seines Berechnungsplanes ist es dann gelungen, die Anstalt finanziell lebenstähig zu erhalten. Von vielleicht noch nachhaltigerer und einflussreicherer Bedeutung war B.'s Mitwirkung, als es darauf ankam, den Landtag von der Nothwendigkeit der umfassenderen Anlegung von Staatschausseen nach einem einheitlich entworfenen Netze zu überzeugen. Das Herzogthum Oldenburg, der Hauptgebietstheil des Staates, durch seine gewaltigen Moore ohnehin mit den Nachbarländern schlecht verbunden, war hinter diesen in dem Bau von Kunststrassen bedenklich zurückgeblieben und zwar derartig, dass — bei im Ganzen 339 km — auf je 1 qkm der Landesfläche nicht mehr denn 0,06 km Chausseen kamen. So sehr der Minister

von Berg das zwingende Bedürfniss erkannte, die wenig entfachten Produktionskräfte des Landes durch gehörige Verbindungen zu heben, hatte er doch mit einem heftigen Widerstand des Landtages zu rechnen, der nicht blos vor den namhaften Aufwendungen zurückschreckte, der auch den Segnungen eines maschenreichen Strassennetzes noch kein volles Verständniss entgegenbrachte. Wollten doch selbst die aufgeklärten Marschbauern die Chausseen möglichst weit von ihren Gehöften fern halten, damit sie ihnen nicht die fechtenden Handwerksburschen ins Haus brächten. Um daher dem Landtage die Vortheile der Kunststrassen klar vor Augen zu führen, liess Berg durch B. eine Denkschrift ausarbeiten, welche an der Hand eines umfänglichen, durch schlagende Vergleichungen wirksamen statistischen Materials die Lage des Herzogthums treffend kennzeichnete. Wurde es wesentlich mit Hülfe dieser Arbeit erreicht, Stimmung für den Ausbau des Strassennetzes zu machen, nutzte sie mittelbar zugleich dem Ansehen der jungen statistischen Anstalt und ihrem Vorstande, der sich hierdurch für seine bis dahin theilnahmlos ertragenen Bestrebungen eine günstige Aufnahme in weiteren Kreisen der heimischen Bevölkerung erwarb.

Die zweifellos bedeutsamste und vornehmste Aufgabe eines amtlichen Statistikers ist die publizistische, wenigstens dann, wenn sie, wie es die oldenburgische Dienstanweisung von ihm verlangte, darauf ausgeht, das erhobene Material »auf eine dem Stande der Wissenschaft entsprechende Weise« zur Darstellung zu bringen. Dieser Pflicht ist B. nicht nur in mustergültiger Gestalt, sondern auch mit einer ungewöhnlichen Schaffenslust nachgekommen. Ausserordentlich zahlreich sind die Veröffentlichungen, welche in den siebzehn Jahren, während deren er dem statistischen Bureau in Oldenburg vorstand, aus seiner Feder hervorgegangen sind. Die meisten von ihnen behandeln in der Regel nur einzelne Seiten eines grösseren Gebietes und haben blos einen beschränkten Umfang. Dem Inhalte nach zeigen sie eine grosse Mannigfaltigkeit, insofern fast alle Gegenstände, auf welche sich die statistische Beobachtung erstreckte, mehr oder minder ausführlich eine Schilderung erfuhren. Ihr hauptsächlicher Zweck bestand darin, das grössere Publikum mit den Ergebnissen der statistischen Forschungen bekannt zu machen und seine Theilnahme an den Zielen der Statistik zu erwecken. Daher sind sie überwiegend in inländischen Zeitschriften, insbesondere in dem »Magazin für die Staats- und Gemeindeverwaltung im Grossherzogthum Oldenburg« erschienen und wenig über die Grenzen des letzteren hinausgedrungen. Manche dieser Arbeiten, so namentlich über das sog. Obersteiner Fabrikwesen — die Achatschleifereien und die hausgewerbliche Herstellung unächter Bijouteriewaaren im Nahethal des Fürstenthums Birkenfeld — wie über das Verhältniss der Tagelöhner im Herzogthume und der sog. Heuerleute (d. h. gleichzeitig zu Dienstleistungen an den Grundbesitzer verpflichteten und in patriarchalischer Beziehung zu ihm stehender kleiner Pächter) im oldenburgischen Münsterlande, stellten übrigens gründliche Untersuchungen dar, welche als schätzenswerthe Beiträge zur Landeskunde zu gelten haben.

An Zahl wohl kleiner, an Inhalt aber beiweitem umfänglicher und eingehender sind die von B. begründeten Quellenwerke, die »Statistischen Nachrichten aus dem Grossherzogthum Oldenburg«, von denen er dreizehn Bände zwischen 1857 und 1872 veröffentlicht hat. Sie sind durch ihre meisterliche Behandlung es gerade, in denen sich B. zuerst als ein Statistiker hervorragenden Ranges, von streng methodischer Schulung, scharfsinniger Beurthei-

lungsgabe und selbständigem Vorgehen bethätigt hat, sie zugleich, die seinen Namen und, unzertrennlich von ihm, den Ruf der oldenburgischen Statistik in der wissenschaftlichen Welt zu Ansehen gebracht und befestigt haben. Auch in ihnen hat ihr Urheber eine grosse Vielseitigkeit an den Tag gelegt; sie behandeln den Stand der Bevölkerung nach den Volkszählungen von 1815 bis 1867, die Bevölkerungsbewegung (Eheschliessungen, Geburten, Sterbefälle und Wanderungen) von 1760 bis 1870, die gewerblichen Zustände nach der Aufnahme von 1861, die Viehhaltung und die Viehzucht im Anschluss an die Zählung von 1864, die Verbreitung der Blindheit nach der Erhebung von 1863, den Post- und Telegraphenverkehr von 1853 bis 1865, die Rhederei und Schifffahrt wie den Schiffsbau von 1843 bis 1865, die Preise des Getreides und anderer Nahrungsmittel von 1817 bis 1870 und die des durchschnittlichen Tagelohns von 1858 bis 1870; woran sich noch als besondere Veröffentlichung eine solche der Statistik der Rechtspflege im Jahre 1863 reiht. Allen diesen Werken ist es gemeinsam, dass sie das erhobene, nach den verschiedensten Richtungen hin sorgsam ausgemittelte Material in feiner, eine allseitige Beleuchtung zulassende Zergliederung veranschaulichen. Hierdurch allein schon hoben sie sich vortheilhaft von sehr vielen gleichzeitigen Quellenwerken ab. Ihr hauptsächliches und bleibendes Verdienst liegt aber in der weiteren textlichen Bearbeitung, die den zu tabellarischen Uebersichten geformten Nachweisungen zu Theil wurde wie in der Anregung, welche sie hierdurch für die fruchtbringende Behandlungsweise der amtlichen statistischen Veröffentlichungen gegeben haben. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, liessen es diese in den fünfziger und selbst noch in den sechsziger Jahren wesentlich beim Tabellenwerke bewenden. Wo solches aber von textlichen Ausführungen begleitet wurde, beschränkten sie sich in der Regel blos auf die Erörterung und Beurtheilung des Erhebungsverfahrens und des daraus gefolgerten methodischen Werthes der beigebrachten Zahlengrössen. Das ist auch verständlich für eine Zeit, in der die Statistik erst darauf ausging, durch Ausbildung des Erhebungswesens, insbesondere durch feste Begrenzung der Erhebungsziele sich einen sicheren Boden für die Sammlung stichhaltiger Thatsachen zu bereiten. Darum hat nicht minder B. in voller Erkenntniss ihrer weit tragenden Bedeutung strenge Kritik an seinen Zahlen und der Art, wie sie zu Stande gekommen waren, geübt, ja hat auf diese Seite seiner Bearbeitung einen ganz besonderen Nachdruck gelegt. So hat er beispielsweise regelmässig die ermittelten Grössen über den Altersaufbau der Bevölkerung von verschiedenen Gesichtspunkten aus eingehend geprüft und in Bezug auf ihre Brauchbarkeit erläutert. Aber B. hat doch seine Aufgabe und das von Anfang an weiter gefasst. Ihm kam es zugleich darauf an, das zusammengetragene, sachgemäss gegliederte und auf seine Beweiskraft hin abgewerthete Material auch seinem inneren, sachlichen Gehalte nach dem allgemeinen Verständnisse näher zu bringen. Zu dem Ende erschloss er nicht allein die starren absoluten Zahlen mittelst umfangreich ihnen beigesellter Verhältnissberechnungen, er entnahm ihnen ebenfalls und erläuterte die durch sie belegten Ergebnisse und, was vor allen Dingen verdienstlich und lehrreich, er suchte ihre Ursachen aufzudecken und zwar das in streng statistisch-wissenschaftlicher Behandlung, indem er die sie beeinflussenden thatsächlichen Erscheinungen, bestanden sie nun in gesetzlichen Einrichtungen oder in anderen gesellschaftlichen Vorgängen, zur Erklärung heranzog und, soweit ziffernmässig darstellbar, gemäss ihrer kräftigeren oder schwächeren Aeusserung als Prüfstein benutzte. Und auch darin ragten

B.'s Bearbeitungen rühmlichst hervor, dass sie der vergleichenden Statistik einen breiten Raum anwiesen. Mit Recht sah er in der Gegenüberstellung der eigenen und fremden Ergebnisse den besten Maassstab zur gehörigen Beurtheilung der ersteren; deshalb hat er sich auch niemals die ganz erhebliche Mühe verdriessen lassen, die Thatsachen anderer Länder, soweit sie nur irgend dazu geeignet erschienen, zur Abwägung heranzuholen.

Eine solche umfassende Bearbeitungsweise, welche auf die möglichst allseitige und vollständige wissenschaftliche Würdigung des erhobenen Stoffes abzielte, musste um so mehr die Beachtung auf sich lenken, als sie von dem, was man von derartigen Veröffentlichungen gewohnt war, bemerkenswerth abstach und sich als neue verheissungsvolle Richtung offenbarte. Allerdings hatte schon vorher Engel sich durch seine glänzenden textlichen Ausführungen bekannt gemacht. Indessen bestand doch ein entschiedener Gegensatz zwischen diesen beiden angesehenen Statistikern: der geistreiche übersprudelnde Engel fesselte gleich sehr durch die Eleganz der Darstellung wie durch die Fülle anregender Betrachtungen, die er an die zahlenmässigen Belege knüpfte, doch waren ihm diese meist nur die Ausgangspunkte für seinen weit gesteckten Gedankenflug; der nüchterne, gründlich abwägende B., schwerfällig und umständlich in der Form, hielt sich strenge an die gefundenen Grössen und suchte in analytischer Entwickelung ihre Bedeutung klarzustellen. Und eben in dieser Ausbildung der statistischen Darstellungs- und Forschungsmethode liegt B.'s vornehmstes Verdienst, liegt der hauptsächliche Grund der Beachtung, welche schon früh seine Veröffentlichungen gefunden haben. Gewiss hatte die gute mathematische Veranlagung und Schulung B.'s ihren Theil daran, dass er nur wissenschaftlich begründete Methoden der Beobachtung und Messung gelten liess. Aber es lässt sich doch auch nicht verkennen, dass ihm die mathematische Seite der Behandlung als die ungleich anziehendere und bedeutsamere erschien. Wo es nur immer anging, suchte er sie hervorzukehren und statt der gemeinverständlichen Wortfassung die algebraische Formel zur Anwendung zu bringen — und dies keineswegs immer zum Vortheil seiner sonst so gehaltvollen und lehrreichen Arbeiten, deren Verbreitung und Benutzung in den weiteren gebildeten Kreisen, auf die sie doch berechnet waren, leiden mussten. Ebenso richtete er bei der Betrachtung der gefundenen Zahlengrössen das Augenmerk mehr und mit Vorliebe auf ihre Entstehung und ihren arithmetischen Werth, auf den regelmässigen oder abweichenden Verlauf der Zahlenreihen als auf das, was in sachlicher Hinsicht aus den Zahlen sprach, welche anderweitere Erscheinungen die Ergebnisse hervorgerufen haben könnten und welche Bedeutung im gesellschaftlichen Leben ihnen beizulegen sei. Darum vertiefte er sich gerade am meisten dort in den Stoff, wo dieser zu mathematischer Behandlung vorzugsweise herausforderte. Das ist wohl nirgends mehr der Fall, als bei den Messungen der Sterblichkeit, da hier die Unzulänglichkeit des durch die Erhebung gewonnenen statistischen Materials zu seiner Vervollständigung auf dem Wege der Berechnung die Verwendung mathematischer Hypothesen erforderlich macht. Auf dem Gebiete der Sterblichkeitsstatistik hat B.'s Schaffenskunst denn auch das Beste zu verzeichnen und die grössesten Erfolge erzielt. Und hier ist es vor allen Dingen das grosse, mustergültige Werk über die oldenburgische Bevölkerungsbewegung, erschienen 1867 und 1870 als Bd. IX und XI der »Statistischen Nachrichten über das Grossherzogthum Oldenburg«, in welchen er seinen schöpferischen Gedanken Ausdruck gegeben hat.

War es schon ein dankenswerthes Unternehmen, die Vorgänge des Bevölkerungswechsels bis 1760 zurück nach den verschiedensten Richtungen hin zu untersuchen und so in seltener Vollständigkeit und in trefflichster Ausführung für einen hundertjährigen Zeitraum das Bild von dem Werden und Vergehen der Bevölkerung zu zeichnen, liegt doch der bleibende Werth des Werkes darin, dass in ihm B. zur besseren Messung der Sterblichkeit und zur Herstellung von Absterbeordnungen seine eigenen Forderungen erhoben und begründet, gleichzeitig aber auch ein darnach behandeltes Material aus dem Grossherzogthume beigebracht hat. Bekanntlich war der englische Astronom Halley der erste, der im siebenzehnten Jahrhundert eine Sterbetafel aufstellte und zwar Mangels besserer Unterlagen aus den während eines bestimmten Zeitraums Gestorbenen verschiedenen Alters. Hierbei setzte er die Gesammtzahl dieser Gestorbenen gleich der Zahl der Geborenen, deren Absterbeordnung ermittelt werden sollte und brachte von der Gesammtzahl die während der einzelnen Altersabschnitte Verstorbenen der Reihe nach in Abzug, bis schliesslich die Zahl erschöpft war. Er dachte sich mithin die Bevölkerung still stehend, in welchem Falle allerdings die Annahme, dass die Anzahl der Geburten sich mit der der Todesfälle decke, zutreffen würde. Weil nun aber eine Bevölkerung nicht zu beharren, vielmehr in der Regel fortzuschreiten pflegt, weil demnach das Verhältniss von Geburts- und Sterblichkeitshäufigkeit zu einander nicht das gleiche ist, weil zudem Fort- und Zuzüge im Spiele und alle diese Erscheinungen zeitlichen Schwankungen unterworfen sind, kann eine Sterbetafel, welche diese maassgebenden Punkte ausser Augen lässt, auch nur als ein höchst unvollkommenes Mittel zur Erkenntniss der Sterbefälle angesehen werden. An zahlreichen und theilweise bemerkenswerthen Bemühungen zur Gewinnung geeigneterer Unterlagen und zur Anwendung begründeterer Rechnungsweisen hat es seither nicht gefehlt. Und zwar haben in der Hauptsache zwei Wege zur Berechnung von Sterbetafeln sich allgemeinerer Anerkennung und Verbreitung zu erfreuen gehabt. Der eine, zuerst von dem hervorragenden bayerischen Statistiker v. Herrmann betreten, verfolgt die Gesammtheit der zu einem bestimmten Zeitpunkt Geborenen je nach den erreichten Altersjahren in ihrem allmählichen Absterben. Dieses methodisch allerdings einfach erscheinende Verfahren hat indessen mit der praktisch unüberwindlichen Schwierigkeit zu kämpfen, die einzelnen Personen ihr ganzes, mitunter 80, ja 90 Jahre dauerndes Leben, allem Ortswechsel zum Trotze, im Auge zu behalten. Es lässt sich daher nur unter dem schwer wiegenden Verzicht auf die Einflüsse der Aus- und Einwanderung durchführen und bekundet demzufolge eine empfindliche Lücke. Weil aber das frühe Kindesalter gemeinhin wenig von den Wanderungen berührt zu werden pflegt, empfiehlt sich die Herrmann'sche Methode und wird ihrer Einfachheit und Sicherheit wegen vorzugsweise angewendet zur Berechnung der Kindersterblichkeit. Das andere Verfahren rührt von B. her und schlägt den umgekehrten Weg ein. Es findet zunächst die Sterbenswahrscheinlichkeit, d. h. die Wahrscheinlichkeit für einen Menschen zu sterben, bevor er das nächste Altersjahr erreicht hat, und berechnet dann hieraus die Absterbeordnung. Um aber die Sterbenswahrscheinlichkeit richtig zu finden, hat er, was vor ihm kein anderer gethan, nachgewiesen, dass die Gestorbenen nach den drei Merkmalen des Geburts-, Alters- und Sterbejahres zu ermitteln und darzustellen seien. Obschon B.'s Verfahren höchst weitläufig und verwickelt ist, hat es dem Herrmann'schen gegenüber den grossen Vorzug der voll-

ständigen Durchführbarkeit, und zwar nach verhältnissmässig nur wenigen Beobachtungsjahren und der Geltung für die Gegenwart, nicht wie bei dem anderen (wenn nämlich der Tod in hohem Alter, also weit von der Geburt entfernt erfolgt) für eine zum Theil längst vergangene Zeit. B.'s Verfahren, von ihm selbst in späteren Arbeiten noch näher beschrieben, von Männern wie Zeuner in Leipzig und Knapp in Strassburg eingehend gewürdigt und weiter ausgestaltet, hat sich in der Wirklichkeit am besten bewährt erwiesen und bis jetzt vorzugsweise Anwendung gefunden. Ueber die Bedeutung, welche B.'s scharfsinnige bevölkerungsstatistische Leistungen zukommt, hat sich Niemand treffender geäussert als Knapp selbst, dessen Forschungen sich in vielen Stücken mit denen B.'s begegnet haben. Er schreibt darüber: »Was diese Arbeiten vor allen anderen praktischen Arbeiten unserer zahlreichen statistischen Bureaus auszeichnet, ist der Versuch, eine theoretische Bevölkerungsstatistik aufzustellen und den Anforderungen einer solchen überall zu genügen.« Und dann ferner heisst es: »Beckers Richtung arbeitet ganz darauf hin, der Bevölkerungsstatistik eine wissenschaftliche Grundlage dadurch zu verschaffen, dass die Erhebungen rationell, d. h. den Forderungen der Theorie entsprechend, stattfinden, und dass nur mathematisch begründete Methoden der Messung zugelassen werden. Auf diesem Wege sucht der Verfasser an Stelle der empirischen Berechnungen vielmehr die Anwendung der Mathematik einzuführen und so den Untersuchungen der Statistiker eine Sicherheit zu geben, wie sie früher nach dem Urtheil vieler Sachkundiger nicht erreicht gewesen war.«

Für die emsige und stille oldenburgische Schaffensthätigkeit wie in den äusseren Lebensgang B.'s sollten die Folgeerscheinungen des Jahres 1866 einen fühlbaren Eingriff thun. Die unselige Zerrissenheit Deutschlands, wie sie zuvor bestand, hatte auch die Wirksamkeit der amtlichen Statistik der einzelnen Bundesstaaten namentlich in der Richtung einheitlicher Veranstaltungen lähmend beeinträchtigt. Es war nur in ganz bescheidenem Maasse ausführbar, den beobachteten Erscheinungen eines Landes gleich geartete aus den anderen oder gar aus der Gesammtheit der anderen deutschen Länder an die Seite zu setzen. Damit fehlte es aber an der wichtigsten Handhabe zur Beurtheilung der Tragweite der statistischen Ergebnisse. Während bereits die internationalen statistischen Kongresse darauf ausgegangen waren, für die sämmtlichen grossen Kulturstaaten trotz ihrer oft so verschiedenartiger Einrichtungen und Bedürfnisse die Vorbedingungen solcher vergleichenden Abwägung der gefundenen Thatsachen durch Empfehlung einheitlicher Erhebungen und Nachweisungen anzustreben, hatte sich im alten deutschen Bunde keine kräftige Hand gerührt, hier, wo doch wegen der grösseren Uebereinstimmung der Verhältnisse die Voraussetzungen günstiger, zugleich die Erfordernisse dringender waren, die zureichenden Grundlagen für eine gemeinsame nationale Statistik zu schaffen. Soweit dazu die Anfänge vorhanden waren, berührten sie auch nicht die politische Einigung, den Bund, als vielmehr den wirthschaftlichen Verband, den Zollverein. Sollte daher, nachdem der im Kriegsjahre 1866 eingetretene Umschwung zu einer strafferen Zentralgewalt geführt hatte, mit deren Hülfe ein gesunder Ausbau einer einheitlichen deutschen Statistik angebahnt werden, musste er auch vom Zollverein seinen Ausgang nehmen, das aber ferner deshalb, weil er seiner wirthschaftlichen Zwecke wegen einer solchen in erster Linie bedurfte und weil er vor dem Hinzutritt der süddeutschen Staaten zum Reiche die weitere Gemeinschaft war. Dahin

zielten denn auch die Bestrebungen von Fabricius, des früheren Leiters der hessen-darmstädtischen Landesstatistik und damaligen Zollvereinsbevollmächtigten in Hannover, als er 1868 mit seiner Anregung hervortrat. Die Folge war die Einsetzung einer »Kommission zur weiteren Ausbildung der Statistik des Zollvereins«, welche, nach Berlin einberufen, den Auftrag erhielt, die einheitliche Veranstaltung von Zählungen und Ermittelungen und die darauf fussende Herstellung gleichartiger Nachweisungen bezüglich der verschiedenen belangreichen Beobachtungsgebiete in Vorschlag zu bringen. In diese Versammlung, welche in den Jahren 1870 und 1871 unter dem Vorsitz zuerst des Geheimen Ober-Finanzrathes Hasselbach, dann des Geheimen Ober-Regierungsrathes Herzog tagte, war von Oldenburg aus B. gesandt. Hier, wo er mit den besten Vertretern des Faches zusammen sass, mit Männern, die wie Engel und Böckh (Preussen), Mayr (Bayern), Rümelin (Württemberg), Hardeck (Baden), Fabricius (Hessen), Dippe (Mecklenburg-Schwerin), Hildebrand und Hirth (Thüringen), Nessmann (Hamburg) Tüchtiges geleistet hatten, kam B.'s Persönlichkeit vermöge ihres scharfen, kritischen Verstandes wie ihrer grossen Sachkunde bald zur Geltung und trug wesentlich zum fruchtbaren Gelingen der schwierigen Arbeiten bei, indem er gleichsehr auf sorgfältige und zutreffende Erfassung wie auf zweckmässige Beschränkung des Erhebungsstoffes hinzuwirken suchte. Der umfangreiche von der Kommission vorgelegte Plan gipfelte in der Errichtung einer eigenen statistischen Zentralstelle für das inzwischen entstandene deutsche Reich, des heutigen Kaiserlichen statistischen Amtes in Berlin, dem bereits in dieser Hinsicht baldigst stattgegeben werden sollte. Die Frage nach der Besetzung des Direktorpostens führte, da Engel, der als der leitende Statistiker des führenden deutschen Staates und als der berühmteste Vertreter seines Faches wohl am nächsten gestanden hätte, kaum je in ernstliche Aussicht genommen war und andere in Betracht genommene Personen abgelehnt haben sollen, endlich zu B. Sprach schon seine bisherige Amtsführung dafür, seine spätere hat es klar dargethan, dass man schwerlich eine geeignetere, durch Charakteranlage wie durch Sachkenntniss hervorragende Kraft an diese neue, einen ganzen Mann erfordernde Stelle setzen konnte. B., in seinem fünfzigsten Lebensjahre stehend, fühlte sich noch vollkommen frisch, die gesteigerten Aufgaben zu lösen und folgte mit Freuden einer Berufung, die seiner Schaffenslust ein erweitertes Thätigkeitsfeld anwies. Der nicht lange vorher erfolgte Tod seiner einem langwierigen Brustleiden erlegenen Frau machte ihn zudem einem Ortswechsel und der Aufgabe doch im ganzen drückender Verhältnisse in der Heimath geneigter. So trat er denn bereits am 23. Juli 1872 als erster Direktor des Kaiserlichen statistischen Amtes seine neue Stellung an.

Drei Gebiete waren es, welche das Kaiserliche statistische Amt bei seiner Begründung zur Bearbeitung in der Hauptsache zugewiesen erhielt: die Bevölkerungsstatistik, die Statistik der Landwirthschaft und Gewerbe und die Statistik des Verkehrs mit Einschluss der gemeinschaftlichen Einnahmen der Steuer- und Zollverwaltung. In diese hatte sich B. mit seinen beiden Räthen, die ihm anfänglich zur Verfügung standen, derart getheilt, dass er neben den umfänglichen Direktorialgeschäften die Bearbeitung der Bevölkerungsstatistik übernahm. Zwar gestalteten sich trotz der Massenhaftigkeit des von vorneherein dem statistischen Amte zufliessenden Materials die Arbeiten zunächst noch einigermaassen einfach. Denn wenn auch seine Aufgaben als wirkliche statistische Behörde in Bezug auf die ganze Behandlungsweise über das hin-

aus ging, was früher dem Zentralbureau des Zollvereins als blosser Rechnungsstelle oblag, wenn ihm namentlich »die technische und wissenschaftliche Verarbeitung« des eingehenden Materials wie die — in weitem Maasse geforderte — »Begutachtung statistischer Fragen« aufgetragen war, so hatte es doch nicht mit der Beschaffung des Urmaterials und dessen umständlicher Aufbereitung zu thun. Die letzteren verblieben vielmehr den Einzelstaaten, welche dem statistischen Amte lediglich nach fest vorgeschriebenen Formularen Uebersichten über die verschiedenen, der gemeinsamen Reichsstatistik zugewiesenen Gegenstände einzureichen hatten und in vielen Fällen heute noch haben. Damit war dem statistischen Amte die unmittelbare Einwirkung auf die Gestaltung des Materials entzogen und bei der schliesslichen Zusammenfassung der Thatsachen für das Reich im Ganzen nur ein begrenzter Spielraum für deren wissenschaftliche Verwerthung gelassen. Doch auch in dieser Beschränkung gelang es B. den rechten Weg zu finden und den reichsstatistischen Arbeiten ein Gepräge zu geben, das sie zu der besten ihrer Art erhob und ihnen wegen der Klarheit und strengen Objektivität der Darstellung, der Vorsicht in den Schlussfolgerungen, der vollständigen Beherrschung des Stoffes schnell die allgemeine Anerkennung eintrug. Wo über den Rahmen dessen hinaus, was die Einzelstaaten dem Reiche an Nachweisungen zu liefern schuldig waren, eine Vervollständigung der Thatsachen wünschenswerth erschien, wurde sie auf dem Wege der freien Vereinbarung erzielt oder es wurden die partikularen Veröffentlichungen ausgiebig verwendet. Zumal, um den Entwickelungsgang der behandelten Erscheinungen zu veranschaulichen, hat B. vielfach auf die landesstatistischen Arbeiten zurückgegriffen und durch die daraus gewonnene Ausbeute wie ebenfalls durch die umfängliche Vergleichung der deutschen mit gleichartigen ausserdeutschen Vorgängen die Druckwerke des statistischen Amtes zu einer ausserordentlich reichen und werthvollen Quelle der Belehrung gemacht.

Eine Handhabe, auf die vermehrte Reichhaltigkeit des der Zentralstelle des Reiches zugehenden Materials hinzuwirken, boten die periodischen grossen Zählungen. Da der Bundesrath davon Abstand genommen hatte, ihre Einrichtung ein für alle Mal festzulegen, mussten sie von Fall zu Fall aufs Neue bestimmt werden. Um sie vorzubereiten, wurden »Konferenzen der Vorstände der deutschen statistischen Zentralstellen« abgehalten, in denen B. den Vorsitz hatte. Hierbei kam seine sachkundige Persönlichkeit voll zur Geltung. Mit Nachdruck und Geschicklichkeit war er bemüht, den Kreis der gemeinsamen Nachweisungen zu erweitern. Vornehmlich lag ihm die Ausbildung der Bevölkerungsstatistik am Herzen: dies war das Gebiet, auf dem er sich am meisten zu Hause fühlte und dessen Bedeutung ihm am höchsten stand. Soweit hierfür die Volkszählungen die Unterlage abgeben, hat er auch erreicht, dass sowohl das, was erfragt als was aus dem Erfragten übereinstimmend für die Reichszwecke ausgemittelt wurde, eine immer vollständigere Gestalt annahm. Merkwürdigerweise ist es ihm jedoch nicht gelungen und hat er auch keinen ernstlichen Anlauf genommen, die Statistik der Bevölkerungs*bewegung* zu einer annähernd ähnlichen oder überhaupt zu einer einigermaassen zulänglichen und des deutschen Reiches würdigen Entwickelung zu bringen. Und doch wusste Niemand besser als B., der ja zuvor für Oldenburg diesen Gegenstand so ergebnissreich erschlossen hatte, welche Wichtigkeit ihm für die Erkenntniss der am meisten in die Waage fallenden Vorgänge des Volkslebens beikommt; zudem war gerade in Deutschland seit 1876 in den auf

Reichsgesetz beruhenden Standesbüchern wie auf wenig anderen Gebieten die Voraussetzung für einen immerhin leidlich befriedigenden Zustand gegeben. In keinem sonstigen Zweige ist denn auch so als in diesem die Reichsstatistik hinter der Landesstatistik der allermeisten Staaten zurückgeblieben.

Aber auch sonst war B. erfolgreich, das Arbeitsfeld des Kaiserlichen statistischen Amtes weiter zu stecken und ihm einen unmittelbaren Einfluss auf die Behandlung des Urmaterials zu sichern. So kamen hinzu die sehr eingehend angelegte Kriminalstatistik seit 1882, die Statistik der Krankenversicherung seit 1885 und vor allen Dingen die durch ein Gesetz von 1879 geschaffene durchgreifende Reform der Handelsstatistik und in Zusammenhang mit ihr die Statistik der Grosshandelspreise. Durch die letztere zumal wuchs das statistische Amt zu seinem heutigen beträchtlichen Umfang aus. Wie es im Uebrigen die Regel war, liefen bisher ebenfalls für den Grenzverkehr zollseitig aufgestellte abgeschlossene Uebersichten ein. Der hierdurch und durch die fernere Bearbeitung im statistischen Amte geforderte Zeitaufwand liess nicht die Veröffentlichung der Gesammtergebnisse des Reiches in der nöthigen Ausführlichkeit so schnell zu, wie sie den berechtigten Bedürfnissen des Handelsstandes entsprach. Um dem zu begegnen, wurden die einzelnen Anschreibungen der Grenzämter der statistischen Zentralstelle zugänglich gemacht. Dadurch, dass jeder einzelne Ein- wie Ausgang nach Waarengattung, Menge, Werth, Herkunfts- oder Bestimmungsland auf Bögen (die in je einen Fall belegenden Streifen zerschnitten wurden) abgesondert zur Nachweisung gelangte, war es durch ein zweckmässig ersonnenes Arbeitsverfahren möglich, die Thatsachen nach den wichtigsten Seiten hin in derartig kurzer Zeit zusammenzustellen, dass sie schon mit Ablauf des auf die Anschreibung folgenden Monats durch den Druck der Oeffentlichkeit übergeben werden konnten. Stammt der Gedanke zu diesen für unsere Handelswelt so bedeutsamen Ausbau der Statistik von Fabricius her, war es B. doch, der ihn mit der ihm eigenen organisatorischen Begabung ins Leben einführte und die damit verbundene ganz neue Art der statistischen Technik in seinem Wirkungskreise erprobte. Sein eigenstes Werk aber, bei dem er seine ungewöhnliche Gestaltungskraft in ein helles Licht zu setzen Gelegenheit erhielt, war die Organisation jener mit vollem Recht gerühmten grossartigen sogenannten Berufszählung des Jahres 1882, welche bekanntlich zur Beschaffung der gebotenen Unterlagen die soziale Gesetzgebung des deutschen Reiches einleitete. Dieses gewaltige Erhebungswerk, welches für ganz Deutschland nicht nur die erste eingehende Ermittelung der Berufs- und Erwerbsverhältnisse, sondern auch zugleich eine umständliche und ergiebige Erfassung der landwirthschaftlichen und gewerblichen Betriebe und ihrer Beschaffenheit brachte, das in Bezug auf Sorgfalt der Erhebungsweise wie auf Genauigkeit und Reichhaltigkeit der Erfragung bisher unerreicht dastand und in der Folgezeit ähnlichen Unternehmungen fremder Staaten als Muster gedient hat, ist von B. — blos unter berathender Mitwirkung des ihm vertrautesten Freundes und Kollegen Hardeck (Karlsruhe) — bis ins Kleinste selbst ausgearbeitet worden. Auch ein Theil des höchst weitschichtigen und schwierigen Ausmittelungsgeschäftes, bei dem eine eigens ersonnene Aufbereitungstechnik Anwendung finden sollte, fiel B. zu, da eine Anzahl der Einzelstaaten jene dem Kaiserlichen statistischen Amte abgetreten hatte. Vornehmlich wirkte er aber an der Bearbeitung der Ergebnisse der umfangreichen Zählung mit, welche er in zehn stattlichen Bänden, äusserst anschaulich dargestellt und gründlich erforscht, niedergelegt hat.

Lies B. es sich mit Eifer angelegen sein, den Ausbau der amtlichen Statistik des Reiches zu betreiben, hat er, wenigstens später, eine Seite ganz ungepflegt gelassen: die internationale Statisik. Er, der vorzugsweise in seinen Arbeiten den Vergleichungen Raum gewährte und dazu unermüdlich die fremdländischen Thatsachen zusammentrug, unterschätzte die Bedeutung der internationalen statistischen Kongresse in ihrer auf gleichartige Behandlung hinstrebenden Wirksamkeit keineswegs, wenn auch gewiss die Ueberwucherung des Laienelementes, die sich hier geltend machte und die Ausartung in pomphafte Festlichkeiten seinem ernsten Sinn zuwiderliefen. So hat er denn auch anfänglich von Oldenburg aus an den Verhandlungen des Berliner Kongresses (1863), später von Berlin aus an denen des Budapester (1876) und ebenso an den Zusammenkünften der Permanenz-Kommission des Kongresses in Wien (1873), Stockholm (1874) und Paris (1878) Theil genommen, hat auch für diese Zwecke Denkschriften verfasst oder durch sein Amt verfassen lassen. Als aber dann durch den Einfluss, welchen die Permanenz-Kommission auf die Gestaltung der statistischen Thätigkeit der betheiligten Staaten zu gewinnen suchte, Bedenken bei der deutschen Reichsregierung hervorgerufen wurden und diese dazu eine abweisende Stellung einnahm, wandte auch B. den gesammten internationalen Bestrebungen selbst da, wo sie gangbare Wege verfolgten und keinerlei Verpflichtungen nach sich zogen, für immer den Rücken zu. So hielt ihn denn, als das berechtigte Verlangen nach Verständigung und Gedankenaustausch auf verständigerer und aussichtsvollerer Grundlage zur Einrichtung des »internationalen statistischen Instituts« führte, die Scheu, Anstoss zu erregen, von den Vereinigungen und der Betheiligung an dessen Arbeiten ab, obschon es sich hierbei nicht um eine amtliche, sondern eine persönliche Theilnahme handelte: er vermochte eben die Besorgniss nicht zu unterdrücken, dass er, um den Anforderungen des Instituts gerecht zu werden, in dienstlicher Beziehung auf Schwierigkeiten stossen könnte. Durch diese frostige Zurückhaltung des ersten Vertreters der amtlichen Statistik des deutschen Reiches ist der Entfaltung der internationalen Sache aber offenbar geschadet worden.

Je weniger B. sich zu den internationalen Vereinigungen hingezogen fühlte, um so mehr hat er nach seinem Theile die nationalen gefördert, die Konferenzen mit den Vorständen der landesstatistischen Aemter. In diesen für die Ausbildung der deutschen Statistik so wichtigen, für ihre Theilnehmer ausserordentlich lehrreichen Versammlungen zeigte er sich als höchst beschlagener, wortgewandter, freilich auch etwas herrischer Leiter, der zugleich die Vertretung der allermeisten Vorlagen persönlich übernahm. Und im Allgemeinen durfte er mit den Erfolgen der Berathungen zufrieden sein, wenn es gleich und nicht zum Geringsten wegen seiner Reizbarkeit und Heftigkeit hierbei nicht immer glatt abging. Denn seine im Grunde ihres Wesens schroffe, auffahrende Natur vermochte sich keineswegs immer leicht mit Widerspruch gegen das abzufinden, was er einmal als das allein Richtige und Zweckmässige erkannt hatte und damit auch den Bedenken genügend Rechnung zu tragen, welche aus Gründen der mitunter mit seinen Vorschlägen unvereinbaren Einrichtungen der Einzelstaaten geltend gemacht wurden. Doch was auch die Hitze des Wortgefechtes ab und an Verstimmendes hervorgeschleudert haben mag, das persönliche gute Einvernehmen mit den Konferenztheilnehmern wurde dadurch dauernd nicht beeinträchtigt. Nur mit einem seiner Kollegen, mit Engel, hat B., gewiss zum Nachtheile des Gan-

zen, ein befriedigendes Verhältniss nicht aufrecht zu erhalten vermocht, sei es, dass dort der Stachel, bei der Berufung in die leitende reichsstatistische Stellung übergangen zu sein, sei es dass hier das oftmals schroffe Auftreten sich empfindlich fühlbar machte; freilich stellten auch diese beiden ausgeprägten Persönlichkeiten die grössten Gegensätze dar: jener umfassenderen Geistes, voll kühner Pläne hatte die Endziele im Auge, dieser nüchtern abwägend, suchte den sicheren Grund zu legen und darauf Stein für Stein vorsichtig aufzubauen; beide waren sie dabei herrisch und eigenwillig. Unter solchen Umständen war auf die Länge ein erquickliches und fördersames Zusammenwirken allerdings nahezu ausgeschlossen.

Vermöge seiner strammen, soldatischen Art sich zu geben, war B. ganz der Mann darnach, einen grossen Dienstbetrieb, zu dem die statistische Zentralstelle des Reichs auswuchs, zu leiten: rücksichtslos im Vorgehen, verstand er es, den Vorgesetzten voll herauszukehren; gleichzeitig hatte er aber einen vollständigen Ueberblick über das vielgestaltige Arbeitsfeld und vermochte die zahlreichen Untergebenen, ihren Fähigkeiten angemessen, trefflich zu verwerthen. In der zweckmässigen Vertheilung der Geschäfte und in dem richtigen Ineinandergreifen der einzelnen Kräfte hat B.'s organisatorisches Talent Hervorragendes zu Stande gebracht, ohne welches die überaus regsame Thätigkeit garnicht zu begreifen wäre, die von Jahr zu Jahr steigend, das statistische Amt entfaltet hat. Bei seiner Begründung hatte B. zwei wissenschaftliche Mitglieder und acht Bureaubeamte mit einem Gesammtaufwande von 95 280 Mark zur Verfügung; als er abtrat, war das fest angestellte Personal auf 5 Mitglieder, 107 Bureau- und 7 Unterbeamte, die Höhe der Ausgaben auf 803 155 Mark gestiegen. Je mehr und in ungeahnter Weise schnell aber der Wirkungskreis des Kaiserlichen statistischen Amtes durch die Massenhaftigkeit des von ihm zu bewältigenden Materials wie durch die rasche Aufeinanderfolge von Volks-, Gewerbe-, Viehzählungen, von Aufnahmen der Bodenbenutzung und Ernteermittelungen und daraus sich ergebenden Zusammenstellungs- und Veröffentlichungsarbeiten an Ausdehnung gewann, um so mehr freilich musste der Direktor sich vorwiegend auf die Leitung dieses umfangreichen Geschäftsbetriebes und auf die Fingerzeige für die Art und Ziele der Bearbeitung beschränken, dagegen in der Ausführung sich auf die Kraft und Einsicht seiner Räthe stützen. Dass ihm dies auf das Beste gelang und er die richtigen Leute auswählte, die im Verein mit ihm die weitschichtigen und schwierigen Aufgaben der deutschen Reichsstatistik lösten, spricht sicher ebenfalls für B.'s hervorragende und scharfblickende Persönlichkeit: was an namhaften Statistikern, zumal an jüngeren Kräften zu gewinnen war, hat er als Mitarbeiter an sich zu ziehen gesucht. Die, welchen die Beschäftigung mit der Handels-, Verkehrs- und Zollstatistik oblag, holte er sich mit Vorliebe aus dem süddeutschen Steuerdienst, da für diesen ein finanzwissenschaftliches Universitätsstudium die Voraussetzung zu sein pflegt. Von ihnen sind besonders Hegelmaier, jetzt Zollvereinsbevollmächtigter in Darmstadt, der inzwischen verstorbene von Lossow und das jetzige dienstälteste Mitglied des Amtes und Vertreter des Direktors Herzog zu nennen. Die übrigen Räthe waren zunächst und seit der Begründung her der nachmals ausgeschiedene, jetzt als Lehrer der Statistik an der Berliner Universität noch wirksame gelehrte August Meitzen, weitbekannt durch seine beiden grossen, viel gerühmten Werke über den Boden und die landwirthschaftlichen Verhältnisse der preussischen Monarchie sowie über Siedelungen und Agrarwesen; als Nachfolger

Meitzens dann der gegenwärtige Professor der Staatswissenschaften in Rostock Wilhelm Stieda, den wieder Mathias Schumann ersetzte, ein namentlich durch seine Gründlichkeit und analytische Veranlagung ausgezeichneter Statistiker, endlich der jetzige Direktor Hans von Scheel, früher Universitätsprofessor in Bern, angesehen durch seine national-ökonomischen Schriften; er besonders hatte sich um seiner umfassenden Kenntnisse, seiner sicheren und schnellen Auffassungsgabe wie seiner ungewöhnlichen Arbeitskraft der Werthschätzung B.'s zu erfreuen. Wo solche schätzenswerthe Kräfte sich unter einer festen, zielbewussten Leitung zusammenfanden, da konnte es auch nicht fehlen, dass die von ihnen ausgehenden Leistungen den Stempel der Gediegenheit an sich trugen. Die hinlänglich bekannten und geschätzten, stets mit Anerkennung, nicht selten mit Bewunderung aufgenommenen Veröffentlichungen des Kaiserlichen statistischen Amtes legen dafür ein vollgültiges Zeugniss ab. Und auch bereits durch ihre Achtung gebietende Anzahl sprechen sie für den emsigen Schaffensfleiss B.'s und seiner Mitarbeiter: sind doch bis zu seinem Abgang in der Zeit von 1873 bis 1890 allein 102 umfangreiche Bände des grossen Quellenwerkes der »Statistik des deutschen Reiches« ausser den dazu gehörigen »Monats-« bezw. »Vierteljahrsheften« und ausser dem 1880 begonnenen, weit verbreiteten und viel benutzten »Statistischen Jahrbuche« erschienen.

War es gleich naheliegend, dass die mehr und mehr wachsenden Direktorialgeschäfte B. die regelmässige Mitwirkung an den eigentlichen wissenschaftlichen Arbeiten erschwerten, hat er sich doch zu keiner Zeit ganz davon abhalten lassen. So liebte er es wohl, einzelne Abschnitte einer grösseren Veröffentlichung, wenn er sich durch sie angezogen fühlte, selbst in die Hand zu nehmen. Und meistens waren es dann gerade die schwierigsten Seiten, die er sich zumuthete. Aber auch ganze abgeschlossene Gebiete hat er noch in späteren Jahren seiner eigenen Darstellung vorbehalten. Das hat er namentlich bei der Bearbeitung der Ergebnisse der Berufsermittelung von 1882 gethan. Die methodische Behandlung, welche er ihr zu Theil werden liess, nicht minder wie die feine begriffliche und sachliche Würdigung der verschiedenen Vorgänge der beruflichen Zusammensetzung der Bevölkerung haben ihm den ungetheilten Beifall der fachgenössischen Welt und die staunende Achtung aller jener Kreise eingetragen, die aus dem reich fliessenden Born Erkenntniss und Belehrung zu schöpfen Veranlassung hatten. Besonders gerne widmete sich B. aber solchen Gegenständen, welche für eine mathematische Verwerthung des Stoffes Veranlassung boten. Wenn ausserdem jedoch eine dem internationalen Kongresse unterbreitete Denkschrift über »die Handelsbilanz und die Statistik des auswärtigen Handels« (1876) B.'s Namen trägt, so ist wohl anzunehmen, dass er blos die Veranlassung und die Richtschnur für die Bearbeitung dieses ihm im Allgemeinen ferner liegenden Themas gegeben und sie den Dezernenten des Zweiges, Hegelmaier, zum Verfasser hat. Wohl aber rührt von ihm ein Ueberblick über die »Organisation der amtlichen Statistik des deutschen Reiches« (1884) her. Von jenen mehr oder minder die mathematische Seite berührenden Arbeiten sind aus B.'s Feder eine ganze Reihe geflossen, und zwar stellen sie das Beste dar, was wir ihm zu danken haben: hier bewegte er sich auf dem ihm vertrautetsten Gebiete, hier kam sein Scharfsinn und seine klare Auffassungsgabe am beredtsten zum Ausdruck. Das sind einmal seine Untersuchungen über die Sterblichkeitsmessungen, so: ein Gutachten für den internationalen statistischen Kongress

»Zur Berechnung der Sterblichkeit an die Bevölkerungsstatistik zu stellenden Anforderungen« (1874), ein die gleichen Ziele verfolgenden »Bericht an die Kommission zur Vorbereitung einer Reichsmedizinalstatistik« (1874), »Deutsche Sterbetafel, gegründet auf die Sterblichkeit der Reichsbevölkerung in den zehn Jahren 1871/72 bis 1881/82«, eine ausserordentlich schätzenswerthe und zugleich höchst mühevolle Leistung; zu dieser Kategorie gehört auch die bereits in Oldenburg im Anschlusse an seine dortigen ähnlichen Arbeiten unternommene Aufstellung »Preussischer Sterbetafeln, berechnet auf Grund der Sterblichkeit in den sechs Jahren 1859 bis 1864« (in der Zeitschrift des preussischen statistischen Bureaus von 1869). Die weiteren bevölkerungsstatistischen Arbeiten von B.'s Hand waren: »Unser Verlust durch Wanderungen,« ein Vortrag in der Berliner staatswissenschaftlichen Gesellschaft (abgedruckt in Schmoller's Jahrbuch für Gesetzgebung und Verwaltung, 1887), »die Jahresschwankungen in der Häufigkeit verschiedener bevölkerungs- und moralstatistischer Erscheinungen«, seine letzte Schrift (in Mayr's Statistischem Archiv 1891), endlich die hervorragendste aus der Berliner Zeit: »Stand und Bewegung der Bevölkerung des deutschen Reiches und fremder Staaten in den Jahren 1841 bis 1886« (1892). Dieses grosse, aus langjähriger Sammlung und Forschung hervorgegangene mustergültige Werk, welches in seiner Behandlung dem gleicht, das B. 25 Jahre früher über den nämlichen Gegenstand für Oldenburg schuf, hat er indessen nicht mehr vollständig zum Abschluss zu bringen vermocht: ausser dem Plan und der Materialbeschaffung rührt nur noch die Textbearbeitung des ersten Theiles von ihm her.

Die immer sich steigernden Anforderungen des Dienstes auf der einen, B.'s rastlose Schaffensfreudigkeit auf der anderen Seite hatten seine im Kerne kräftige und feste Gesundheit endlich vor der Zeit erschüttert. Ein wenn auch nur leichter und schnell überwundener Schlaganfall gab ihm doch die Mahnung, an seinen Rücktritt zu denken. So kam denn der Achtundsechzigjährige, nachdem er 38 Jahre der amtlichen Statistik, davon 19 im Reichsdienste, angehört hatte, um seine Verabschiedung ein, die ihm am 1. Mai 1891 gewährt wurde. Nachdem er bereits früher zum Geheimen Ober-Regierungsrath ernannt worden war, wurde ihm bei seinem Abgange der Charakter eines Wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrathes beigelegt. Eine ihn hoch ehrende Auszeichnung von wissenschaftlicher Seite war ihm durch die staatswirthschaftliche Fakultät in Tübingen zu Theil geworden, welche ihm aus Anlass des Universitätsjubiläums 1877 den Grad eines Ehren-Doktors verlieh.

Mit dem Rücktritt vom öffentlichen Leben hörte auch B.'s schriftstellerische Thätigkeit auf. Er lebte fortan ganz seiner Familie. Nach dem Tode seiner Frau hatte er eine unverehelichte Schwester zu sich genommen, die ihm seine vier Kinder erzog. Von den drei Knaben wurde ihm einer, der das Leiden der Mutter ererbt hatte, in Berlin als Sekundaner entrissen, während von den beiden anderen ihn der älteste als Marineoffizier, der jüngste als Arzt überlebt haben. Die einzige Tochter löste, seit sie erwachsen war, die Tante in der Führung des Haushaltes ab. Mit ihr blieb B. auch nach ihrer Verheirathung an einen Artillerieoffizier vereint und selbst dann noch führten sie eine gemeinschaftliche Haushaltung, als er in Folge seiner Pensionirung die schönen Diensträume am Lützowufer aufgeben musste. Doch bei der Versetzung seines Schwiegersohnes nach Strassburg entschied B. sich für eine Trennung von den Seinigen und für die langersehnte Rückkehr in das heimathliche Oldenburg. Wie B. einst hier, unter dem Drucke beengen-

der Verhältnisse, einfach gelebt hatte, hat er es auch später fortgesetzt. Ebenfalls in Berlin stand er dem grossen gesellschaftlichen Verkehr im Allgemeinen fern, pflegte aber in seiner behaglichen Häuslichkeit gerne den Umgang mit guten Freunden und Kollegen. Insbesondere fanden seine engeren Landsleute stets bei ihm willkommene Aufnahme. Mit ihnen vereinte er sich auch häufig in ihrem Stammlokale beim Glase Bier. Vielen Genuss und Erholung bereitete ihm die Theilnahme an den Vereinsabenden der Berliner Staatswissenschaftlichen Gesellschaft. In Oldenburg später, als seine Schwester wieder zu ihm gezogen war, lebte er noch einmal bei leidlichem Wohlbefinden im regen Verkehr mit befreundeten Familien auf. Daneben war er regelmässiger Besucher und lebhafter Unterhalter im Zivilkasino. Seine stillen Stunden zu Hause verbrachte er mit fleissiger Lektüre, wobei ihn immer wieder die Märchen der Tausendundeine Nacht anzogen. Oftmals wurde das oldenburger Leben durch Reisen zu seinen Kindern, besonders zu seiner Tochter in Strassburg unterbrochen. Dort auch ward ihm die letzte grosse Freude und Anerkennung zu Theil, als ihm zur Feier des siebenzigsten Geburtstages die Kollegen des In- und Auslandes ihre Huldigungen darbrachten. Nicht lange mehr sollte er sich aber hernach des ihn beglückenden Ruhestandes erfreuen. Zu Anfang des Jahres 1896 befiel ihn ein schweres, nicht gleich als solches erkanntes Krebsleiden, gegen das er noch im Frühling in Wiesbaden Heilung suchte. Doch als sich hier sein Zustand verschlimmerte und aussichtslos befunden wurde, nahm ihn sein jüngerer, in Charlottenburg wohnender Sohn zu sich. Bei dem ist B. nach einem kurzen Lager voll heftigster Schmerzen am 20. Juni 1896 verschieden, in Oldenburg aber neben Frau und Sohn zur Ruhe gebracht worden. In ihm hat die amtliche Statistik Deutschlands einen ihrer angesehensten Vertreter, die statistische Wissenschaft einen der scharfsinnigsten und fruchtbarsten Forscher verloren.

Oldenburg. Dr. Paul Kollmann.

Hans Ernst Graf von Berchem-Haimhausen. Am 18. Juni 1896 starb Graf Hans Ernst Berchem-Haimhausen im Alter von 73 Jahren, Herr auf Kuttenplan in Böhnen. Er entstammte einer aus Bayern eingewanderten Familie, wurde am 20. September 1823 in München geboren, studierte privat das Gymnasium und die juridischen Disciplinen und trat im Jahre 1863 nach dem Tode seines Vaters in den Besitz der von der Familie erworbenen Domäne Kuttenplan, auf welcher er als Erbherr schon seit 1850 als Mitdirigent fungirte. Er wurde im Jahre 1867 vom Grossgrundbesitze zum Reichsraths-Abgeordneten gewählt, legte aber das Mandat sehr bald zurück und widmete sich der Verwaltung seiner Güter. Er verbrachte den Winter gewöhnlich in München und den Sommer in Kuttenplan und führte eine sehr einfache, fast bedürfnisslose Lebensweise. In Kuttenplan war der von ihm geschaffene Naturpark sein Lieblingsaufenthalt und fast der einzige Luxus, den er sich gönnte. Durch seinen Ordnungssinn, durch seine Sparsamkeit, unterstützt durch langjährige, treue Diener, erwuchs ihm aus dem väterlichen Erbtheile ein reicher Ertrag, von dem er einen wahrhaft hochherzigen Gebrauch machte. Nebst den vielen gemeinnützigen Schöpfungen, die er hinterliess, hat er manchen Bedürftigen geholfen und dabei zur Vermeidung jedes Aufsehens sich hinter der Chiffre B. H. verborgen gehalten. Als im Jahre 1866 bei der Besetzung Böhmens durch das preussische Heer die Besorgniss der Einhebung einer Contribution auftauchte, erklärte sich der Graf bereit, die den Bezirk Plan treffenden Abgaben aus Eigenem zu leisten. Er konnte um so freier über

seinen Besitz verfügen, als er unvermählt und nach allen Seiten hin unabhängig geblieben war. Vielfach wurde er für einen Sonderling gehalten, der er auch gewesen sein mag, aber in des Wortes edelster Bedeutung. Mit einer idealen Auffassung des Lebens, voller Herzensgüte, unentwegter Menschenliebe, regem Rechts- und Gerechtigkeitsgefühle verband er bei aller Vornehmheit seines Wesens doch grosse Anspruchslosigkeit, ja Bescheidenheit. Dabei war er von warmer Vaterlandsliebe und gänzlicher Hingabe an das Kaiserhaus erfüllt. Durch und durch Deutsch-Oesterreicher, sah er in einer wohlgeregelten, auch die Kenntnisse der Pflichten und Rechte der Staatsbürger vermittelnden Volksbildung, die Grundlage zur Sicherung der Existenz und der Zukunft des deutschen Volkes in Oesterreich, ja die Grundlage der öffentlichen Wohlfahrt überhaupt und in der Wahrung der Traditionen des österreichischen Kaiserhauses, die Bürgschaft für ein grosses, einiges und mächtiges Oesterreich. Ganz in diesem Sinne, zum Theile dem Beispiele seines Vaters folgend, welcher im Jahre 1860 testamentarisch eine Stiftung von 20000 fl. errichtete, deren Zinsen unter die Lehrer der Domänenschulen vertheilt werden sollten, nahm er den lebhaftesten Antheil an dem Gemeindewesen, am Schulwesen und an der Volksbildung in den Ortschaften seiner Domäne. Er betheilte die Schulen in Hinterkotten, Heiligenkreuz und Neudorf mit Schulbibliotheken und errichtete in Kuttenplan auf seine Kosten eine Volksbibliothek, und ein physikalisches Kabinet. An dem letzteren liess er durch einen von ihm dafür besonders honorirten Lehrer Vorträge über Physik halten. Anlässlich des 600jährigen Gedenktages der Vereinigung der österreichischen Länder unter dem Habsburg'schen Scepter gründete der Graf am 27. December 1882 das neue Schulhaus in Kuttenplaner Schmelz, und zur Feier des vierzigjährigen Jahrestages der Thronbesteigung des Kaiser Franz Josef, d. i. am 2. December 1888 stiftete er das Schulhaus in Khoau. Ausserdem liess er noch in Kuttenplan ein Schulhaus erbauen, welches er, so wie die übrigen beiden Schulen mit einfacher aber gefälliger äusserer Architektur und zweckmässiger innerer Einrichtung ausstattete. Im Ganzen hatte er für diese Schulbauten wohl an 70000 fl. aufgewendet. An der Schule in Kuttenplan sicherte er in ausgiebigster Weise eine Stiftung, zu dem Zwecke, um die der Schule entwachsenen Mädchen, von einer dazu bestellten Lehrerin in Handarbeiten, Haushaltung, Gesundheits-, Kinder- und Krankenpflege unterweisen zu lassen. Auch der Lehrer vergass er nicht. In den Siebziger- und Achtziger-Jahren ergänzte er die mit 350—400 fl. bemessenen Gehalte der Unterlehrer an den ehemaligen Domänenschulen durch entsprechende Zulagen auf 500 fl. Die Schulen pflegte er selbst zu besuchen, die Kinder mit passenden Schriftchen zu beschenken, und die Lehrer versammelte er alljährlich um sich, um mit ihnen eingehend die schwebenden Zeitfragen im Gebiete des Erziehungs- und Unterrichtswesens zu besprechen. Dabei war er bemüht, ihr Standesbewusstsein zu heben, sie aber auch an die ernsten Pflichten ihres Standes zu erinnern. Seine Schätzung der Schule und ihrer Bedeutung werden am besten durch eine Stelle eines Briefes an einen Lehrer charakterisirt: . . . . »Lohnen Sie jederzeit meine entgegenkommende Wohlmeinung, indem Sie unablässig bemüht sind, Ihrem wichtigen Berufe seinem Wesen nach zu entsprechen, indem Sie helfen durch Weckung des Denkens und Empfindens Generationen heranzuziehen, welche sich als Menschen und Staatsangehörige fühlen und in dieser Geistesrichtung (auch in ihrer bescheidenen Lebensstellung) den höchsten Aufgaben: Förderung des Wahren, Guten und Schönen entgegenstreben.

In der Schule liegt der Keim zur Tugend, zum Patriotismus, zum häuslichen Glück. Vergessen Sie nie, dass Sie der Sämann sind, der diesen Samen, diesen Segen ausstreuen soll, für Gott, Fürst und Vaterland.« Die Früchte des segensreichen Wirkens des Grafen blieben auch nicht aus. Sie treten in einer wirklichen Hebung der Volksbildung und unter anderem auch deutlich in dem grösseren Verwaltungsgeschicke hervor, welches die Gemeindevertretungen der Ortschaften in der Domäne Kuttenplan bekunden; eine Errungenschaft, die heutzutage, wo die Aufgaben der Gemeinde durch die Autonomie so erheblich angewachsen sind, nicht hoch genug zu schätzen ist. Bei seinem regen Sinne für das Gedeihen österreichischer, wissenschaftlicher Unternehmungen hatte der Graf auf seine Kosten in Kuttenplan eine meteorologische Station erster Ordnung eingerichtet, welche dem österreichischen meteorologischen Beobachtungsnetz eingefügt ist und war auch Mitglied der österreichischen meteorologischen Gesellschaft geworden. Er war einer der wenigen österreichischen Grossgrundbesitzer, welcher die Ziele dieser Gesellschaft, die eine der geschätztesten meteorologischen Zeitschriften durch zwanzig Jahre selbstständig, in letzterer Zeit im Vereine mit der deutschen meteorologischen Gesellschaft herausgiebt, beachtete und durch seinen Beitritt förderte. Als im Jahre 1895 der erste Aufruf der österreichischen meteorologischen Gesellschaft zu Beiträgen für die Errichtung eines Observatoriums auf dem Sonnblick erging, spendete B.-H. 400 fl., und als demselben im März des Jahres 1892, mit der Meteorologischen Zeitschrift der Aufruf: »Gefährdung der meteorologischen Station auf dem Sonnblickgipfel, der höchsten meteorologischen Station Europas« zukam, spendete er zur Ueberraschung des Ausschusses der meteorologischen Gesellschaft neuerdings, aus eigenem Antriebe 500 fl. Von allen Privaten, die zur Schaffung und Erhaltung der meteorologischen Warte auf dem Sonnblick, an welche sich gegenwärtig schon höchst beachtenswerthe, wissenschaftliche Erfolge knüpfen, beisteuerten, hat der Graf am meisten beigetragen. Das seltene, tiefe Verständniss, welches er in dieser Weise für die Bedeutung der meteorologischen Forschung überhaupt, und für die Thätigkeit der österreichischen Meteorologen insbesondere bekundete, zeichnen den Grafen als einen klarblickenden Förderer naturwissenschaftlichen Strebens in unserem Vaterlande aus und gemahnen an das Verhalten der reichen und feingebildeten englischen Aristokratie, die bei wissenschaftlichen Unternehmungen immer obenan steht, und die Grösse des Vaterlandes auch in der Blüthe der Wissenschaft erblickt. Mit dem Grafen von Berchem-Haimhausen ist ein Cavalier von edelstem Gemeinsinne und warmer Vaterlandsliebe dahingegangen, der anspruchslos aber zielbewusst eingriff um die Menschen sittlich zu heben, geistig zu entwickeln, der hilfreich zur Hand war, wo seine Mitwirkung Nutzen bringen oder Noth und Elend bannen konnte, tief betrauert von den Angehörigen seiner Domäne, von Allen, die mit ihm in weiterem Verkehr standen.

A. v. Obermayer.

Georg von Bunsen, deutscher Politiker, geboren 7. November 1824 in Rom, gestorben 22. December 1896 in London. Er war ein Sohn des Diplomaten Christian Karl Josias von Bunsen, dessen historischer Name »Ritter Bunsen« geblieben ist. Bis zu seinem zwölften Lebensjahre wurde er in Rom durch Privatlehrer erzogen, dann der berühmten Anstalt Schulpforta übergeben und bezog die Universitäten Bonn und Berlin, um Philologie, Geschichte und Geographie zu studieren. Er hatte die Absicht, sich

dem akademischen Lehrfach zu widmen, wurde aber durch ein langjähriges Lungenleiden daran verhindert. So hat er denn sein ganzes Leben hindurch in der Bevölkerungsstatistik unter der Rubrik »ohne besonderen Beruf« gestanden. Ein stattliches Vermögen, das er zum Theil vom Vater ererbt, zum Theil durch seine Heirat vermehrt hat, überhob ihn der Sorge für den Erwerb; den Beruf aber, seine Kräfte nützlich anzuwenden, hat er stets in sich gefühlt und ist ihm treu geblieben. Dem öffentlichen Leben hat er als Mitglied des Preussischen Abgeordnetenhauses vom Jahre 1862 bis 1879 angehört, zunächst für den Kreis Bonn-Rheinbach, dann für Lennep-Solingen, zuletzt für Mettmann. Nach Stiftung des norddeutschen Bundes entsandte ihn der Kreis Solingen auch in den Reichstag und blieb ihm auch treu, als der Norddeutsche Bund sich zum Deutschen Reiche erweitert hatte. Im Jahre 1874 musste er seiner leidenden Gesundheit wegen eine Wiederwahl ablehnen. Nach seiner Wiederherstellung erhielt er im Mai 1876 von dem Wahlkreise Hirschberg-Schönau, dessen Vertreter, Professor Tellkampf gestorben war, ein Mandat und hat es bis 1887 inne gehabt. Dann zog er sich seines leidenden Zustandes wegen zurück. — Seine parlamentarische Laufbahn begann er mit einer »persönlichen Bemerkung«. Das ist ein seltsamer Anfang und um so seltsamer, als diese persönliche Bemerkung nicht dem entsprach, was die Geschäftsordnung des preussischen Abgeordnetenhauses darunter versteht. Nicht sich selbst vertheidigte er, sondern seinen verstorbenen Vater. Dessen Name war in einer Debatte über die schleswig-holsteinische Frage erwähnt und dabei des Londoner Protokolls gedacht worden; Bunsen ergriff das Wort, um darzulegen, dass sein Vater unschuldig daran gewesen, dass im Jahre 1852 die schleswig-holsteinische Frage so übel verfahren worden. — v. B. war ein durchaus liberaler Mann und dabei von Pietät gegen das Andenken seines Vaters erfüllt, in dessen Bahnen zu wandeln er überzeugt war. Es hat eine Zeit gegeben, in welcher Ritter Bunsen sich unter liberalen Männern keines grossen Ansehens erfreute. Man zählte ihn wie den General Radowitz zu den Männern, welche den König Friedrich Wilhelm IV. auf Irrwege geleitet oder wenigstens in denselben bestärkt hatten. Diese Anschauung wurde freilich erschüttert, als Radowitz an gebrochenem Herzen starb, weil er den Weg des Königs nicht mehr verstand, und als Bunsen von seiner diplomatischen Laufbahn zurücktreten musste, und nun aus der Stille des Privatlebens seinen Kampf gegen den engherzigen Konfessionalismus Stahls begann. G. v. B. hat stets die Ansicht verfochten, sein Vater sei zwar in Fragen der Kunst ein Romantiker gewesen und hierauf allein sei das innige Verhältniss zurückzuführen, das ihn mit Friedrich Wilhelm IV. verband. In allen Fragen des politischen Lebens aber sei er ein durchaus moderner Mensch gewesen; er habe auf den König nur einen geringen, aber so weit er reichte, einen heilsamen Einfluss gehabt. Man muss dieser Versicherung Glauben schenken, denn G. v. B., auf den sein Vater den bedeutendsten Einfluss gehabt hatte, war gewiss ein moderner Mensch. Im parlamentarischen Leben ist er nie bedeutend in den Vordergrund getreten, aber unabhängig davon sind viele Anregungen von ihm ausgegangen. Als im Jahre 1865 der Cobdenklub gegründet wurde, gehörte er zu den ersten Mitgliedern desselben und warb unter seinen deutschen Freunden Anhänger. Als Sohn einer Engländerin und Gatte einer Engländerin war er der englischen Sprache vollkommen mächtig und so fiel ihm die Aufgabe zu, bei den seiner Zeit berühmten Banketts dieser Gesellschaft im Namen seiner deutschen

Landsleute das Wort zu führen. Und bis an den Schluss seines Lebens hat er es nicht verläugnet, dass er die Anschauungen des Freihandels für den einzigen halte, welche den Frieden und den Wohlstand der Nationen verbürgen. Im Jahre 1870 wurde der Centralverein für Fluss- und Kanalschiffahrt gegründet und hat in seiner langen Wirksamkeit darauf hingewirkt, dass der Binnenschiffahrt und dem Kanalbau von Neuem diejenige Aufmerksamkeit gewidmet wurde, die ihm im Verkehrsleben der Völker gebührt. In den ersten und schwierigsten Jahren dieses Vereins hat B. den Vorsitz geführt und mit Erfolg für seine Ausbreitung gearbeitet. Schiffahrt und Fischerei sind nahe mit einander verwandt und so fehlte ihm auch das Interesse für die letztere nicht. Er war lange Zeit hindurch Vicepräsident des deutschen Fischereivereins und hat als Abgeordneter vielfach die Bestrebungen für Unterstützung der deutschen Hochseefischerei unterstützt. Eine Schöpfung der neueren Zeit sind die Asyle für Obdachlose. Eine der frühesten, grössten und besteingerichteten Anstalten dieser Art ist die in Berlin und wiederum war es G. v. B., der für die Schaffung derselben gemeinschaftlich mit anderen hervorragenden Männern thätig war. Die wohlthätigen Anstalten, an denen er sich betheiligte, sind kaum erschöpfend aufzuzählen. In Berlin besteht ein Verein für häusliche Gesundheitspflege, der von der Ansicht ausgeht, dass die Krankenpflege in geschlossenen Anstalten den Bedürfnissen nicht genüge, sondern dass man auch den Genesenden und denen, deren Unterbringung in einer Anstalt noch vorgebeugt werden könne, Sorgfalt zuwenden müsse. Auch hier war B. mehrere Jahre hindurch Vorsitzender. Ueberall war seine Geschäftsführung eine sehr sorgfältige, von Pedanterie und Geräusch freie und auf die Genossen ermuthigend wirkend. G. v. B. hielt sich zu der Schaar der sogenannten »Secessionisten«, zu denen »um Bamberger«, welche bei den Nationalliberalen nicht ausharren konnten, weil sie bei ihnen volkswirthschaftliche Grundsätze vermissten und bei der Fortschrittspartei nicht ausharren konnten, weil ihnen deren Formen nicht zusagten. Im Laufe seines Lebens hat er auch die Anklagebank streifen müssen. Im Jahre 1881 wurde er wegen Bismarckbeleidigung angeklagt, die er in einer Rede begangen haben sollte. Er wurde freigesprochen und es war für ihn charakteristisch, dass er sich mehr bemühte, die Berichterstatter, die mit ihm zugleich angeklagt waren, als sich selbst zu vertheidigen. Sein hervorstechendster Charakterzug war die Freundlichkeit der Sitten, die jeder erfuhr, der mit ihm in Berührung kam. Sie floss aus einem Herzen, das stets mehr an das allgemeine Wohl als an sich selbst denkt. Die Gaben, welche ihm verliehen waren, seine Zeit und seine Kraft waren Gemeingut seiner Mitbürger.

Alexander Meyer.

Brückner, Alexander, Kaiserlich russischer Staatsrath und Universitäts-Professor i. R., geboren am 5. August 1834 zu St. Petersburg, gestorben am 16. November 1896 zu Jena. Er war der Sohn eines Kaufmanns und zuerst für den Kaufmannsstand bestimmt, erst spät wandte er sich gelehrten Studien zu. Von 1857 bis 1861 studierte er auf deutschen Universitäten, in Heidelberg, Jena und Berlin, vornehmlich Geschichte und Staatswissenschaften. In Heidelberg wirkte besonders Häusser, in Berlin Droysen auf ihn. Nach Russland zurückgekehrt, erhielt er alsbald (noch 1861) eine Lehrstelle für Geschichte an der Rechtsschule in Petersburg, 1867 kam er als Professor der Geschichte nach Odessa, 1872 nach Dorpat. 1891 wurde er von hier nach

Kasan versetzt, die Vorlesungsverzeichnisse dieser Universität für 1891—1893 enthalten seinen Namen. Aber er scheint diese Stelle, die wohl eine Strafe für B.'s Haltung gegenüber der Russificierung Dorpats sein sollte, nicht angetreten zu haben, denn der Kürschner'sche Literaturkalender für 1893 nennt bereits Jena als seinen Wohnsitz. Dort verbrachte er die letzten Jahre seines Lebens. B. schrieb sowohl in russischer, als auch in französischer und deutscher Sprache, seine hervorragendsten Werke aber alle deutsch. 1867 erschienen Studien zur Finanzgeschichte Russlands von ihm, 1869 (in russischer Sprache) eine Geschichte des Krieges zwischen Russland und Schweden 1788—1790, 1874 eine Monographie über die Familie Braunschweig in Russland, 1878 »Culturhistorische Studien (die Russen im Ausland, die Ausländer in Russland) und die Biographie des Publicisten Iwan Possoschkow, eines Zeitgenosen und begeisterten Anhängers Peter des Grossen. Diese war indess nur eine Vorstudie zu dem das Jahr darauf in der Oncken-Grote'schen Sammlung erscheinenden Werke über Peter den Grossen selbst. 1879 folgte der »Zarewitsch Alexei«, 1886 »Darstellungen aus der Sittengeschichte Russlands im 17. Jahrhundert«, 1887 die Geschichte der Kaiserin Katharina II. (gleichfalls in der Oncken'schen Sammlung), im selben Jahre »Beiträge zur Culturgeschichte Russlands«, 1888 »die Europäisirung Russlands«, 1888—1890 in drei Bänden Materialien zur Lebensbeschreibung des Grafen N. P. Panin, 1894 in russischer Sprache eine Monographie über Potemkin, sowie die französische Ausgabe des Werkes von Wassiltschikow über die Familie Razumowski, endlich im Herbst 1896 der erste Band einer Geschichte Russlands bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, der zugleich den ersten Band der neuen unter der Redaction von K. Lamprecht erscheinenden Serie der Heeren-Uckert'schen Sammlung »Geschichte der europäischen Staaten« bildet[1]). Wie man sieht, umfasst die historiographische Thätigkeit Brückner's fast ausschliesslich die Geschichte Russlands von den Zeiten Peter des Grossen bis Katharina II., seine culturgeschichtlichen Schriften verrathen indess auch eine gründliche Kenntniss der älteren Zeiten. In Russland war ihm auf seinem speciellen Arbeitsgebiet viel vorgearbeitet worden — nicht durch Karamsin, den Vater der russischen Geschichtsschreibung, dessen grosses Werk nur bis zum Jahre 1611 reicht — wohl aber durch Ssolowjew und Bestushew-Rjumin in ihren vielbändigen Geschichten Russlands, dann durch Ustrjalows Biographie Peter des Grossen, Bilbassow's Katharina II., Nil Popow's »Tatischtschew und seine Zeit«, durch zahlreiche Quellenpublicationen und Monographien (von Pekarskij, Wissenschaft und Literatur unter Peter dem Grossen, Pierling, Hamel, Bessonow, Tschistowitsch, Zwjetajew u. a.). In Deutschland waren E. Hermann und Bernhardi seine Vorgänger. Aber E. Hermann's Geschichte des russischen Staates (in der Heeren-Uckert'schen Sammlung), schon vor mehreren Dezennien gearbeitet, fällt vor die Zeit, da in Russland grosse Quellenpublicationen und Einzeluntersuchungen eine Menge neuen Stoff darboten, Bernhardi's Darstellung (in Biedermann's Sammlung), ausgezeichnet in den kriegsgeschichtlichen Partien, fesselnd geschrieben und überall eine originelle schriftstellerische Persönlichkeit verrathend, litt, wie B. selbst mit Recht sagen konnte, an zu geringen

[1]) Hierzu kommen noch zahlreiche kleinere Arbeiten in Zeitschriften; russische im Russkij Wjestnik und im Domostroi, deutsche in der Russischen und in der Nordischen Revue, dann in der Zeitschrift f. Allgem. Geschiche (Cotta), in der Baltischen Monatsschrift, in Nord und Süd u. a. O.

Studien und einer rein zufälligen Belesenheit und verwirrte überdies durch die seltsamste Anordnung, indem der erste Band die Geschichte Russlands auf dem Wiener Congress, der zweite die der vorausgehenden Ereignisse von den Zeiten Peter des Grossen an brachte, also den Leser zurückführte statt vorwärts. So ist also B. schon dadurch für die deutsche historische Literatur von Bedeutung geworden, dass er ihr eine dem heutigen Stand der russischen Quellenforschung entsprechende Darstellung der so überaus bedeutenden Periode russischer Geschichte von 1689 bis 1796 gab. In der Benutzung der Quellen verfährt er überall mit Umsicht und Kritik, seine Composition ist verständig und klar, sein Stil lesbar. Aber er wandelt doch die breite Heerstrasse gelehrter Schriftstellerei; er ist auch unter den Historikern zweiten Ranges keine Individualität wie Häusser, Droysen, Noorden — so wie Er forschten, stellten dar, schrieben ein paar Dutzend andere: die Lectüre seines Peter d. Gr., seiner Katharina muss ermüdend, ja langweilig auf jeden wirken, der dem Stoff nicht von vorneherein ein grosses Interesse entgegenbringt. Indess sein letztes Buch, eben jener erste Band der »Geschichte Russlands« bildet eine Ausnahme, es ist eigenartiger — in der Art wie Taine's Origines de la France contemporaine gegliedert, »an Stelle des hergebrachten Querschnitts« tritt, wie er selbst in der Vorrede sagt, »der Längsschnitt«. Und so war ihm kurz vor seinem Tode noch ein relativ Höchstes zu leisten vergönnt und wir dürfen trauern, dass der zweiundsechzigjährige Mann vorschnell sein Tagewerk endigen musste. Von russischem Chauvinismus war er weit entfernt, er sprach überall rücksichtslos von der Barbarei des alten, den Gebrechen des neuen Russlands und sah in dem Eindringen westeuropäischer Cultur in das Zarenreich dessen Heil. Aber er war darum doch ein guter Russe und schrieb seinem Vaterland eine grosse Culturmission — die Abhaltung der leicht beweglichen Horden Asiens von Europa — zu. Für Deutschland, dem er seiner Abstammung und seiner Bildung nach doch zur guten Hälfte wenigstens angehörte, hegte er stets besondere Sympathien.

Hinrichsen, das literarische Deutschland, 2. Aufl. 1891. Minerva 1892. 1893. Kürschner's Literaturkalender, besonders Jahrgang 1897.

E. Guglia.

Johann Jacob Honegger, geboren am 13. Juli 1825 zu Dürnten bei Rapperswyl in der Schweiz, gestorben in Stäfa am 5. November 1896. Er war zuerst Volksschullehrer, am Seminar zu Küssnacht empfing er seine Ausbildung. Erst spät, schon 27 Jahre alt, bezog der Strebsame die Universität Zürich und absolvirte bis 1856 die philosophischen Studien. Nachdem er hierauf einige Zeit in Paris verweilt hatte, erhielt er eine Lehrstelle an eben der Lehrerbildungsanstalt zu Küssnacht, aus der er hervorgegangen war; 1861 wurde er an die Kantonsschule nach St. Gallen, 1865 an die Lehramtsschule nach Zürich versetzt. Dort habilitirte er sich denn auch an der Universität als Docent für Geschichte, und 1874 wurde er Professor. Auch in der Politik spielte er in den späteren Sechziger und ersten Siebziger Jahren eine gewisse Rolle. Er war ein eifriges Mitglied des von Dr. Nussbaumer gegründeten Huttenvereines und schrieb politische Artikel für den »Republikaner« und andere Blätter, er war an der Landesgemeinde von 1867 einer der Redner in Zürich und functionirte auch eine Zeit lang im Verfassungsrath als Secretär. H. trat zuerst mit zwei Gedichtsammlungen (1849 und 1852, neue Auflage 1885) in die Oeffentlichkeit; in die Zeit seiner Lehrthätigkeit in Küssnacht fällt die Schrift »Victor Hugo, Lamartine und die französische Lyrik

des 19. Jahrhunderts« (1858), in die St. Gallener Zeit (1865) die »Literatur und Cultur des 19. Jahrhunderts«. In Zürich arbeitete er dann sein Hauptwerk aus, das von 1868—1874 in fünf Bänden erschien: die »Grundsteine einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit«. Hierzu kam noch 1875 die »Kritische Geschichte des französischen Cultureinflusses in den letzten Jahrhunderten«, 1880 »Russische Literatur und Cultur« und der »Katechismus der Culturgeschichte« (in der Weber'schen Sammlung). Von einer »Allgemeinen Culturgeschichte«, die er hierauf in Angriff nahm, erschienen nur zwei Bände, (der zweite 1885) das Alterthum umfassend. Schweres Siechthum, das ihn auch (1886?) zur Niederlegung seiner Professur nöthigte, hinderte die Weiterführung dieses wohl auch auf fünf bis sechs Bände berechneten grossen Werkes. Er starb, in Zürich selbst ein schon vergessener Mann. H. war ein Gelehrter von umfassendem Wissen, er erinnert an die Polyhistoren früherer Jahrhunderte; als Schriftsteller fruchtbar und gewandt, doch kein Forscher: die Wissenschaft verdankt ihm kaum ein neues Resultat. Als Autodidact emporgekommen und auf unregelmässigen Wegen zu der Höhe des akademischen Lehramts gelangt, strebte er unablässig, sich neuen Wissensstoff anzueignen, sich neu zu belehren und dann drängte es ihn, was er gelernt, mit allen Raisonnements, die ihm während der Studien aufgestiegen, in populärer Form, breit und redselig auszusprechen. Mit 50 Jahren hat er noch das Studium der schwierigen russischen Sprache begonnen und in fünf Jahren so gefördert, dass er ein ganz gutes aus den Quellen geschöpftes Buch über russische Literatur von Karamsin bis Turgenjew schreiben konnte. Keine von den Bewegungen seines Jahrhunderts war ihm fremd und es genügte ihm nicht, sie darzustellen, er nahm eine feste Stellung inmitten derselben ein. Wie er es in jenem Buch über Russland bekennt: die in administrative Autokratie gebundenen Gesellschafts- und Staatszustände verurtheilte er als culturfeindlich und verderblich, die moderne Revolution als barbarisch und sinnlos. In der Beurtheilung einzelner historischer Erscheinungen erinnert er durch den sittenrichterlichen Standpunkt bisweilen an Schlosser, Erscheinungen wie etwa Gentz waren ihm in die Seele zuwider, aber auch einem Ranke ward er nicht gerecht: »weil vor jeder kühneren Selbständigkeit der Ansicht zurückschreckend«, so sagt er von ihm, »den Kernpunkt der Dinge selten treffend.« Er rühmt einmal von sich (im I. Band der Grundsteine), dass sich nach zwanzigjährigen Studien seine »Grundansichten und die auf ihnen ruhenden Tendenzen nicht um eine Linie verschoben«, nur in Einzelheiten seine Meinung verändert habe. »Je mehr man in die Tiefe schaut, desto mehr verdüstert sich der Blick; die in der Geschichte der Individuen und der Völker auf dem Grunde liegenden psychologischen Tiefen (?) üben dieselbe magische Gewalt und verdüsternde Anziehung wie die dunkelnden Abgründe der unendlichen See.« Aber dem Leser seiner Bücher offenbaren sich diese Tiefen, die der Verfasser geschaut haben will, doch fast nirgends, am ehesten auf dem Gebiete der schönen Literatur, wo er häufig ein feines Urtheil und eine Vorahnung künftiger Entwicklungen an den Tag legt: so in dem Buch über Russland, wo er das Wesen der sogenannten Moderne, die damals noch im ersten Keime lag, sehr gut erkennt und — mit Widerwillen zurückweist. Auch seine Art zu arbeiten und zu schreiben hat er selbst zu charakterisiren versucht: »Die Natur«, sagt er einmal, »hat mir so viel Neigung und Geduld gegeben, die Einzelheiten zu studieren, aber nicht genug, mich ausarbeitend damit zu beschäftigen. An dem Bächlein, das den grossen Stromlauf schwellen hilft, mag ich gern aus-

ruhend verweilen, aber als Maler würde ich seine idyllische Ruhe schwerlich zeichnen, mich locken mehr die unbegrenzten Horizonte und gewitternden Höhen.« Freilich wohl, aber diese Horizonte, diese Höhen, er vermag sie doch nicht wahrhaft künstlerisch zu gestalten, alle seine Bücher sind doch nicht viel mehr als Sammlungen mehr oder weniger gelungener Feuilletons über die verschiedenartigsten Gegenstände. Wenn die »Grundsteine« in Folge ihres verhältnissmässig beschränkten Vorwurfs noch eine gewisse Eigenart in der innerlichen Behandlung zuliessen, so ist dagegen das, was von der »Allgemeinen Culturgeschichte« vorliegt, nur ein Resumé zusammengelesener Facten. Ist doch der erste Band ganz der vorgeschichtlichen Zeit gewidmet, giebt einen Abriss der Descendenzlehre etc.: erinnern wir uns, dass Ranke, als er in einem viel höheren Alter an eine zusammenfassende Betrachtung der gesammten geschichtlichen Entwicklung der Menschheit ging, die sogenannte »Vorgeschichte« in weiser Selbstbeschränkung völlig ausgeschlossen hat. Aber auch der zweite Band, das Alterthum umfassend, beruht nur zum sehr geringen Theil auf wahrhafte Quellenstudien — charakteristisch, dass H. in der Darstellung einer culturgeschichtlich so eminenten Erscheinung wie der griechischen Kunst sich hauptsächlich auf den »grossen Kunsthistoriker« Kugler beruft. Draper, Faulmann (!), Hellwald, Henne am R., Klemm, Kolb — das sind im Allgemeinen die Gewährsmänner und Quellen dieser »Culturgeschichte«, vor groben Verstössen im zweiten Band schützte ihn wohl die Durchsicht des Manuskriptes durch Mähly in Basel. — Die Bücher H.'s geben gewiss manchen nützliche Belehrung, es ist die Belehrung landläufiger Sammelwerke; einige, wie das über Russland, geben auch etwas mehr. Im grossen Publikum werden sie deshalb noch eine Zeit lang leben. Aber weder ihre Form noch ihr Inhalt wird sie vor einem schnellen völligen Vergessen sichern, H.'s Name dürfte schon in einem halben Jahrhundert weder in der Geschichte irgend einer Wissenschaft, noch der Literatur genannt werden. Sehr möglich aber ist, dass eine Natur wie die seine als Lehrer segensreich gewirkt hat; doch haben wir über seine Lehrthätigkeit nichts in Erfahrung bringen können.

Züricher Post vom 8. November 1896. — Leipz. Illustr. Zeitung 1896. Nr. 2786. (Nekrolog von L. Salomon.)

E. Guglia.

Eduard Winkelmann, geboren zu Danzig am 25. Juni 1838, gestorben zu Heidelberg am 10. Februar 1896. Er war der Sohn eines Goldschmieds; der Vater starb 1850, die Familie fast ohne Mittel zurücklassend. Mit Privatstunden half sich der Knabe mühsam durchs Gymnasium zur Universität. Schon auf der Schule soll ihn vor allem das Staufische Zeitalter angezogen, Erzählungen des Vaters von dessen Wanderjahren in ihm eine nie mehr versiegende Sehnsucht nach Italien erweckt haben. Als er 1856 die Schule verliess, »war er bereits entschlossen, die Geschichte Kaiser Friedrich II. zu schreiben.« Er studierte in Berlin und Göttingen, Ranke und Waitz also waren seine Lehrer, besonders des letzteren Schüler konnte er sich nennen. 1859 promovirte er in Berlin mit der Dissertation »De regni Siculi administratione«, in der zum ersten Mal die Regierung Friedrichs in seinen italischen Erblanden quellenmässig und ausführlich dargestellt war. Kurze Zeit war er dann bei den Monumenta Germaniae beschäftigt, 1860 schon sah er sich durch seine äusseren Verhältnisse genöthigt in den Schuldienst zu treten: er nahm eine

Lehrstelle an der Ritter- und Domschule zu Reval an. Dort blieb er bis 1865, heiratete, sah sich bald als junger Familienvater gezwungen neben seinen Schulstunden noch Privatunterricht zu geben, arbeitete dennoch unausgesetzt an seinem »Kaiser Friedrich«. 1863 erschien der erste, 1865 der zweite Band desselben, der letztere mit — wie er in der Vorrede dankend erwähnt — Unterstützung der k. Akademie der Wissenschaften in Petersburg. Das Werk fand die ehrenvollste Anerkennung von berufenster Seite, Winkelmann erhielt von der Universität Göttingen dafür die Hälfte des Wedekinder Preises zuerkannt. Von 1865—1869 war er Privatdocent in Dorpat, wo er die Bibliotheca Livoniae herausgab und mehrere Aufsätze über estländische und livländische Geschichte arbeitete. 1869 bis 1873 wirkte er an der Universität Bern zuerst als ausserordentlicher, dann als ordentlicher Professor — »so von dem äussersten Nordosten nach den äussersten Südwesten deutscher Cultur versetzt.« Dem neuen Wirkungskreis entstammen verschiedene Aufsätze zur schweizerischen Geschichte und die nach dem Berner Codex gearbeitete Ausgabe des Petrus de Ebulo. Das Hauptwerk dieser Periode seines Lebens aber war die Neubearbeitung des Abel'schen Buches über Philipp von Schwaben (1873). Als Nachfolger Wattenbach's wurde er dann nach Heidelberg berufen, wo er bis zu seinem Tode — also 22 Jahre — als akademischer Lehrer wirkte. In unmittelbarer Beziehung zur Heidelberger Hochschule steht seine Prorectoratsrede »Ueber die ersten Staatsuniversitäten« (1880) und das zu ihrem Jubiläum 1886 herausgegebene Urkundenbuch der Universität. Von 1883 an war er Präsident der badischen Commission, unter seiner Leitung bearbeiteten Koch und Wille die Regesten der Pfalzgrafen am Rhein. Aber seine Hauptthätigkeit galt der Reichsgeschichte des 13. und 14. Jahrhunderts, derselben Zeit also, die ihn schon in der Jugend so mächtig angezogen hatte. 1877 unternahm er eine Reise nach Italien: »Aus dem Bericht über seine archivalischen Forschungen in Unteritalien und Sicilien klingt die glückliche Stimmung über all das Neue und Reizvolle, was ihm in Landschaft, Denkmälern und Menschen entgegentrat.« Den wissenschaftlichen Ertrag der Reise legte er in den Acta imperii inedita nieder, deren erster Band (1880) die Zeit von 1198—1273, deren zweiter (1885) die Jahre 1200 bis 1400 umfasst. Daneben führte er die Jahrbücher Otto IV. fort, veröffentlichte eine Reihe von gelehrten Aufsätzen in Zeitschriften, betheiligte sich an der Allgemeinen deutschen Biographie und der deutschen Ausgabe der »Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit«. Etwas ausserhalb seines eigentlichen Arbeitsgebietes lag die »Geschichte der Angelsachsen bis zum Tode König Alfreds«, die 1883 in der Oncken-Grote'schen Sammlung erschien, während ein Beitrag zur Geschichte Kaiser Paul's (in der Historischen Zeitschrift 1887) an seine Revaler und Dorpater russischen Studien anknüpfte. Endlich 1889 war es ihm vergönnt, den ersten Band einer Neubearbeitung seines Friedrich II. herausgeben zu können, er reicht bis zum Jahre 1228; den zweiten Band konnte er nicht mehr vollenden, doch liegt ein grosser Theil desselben, die Jahre 1228 bis 1233 umfassend, druckfertig vor. Auch die Fortführung der Böhmer-Ficker'schen Regesten beschäftigten ihn während seiner letzten Jahre, in denen er von schwerer Krankheit gequält war. Fast bis zu seinem Tode lag er den Studien und seinem Lehramte ob. »Auch in unserer schnelllebigen Zeit,« so heisst es in dem Nachruf, den ihm einer seiner Schüler widmete, »wird die rührende Gestalt des todkranken Professors, der sich täglich im Rollstuhl zur Universität fahren liess, um seinen Beruf auszuüben, bei den Heidelbergern

nicht so bald vergessen sein. Seine Glieder versagten ihm den Dienst, er konnte nur mit fremder Hilfe den Platz auf dem Katheder einnehmen.«

In seinen Editionswerken zeigt er sich als treuer und würdiger Schüler von Waitz, in dem universellen Interesse, mit dem er die verschiedenartigsten Perioden der weltgeschichtlichen Entwicklung umfasste — seine Recensionen und der weite Kreis, den seine Vorlesungen beschrieben, zeugen davon — war etwas von Ranke'schem Geiste wirksam. Fast gleichzeitig mit der ersten Auflage seines Friedrich erschien Schirrmacher's Buch über denselben Gegenstand (1859—1865). In einem Briefe an Waitz hat Ranke die beiden Werke gegeneinander abgewogen. Schirrmacher, schreibt er, verdiene Anerkennung, aber das apologetische Moment trete dann und wann zu stark hervor (»ich habe Stellen gefunden, in denen ich die Texte anders auslegen möchte als er«). Winkelmann habe mehr historisches Talent: »er ist unterrichtender, weil er die Dinge allgemeiner fasst.« Gegen das 1844 erschienene Buch von Höfler nahmen beide Stellung. Dort war alles Recht auf Seite der Päpste erschienen, auf der Gestalt des Kaisers lagen schwarze Schatten: es war die Nachwirkung des Hurter'schen Innocenz, in dessen Rahmen ja auch das erste Auftreten Friedrich's noch gefallen war. Dagegen hatte schon Häusser sich energisch vernehmen lassen, Schirrmacher's Darstellung war ganz in Opposition zu Höfler geschrieben. Winkelmann nannte dessen Buch in seiner Vorrede eine »Schmähschrift«, aber er liess sich so wenig, wie sein Lehrer Ranke dies in einem ähnlichen Falle gethan hätte, zu einer apologetischen Färbung verleiten. Indem er sich streng und kritisch an die Quellen hielt, konnte er wohl nachweisen, dass in allen den Streitigkeiten zwischen den Päpsten und Friedrich jene die Angreifer, dieser im Falle der Nothwehr, jene formell wenigstens im Unrecht, dieser im Recht gewesen war, aber die ideale Auffassung, in der die Gestalt des Kaisers in der früheren protestantischen Geschichtstradition und in der Poesie (Immermann's Kaiser Friedrich!) lebte, suchte er nicht zu halten. Charakteristisch ist dafür die Stelle, wo er über das Abkommen Friedrich's mit dem Papst nach der Kaiserkrönung spricht: »Ihm lag wenig an dem Kirchenthum der Zeit, aber auch die Gegner desselben waren ihm vollständig gleichgiltig — überall, wo nicht unmittelbar ein Nachtheil für ihn im Wege stand, kam er gern den Wünschen der Päpste entgegen.« Dieselbe Auffassung begegnet uns schon in der ersten Auflage des Buches, dort heisst es: »die Lösung des Widerspruchs (zwischen dem Entgegenkommen Friedrich's gegenüber den Wünschen des Papstes über die Verfolgung der Ketzer und seiner späteren feindlichen Haltung gegen die Kirche) liegt in seinem religiösen Indifferentismus.«

Nekrolog von Carl Sutter in den Monatsblättern Nr. 2 der deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 1896/97 S. 60 u. f. — Historische Zeitschrift, 76. Band S. 567 u. f.

E. Guglia.

Albert Naudé, geboren am 13. November 1858 in Jüterbogk, gestorben zu Marburg i. H. am 17. December 1896. Er gehörte jener französischen Familie Naudé an, die zuerst durch Gabriel Naudé, den Begründer der Bibliothek Mazarins, der in Rom zur Umgebung der Königin Christine von Schweden gehörte, bekannt geworden ist. Der Mathematiker Philipp Naudé kam 1687 als protestantischer Refugié aus Metz nach Berlin, wurde Professor am Joachimsthaler Gymnasium und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin. Auch dessen Sohn Philipp war Mathematiker, er unterrichtete Friedrich den Grossen in der Algebra. Albert N.'s Vater war Rechtsanwalt, ein

Freund von Schulze-Delitzsch und Gneist. Dieser übersiedelte 1862 von Jüterbogk nach Potsdam. Dort besuchte Albert N. 1870—1879 das Gymnasium und bezog dann die Universität Berlin. Seine erste wissenschaftliche Arbeit war die Untersuchung über die Fälschung der ältesten Reinhardsbrunner Urkunden (Berlin 1883), mit deren Ausarbeitung er im November 1882 promovierte. Wattenbach und besonders Bresslau hatten ihn auf dieses Arbeitsgebiet geführt. Einen bleibenden Eindruck hatten aber auch R. Koser's Vorlesungen über die Quellenkunde der neueren Geschichte, sowie die Vorlesungen und Uebungen Schmoller's (erst seit 1882 in Berlin) über deutsche Wirthschaftsgeschichte. Auch nach Erlangung des Doctorgrades blieb er Mitglied des Schmoller'schen Seminars und machte in diesem mehrere grössere Arbeiten, so über die Wirthschaftspolitik Friedrich des Grossen, über altpreussische Gewerbepolitik, über das Merkantilsystem und die europäische Handelspolitik des 16. bis 18. Jahrhunderts. 1882 übernahm er auf Koser's Vorschlag dessen Stelle in der Redaction der politischen Korrespondenz Friedrich d. Gr. Dieses grosse Unternehmen der Berliner Akademie, 1878/79 von Droysen, Duncker und Sybel begründet, war in wenigen Jahren mit zehn Bänden von 1740 bis Ende 1754 vorgerückt. N. setzte mit dem Januar 1755 ein und führte die Edition zuerst allein, später mit Hilfe jüngerer Genossen, zuletzt als revidirendes Mitglied der akademischen Commission in den nächsten 12 Bänden fort, sie umfassten hauptsächlich die Zeit des siebenjährigen Krieges. Diese 12 Bände waren das Hauptwerk seines Lebens, fast alle seine anderen Arbeiten haben eine Beziehung zu diesem. Da sind zuerst mehrere Artikel in der Allgem. D. Biographie über preussische Minister des 18. Jahrhunderts (E. Ch. von Plotho, Marquard von Printzen), dann die zwei Aufsätze »Friedrich der Grosse vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges« in der Historischen Zeitschrift Bd. 55. 56 (1885—1886); ferner die Abhandlung »Aus ungedruckten Memoiren der Brüder Friedrich des Grossen. Die Entstehung des siebenjährigen Krieges und der General Winterfeld« in den damals von Koser herausgegebenen »Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte« I. Bd. (1888). 1888 habilitirte er sich an der Universität Berlin für neuere deutsche Geschichte, und 1890 wurde er als Nachfolger Koser's, der nach Bonn ging, zum ausserordentlichen Professor ernannt. Zugleich übernahm er an dessen Stelle die Redaction der »Forschungen«. 1892 erschien von ihm in denselben die Studie »Der preussische Staatsschatz unter König Friedrich Wilhelm II. und seine Erschöpfung.« 1893 wurde er ordentlicher Professor in Marburg i. H. Im selben Jahre musste er das Rectoratsprogramm liefern und kam so zu der Abhandlung »Friedrich des Grossen Angriffspläne gegen Oesterreich«. 1894 richtete Max Lehmann in der Schrift »Friedrich der Grosse und der Ursprung des siebenjährigen Krieges« einen persönlichen Angriff gegen ihn, hier sowohl wie in den Nachträgen, die in den Göttinger Gel. Anzeigen erscheinen, bezeichnete er ihn als oberflächlichen gewissenlosen Historiker und als politisch tendenziösen Streber. N. erwiderte in den »Beiträgen zur Entstehungsgeschichte des siebenjährigen Krieges« I. und II. (1895 und 1896). Eine der erbittertsten Fehden, die die gelehrte Literatur unserer Zeit sah, entbrannte mit diesen Schriften und sie dauerte über das Grab des frühverstorbenen N. hinaus. Die Streitfrage war, ob der siebenjährige Krieg von Seiten Preussens ein Vertheidigungs- oder ein Angriffskrieg gewesen sei. N. war der ersteren Ansicht, der auch die älteren Historiker wie Ranke, Arneth, Beer, Sybel anhingen und für die von neueren Koser,

Marcks, Heigel und Schmoller eintraten. Die andere Meinung wurde von Lehmann verfochten und dieser von Delbrück in den wesentlichsten Punkten unterstützt. Nicht weniger hart als Lehmann äusserte sich Delbrück über N. auch nach dem Erscheinen von dessen Vertheidigungsschrift: »N.«, sagt er, »hat sich als ein Mann ohne jeden wissenschaftlichen Ernst erwiesen. Ein blosser Klopffechter, der es versteht mit einen Künsten der Menge zu imponiren und hier und da auch einen wirklichen Gelehrten zu täuschen.« Nur ein indirectes Verdienst gesteht er ihm zu: »indem er darauf ausgeht, durch die Massenhaftigkeit seiner Actenauszüge den Schein der Gelehrsamkeit zu erwecken und allenthalben spürt und äugt, um zu sehen, wo der Gegner sich eine Blösse gegeben, da hat er doch auch, was man ja auch Janssen zugeben darf, einiges wirklich werthvolle zu Tage gebracht und die ernsthafte Forschung gezwungen, in jeder Einzelheit und jedem Ausdruck sich zu unbedingter Korrektheit hindurchzuarbeiten.« Diesem harten Urtheil steht aber schwerwiegend die Ueberzeugung von N.'s Lehrer Schmoller gegenüber, der seinen Schüler gewiss gut gekannt hat und in einem warm empfundenen Nachruf ihm volles Vertrauen und hohe Achtung ausdrückt: »Diejenigen, die ihn verlästerten und angriffen, haben ihn nicht gekannt.« — Im Sommer 1897 hätte N. Marburg mit Freiburg vertauschen sollen. Als akademischer Lehrer hat er unstreitig grosse Erfolge gehabt, und auch sein Verdienst um die Förderung des grossen Unternehmens der »Korrespondenz« bleibt wohl ungeschmälert bestehen.

Schmoller, Zum Andenken an Albert Naudé in den »Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte« IX. Bd. 2. Hälfte. — Delbrück, Ueber den Ursprung des siebenjährigen Krieges in den Preussischen Jahrbüchern, November 1896.

E. Guglia.

Karl Brunnemann, geboren am 17. October 1823, gestorben am 26. September 1896 zu Dürckheim a. H. Er studierte an der Universität Berlin hauptsächlich moderne Philologie und Geschichte und wurde 1847 Gymnasiallehrer zu Stettin, 1869 Director des Realgymnasiums zu Elbing. Literarisch trat er zuerst 1859 mit der Schrift »Drei schweizerische Freiheitsmänner« auf, 1860 folgte »die Befreiung des Thurgaus«, 1866 eine »Geschichte der nordamerikanischen Literatur«, die fünf Auflagen erlebte, 1872 die »Wanderungen eines deutschen Schulmeisters«, 1877 Skizzen und Studien zur französischen Revolutionsgeschichte (darin u. a. ein Aufsatz »der Sturz der Girondisten«, 1880 eine Biographie Robespierres, die 1885 eine zweite Auflage erlebte. Dazwischen fallen französische Schulausgaben und andere Lehrbehelfe, sowie zahlreiche Aufsätze, besonders im Magazin für die Literatur des Auslandes und in der »Gegenwart«, in der auch seine letzte Arbeit über »Maurice Barrès« erschien. B. war in politischer Beziehung radical-demokratisch gesinnt und fast alle seine Schriften verrathen in der Auswahl des Stoffes und in der Art der Behandlung eine radical-demokratische Tendenz. Sein Hauptwerk, das »Lebensbild« Robespierre ist durchaus apologetisch, er setzte es der Gottschall'schen Monographie (im Neuen Plutarch 1875), die er eine »Elucubration, die so viel Unrichtigkeiten und Entstellungen enthält, als sich auf 122 Seiten sagen lassen« demonstrativ entgegen. Auf dem Titel rühmt er sich »zum Theil noch unbenützter Quellen«, doch macht er diese weder im Text noch in Noten namhaft, was er da anführt ist die gedruckte Literatur der Zeit, die damals gleichfalls längst gedruckten Verhandlungen der Constituante und des Convents, insbesondere aber alle die langathmigen Reden seines Helden,

»des grossen Mannes, dessen Namen diese Studie ziert.« Wissenschaftlichen Werth hat denn auch diese Biographie so wenig wie die anderen Schriften B.'s, und auch ihre Darstellung ist durchaus gewöhnlich und mittelmässig: ihren Erfolg verdanken sie nur ihren radicalen Declamationen und — wie in der »Geschichte der nordamerikanischen Literatur« — der glücklichen Wahl des Stoffes. Wie er sich zu den grossen Geschehnissen seiner eigenen Zeit stellte, zeigt am besten ein Passus seiner Vorrede des Robespierre: »Während die Braven«, heisst es da, »die seiner Zeit in der Pfalz und in Baden ihr Herzblut einsetzten für Deutschlands Freiheit und Einheit nur Hohn und Spott, wenn nicht gar noch Schlimmeres traf, wird derjenige, der sich damals noch mit dem geistreichen Gedanken trug, die grossen Städte müssten dem Erdboden gleich gemacht werden, nachdem ihm 20 Jahre später — nicht die Freiheit, denn Freiheit ist dabei überhaupt nicht herausgekommen, aber — die Einheit wie eine reife Frucht gewissermassen in den Schooss gefallen ist, von Alt und Jung, von Hoch und Niedrig beweihraucht und in den Himmel gehoben, um nicht mehr zu sagen, und sein Monarch macht ihn, ganz abgesehen von zwei Millionen Dotation (sic) zum Grafen und zum Fürsten.«

Hinrichsen, Das literarische Deutschland. 2. Auflage. Kürschner's Literatur-Kalender für 1897.

E. Guglia.

Christian d'Elvert, geboren am 11. April 1803 zu Brünn, gestorben ebendaselbst am 28. Januar 1896. Er war der Sohn eines Elsässers, der als Capitain im Emigrantencorps des Prinzen von Condé diente, nach der Auflösung desselben längere Zeit in Deutschland umherwanderte, 1796 sich in Josefstadt in Böhmen, 1797 in Brünn niederliess, wo er als Dolmetscher und französischer Sprachlehrer ein gutes Auskommen fand. Christian d'Elvert absolvirte das Gymnasium und die sogenannten philosophischen Studien in Brünn und Olmütz und studierte hierauf Jurisprudenz in Wien und Prag, 1827 trat er beim mährisch-schlesischen Gubernium in den Staatsdienst, wurde 1840 Gubernial-Concipient und 1843 Kreiscommissär. Er diente bei den Kreisämtern Iglau und Brünn, dann wieder beim Gubernium selbst und nach den Veränderungen des Jahres 1849 bei der neuen mährischen Statthalterei. Eifrig betheiligte er sich an den Arbeiten über das mährische Schulwesen, die Durchführung der Robott- und Zehntenablösung, die Verbesserung des Strassenwesens und die Flussregulirungen. 1850 wurde er als Finanzrath zur mährisch-schlesischen Finanzdirection versetzt und blieb bis zum Jahre 1868, wo er als Oberfinanzrath in den bleibenden Ruhestand trat, in dieser Stellung. Als Finanzbeamter machte er sich durch seine Arbeiten über Zollreformen, speciell anlässlich des Handels- und Zollvertrages mit den deutschen Vereinsstaaten, dann durch seine Thätigkeit in der Commission zur Behandlung der Kriegsschäden des Jahres 1866 und hinsichtlich der Organisirung der Grenzbewachung verdient. — In das politische Leben brachte ihn zuerst die Bewegung des Jahres 1848: vom Wahlbezirk Pohrlitz als Ersatzmann gewählt, nahm er an einigen Sitzungen des Frankfurter Parlamentes theil. Zugleich wurde er in den mährischen Landtag von 1848/49, den sogenannten Bauern-Landtag, gewählt, in dem er viel Gemeinnütziges wirkte. Aus dieser Zeit stammt auch die historisch-staatsrechtliche Abhandlung: »Die Vereinigung der böhmischen Kronländer zu Einem Landtag, zu Einer Centralverwaltung.« Erst 1871 gelangte er dann

wieder in den mährischen Landtag; er war einer der 33 Abgeordneten der Linken, welche dem Landeshauptmann Fürsten Salm erklärten, dass sie den mährischen Landtag in seiner damaligen Zusammensetzung als die verfassungsmässige und gesetzliche Landesvertretung Mährens nicht betrachten könnten. Bis zum Jahre 1878 gehörte nun d'E. dem Landtage an, 1881 wurde er zwar wieder in denselben gewählt, jedoch krankheitshalber für die Dauer der Session beurlaubt. 1871—1882 vertrat er die Stadt Brünn im Reichsrath, wo er sich der deutsch-liberalen Partei anschloss; vom 4. bis 10. November 1873 fungirte er als Alterspräsident. 1882 legte er sein Mandat aus Gesundheitsrücksichten nieder. Eine sehr erspriessliche Thätigkeit entfaltete d'E. als Mitglied des Brünner Gemeindeausschusses und als Bürgermeister von Brünn. In den Gemeindeausschuss wurde er schon 1880 gewählt. Besonders nach 1860 hat er als Obmann der Organisirungs- und der Finanzsection eine segensreiche Thätigkeit entfaltet, 1861 wurde er zum Bürgermeister gewählt. Er bekleidete diese Würde bis 1864 und dann noch zweimal, 1870—1873 und 1873—1876. In die Jahre seiner Amtsführung fällt ein gewaltiger baulicher und finanzieller Aufschwung Brünns, an dem er einen grossen und sehr persönlichen, auch an höchster Stelle wiederholt anerkannten Antheil hatte. — Im Brünner Wochenblatt, 1824—1827 unter der Redaction von E. Horky erscheinend, veröffentlichte d'E. seine ersten schriftstellerischen Arbeiten. 1828 gab er den »Versuch einer Geschichte Brünns« heraus. Es war das erste Buch, das diesen Vorwurf in einer dem grösseren Publikum verständlichen Sprache und Form behandelte und dabei auf die ältere Geschichte des Landes, seine Rechts- und Culturverhältnisse einging. Hierauf folgte eine Anzahl von rechtshistorischen Arbeiten und eine Geschichte des Buchdrucks, des Buchhandels und der Büchercensur in Mähren, die grossen Unwillen des damaligen Gouverneurs Grafen Ugarte erregte, da dieser überhaupt ein Gegner aller literarischen Production der Beamten, meinte, d'E. wolle mit dieser Schrift für die Pressfreiheit agitiren. 1845 gab d'E. anlässlich des zweihundertjährigen Jubiläums der Befreiung Brünns von den Schweden die Schrift »die Schweden vor Brünn« heraus. 1851 trat d'E. als Präsident an die Spitze der historisch-statistischen Section der Mährischen Ackerbau-Gesellschaft, die unter ihm einen mächtigen Aufschwung nahm. Fast alle von dieser Section herausgegebenen Schriften zur Geschichte Mährens rühren von d'E. her, in ihnen hat er die mährischen Geschichtsquellen erst recht eigentlich erschlossen; mehrere Stadtgeschichten, darunter eine Geschichte Iglaus, eine Rechtsgeschichte, eine Culturgeschichte Mährens, eine Literatur-, eine Theater- und eine Musikgeschichte Mährens und Schlesiens finden sich darunter. Im Jahre 1884 erschienen von ihm Beiträge »Zur Geschichte des Deutschthums in Oesterreich-Ungarn«, ein Werk, welches durch die Bedrohung und Verdrängung des Deutschthums durch den Slavismus hervorgerufen wurde und energisch für die Forderung der deutschen Staatssprache eintritt. d'E. war auch Mitarbeiter des Kronprinzenwerkes für den Abschnitt über Mähren, seine letzte literarische Arbeit aber war die 1895 erschienenen Beiträge »Zur Geschichte der Juden in Mähren und Oesterreich-Schlesien.« Sowohl um die Begründung des Vereins für die Geschichte von Mähren und Schlesien (aus der historisch-statistischen Section der Ackerbau-Gesellschaft hervorgegangen), als um die Ausgestaltung des Franzensmuseums in Brünn erwarb er sich die grössten Verdienste. An der Bildung des Brünner Musik- und des Mährischen Kunstvereins nahm er hervorragenden Antheil. Schon zu seinen Lebzeiten ehrten

ihn seine Mitbürger durch die Aufstellung einer Denkmalsbüste in den Anlagen auf dem Spielberg, die die Stadt seiner Anregung verdankte.

Nach einer Artikelserie im »Tagesboten aus Mähren und Schlesien« vom 29. und 30. Januar und 1. Februar 1896.

E. Guglia.

Arnold, Hermann, Historien- und Genremaler, geboren am 6. Mai 1846 zu München als der Sohn des Oberbeamten an der Baierischen Hypotheken- und Wechsel-Bank Dr. Ludwig Arnold, durchlief die Lateinschule und das Gymnasium, trat dann siebzehnjährig in die Akademie, machte unter den Professoren Hiltensperger und Anschütz die üblichen Vorstudien und wurde 1866 fast gleichzeitig mit A. Gabl, Ludwig Glötzle und Max Fürst, in die Schule des Professor Johannes von Schraudolph aufgenommen. Hier malte A. nach der strengen Tradition dieses Meisters eine grössere historisch-allegorische Composition für die Fürstin Helene von Taxis und ein Altarbild nach Luxemburg, cultivirte aber auch mit grosser Sorgfalt das bei Schraudolph weniger beliebte Portrait. A. zeichnete die Bildnisse König Ludwig II. und der Prinzess Sophie, dann das öfter wiederholte Konterfei seines treuen Freundes, des 1891 verstorbenen genialen Professor Theodor Auracher, und viele Andere. Mit der ihm eigenen Vielseitigkeit dichtete A. Lieder und Balladen, darunter einen »Frauenlob« und glänzte bei den dramatischen Aufführungen der jungen Künstler, insbesondere in der Rolle eines römischen Priesters in der von Emilie Ringseis gedichteten Tragödie »Sebastian«, welche im Mai und Juni 1869 in Privatvorstellungen über die Bretter des Königl. Residenztheaters ging. Das schöne Künstler-Leben unterbrach der Krieg 1870: Hermann A. zog als Landwehrlieutenant im zweiten Infanterie-Regiment ins Feld, wurde in der Schlacht bei Beaugency durch einen Schuss in den linken Fuss schwer verwundet und in Folge dessen invalide und pensionirt. Nun wendete er sich wieder zur Kunst, suchte bei Arthur von Ramberg und Alexander Wagner die neuere Maltechnik sich anzueignen und ging zu dem ihm mehr zusagenden Genrefach über. So entstanden 1872 ein »Gebet der Mutter« und 1873 ein »Sturm an der Ostsee«; darauf folgte ein »Schützenkönig« (als Holzschnitt im »Deutschen Hausschatz« 1877), ein »Liebesbrief« (1878), ein ländlicher »Paris« (ein Jäger unter drei Dorfschönen, als Holzschnitt in No. 8 »Bazar« vom 16. Februar 1885), ein »Stelldichein an der Gartenmauer« oder »die Nachbarskinder« (in Rococo-Costüm), »Rosen im Traum« und Aehnliches, meist im Verlage von Finsterlin, Bruckmann und Hanfstängl photographirt, darunter auch die aus dem Herrn Bürgermeister, Pfarrer, Wirth, Wirthin, Rosl, Sepp, Gemeindediener, Nachtwächter, Schullehrer und Förster bestehende heitere »Dorfgalerie« (1884). Sehr energisch betheiligte sich A. an den seit 1879 geführten Kämpfen der Münchener Genossenschaft. Eine besondere Gewandtheit in geschäftlichen Fragen bekundete er in den Jahren 1881 bis 1884 als Secretär der Künstler-Genossenschaft. Für seine Bemühungen um die Ausstellung 1883, auf welcher die Spanier zuerst in imposanter Weise auftraten, erhielt A. das Comthurkreuz des Isabellen-Ordens. Bald darauf wurde der Maler als Professor an die Kunstschule nach Weimar berufen und übersiedelte im September 1885 mit freudigen Erwartungen. Im glücklichen Wirken machten sich jedoch die Folgen seiner Verwundung wieder fühlbar, indem die Anstrengung beim Gebrauche des rechten Fusses zu einer Veränderung der Blutgefässe führte, wodurch eine Amputation nöthig wurde. A. unterzog sich derselben in der Universitätsklinik zu Jena, unterlag aber am

25. April 1896 den Folgen. Er war vermählt mit Fräulein Wilhelmine Freie von Schönhueb; aus dieser Ehe stammen 6 Kinder. Seine Brust schmückte das Ritterkreuz II. Classe des K. b. Militär-Verdienst-Ordens mit Kriegsdekoration, das Ritterkreuz I. Classe des K. b. Michaelsordens und die Kriegsdenkmünze für 1870/71.

Vergl. Hermann Müller, Künstlerlexikon 1882 S. 18. »Allgemeine Zeitung« No. 117 vom 28. April 1896 und »Kunst für Alle« vom 1. Juni 1896.

H. Holland.

Beckerath, Moriz von, Historienmaler. Aus einer alten, in den Rheinlanden angesehenen Familie stammend, wurde derselbe 1838 zu Krefeld geboren, kam 1857 an die Düsseldorfer Akademie unter Professor Joseph Kehren und 1859 nach München, wo er, längst durch Alfred Rethel's Vorgang für die ernste historische Richtung gewonnen, in der Schule des Moriz von Schwind und durch eigenes Studium sich weiter bildete. Nach dem Beispiel seiner Meister legte auch B. alles Gewicht auf Composition, Zeichnung und treffende Charakteristik. Zu seinen ersten Arbeiten gehörte ein streng durchgearbeiteter Carton mit dem die Sachsen zum Kampf anfeuernden »Wittekind«. Ihm folgte ein Cyklus mit Zeichnungen zur »Geschichte der Brunhild«, eine Episode aus der »Cimbern-Schlacht« und als seine gelungenste Schöpfung eine Folge von sieben Blättern mit Bildern aus der »Geschichte des ersten Kreuzzuges«, wozu der Künstler sich seinen Stoff beiläufig nach Wilken zurechtlegte. Die bewegten Scenen des Abschieds und Abzugs (1), der ungeduldig vorwirbelnde Knäuel der Presthaften, Krüppel, Büsser und Schwärmer, die nach der Sage als Wegweiser eine Geis und eine Gans vor sich hertrieben (2); die Treulosigkeit und tückische Hinterlist der byzantinischen Händler (3), die namenlosen Entbehrungen bei Wassermangel im heissesten Marsch durch Bithynien (4) bildeten das Vorspiel. Dann folgte der erste Sturm auf die Stadtmauer aus dem Thurme des Herzog-Gottfried (5); das Gemetzel in der blutig eroberten Stadt (6) und als überraschendes Gegenstück die Andacht Gottfrieds von Bouillon in der heiligen Grabkirche (7). B. vereinte in diesen farbig nur leicht untertuschten Zeichnungen, deren erste 1861 entstand, die wuchtige Grösse Rethel's mit Schwind's anmuthender Erzählergabe. Später folgte noch eine grosse Federzeichnung, die »Belagerung der Stadt Jerusalem« darstellend, wobei es dem Künstler gelang, trotz des figurenreichen Gewimmels eine übersichtlich klare Wirkung zu erzielen. Er bewies sich sowohl in Betreff des Costüms, wie auch durch die im wohlthätigen Wechsel angebrachten culturhistorischen Charakterzüge als einen genial arbeitenden, dichtenden und denkenden Künstler. Weniger glücklich war der »Tod des Grafen Ulrich von Württemberg 1388 in der Schlacht bei Döffingen«, wozu Ludwig Uhland's Ballade den Maler begeistert hatte. Ganz in Alfred Rethels wuchtiger Manier mit scharf umschriebenen Contouren erschien »Götz von Berlichingen unter den Zigeunern« und die »Bestattung des Westgothenkönigs Alarich im Flussbett des Busento«. Geringeren Beifall fanden die Scenen aus »König Lear«, dagegen traf Beckerath um so packender den Ton mit »Prinz Eugenius«, welcher durch den Holzschnitt in den »Düsseldorfer Monatsheften« freilich etwas modernisirt erschien. Sehr günstig aufgenommen wurden von der Kritik seine der neueren Zeit entnommenen Bilder, z. B. »die Flucht Napoleons I. aus Moskau« (1866) u. dgl. B. hatte seinen Sitz vorübergehend in Frankfurt und Düsseldorf, später bleibend zu München aufgeschlagen, wo derselbe nach längeren Leiden, in der Naturheilanstalt zu Thalkirchen, am 17. September

1896 verschied; seiner, obwohl etwas einseitigen, immerhin aber doch eminenten Begabung war unbegreiflicher Weise kein entsprechender Auftrag zu Theil geworden.

Vgl. No. 261 »Allgem. Ztg.« 21. September 1896.

H. Holland.

Boller, Ludwig, Landschaftsmaler, geboren am 28. April 1862 zu Frankfurt am Main, erhielt seine erste Ausbildung am Städel'schen Institut daselbst, ging 1883 nach Karlsruhe zu Hermann Baisch und 1886 nach München, wo er sich durch seine Landschaften alsbald einen geachteten Namen machte. Die malerischen Moosgegenden Oberbaierns boten ihm ein reiches Studienfeld: Weiden- und Erlen-begrenzte Bäche mit schilfumstandenen Altwässern, sanfte Hügelflächen mit ehrwürdigen Eichen waren seine Lieblingsmotive, die er zu vielen, fein empfundenen Studien und Bildern, darunter eine »Ernte« (1890), »Abend« (1892), welche im Kunstverein gerne angekauft wurden, verwerthete. Auch beschickte er regelmässig die Ausstellungen im Glaspalast und in der sog. Secession, immer als wahrer Dichter bildend und schaffend, indem er zugleich aus der Technik der Neueren Nutzen zog ohne ihre Einseitigkeit zu theilen. Inzwischen bethätigte sich Boller bei der Ausführung grosser Rundgemälde als Gehülfe von Philipp Fleischer u. A. So übernahm er 1894 den landschaftlichen Theil des für Lemberg bestimmten Panoramas »die Schlacht bei Raclawice«; im folgenden Jahre erhielt er den Auftrag, mit einem polnischen Künstler ein Rundgemälde mit der Aussicht von der hohen Tatra darzustellen. Mit Eifer unterzog er sich dieser Riesenarbeit und freute sich auf die Stunde, wo er wieder zu seinen zahlreich projectirten Staffeleibildern zurückkehren könne, verunglückte aber kurze Zeit vor der Vollendung des Panorama durch einen Sturz vom Gerüste am 11. Mai und verschied trotz sorgfältigster Pflege am 19. Mai 1896 — drei Monate nach seiner Verheirathung — innig betrauert von Allen, die seinen herzensguten Charakter kannten und den originellen Künstler zu schätzen wussten. Sein überraschend reicher Nachlass von sorgfältig gewählten Studien, welche grösstentheils schon den Charakter der daraus zu erwartenden Bilder trugen, erschien in drei Reihenfolgen im Dezember 1896 im Münchener Kunstverein; sie fanden alle in kurzer Zeit dankbare und freudige Käufer.

»Kunst für Alle« vom 15. Novbr. 1893; F. v. Boetticher: Malerwerke des XIX. Jahrh. 1895. Nekrolog im Rechenschaftsbericht des Kunstvereins für 1896. S. 73.

H. Holland.

Eggert, Sigmund, Genremaler, geboren 13. Februar 1839 zu München als Sohn des seiner Zeit geschätzten Glasmalers Franz Eggert (1802—1876), besuchte die Gewerbeschule, dann die Akademie der Künste, trat 1855 in den sogen. Antikensaal bei Professor Hiltensperger, malte bei Anschütz und componirte unter Schlotthauer. Dann nahm ihn der Vater als Glasmaler in sein Atelier als Gehülfen bei seinen grossen Fensterbildern und kirchlichen Arbeiten. Später trat Sigmund E. nochmals in die Akademie und zwar bei Professor Arthur von Ramberg, um sich ganz dem Genrefach zu widmen. Mit Vorliebe behandelte er das Leben der Landleute in ihrer Häuslichkeit, bei ihren Leiden und Freuden, die er mit einem Anflug leisen Humors zu coloristisch wirksamen Bildern gestaltete. Seine Stoffe dazu nahm er gerne aus dem am Wörthsee (nächst Starnberg) gelegenen Walchstadt, wo E. mit besonderer Vorliebe alljährig die Sommerfrische genoss. Zu seinen, von den Kunstvereinen bereitwillig angekauften und in Illustrirten Zeitschriften häufig

reproduzirten Bildern gehören die meist mit Kinderscenen staffirten »Friedensstörer«, ein »Pflichtvergessener« (1873), »Grossvaters Rekruten« (1874, als Holzschnitt in No. 49 der »Allgem. Familien-Ztg.« 1875. S. 389), ein »Schiedsgericht« (1875), »Plauderstündchen« (1876), »Fahrt in die Stadt« (1877, Holzschnitt im »Hausschatz« 1879. S. 356), »Der Dorfschulze« (ebendas. 1879. S. 377), »Gute Jagdbeute« (1881), Schusterbuben-Idylle »Der Milchdieb« (1881), das »Atelier eines Dorfmalers« (1882), »Seifenblasen« (1883, Holzschnitt in No. 23 »Ueber Land und Meer« 1886. 55, 504), der »Widerspenstige Patient beim Dorfbader« (1883), eine heitere Episode aus der Werkstätte eines bäuerlichen »Kunstbildhauers« (Holzschnitt im »Kränzchen« 1892. S. 107), ein »Schwerer Entschluss« (1894) und andere harmlose Kleinigkeiten. Besonderen Dank erwarb E. für seine wohlthätigen Bestrebungen (auch als eifriger Cigarrenspitzen-Sammler) für arme Kinder, als Distriktsvorsteher und Armenpflegschaftsrath in München. Er starb am 25. August 1896 zu Walchstadt, wo er nächst der Kirche (in welche er ein schönes, von ihm gemaltes Glasbild gestiftet hatte) seine letzte Ruhestätte fand. Sein künstlerischer Nachlass mit allerlei Studien, Entwürfen und Skizzen wurde im Kunstverein ausgestellt und von Liebhabern rasch aufgekauft.

Kunstvereins-Bericht für 1896. S. 73.

H. Holland.

Geiger-Thuring, August, Landschaftsmaler, geboren 1861 zu München als der Sohn des Privatiers Karl Anton Geiger, widmete sich seit früher Jugend der Kunst, besuchte die Akademie und bildete sich weiter unter der Leitung des schon hochbetagten Albert Zimmermann. Die Grossartigkeit der baierischen, tiroler und österreichischen Gebirgswelt mit ihren Schneealpen, Gletschern und Sturzbächen, mit ihren gigantischen Bergkuppen und wild aufschäumenden Wasserfälle übte mit ihrem hochpoetischen Zauber einen grossen Einfluss auf das Gemüth des jungen Mannes, der als geübter Hochtourist unermüdlich neue Studien sammelte und zu originellen Bildern gestaltete, welche schon 1886 (die Teufelsbrücke) im Kunstvereine und auf den Ausstellungen erschienen und vielen Anklang und Beifall fanden. Auch für illustrirte Zeitschriften, wie «Ueber Land und Meer« und »Unsere Zeit« lieferte sein immer bereitwilliger Stift schöne Beiträge. Seine ursprünglich frische Begabung rasch zu skizziren und seine Ideen zu malerischen Gebilden zu gestalten, zeigte sich bei jeder Gelegenheit, wo er mitwirkend und unterstützend in Thätigkeit trat. Auch zu heiteren Festen und wohlthätigen Bestrebungen bot unser Maler immer seine opferwillige, erfindungsreiche Hand, so bei den fröhlichen Abenden der Münchener »Geselligen Vereinigung«, der »Bürgersängerzunft», im Comité des sog. »Armenballs« (wobei er noch im Januar 1896 das »Leckkuchenhaus im Schlaraffenland« inscenirte) und bei verschiedenen Anlässen der Künstler-Vereine. Sehr zu statten kam ihm dabei seine Kenntniss in den Costümen und Volkstrachten. Auch lieh er seinen Erfindungen das belebende Wort und war mit ächt dilettantischer Vielseitigkeit als Dichter, Musiker und Schriftsteller thätig; er excellirte mit Prologen, humoristischen Essays, Theaterstücken, grotesken Balladen, Musikstücken u. dgl. bei jeder Gelegenheit. Zu seinen gelungensten Oelbildern gehören die Ansicht vom »Herzogstand und Haimgarten« und ein »Wolkenbruch in den Tauern«. (Vgl. dazu die »Wilde Wasser« in »Vom Fels zum Meer« 1894. 13. Heft und das »Hochwasser« in »Unsere Zeit« September 1894). Unter der Gewalt des Sturmes biegen sich die schlanken Fichtenstämme,

massige, zerrissene Wolken jagen geballt dahin, man vermeint das Brausen und Tosen des wüthend angeschwollenen, Alles vernichtenden Wildbaches zu vernehmen. Im Mai 1895 veranstaltete G.-T. eine Collectiv-Ausstellung von 17, meist unmittelbar nach der Natur gemalten Bildern. Darunter ein »Kirchhof«, mit wenig Mitteln und doch voll ergreifender Poesie wiedergegeben, eine »Bergwiese nach dem Regen«, Erinnerungen von der »Mangfall«, eine »Abendsonne bei Mondaufgang« und ein »Februar-Abend«. Während manche seiner Beleuchtungseffekte etwas zu bunt geriethen, glückten ihm Stimmungen wie sie trübe, umwölkte Tage bringen, mit hochgelegenen Bergthälern und über die Scene laufenden Wolkenschatten. Im Jahre 1887 vermählte er sich mit Fräulein Louise von Hagn, welche, selbst künstlerisch veranlagt, ihm eine treue Begleiterin auf allen Bergtouren wurde und ihn bei seinem künstlerischen und sozialen Wirken thatkräftig unterstützte. Sein kräftiger und zähelebiger Organismus, welcher schon in der Jugend einen tödtlich drohenden Anfall von Genickstarre überwunden hatte, erlag am 28. Dezember 1896 einer in Folge von Influenza eingetretenen, acuten Gehirnentzündung. Vier Wochen vor seinem Ableben hatten seine Eltern ihre goldene Hochzeit gefeiert, dabei nahmen drei Frauen Antheil, welche bei der Trauung vor fünfzig Jahren als Brautjungfern assistirt hatten. Sein umfassender Nachlass wurde im April 1897 zur Ausstellung gebracht.

Vgl. Kunst-Vereins-Bericht f. 1896. S. 74 ff.

H. Holland.

Göschl, Heinrich, Bildhauer, geboren 24. Juni 1839 zu München als der Sohn des Privatiers Nikolaus Göschl, erhielt im elterlichen Hause eine treffliche Erziehung, absolvierte Lateinschule und Gymnasium, wendete sich dann zur Bildhauerkunst, besuchte die Akademie unter Professor Max Widnmann und erwarb die silberne Medaille. Anfangs 1870 ging G. nach Rom, wo er eine »Madonna« im Frührenaissance-Style des Luca della Robbia modellirte. Nach seiner Rückkehr schuf der Künstler auf dem Gebiete der Kleinplastik eine Reihe kleiner, meist nur 20 cm hoher, fein durchgebildeter Statuetten, darunter die Gruppe eines Italieners und einer Italienerin (1873), ein reizendes Liebespärchen im Costüm der sog. »Jeunesse dorée« und des »empire« (1874), ebenso aus der Zeit der Renaissance und des dreissigjährigen Krieges (1883); gleich deliciös-charakteristisch war eine Gruppe: wie Voltaire dem vor ihm sitzenden König Friedrich II. mit dem jovialsten Esprit declamirend vorliest: Arbeiten, welche in durchdachter Linienführung und wunderbar-minutiöser Ausbildung allein schon genügen, G.'s Namen in bleibenden Ehren zu halten. Sie wurden in Bronze und Elfenbeinmasse abgegossen und bildeten lange Zeit eine besondere Zier der ständigen Ausstellung am Königsplatz. Ausserdem oblag G. in seinem mit feinstem Raffinement zu einem wahren Musentempel etablirten Atelier ebenso fleissig einer sorgsam gewählten Lectüre wie der Musik und erfreute bereitwillig durch sein geistreiches, tiefempfundenes Violinspiel den kleingezogenen Kreis seiner Freunde. Leider verbitterte ein hereditäres, in den letzten acht Jahren hartnäckig um sich greifendes Nervenleiden alle weitere Thätigkeit und versetzte den Künstler in eine tiefe Melancholie, welche nach langem, standhaften Widerstreben die Uebersiedelung des armen Dulders in eine Heilanstalt nöthig machte, wo derselbe am 16. Dezember 1896 unerwarteter Weise plötzlich verstarb. Rühmenswerth war seine ausserordentliche Bescheidenheit, welche jedes Lob für seine Leistungen abwehrte und sein unbegrenzter Wohlthätigkeitssinn. Sein längst

gefestetes Testament enthielt, da er nicht verheirathet war und keine Verwandten hatte, nur wohlthätige Bestimmungen. Als Haupterben bestimmte er für sein, in einer der besten Strassen der Altstadt gelegenes Haus, den Vincentius-Verein; ausserdem bedachte er mit meist sehr erheblichen Legaten und Schenkungen viele wohlthätigen Zwecken dienende Gesellschaften, die Kretinenanstalt Ecksberg, den Künstlerunterstützungs-, Rekonvaleszenten-, Lehrlings-Verein, das Taubstummen-Institut, das Armenhaus Dachau, die ambulante Krankenpflege, das Asyl für Obdachlose, den Verein für arme Wöchnerinnen, den Mädchen- und Knabenhort, den Mariahilfverein, den Samariterverein, den Verein für entlassene Sträflinge, die Ferienkolonien, die Anstalt für Unheilbare, das Nikolaispital, die freiwillige Feuerwehr und eine Menge von Freunden und Bekannten.

Vgl. Kunstvereinsbericht f. 1896. S. 76.

H. Holland.

Grimm, Josef, Dr., Professor der neutestamentlichen Exegese an der Universität Würzburg, wurde am 23. Januar 1827 zu Freising als der jüngste Sohn einer schlichten Bürgersfamilie geboren, machte mit grosser Auszeichnung seine Studien daselbst und seit 1845 auf der Universität zu München, wo er im Frühjahr 1848 im Studenten-Freicorps vorübergehend auch die Waffen trug, dann aber eine Preisfrage über den Historiker Otto von Freising in einer leider ungedruckten Abhandlung löste (1848) und noch als Candidat der Theologie eine Inauguraldissertation begann über »Die Samariter und ihre Stellung in der Weltgeschichte», welche, nachdem G. zwei Jahre lang eine Stelle als Hofmeister und Erzieher im Hause des Grafen von Arco-Valley bekleidet hatte, 1854 in erweiterter Gestalt als Promotionsschrift erschien und dem Verfasser eine Professur der Exegese am Lyceum zu Regensburg erwarb. Während seiner umfassenden Lehrthätigkeit daselbst verfasste G. die Abhandlungen über «Die Einheit des Lucas-Evangeliums« (1863) und über »Die Einheit der vier Evangelien« (1868). Hier begann er auch die universellen Vorarbeiten zu seinem Werke über das »Leben Jesu«, welches er, als Universitätsprofessor nach Würzburg berufen (1874), mit energischem Eifer in mehr als zwanzigjährigen Mühen, leider nicht völlig zum Abschluss brachte. Die Geschichte des öffentlichen Lebens Jesu liegt in vier Bänden seit 1887 vollendet vor; von der Geschichte des Leidens konnte der Verf. nur den ersten Band, den sechsten des ganzen Werkes, fertigstellen (1894); die zweite, seit 1890 umgearbeitete Auflage verzögerte unliebsamer Weise den völligen Abschluss des Ganzen. G. hatte umfangreiche Kenntnisse in den orientalischen Sprachen. Er besass auch ein höchst gediegenes Wissen im Bereiche der Kunstgeschichte; auf vielen Reisen besuchte er fast alle Städte und Museen Italiens und weilte 1890 längere Zeit zu Paris. Die Fachkritik rühmte seine ausgedehnten Kenntnisse in der Patristik und im ganzen Gebiet der Exegese, die Anspruchslosigkeit seiner Darstellung und die warme, mit echter Liebe und grosser Wärme des Gefühls verbundene Frömmigkeit. Seine Zuhörer hielten ihn überaus werth und bereiteten ihrem Lehrer, als es sich im Sommer 1885 um eine ehrenvolle Berufung auf die Münchener Hochschule handelte, eine grosse Ovation. Polemik und Gelehrtendünkel lagen dem demüthig bescheidenen Manne fern; nur in positiver, exemplarisch einfacher Arbeit fand er sein stilles Genügen. Ausser den vorgenannten Werken erschien auch eine Rektorats-Rede über »Das alte Israel

und die bildende Kunst« (1889). G. erlag nach kurzem Unwohlsein einem Schlaganfall zu Würzburg am 1. Januar 1896.

Vgl. den Nek. in Beil. 2 »Allgem. Ztg.« vom 3. Januar 1896 und die von Hermann Schall und Albert Ehrhard herausgegebenen »Gedenkblätter« (Würzburg 1897. 132 S. 8° mit Portrait), welche eine ausführliche Schilderung von Grimm's Leben, Charakter und Schaffen bieten.

H. Holland.

Langko, Diedrich, Landschaftsmaler, geboren 1. Juni 1819 zu Hamburg, musste trotz seiner grossen Neigung zur Kunst bei einem Stuben- und Dekorationsmaler in die Lehre und dann als Geselle sein Brod verdienen, bis er im Sommer 1840 das Handwerk verliess und mit anderen seiner Landsleute, wie Karl Marr, K. Hoff, Lichtenheld und Bernhard Stange nach München zog und nach dem Vorbilde von Albert Zimmermann, Rottmann und Eduard Schleich im freudigsten Schaffen sich hervorthat, so dass schon 1842 eine »Waldlandschaft« im Kunstverein angekauft wurde. Der Uebergang war ihm nicht leicht geworden, mit Entbehrungen aller Art kämpfend, aber von Begeisterung getragen, durch das wetteifernde Beispiel seiner Freunde angefeuert, verfolgte L. mit der ihm eigenen Ausdauer und Festigkeit seine Ziele. Die oberbaierische Hochebene mit ihren wechselnden Beleuchtungen und überraschenden Lichteffekten, die herrlichen Buchen- und Eichenwälder an den Geländen der Würm und des Starnbergersees, noch mehr der Ausblick von dem schöngelegenen Eberfing, wo sich die jugendliche Malerkolonie niedergelassen hatte, fesselten ihn ebenso mächtig, wie die Erinnerungen an die heimathliche Elbe. Der ganze Edelsinn seines Charakters spricht aus seinen immer grossartig angelegten, ebenmässig durchgedichteten Bildern, mochten es Wasserflächen sein, in welchen sich der Mond spiegelt, oder von der Sonne durchleuchtete Waldpartien, oder die grosse weite Ebene mit den fernen Bergen, immer die gleiche ernste Ruhe und grosse Auffassung der Natur, wie in Eichendorff's Liedern. Im steten Wechsel zwischen Süd und Nord liebte L., nach Schleich's Vorgang, die Wirkung des von Wolkenschichten gebrochenen Sonnenlichts in allen möglichen Varianten darzustellen. Motive fanden sich überall, ebenso am lieblichen Chiemsee, wie an den trüben Mooren bei Königsdorf. Sogar in den Isarauen und an der Thalkirchner Landstrasse gewahrte sein schönheitstrunkenes Auge den verklärenden Zauber von Farben und Linien. Eine Zeit lang schuf L. auch Schneelandschaften, so einen »Wintermorgen« (1852), eine »Waldpartie im Winter« (1853) u. dgl. Die neuere koloristische Richtung übte nach Schleich's Beispiel auf L. bedeutenden Einfluss, ohne jedoch in seiner bisher geübten Ausführung und Durchbildung etwas zu ändern, doch wurde der Vortrag freier und breiter. Um sich vor Einseitigkeit zu schützen, aber gleichwohl aus allen fortschreitenden Erfahrungen Nutzen zu ziehen, besuchte L. gerne die auswärtigen Ausstellungen, betheiligte sich an allen Fragen, Controversen und Anliegen der Münchener Kunstgenossenschaft, opferte auch bereitwillig seine gute Zeit bei undankbaren Hängecommissionen und entzog sich keinem wahren Freunde der Kunst, der neue Einsicht brachte oder Belehrung wünschte. Sein klarer Charakter und das neidlose Anerkennen wahrer Verdienste gewannen dem edlen, einfachen Mann ebenso viele Verehrer, wie seine adäquate Kunst. Den schönen Lebensabend des immer noch thätigen Künstlers trübte eine Verdüsterung des Augenlichts, welches er jedoch durch eine glückliche Operation wieder erhielt. Dann zog er sich aber, taktvoll wie immer, mit den eigenen

Schöpfungen vor der Oeffentlichkeit zurück und starb am 8. November 1896 nach kurzer Krankheit. Den Erwerb seines Lebens stiftete er zur Münchener Künstlergenossenschaft.

No. 311 »Allgem. Ztg.« vom 10. November 1896 und Rechenschaftsbericht des Münchener Kunstvereins für 1896. S. 77.

H. Holland.

Munsch, Joseph, Historien- und Genremaler, geboren 4. Oktober 1832 zu Linz, arbeitete anfangs als Vergolder im Geschäft seines Vaters, kam aber seiner künstlerischen Begabung wegen 1853 auf die Münchener Akademie und förderte sich unter Professor Philipp Foltz so rasch und vollkommen, dass er schon 1856 ein ganz nach den Regeln dieser Schule componirtes Bild (Konradin und Friedrich von Baden vernehmen das Todesurtheil), freudig von der Kritik begrüsst, im Kunstverein ausstellen konnte. Dann malte M. nach seiner sorgtältigen Cartonzeichnung einen »Rudolf von Habsburg nach der Schlacht auf dem Marchfelde vor der Leiche Ottokars von Böhmen«, worauf ein »Herzog Alba auf dem Rudolstätter Schlosse« (1860) und die »Ermordung des Herzogs von Guise« (1864) in gleicher Behandlung entstanden. Darauf wurde M. mit drei Fresken zu der grossen Bildergalerie des Baierischen Nationalmuseums betraut, darstellend den »Pilgerzug des Grafen Ekkehart von Schyren nach Palästina«, eine am Fusse des Peissenbergs spielende »Scene aus dem Bauernkrieg« und »Herzog Wilhelm V. als Armenvater« — wobei der Künstler in glücklicher Weise seine Aufgabe löste und die zur bildlichen Darstellung nicht besonders fügsamen Stoffe geschickt bewältigte. Dazu malte er auch, nach dem Carton des inzwischen verstorbenen Adam Huber, ein viertes Bild, wobei sich M. in rühmenswerther, edelster Humanität bewährte, indem er das wohlverdiente Honorar — den Hinterbliebenen seines Freundes überliess! Dann aber wählte M., ganz dem Drange seines reichen Innern folgend, eine Reihe von genremässigen Stoffen, die er in ansprechendster Ausführung und feinster Farbengebung durchbildete, darunter die heitere »Einquartierung« in einem fürstlichen Prunkschlosse (1865), die Rettung eines »Findlings« (1866), eine wahrsagende »Zigeunerin« (1867), ein fröhliches »Concert«, die »Premiere einer Virtuosin«, täppische »Rekruten« (1868), einen köstlichen »Brautzug«, eine zärtliche »Erklärung« (1870), »Werbende Krieger« (1871) und gelangte damit schliesslich und fast gleichzeitig mit Anton Seitz zum kleineren Cabinetsstil sich wendend, in die ihm eigenthümliche Domäne, in welcher M. in überraschendes Feinheit und zartfühligster Färbung mit allen seinen Vorgängern wetteifernd excellirte. Diese meist im Costüm des vorigen Jahrhunderts mit Würfel- oder Schachspiel sich unterhaltenden Herren, diese zierlichen Matinées, die an witziger Lectüre sich erfreuenden Schöngeister, spintisirenden Forscher und nicht zu tief denkenden Gelehrten übten einen fesselnden Zauber auf den Beschauer. Munsch war auf allen Ausstellungen zn München, Wien, Berlin, Paris und London ein immer gern gesehener Gast, eine wahre Zierde jeglicher Exposition und Saison. Dabei hielt sich der Maler fortwährend frisch und neu, gleichviel ob er betende Mädchen (1877), einen lebensgetährlichen »Ehrenhandel« (vergl. »Kunst für Alle« vom 1. Juli 1888 und Vincenti in B. 227 »Allgem. Ztg. vom 16. August 1888), das »Glück einer Mutter« (Holzschnitt in No. 35 »Ueber Land und Meer« 1879. S. 681) oder das Verklingen eines »Accords« (Holzschnitt in No. 48 »Ueber Land und Meer 1886. S. 1032) zur Darstellung brachte, so dass ihm der wohlverdiente Ehrenname eines

»deutschen Meissonier« und gefeierten Kleinmeisters erblühte. Dazwischen entstanden als wahre Perlen seines Humors schon in frühester Zeit allerlei neckische Fest- und Tanzkarten zu den heiteren Faschings-Spielen und Maifesten »Jung-Münchens« und der »Tafelrunde« und noch 1885 lieferte er mit R. Beyschlag eine Serie von Schattenbildern »Aus dem Anglerleben« zum »Deutschen Fischertag«. — Der kerngesunde, blühende Mann erlag am 28. Februar 1896 zu München, mitten im glücklichsten Schaffen, einer plötzlichen Lungenkrankheit.

Wurzbach, Biogr. Lexikon. 1868. S. 19 u. 61. Morgenblatt 62 »Allgem. Ztg.« vom 3. März 1896 und Kunstvereinsbericht f. 1896. S. 79.

H. Holland.

Windmaier, Anton, Landschaftsmaler, geboren 4. April 1840 zu Pfarrkirchen in Niederbaiern, lernte unter drückenden Verhältnissen bis 1851 das Tischlerhandwerk, ging zur Zimmermalerei über und trat 1862 bei einem Dekorationsmaler zu München in Condition. Jeden freien Augenblick zu landschaftlichen Studien verwendend, förderte er sich ohne fremde Unterweisung bald so weit, dass er schon 1870 sein erstes Bild in die Oeffentlichkeit brachte. Der ermuthigende Beifall lockte zu weiteren Versuchen; im November 1872 erschienen seine »Kinder am Eis« und bald darauf ein »Winterabend«, wobei der Maler noch an Stademann sich anlehnte, alsbald aber mit einer »Winterlandschaft« (Motiv aus dem Englichen Garten) schon seine eigene Art zu sehen und zu fühlen bekundete. Inzwischen hatte er auch in der religiösen Malerei Versuche gemacht, Heiligenbilder nach alten Meistern copirt und eigene, neue geschaffen. Nun aber ergriff W. das Herbst- und Winterbild mit besonderer Vorliebe. Hier herrschte er, mit den geringsten Mitteln grosse Erfolge erreichend, wie ein Dichter. Unablässig studirte er die Stimmungen der Natur und verstand es bald, selbe mit virtuoser Technik festzuhalten. Welche Poesie spricht aus seinen Buchenwäldern, durch welche die scheidende Sonne ihre letzten Strahlen sendet! Und wie beredt wusste dieser Herold alles Grosse, Erhabene und Edle der Natur zum Ausdruck zu bringen, in bewunderungswürdiger Feinheit der Stimmung und wohlbewusster Kraft der Farbe! Insbesondere beliebt wurden seine Mondscheinbilder, die er sowohl an den Strand des Meeres, wie in deutsche Winterscenen, etwa aus der Umgebung von Freising-Haimhausen, verlegte. Auch Regenwetterstimmungen liebte er, am meisten aber doch den durch kalte Winternächte über einsame Höfe, Brüche und Windmühlen vollaufstrahlenden Mond. Was W. auf diesem Gebiete leistete, wird immer zu den Perlen der Münchener Kunst zählen. Vor der drohenden Gefahr, etwa einer einseitigen Manie zu verfallen, befreite ihn sein schon am 13. Januar 1896 erfolgter Tod. Seine letzten Jahre brachten herbe Erfahrungen. Der Künstler, auf der rechten Seite gelähmt, lag zwanzig Monate krank darnieder; dann erblindete er noch auf dem linken Auge. Trotzdem führte der vielgeprüfte Maler für seine zahlreiche Familie den Pinsel und schuf muthig, wie in den besten Lebenstagen. Bedürfnisse kannte er keine; sein einziges Vergnügen beschränkte sich zeitweise auf Scheibenschiessen, wobei er auch Preise errang.

Nekrologe in der »Allgemeinen Ztg.« vom 15. Januar 1896 und im Rechenschafts-Bericht des Münchener Kunstvereins f. 1895. S. 84.

H. Holland.

Ziebland, Hermann, Genremaler, geboren 18. April 1853 zu Veitshöchheim bei Würzburg (ein Grossneffe des berühmten Architekten Friedrich

von Ziebland), genoss eine sehr gute Erziehung, machte seine vielfach durch schwere Krankheiten unterbrochenen Studien an der Lateinschule und am Gymnasium, wendete sich dann an der Kunstgewerbeschule in Nürnberg 1870 bis 1874 und zu München an der Akademie zur Malerei, wo er unter W. Diez, Löfftz und Lindenschmit ein geschätzter Genremaler wurde. Er wählte harmlos heitere Scenen, die er mit Sorgfalt und gediegener Mache ausführte: Kostümstücke, gemüthliche Raucher (1882), Zecher, Bauern und Landsknechte, lustige Gesellschaft (1890). Seine Bilder fanden nicht allein in München, sondern auch auswärts (in London) gute Aufnahme und Anerkennung; man sah es ihnen nicht an, dass die meisten nur in den Zwischenpausen einer elfjährigen Krankheit entstanden, welche am 30. September 1896 den Künstler in die Arme des Todes legte.

Kunstvereinsbericht f. 1896. S. 79.

H. Holland.

Ernst Curtius stammte aus der alten Hansestadt Lübeck, in der sein Vater Karl Georg seit 1801 das wichtige Amt des Syndikus bekleidete. Ein tüchtiger Jurist und erprobter Vertreter des Staates in schweren Zeiten, vereinigte der würdige Mann feine klassische und literarische Bildung mit poetischer Empfindung und ernstem religiösen Sinn, der sich auf die ganze Familie vererbte. Sein zweiter Sohn Theodor war später Senator und verwaltete wiederholt das Amt des Bürgermeisters seiner Vaterstadt. Am 2. September 1814 ward der dritte Sohn Ernst geboren; er war fast sechs Jahre älter als sein jüngster Bruder Georg, der spätere Sprachforscher. In einem Nachruf an diesen[1]) hat C. seine eigene Kindheit mitgeschildert. Seine Erziehung erhielt Ernst durch treffliche Lehrer, unter denen er Ackermann und Friedr. Jacob besonders hervorhob, auf dem heimischen Catharineum, gleich der Schulpforte einem festen Bollwerk klassischer Studien. Unter seinen Mitschülern schloss er sich besonders eng dem nur ein Jahr jüngeren Nachbarskind Emanuel Geibel an, dem Sohne des Pastors Johannes Geibel, dessen »poetische herzergreifende Begeisterung« tief auf den Knaben wirkte. C. selbst hat in seinen »Erinnerungen an Geibel«[2]) dem lebhaften geistigen Treiben dieses Kreises, in dem die Dichtkunst sich mit der Begeisterung für das klassische Alterthum mischte, ein hübsches Denkmal gesetzt. Die alte Bedeutung der einst führenden Hansestadt weckte den Sinn für die Auffassung geschichtlicher Verhältnisse. Die stattlichen Kirchen und die schönen Gemälde der »hochgegiebelten Vaterstadt« gaben dem Geiste eine andere, aber verwandte Richtung. Die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, in die der Vater verwickelt gewesen war (auf Napoleon's Geheiss hatte er in die Verbannung gehen müssen) legten den Grund zu einer glühenden Vaterlandsliebe, die über die Grenzen der Heimathstadt hinaus das ganze Deutschland umfasste.

Ebenso bestimmend wie diese Jugendjahre ward für E. C. der Einfluss bedeutender Lehrer, deren Unterricht und persönlichen Umgang er während seiner Studentenzeit (seit Ostern 1833) genoss. Den Gedanken, in der damals üblichen Weise theologische Studien mit den philologischen zu verbinden,

[1]) Alterthum und Gegenwart III, n. XVI: »Georg Curtius (1886)«.

[2]) Alterthum und Gegenwart III, n. XV: »Erinnerungen an E. G. (1884)«. Vgl. die Mittheilungen eines anderen Schulgenossen, des späteren Gynäkologen C. C. Litzmann, in seinem Buche »Emanuel Geibel«, Berlin 1887, S. 11 ff.

liess er bald fallen. In Bonn fesselte ihn vor allen die warmherzige und hohe Persönlichkeit Friedrich Gottlieb Welckers. Mit umfassender Gelehrsamkeit und poetischer Intuition umspannte dieser das ganze geistige Leben und Schaffen der Griechen, erfasste Religion, Poesie und Kunst als Ausflüsse des gleichen Geistes und stellte ein vielleicht allzu subjectives, aber höchst individuelles und geistvolles Bild des Griechenthums seinen Schülern vor Augen. »Auf mich«, schrieb C. an Geibel, »macht Welcker einen fast begeisternden Eindruck, der warme tiefsinnige Freund des Alterthums. Ihm verdanke ich, dass ich entschieden beschloss, mich der Alterthumswissenschaft zu widmen, der ich erst durch ihn die wahre Bedeutung abgewinnen lernte. Er erfasst Alles mit seinem Herzen und Gemüth, und eben das findet man so selten und es erfreut so, wo man es findet.« Auch mit dem Philosophen Brandis knüpfte der junge C., von seinem Lübecker Lehrer Johannes Classen ihm empfohlen, Beziehungen an, die bald für ihn bedeutsam werden sollten. So in die griechische Geisteswelt eingeführt, siedelte C. im Herbst 1834 nach Göttingen über, wo er in dem noch jugendkräftigen Karl Otfried Müller, Welcker's dortigem Nachfolger, einen Lehrer fand, welcher seiner Natur noch mehr entsprach und dem er sich ganz anschloss. Was Müller sich zur Lebensaufgabe gesetzt hatte, die Cultur der Hellenen und deren Bedingungen, auch die örtlichen, nach allen Seiten zu erforschen und in einem geschichtlichen Gesammtbilde darzustellen, das ward auch das Ideal, dem der Schüler seine ganze Kraft widmete. »Otfried Müller«, schrieb er, »ist einzig in seiner Art; bei unermesslicher Gelehrsamkeit frei von aller Pedanterie, jugendlich frisch und lebendig, geistreich und talentvoll. Ihm scheint Alles nur Spiel zu sein, und ein Gewaltiges hat er schon hervorgebracht. Ihm verdanke ich täglich zwei schöne Morgenstunden, in denen er Kunstgeschichte und tragische Kunst der Griechen vorträgt.« Als Göttinger Student, so bekannte er selbst später dankbar, erhielt er den Antrieb zu eigener Thätigkeit. Zum Abschluss seiner Studien begab sich C. ein Jahr später nach Berlin zu Müller's Lehrer, dem Altmeister Böckh, dem Begründer und Meister der Realphilologie, der in seinem Buch über die Staatshaushaltung der Athener eine neue, ebenso gründliche wie grossartige Betrachtungsweise der Grundlagen des attischen Staatswesens eröffnet hatte, der in der Sammlung der griechischen Inschriften die reinsten Quellen dieser Forschung zusammenfasste und in seinen Vorlesungen über die Encyklopädie der Alterthumswissenschaft eine grossgedachte Darstellung des Zusammenhanges der philologischen Studien gab[3]). Man sollte denken, dass neben Böckh, dessen Lehrthätigkeit eben damals auf ihrem Höhepunkte stand, auch Karl Ritter Einfluss auf C. gewonnen hätte. Denn durch Müller's Anregungen war C. ganz für eine Auffassung der Geographie vorbereitet, welche ihr Ziel in der Erforschung des Verhältnisses von Land und Leuten zu einander sucht, in dem Aufzeigen der Bedingungen, welche die natürliche Beschaffenheit des Bodens den Bewohnern bietet, und der Aenderungen, welche die Bewohner an dem Lande vornehmen. Aber C. hat als Student nie bei Ritter gehört; die tiefen Anregungen, die er in der That von ihm erhalten hat, stammen erst aus etwas späterer Zeit.

Selten wird einem reich begabten, für seine Studien begeisterten Jüngling das gleiche Glück wie E. C. zutheil werden, eine Reihe hochbedeutender

[3]) Alterthum und Gegenwart II, n. XVII: »Zum Gedächtniss an Chr. Aug. Brandis und A. Böckh (1867)«. III, n. XI: »Aug. Böckh (1885)«; n. XII: »A. Böckh und K. O. Müller (1883)«.

Lehrer zu finden, deren Eigenart und Lehre so ganz den natürlichen Anlagen und Zielen des Schülers entsprachen und seinen Sinn von Anfang an auf das Ganze der Alterthumswissenschaft, vor allem der griechischen Cultur, richteten. Dazu kam noch ein weiteres »freundliches Geschick«. Ehe noch C.'s akademische Studien den üblichen Abschluss gefunden hatten, gewährte ihm das Glück zu den reichen Lehrjahren nicht minder reiche Wanderjahre, die ihn in den Mittelpunkt seines geistigen Lebens und Strebens führen sollten. Brandis hatte den durch Schelling vermittelten Antrag angenommen, dem jungen König Otto von Griechenland für einige Jahre wissenschaftliche Vorlesungen zu halten und ihn in den Unterrichtsangelegenheiten des Königreichs zu berathen. Da er mit seiner ganzen Familie nach Athen übersiedeln sollte, forderte er den ihm in Bonn lieb gewordenen C. auf, ihn als Hauslehrer seiner ältesten beiden Söhne zu begleiten. Was hätte dem jungen Philhellenen erwünschter sein können? Im November 1836 brach er von Berlin, wo zuletzt auch Geibel sich eingefunden hatte, zu einem kurzen Besuch in der Heimath auf. Am 1. Januar 1837 verliess die ganze Gesellschaft Frankfurt und fuhr zu Lande im selbsterworbenen gewaltigen Postomnibus, der gelegentlich in Thorwegen stecken blieb, nach Ancona, dann mit der einzigen damals vorhandenen Schiffsgelegenheit nach dem noch öden Patras. Von dort fuhren sie auf dem Deck eines kleinen Segelschiffes der Regierung, zwischen Matrosen und Soldaten, weiter; unterwegs ward gelandet, Feuer gemacht und gegessen. So ging es bis Korinth, dann über den Isthmos nach Athen. Im März trafen sie hier ein.

Fast vier Jahre hat C. in Athen zugebracht. Das Haus des Cabinetsraths Brandis vereinigte allwöchentlich zu gemeinsamer Lectüre und Unterhaltung alles, was damals in Athen geistiges Leben vertrat, sowohl die in Athen ansässigen Fremden (z. B. die Gelehrten Ludwig Ross und H. N. Ulrichs, die Architekten Schaubert und die Gebrüder Hansen) und die gelegentlichen Besucher, wie die besten der Einheimischen, die grossentheils an der neu gegründeten Universität thätig waren. C. lebte sich in die griechische Sprache und den Verkehr mit den Griechen völlig ein[1]). Seine eigenen Studien widmete er zumeist dem Geographen Strabon und Pausanias' Beschreibung von Griechenland. Athen ward ihm in jedem Winkel vertraut; die Sommermonate führten entweder in die neu aufblühende Hafenstadt Piräeus oder in das wasser- und baumreiche Kephissia, von wo die Abhänge des pentelischen Marmorgebirges so leicht erreichbar waren. Aber auch weiter ward keine Gelegenheit ungenutzt gelassen, die griechischen Landschaften und Inseln aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Manche dieser Ausflüge machte er in Brandis' Begleitung. Aber ein besonderes Glück begegnete ihm, als er schon im ersten Jahre seines griechischen Aufenthaltes sich Karl Ritter, dem Geographen, auf einer Reise durch den Peloponnes anschliessen durfte. In seiner Gesellschaft »lernte er wandern und übte sich nach seinem Beispiel im Verständniss der Terrainformen«. In der That glaubt man an manchen Stellen von C.'s »Peloponnesos« geradezu die eigenthümliche Ausdrucksweise Ritter's herauszuhören. Im nächsten Frühjahr durchwanderte C. von neuem

---

[1]) Vgl. seine Aufsätze über »Das Neugriechische in seiner sprachwissenschaftlichen Bedeutung« (Götting. Nachrichten 1857) und über »Die Volksgrüsse der Neugriechen in ihrer Beziehung zum Alterthum« (Sitzungsber. der Berliner Akad. 1887), in den Ges. Abhandl. II, 495 ff.

den Peloponnes mit dem feinsinnigen Uebersetzer Shakespeare's und Molière's, dem Grafen Wolf v. Baudissin.

Bald sollte sich das athenische Leben für Curtius noch anmuthiger gestalten, als im Mai 1838 auch Geibel nach Athen kam, um bei dem russischen Gesandten die gleiche Stellung zu bekleiden, wie C. bei Brandis. Jetzt begannen für die beiden Freunde nach des Tages Arbeit wahrhaft attische Nächte; gemeinsame Wanderungen verdoppelten den Genuss. Der Unterricht, den Brandis der jungen Königin in griechischer Literatur zu ertheilen hatte, ward den beiden Freunden zu besonderem Antrieb, sich ganz in die attischen Dichter hineinzuleben und für jenen Gebrauch eine Reihe von Musterstücken zu übertragen. »Was wir als Gymnasiasten auf den Wällen der Vaterstadt begonnen hatten,« so erzählt C., »erneuerten wir jetzt auf gemeinsamen Spaziergängen, sei es an den stillen Abhängen des Ilissos, wo Sokrates die Einsamkeit suchte, sei es im Oelwald und am Rand des Kolonos, oder auf den abgelegenen Höhen der alten Felsenstadt, welche den Ausblick auf Aegina gewähren. Wir beschäftigten uns mit den Worten der Dichter, gemeinsam bestrebt, ihnen ihr Innerstes abzulauschen und dafür den deutschen Ausdruck zu finden. Abends schrieben wir die Zeilen nieder und fanden in dieser Arbeit liebevoller Nachdichtung einen unerschöpflichen Reiz.« So entstand das Heftchen, das im Jahr 1840 unter dem Titel »Klassische Studien« erschien, von den beiden Nachdichtern der Königin Amalia gewidmet [5]). Es ist für C. charakteristisch, dass seine erste Veröffentlichung in poetischer Form erfolgte. Wie er es damals in einem Gedicht aussprach, fühlte er »in seinen Adern glühen doppelten Beruf«; doch während der Freund die Dichtkunst zur einzigen Muse erkor, trat bei C. die Erforschung des griechischen Alterthums immer mehr an die erste Stelle. Immerhin gilt auch für C., was Geibel von sich selbst sagt:

> Was ich bin und weiss, dem verständigen Norden verdank' ichs.
> Doch das Geheimniss der Form hat mich der Süden gelehrt.

Als im Laufe des Jahres 1839 die Familie Brandis nach Bonn zurückkehrte, blieb C., ebenso wie Geibel, in Athen, theils um seine Studien noch ungestörter fortsetzen zu können, theils in Erwartung einer hohen Freude. Zunächst begab er sich mit dem Jugendfreunde auf einen Ausflug nach der feingeformten Marmorinsel Paros und dem mächtigen Naxos, der »Akropole der Kykladen«. Es waren wonnige drei Wochen, die die beiden hier zubrachten; ihre Stimmung leuchtet noch durch den Vortrag über Naxos, den C. sieben Jahre später in Berlin hielt. Nach Athen zurückgekehrt, setzten die Freunde in gemeinsamer Wohnung nahe dem Lysikratesdenkmal angesichts der Akropolis ihre Studien und einen lebhaften Verkehr mit anderen Deutschen fort, bis im Frühjahr 1840 die Erfüllung jener Hoffnung eintrat. In den ersten Tagen des April traf Karl Otfried Müller, von seinem älteren Schüler Adolf Schöll und dem Jenenser Professor Göttling begleitet, in Athen ein. Ueberglücklich schreibt C. an seine Eltern: »Er war zuerst zu mir gekommen und hat sich mir gleich auf eine Weise hingegeben, die mich wahrhaft rührt. Den ersten Tag hatte ich freilich viel Angst; als ich sah, wie er die Sachen anfasste, mit welcher Fülle von Geist und Wissen er das Kleinste an seinen Ort zu bringen wusste, fühlte ich mich ganz vernichtet und zerschlagen — aber seine milde Freundlichkeit hat mich bald ganz anders zu

[5]) Bonn, Weber, 1840.

ihm gestellt; er betrachtete mich gleich als ganz zu den Seinen gehörig ... Unsere Mahlzeiten sind prächtig, wahre attische Symposia. Müller kann dann so ganz unbefangen und lustig sein. O wie sind die Professoren so anders auf den Kathedern und auf der Reise; es ist wirklich ein besonderes Glück, dass ich dies hier so oft erfahren habe.«

Bald bereiste C. mit Müller und Schöll von neuem die »dorische Insel des Pelops«, und der Lehrer ehrte den Schüler, dessen hervorragende Anlage für historisch-geographische Forschung ihm nicht entgehen konnte, durch den Antrag, für seine allgemeine Geschichte der Hellenen als einleitendes Werk die Beschreibung des griechischen Landes zu liefern. Der Plan sollte freilich in dieser Gestalt nicht zur Vollendung kommen. In den heissen Sommermonaten begleitete der des Klimas gewohnte C. die beiden Reisegefährten auf jene verhängnissvolle Reise in die Bruthitze der von schimmernden Felswänden umstarrten Schlucht von Delphi, wo Müller's Lieblingsgott Apollon, auf dessen Schutz noch der bereits Erkrankte sicher rechnete, ihn mitten in der Arbeit mit seinen sengenden Strahlen zum Tode traf. Nur mit Mühe brachten die beiden Jüngeren den geliebten Lehrer nach Athen zurück, wo er am 1. August, bald nach der Ankunft, starb, um auf dem Felshügel Kolonos seine Ruhestätte und sein ragendes Mal zu erhalten[6]). Es war ein ergreifender Abschluss von C.'s athenischem Aufenthalt, der dem hinterbleibenden Schüler neue Pietätsaufgaben hinterliess. Im December desselben Jahres verliess er Athen, überwinterte in Rom, wo er die damaligen Leiter des archäologischen Instituts auf dem Capitol, Emil Braun und Wilhelm Abeken, kennen lernte, und kehrte im Sommer in die Heimath zurück.

Ein mehrjähriger Aufenthalt im klassischen Süden, vollends in dem eben erst der Freiheit und den Anfängen der Civilisation zurückgewonnenen Griechenland, war damals wie noch auf Jahrzehnte hinaus ein seltenes Glück für einen jungen Mann. Erst die verbesserten Verkehrsmittel und reichlichere Reisestipendien haben neuerdings dieselbe Gunst grösseren Kreisen jugendlicher Alterthumsfreunde vermittelt. Wenige werden unter ihnen sein, für die in gleichem Masse wie für den empfänglichen Sinn von E. C. der athenische Aufenthalt für das ganze weitere Leben und Schaffen Ziel und Richtschnur gegeben hätte. Das trat sogleich in der ersten Arbeit hervor. Es galt jetzt vor allem, die einst unterbrochenen akademischen Studien formell abzuschliessen. Nach kurzem Aufenthalt in der Heimath begab sich C. nach Berlin und, da er die Absicht hatte, sich in Halle zu habilitiren, dorthin, wo er in Böckh's Schüler M. H. Ed. Meier einen tüchtigen Kenner des attischen Staats- und Rechtslebens, wenn auch keinen Otfried Müller, fand. Am 22. December 1841, nunmehr bereits siebenundzwanzigjährig, erwarb er sich die Doctorwürde — sein Bruder Georg, damals Berliner Student, war unter seinen Opponenten — mit einer Abhandlung über die Häfen Athens[7]). Die richtige Benennung der drei Häfen des Piräeus zu finden, überliess er freilich dem trefflichen Bremer Ulrichs, einem der feinsten Topographen; dafür aber erkannte er richtig in dem beherrschenden Tafelberge der Halbinsel die Burg Munichia und stellte damit einen wichtigen Punkt in der Topographie Attikas fest.

Der junge Doctor gab bald den Gedanken sich in Halle zu habilitieren auf und siedelte nach Berlin über. Hier machte er zunächst am Joachims-

[6]) Alterthum und Gegenwart II, n. XVI: »Zum Gedächtniss an K. O. Müller«.
[7]) Commentatio de portubus Athenarum. Halle 1841.

thaler Gymnasium unter der Leitung des ausgezeichneten Schulmanns und Philologen August Meineke sein Probejahr durch, von diesem hochgeschätzt und in seinen Studien gefördert. Jedoch war es nicht C.'s Absicht, bei der Gymnasiallaufbahn zu bleiben, sondern schon im Jahre 1843 habilitirte er sich als Privatdocent an der Berliner Universität. Die Herausgabe der delphischen Inschriften, deren Entdeckung und Entzifferung Müller's Tod herbeigeführt hatten, deren Abschriften aber zum grössten Theil von C. selbst herrührten, war ein Werk der Pietät gegen den Lehrer, dessen Andenken das Buch geweiht ward[8]). Der Verehrung gegen Meineke giebt eine andere epigraphische Arbeit dieses Jahres[9]) Ausdruck, die mit dem charakteristischen Satze beginnt: »Nachdem ich Griechenland verlassen habe, sehe ich ein, dass ich nicht anders ausserhalb Griechenlands leben kann, als indem ich auch in der Heimath fortfahre, in Athen zu weilen«. Das Büchlein erschien zu Meineke's Geburtstag, dem 8. December.

Wenige Wochen darauf trat ein Ereigniss ein, das tief in C.'s ganzes Leben eingreifen sollte. Der bekannte Zoologe Professor Lichtenstein hatte den jungen Docenten, den er zufällig kennen gelernt hatte, dem wissenschaftlichen Verein empfohlen, der, auf Anregung der Prinzessin von Preussen ins Leben gerufen, allwinterlich den gebildeten Kreisen der Hauptstadt eine Reihe von Vorträgen in dem Saale der Singakademie vermittelte. Am 10. Februar 1844 sprach C. dort vor einem erlesenen Publikum über die Akropolis von Athen, ein Thema, das damals, namentlich seitens eines Augenzeugen, noch den vollen Reiz der Neuheit hatte[10]). Die anschauliche Darstellung der Oertlichkeit und ihrer Schicksale, der hohe Schwung der Begeisterung in der Schilderung der Meisterwerke eines Phidias, der poetische Hauch der mit der Erhabenheit des Gegenstandes wetteifernden Sprache ergriffen die ganze Zuhörerschaft, unter der sich Al. v. Humboldt, Böckh, Ritter befanden, und machten den tiefsten Eindruck auf die anwesende Prinzessin von Preussen, die Enkelin Karl August's, die alsbald gegen Humboldt den Wunsch aussprach, in diesem ideal angelegten Jüngling den Erzieher für ihren zwölfjährigen Sohn zu gewinnen. Die sogleich begonnenen Unterhandlungen führten zum Ziel, nachdem der Prinz von Preussen die engherzigen Vorstellungen, dass nur ein geborener Preusse zu solchem Amt berufen sei, zu Gunsten des freien Reichsstädters zurückgewiesen hatte[11]). Noch im Herbst desselben Jahres trat der nunmehr Dreissigjährige, mit dem Titel eines ausserordentlichen Professors ausgestattet, das verantwortliche Amt an, die Erziehung des künftigen Königs von Preussen zu leiten.

C. hat dies Amt sechs Jahre lang versehen. Seine specielle Aufgabe war, den Prinzen in der Geschichte und den klassischen Sprachen zu unterrichten und seine literarischen und ästhetischen Interessen zu wecken. Die Erfüllung dieser Aufgabe ist ihm völlig gelungen. Man hat wohl gesagt, dass gerade für die Natur des Prinzen ein nüchternerer, entschiedenerer, kräftigerer Erzieher noch mehr am Platze gewesen wäre; Lehrer und Zögling waren vielleicht zu ähnlich geartet. Aber jener hohe ideale Sinn, die warme Be-

---

[8]) Anecdota Delphica ed. E. C. Berlin, W. Besser, 1843.

[9]) Inscriptiones Atticae nuper repertae duodecim ed. E. C. Berlin, W. Besser, 1843: Postquam Graeciam reliqui, non aliter extra Graeciam vivendum esse intellexi, quam ut in patriam redux Athenis habitare pergerem.

[10]) Die Akropolis von Athen. Berlin, W. Besser, 1844.

[11]) Alterthum und Gegenwart III, S. 5 f.

geisterung für alles geistige Streben, das Mitempfinden mit den edelsten Kräften seiner Nation, die unwiderstehliche Liebenswürdigkeit seines Auftretens, genug, alle jene Eigenschaften, die dem späteren Kronprinzen, so wie er einmal war, den festen Platz in den Herzen seines Volkes erworben und ihm seinen Antheil an der Einigung der deutschen Stämme gesichert haben: sie verdankten ihre Entwickelung zum guten Theil den Lehren, dem Beispiel, der Einwirkung seines jungen Erziehers. Auch das lebhafte Interesse am griechischen Alterthum, das von C. auf den Prinzen überströmte, sollte in späterer Zeit reiche Frucht tragen. Dem Lehrer aber lohnte der Prinz mit der dankbarsten Anhänglichkeit, die er sein Leben lang treu bewahrte und bei jedem Anlass in herzlicher Weise kundgab. Nicht minder gut war das Verhältniss, in dem C. zu den Eltern und der Schwester seines Zöglings stand. »Die Lehrer«, so rühmt er selbst, »waren wie Freunde des Hauses.« In den schweren Zeiten des Jahres 1848, als der Prinz von Preussen als vermeintlicher Führer der Reaction den Hass des Volkes zu tragen hatte, theilte C. mit den Seinen das zurückgezogene Leben einer halben Verbannung, das wohl geeignet war, ihn noch fester mit der fürstlichen Familie zu verbinden. Er fand leicht ein dichterisches Wort des Trostes oder des muthigen Hinweises auf die Zukunft, wie in jenen prophetischen Versen, mit denen der Prinz Friedrich Wilhelm am Weihnachtsabend 1848 seinen Vater begrüsste:

Zur Ernte reif sind der Geschichte Saaten,
Die Eure Ahnen in dies Land gesenkt,
Und neue Bahnen winken Euren Thaten.
So habt nicht Ihr — so hat es Gott gelenkt.

Wir sehn auf Euch mit frohem Angesichte,
Verbannet sei, was Angst und Zweifel schuf.
O horchet auf! Es ruft die Weltgeschichte,
Und Hohenzollern höret ihren Ruf[12].

Der wechselnde Aufenthalt der prinzlichen Familie, bald in Berlin, bald in Babelsberg, hinderte eine regelmässige akademische Thätigkeit des jungen Professors, der aber seinerseits gern die Gelegenheit benutzte, noch diese oder jene Vorlesung bei Böckh, Ritter, Bopp zu hören, und eifrig die gemeinsamen Interessen mit seinem Bruder Georg, der seit 1846 in Berlin Privatdocent war, pflegte. Daneben betheiligte er sich an den Sitzungen der von Eduard Gerhard gegründeten archäologischen Gesellschaft, in deren erster Sitzung, am Winckelmannstage 1842, er in bedeutsamer Weise »über Erfolg und Hoffnung griechischer Ausgrabungen« sprach[13]. Auch lieferte er gelegentlich hübsche Beiträge zu Gerhard's Archäologischer Zeitung, so z. B. die Aufsätze »über städtische Wasserbauten der Hellenen« (1847) und »über die Märkte hellenischer Städte« (1848)[14], Proben und Vorläufer von Untersuchungen über glücklich gewählte Probleme aus der Geschichte griechischen Städtewesens und Städtebaues, wie sie C. auch später noch mit Vorliebe behandelte. Der vorhin schon erwähnte Vortrag über Naxos, 1846 in der Singakademie gehalten[15], wandte sich an ein grösseres Publikum. Aber die beste Zeit und

[12]) Alterthum und Gegenwart III, S. 6. Vergl. C. Curtius, Zur Erinnerung an E. C., S. 17.

[13]) Arch. Zeit. 1843 S. 47. Vergl. R. Schöne im Arch. Anzeiger 1897 S. 20 ff. über C.'s Thätigkeit in der archäologischen Gesellschaft.

[14]) Ges. Abhandlungen I, S. 117 ff. und S. 148 ff.

[15]) Naxos. Ein Vortrag im wissenschaftl. Verein zu Berlin am 21. Febr. 1846 gehalten. Berlin, W. Besser, 1846. Alterthum und Gegenwart III, n. XVII.

Kraft, die ihm sein Amt und das höfische Leben mit seinen Ansprüchen liessen, wandte C. an ein grosses Werk über den Peloponnes, das er in geduldiger Arbeit allmählich reifen liess und mit dem auch jene Themata in innerer Beziehung standen.

Im Jahre 1849 war die Erziehung des Prinzen Friedrich Wilhelm vollendet; C. hatte nur noch die erfreuliche und schöne Aufgabe, ihn auf die ihm selbst so liebe Universität Bonn zu geleiten und dort in die Studien einzuführen. Im nächsten Jahre schied er endgiltig aus diesem Verhältniss und kehrte nach Berlin zurück, um sich wieder ganz seiner akademischen Lehrthätigkeit und seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. So gelang bald der Abschluss des zweibändigen Werkes über den Peloponnes[16]. Der erste Band, dem Vater »zur Feier seiner fünfzigjährigen Amtsführung« dargeboten, erschien 1851, der zweite stärkere Band, Ritter und Brandis »zur Erinnerung an gemeinsame Wanderungen in Griechenland« gewidmet, schon im folgenden Jahre. Das Buch ist die reifste Frucht der von Ritter angebahnten historisch-geographischen Betrachtungsweise. Zugleich erinnert es überall an Müller's Auffassungen, wie es denn ja auch als eine Abschlagszahlung auf jenes Werk betrachtet werden kann, das einst Müller seinem Schüler übertragen hatte. Wir besitzen keine genauere, keine schönere, keine den charakteristischen Eigenthümlichkeiten des mannichfaltig gestalteten Bodens in gleichem Masse wie den wechselnden Eindrücken der geschichtlichen Ereignisse so gerecht werdende Beschreibung eines klassischen Landes. Man denke nur an die bald unsäglich trockenen, bald streng sachlichen, bald lebendiger schildernden, immer aber im Rahmen der Reisebeschreibung sich haltenden Werke Gell's, Dodwell's und des von C. mit Recht besonders hochgeschätzten Leake[17], um inne zu werden, dass C.'s Buch nicht nur eine abgerundete und zusammenhängende Gesammtdarstellung mit weitem Gesichtskreis bietet, sondern dass in ihm ein wirkliches Kunstwerk vorliegt. Der Reisende wird daran einen fast immer zuverlässigen Führer, der Forscher einen wahrhaft fördernden Exegeten schätzen, der Laie die Harmonie des anziehenden und abwechselungsreichen Stoffes mit der schönen Form bewundern. Der »Peloponnesos« ist C.'s schönste und vollendetste Arbeit geblieben. Mit Recht hat man an ein Wort Herder's über Winckelmann's Erstlingsschrift erinnert, dass »gewissermassen immer das erste Werk eines Menschen sein bestes sein wird. Er kann nachher an Reife, an Kraft, an Gelehrsamkeit und Kenntniss sehr gewinnen; seine Morgenröthe aber und erste duftvolle Jugendblüthe liefert er im ersten Werke.« C. selbst trug sich einige Zeit mit dem Gedanken, sein Buch durch eine ähnliche Schilderung Nordgriechenlands zu ergänzen; andere Arbeiten schoben sich dazwischen und haben diesen Plan allmählich zurückgedrängt.

Als noch am zweiten Bande des »Peloponnesos« gedruckt ward, trat C. am 10. Januar 1852 zum dritten Male vor das Publikum des wissenschaftlichen Vereins mit der berühmt gewordenen Rede über Olympia[18]. In seiner gehobenen Weise schilderte er die Rolle der Gymnastik im Leben der Hel-

---

16) Peloponnesos. Eine historisch-geographische Beschreibung der Halbinsel I. II. Gotha, J. Perthes, 1851. 1852.

17) Alterthum und Gegenwart II, n. XIX: »William Martin Leake« (Preuss. Jahrb. XXXVIII, 1876). Auch L. Ross' »Reisen und Reiserouten« und selbst Ulrichs' »Reisen und Forschungen« stehen an Weite der Gesichtspunkte und namentlich an Lebendigkeit der geographischen Auffassung zurück.

18) Olympia. Berlin, W. Hertz, 1852. Alterthum und Gegenwart II, n. VIII.

lenen und zauberte an der Hand des alten Führers Pausanias und mit Hülfe eigener Lokalkenntniss ein Bild der Stätte der olympischen Spiele, ihrer Tempel, ihres Statuenwaldes, ihres Festtreibens vor den Seelen der Zuhörer empor. Er schloss mit der Schilderung des Untergangs all dieser Herrlichkeit, erwähnte Winckelmann's Plan, hier Ausgrabungen zu veranstalten und die bald abgebrochenen Grabungen der Franzosen während des griechischen Befreiungskrieges: »man hörte auf zu suchen, ehe man zu finden aufgehört hatte. Von neuem wälzt der Alpheios Kies und Schlamm über den heiligen Boden der Kunst und wir fragen mit gesteigertem Verlangen: wann wird sein Schoss wieder geöffnet werden, um die Werke der Alten an das Licht des Tages zu fördern? Was dort in der dunklen Tiefe liegt, ist Leben von unserm Leben. Wenn auch andere Gottesboten in die Welt ausgezogen sind und einen höheren Frieden verkündet haben, als die olympische Waffenruhe, so bleibt doch auch für uns Olympia ein heiliger Boden und wir sollen in unsere, von reinerem Lichte erleuchtete Welt herübernehmen den Schwung der Begeisterung, die aufopfernde Vaterlandsliebe, die Weihe der Kunst und die Kraft der alle Mühsale des Lebens überdauernden Freude.«

Die Worte entzündeten ein Feuer der Begeisterung. König Friedrich Wilhelm IV. hatte alsbald ein Scherzwort bereit, er möchte sich gleich selbst mit dem Sammelbecken an die Thür des Saales stellen. Aber wie hätte in jener lahmen, mattherzigen Zeit ein solches Werk in Deutschland zu Stande kommen können? Als im folgenden Jahre Ludwig Ross einen Aufruf zu Beiträgen für eine Ausgrabung in Olympia erliess, gingen insgesammt 787 Mark ein[19]). Anträge, von C. selbst im Verein mit Karl Ritter und Bötticher gestellt, »strandeten auf den Sandbänhen der Bureaus« oder scheiterten bei dem drohenden Ungewitter des Krimkrieges. Es mussten erst andere Zeiten über Deutschland aufgehen, ehe der Enthusiasmus sich in That umsetzen konnte.

Etwa um dieselbe Zeit erhielt C. einen anderen Auftrag, der ihn in nähere Beziehung zur Berliner Akademie der Wissenschaften brachte. Im December 1851 war Johannes Franz gestorben, der die einst von Böckh begonnene Sammlung der griechischen Inschriften fortgesetzt und bis zum Ende des dritten Bandes geführt hatte. Der Schlussband, eine Art Nachlese, war wohl von ihm vorbereitet worden, bedurfte aber noch einer schliesslichen Redaction. Diese unerfreuliche Arbeit ward auf Böckh's und Gerhard's Empfehlung von der Akademie dem in griechischer Epigraphik bereits erprobten Curtius übertragen, der seinen Theil daran — die christlichen Inschriften bearbeitete später Kirchhoff — in langsamem Fortschritt bis zum Jahre 1855 beendigte[20]). Es ist wohl unter allen seinen Arbeiten diejenige, die am wenigsten seiner Natur entsprach und am meisten Entsagung von ihm forderte. Der beste Lohn war seine Wahl zum Mitglied der Akademie im Jahre 1853. Die grosse Abhandlung »zur Geschichte des Wegebaues bei den Griechen«, mit der er sich dort einführte, reich an Thatsachen und Ideen, setzte die älteren verwandten Arbeiten auf diesem Grenzgebiet von Antiquitäten und Kunst in trefflichster Weise fort[21]).

---

[19]) Ausgrabung beim Tempel der Hera unweit Argos. Ein Brief von Prof. A. Rizo Rangabé in Athen an Prof. Ross in Halle. Halle 1855. 262 Th. 10 Sgr.! Die Summe ward auf die im Titel dieser Schrift bezeichnete Ausgrabung verwandt.

[20]) Corpus inscriptionum Graecarum. Vol. IV edd. E. Curtius et A. Kirchhoff. Berlin 1877.

[21]) Abhandl. d. Akad. d. Wiss. 1854, S. 211—303. Ges. Abhandl. I, 1—116.

In dieser Arbeit finden sich gelegentlich Anknüpfungen an Karl Bötticher, dessen »Tektonik der Hellenen« in jener Zeit ihren Abschluss erhielt. Voller und deutlicher tritt diese Einwirkung in der Rede zum Schinkelfest »über die Kunst der Hellenen«, die C. am 13. März 1853 im Architektenverein hielt, zu Tage[22]). Dem jüngeren Geschlecht erscheint es meistens unfassbar, dass jenes schwerfällige, aber hochbedeutende Erzeugniss mühsamster Geistesarbeit eines von Schinkel und Otfried Müller begeisterten Autodidakten damals auf die besten Forscher einen solchen Einfluss ausüben konnte. Es ist ja freilich leicht, Bötticher's Ansichten von der Parthenogenesis und der bloss in Verfall bestehenden Entwickelung der griechischen Baukunst als durchaus unhistorisch und unhaltbar zu erkennen, wie sie denn auch durch die neueren Entdeckungen und Forschungen völlig widerlegt sind. Aber die von Bötticher zuerst begründete Anschauung von der Bedingtheit des Tempelbaues durch den Cultus und vor allem sein Grundgedanke, dass das eigenthümliche Merkmal griechischer Baukunst und griechischer Kunst überhaupt in dem Streben nach einer Uebereinstimmung von Inhalt und Form bestehe (»des Körpers Form ist seines Wesens Spiegel; durchdringst du sie, löst sich des Räthsels Siegel«), dieser Gedanke birgt eine tiefe Wahrheit in sich, und dieser, die seinem eigenen philosophischen und künstlerischen Empfinden ganz sympathisch war, ist C. bis zum Ende seines Lebens treu geblieben.

Eine eigenthümliche Untersuchung jener Zeit mag hier noch Erwähnung finden, die symbolische Deutung des Harpyienmonuments von Xanthos und seiner beflügelten »eileibigen« Todesgöttinnen. C. trug sie in der Winckelmannssitzung der Archäologischen Gesellschaft vom 9. December 1854, der letzten, der er für längere Zeit beiwohnte, vor[23]). Er hat an der Deutung der Eiform als eines Keimes neuen Lebens, mit anderen Worten der Unsterblichkeit, auch mannichfachem Widerspruch gegenüber immer treu festgehalten.

Die trockene Arbeit an der Inschriftensammlung fiel mit der Zeit zusammen, in der C. sich seinen Hausstand begründete. Seiner Ehe mit der Wittwe seines Freundes und Verlegers Besser, Auguste geborenen Reichhelm (ihre jüngere Schwester Amalie war die Frau seines Bruders Georg), entspross ein Sohn, Friedrich, bei dem Prinz Friedrich Wilhelm die Pathenstelle übernahm. Jedoch überlebte die Mutter die Geburt des Sohnes nicht lange. Einige Zeit darauf heirathete C. seine Schwägerin Clara Reichhelm, die fortan alle seine Interessen und Arbeiten theilte und zusammen mit dem Gatten in dem zunächst recht bescheidenen Hauswesen in der Linkstrasse freundliche Gastlichkeit übte.

Inzwischen hatte das Buch über den Peloponnes die Aufmerksamkeit der Leiter der Weidmann'schen Buchhandlung in Leipzig, Karl Reimer und Salomon Hirzel, auf den Verfasser gelenkt. Seit einigen Jahren gab diese Buchhandlung unter der Leitung der Philologen Haupt und Sauppe eine Sammlung von Ausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen heraus, die bestimmt waren, das Interesse an den Klassikern über die Schule hinaus in weiteren Kreisen zu erhalten oder zu beleben. Karl Reimer, der älteste Sohn des berühmten Berliner Buchhändlers Georg Reimer, des Freundes Schleiermacher's, war eine der bedeutendsten, durch-

[22]) Berlin, W. Hertz, 1853. Alterth. u. Gegenw. I, n. V.

[23]) Arch. Zeitung 1855, S. 1 ff. Ges. Abh. II, 164 ff. — Curtius hatte auch 1852 das 12. Winckelmannsprogramm für jene Gesellschaft verfasst: »Herakles der Satyr und Dreifussräuber, ein Vasenbild« (Ges. Abh. II, 215 ff.).

gebildetsten und energischsten Persönlichkeiten unter den vielen bedeutenden Verlegern, deren sich Deutschland damals rühmen konnte. Es war sein eigenster Gedanke, jene Sammlung von Klassikerausgaben durch eine Reihe von Handbüchern zu ergänzen, für die er die geeigneten Verfasser ganz nach eigenem Urtheil auswählte. Wie er sich für die römische Geschichte Theodor Mommsen, seinen späteren Schwiegersohn, ausersah, so übertrug er die griechische Geschichte dem Verfasser des »Peloponnesos«. Das war die C.'s Geschmack und Anlage ganz zusagende Aufgabe, der er sich neben der halbmechanischen Arbeit an den Inschriften widmen konnte und auf die er sich auch durch Vorlesungen über alte Geschichte rüstete.

Aus den Vorbereitungen zu dem Geschichtswerk ging die kleine Untersuchung über die Urgeschichte der Ionier hervor, seinem Bruder Georg gewidmet[24]). Wie einst Otfried Müller den dorischen Stamm in den Mittelpunkt der griechischen Völkergeschichte gestellt hatte, so erschienen nun dem Schüler die Ionier als der eigentlich belebende Theil des griechischen Volkes. Er wies mit Lepsius' Hilfe ihr Vorkommen schon in alten ägyptischen Urkunden nach, und indem er ihre ursprüngliche Heimath nicht auf der europäischen, sondern auf der asiatischen Seite des ägäischen Inselmeeres suchte, sie von da nach der europäischen Küste übersiedeln und von hier erst später die sogenannte »ionische Wanderung«, seines Erachtens eine Rückwanderung in die alte Heimath, antreten liess, glaubte er die Lösung vieler räthselhafter Erscheinungen gefunden oder wenigstens richtig angebahnt zu haben. Die Bedeutung der Untersuchung zeigte sich in dem eifrigen Kampfe, der sich über diese Frage entspann. Die heutige Forschung ist zu wesentlich abweichenden Ergebnissen gelangt, Curtius selbst hat mit geringen Aenderungen an seiner Ansicht festgehalten.

Mit der Abhandlung über die Ionier und der Beendigung seines Antheils an der Sammlung der griechischen Inschriften schloss C.'s erste Berliner Zeit. Als um Neujahr 1855 wenige Tage nach einander die beiden Vertreter der klassischen Philologie in Göttingen, Karl Friedrich Hermann und Friedrich Wilhelm Schneidewin, gestorben waren, wurden an ihre Stelle C. und Hermann Sauppe berufen. C. hatte wohl eine kurze Zeit lang gehofft, dort zusammen mit seinem Bruder Georg wirken zu können. So innig das Verhältniss zwischen beiden Brüdern war und so gut sie einander verstanden, so wichen sie doch in den Gebieten ihrer Studien und in der Art wissenschaftlicher Arbeit so stark von einander ab, dass es fraglich erscheinen muss, ob sie ganz an einem Strange gezogen haben würden[25]). Auch wäre die Philologie im engeren Sinne, die kritisch-exegetische Behandlung der Literaturdenkmäler, dabei nicht ganz zu ihrem Rechte gekommen. Für C. hatte der Ruf nach Göttingen noch den besonderen Reiz, dort die Traditionen seines geliebten Lehrers Otfried Müller fortsetzen zu können. War auch für die Archäologie, die Müller einst mit grossem Glanz und Erfolg vertreten hatte, in Friedrich Wieseler bereits ein eigener Lehrer vorhanden, so blieben doch genug Fächer übrig, in denen C. in engem Bunde mit Sauppe eine reiche Wirksamkeit entfalten konnte. Als ordentlicher Vertreter seiner Wissenschaft

---

[24]) Die Ionier vor der ionischen Wanderung. Berlin, W. Hertz, 1855. Vgl. den Aufsatz »Wie die Athener Ionier wurden« im Hermes XXV, 1890, S. 141 ff. Ges. Abh. I, 380 ff.

[25]) Mit den Studien des Bruders berühren sich, obschon sehr verschieden in Art und Ziel, einige onomatologische Aufsätze: Namen der Vorgebirge (1861), Personennamen (1870), Flussnamen (1888); wieder abgedruckt Ges. Abh. I, 477 ff.

hatte er eine weit grössere Freiheit, sich in den ihm genehmen Lehrfächern auszubreiten, als in Berlin, wo er als Extraordinarius genöthigt gewesen war, mehr die von den älteren Collegen gelassenen Lücken auszufüllen. Unter seinen Vorlesungen stand die über alte Länder- und Völkerkunde als anziehend und anregend obenan. Hier konnte C. seine im »Peloponnesos« bewiesene Stärke entfalten. Die Zuhörer »nahmen daraus einen weiten und lebendigen, auf Anschauung aller Art gegründeten Begriff von dem griechischen Alterthum mit ins Leben hinaus, wie man ihn vielleicht auf keiner zweiten Universität in einer einzelnen Vorlesung übermittelt bekam«[26]. Hier zeigte sich am besten, wie C. die Philologie als Wissenschaft vom Leben der alten Welt auffasste[27].

Neben den Vorlesungen und Uebungen ging ein sehr lebhafter Verkehr mit den Studenten her; für viele Göttinger Schüler ist die dankbare Erinnerung an den Lehrer unzertrennlich von der an den angeregten Verkehr des gastlichen Hauses, in dem neben dem Gatten auch die Frau des Hauses den jungen Leuten nahe trat. Mit Recht gilt die Göttinger Zeit als der Höhepunkt von C.'s akademischer Wirksamkeit. Dass es in der geschlossenen Gelehrtenrepublik der kleinen Stadt auch sonst an vielfachem belebten Verkehr mit den Collegen nicht fehlte, versteht sich von selbst; Sauppe, Waitz, Em. Herrmann mögen besonders genannt sein.

Zwölf Jahre umspannt C.'s Göttinger Lehrthätigkeit. Das wissenschaftliche Hauptwerk dieser Zeit ist seine »Griechische Geschichte«, deren erster Band 1857, der dritte und letzte zehn Jahre später erschien. Zwei Jahre vorher, 1855, war das monumentale Werk des englischen Bankiers und Politikers George Grote, die zwölfbändige History of Greece, zum Abschluss gekommen und hatte auch in Deutschland den lebhaftesten Anklang gefunden. Grote hatte die griechische Geschichte in ihren literarischen Quellen gründlich erforscht, hatte sie mit dem praktischen Blick des geübten Politikers aufgefasst und sich seinen vorgeschritten liberalen Ansichten gemäss in seiner Beurtheilung der Thatsachen ganz auf den Standpunkt der athenischen Demokratie gestellt. Ausser den politischen Verhältnissen hatte er wohl auch die Literatur und theilweise die Religion der Griechen mit in den Kreis seiner Betrachtung gezogen; aber weder war ihm die Bedeutung der Inschriften klar geworden, noch besass er eine eigene Kenntniss des Schauplatzes der griechischen Geschichte, und dass die Kunst eine nicht unbedeutende Rolle in der Bildung der Hellenen gespielt hat, erfährt man, obschon Grote den Elginschen Marmorwerken so nahe wohnte, nur in flüchtigen Andeutungen.

C. fühlte sich in starkem Gegensatz zu seinem Vorgänger schon durch den aristokratischen Standpunkt, auf den er sich in der Beurtheilung der griechischen Verhältnisse stellte. Grote's Stärke, der scharfe politische Blick, fehlte ihm freilich; dafür hatte er eine genaue Kenntniss der so überaus wichtigen inschriftlichen Quellen, der sichersten Urkunden für eine genaue

[26]) Philippi in den Grenzboten 1896, III, 175. Wenn diese Vorlesung später in Berlin so wenig Anklang fand, dass Curtius sie zuletzt ganz aufgab, so lag das wohl in erster Linie an der heutigen Abkehr der geographischen Wissenschaft von Ritter's Betrachtungsweise und ihrem Uebergang zu rein naturwissenschaftlicher Behandlung, daneben aber auch an der zum Unheil der Philologie neuerdings vielfach wieder einreissenden Beschränkung der Studenten auf die sprachlichen, grammatischen, literarischen Seiten des Alterthums.

[27]) Vgl. besonders die Göttinger Rede über »Das Mittleramt der Philologie« (1857): Alterthum und Gegenwart I, n. I.

Kenntniss der Thatsachen und Verhältnisse, vor Grote voraus. Worauf C. es aber vor allem absah, das war der alte Plan Otfried Müller's, ein Gesammtbild der griechischen Cultur in ihrer Entwickelung zu geben. So begegnen wir sofort den farbenreichen Schilderungen der griechischen Landschaften, die einen Glanzpunkt seiner Darstellung bilden; auch bei den einzelnen Stadtbildern, bei den Schilderungen der historischen Schlachtfelder und anderer merkwürdiger Oertlichkeiten zeigt sich die gleiche Meisterschaft. Die Hauptrichtungen und Hauptträger der Poesie und der Prosaliteratur treten uns in ebenso abgerundeten Gestalten entgegen, wie die Erscheinungen der griechischen Kunst in glänzenden Bildern an uns vorüberziehen, am glänzendsten natürlich in der Schilderung des perikleischen Athen. Auch die Entwickelung der griechischen Religion erhält bald zusammenhängende Behandlung, bald flüchtigere Streiflichter. In der politischen Geschichte sind es vielleicht allzu sehr die allgemeinen, so zu sagen sittlichen Gesichtspunkte, und andererseits die Charakterbilder der einzelnen leitenden Persönlichkeiten, die den Leser fesseln, während eine scharfe und unparteiische Betrachtung der eigentlich politischen Verhältnisse und Entwickelungen eher vermisst wird. C. war wohl ein warmer Patriot, aber kein Politiker.

Man würde ihm aber nicht gerecht werden, wollte man in ihm und seinem Werk nur den Gelehrten, nicht auch den Dichter suchen. Beide Seiten sind bei ihm untrennbar. Die trockene und selbstverleugnende Arbeit mühsamer Quellenkritik ist nicht seine Sache; vor seinem poetischen Blick gestalteten sich sofort die einzelnen Bruchstücke der Ueberlieferung zu einem Ganzen. Züge, welche sich diesem Bilde nicht fügen, verblassen, und was in das so im ganzen Erschaute hineinpasst, prägt sich wie von selbst zu lebendigen Strichen aus. Ein energisches Aufräumen mit haltloser Tradition liegt C. fern; lieber sucht er auch in geringer Ueberlieferung noch ein etwa brauchbares Körnchen Wahrheit. In den Heroensagen erblickt er den Niederschlag alter geschichtlicher Erinnerungen, in den epischen Schilderungen werthvolles historisches Gut. Zu Combinationen und Ergänzungen der überaus lückenhaften und zerbröckelten Ueberlieferung durch eine intuitive Phantasie fordert in der That die Vielgestaltigkeit des Bodens und der Volksstämme Griechenlands auf. Hier fehlt es an jenem einheitlichen Zuge, der die römische Entwickelung charakterisirt; dafür fühlt sich ein nachschaffender Geist überall angeregt, Verbindungsfäden zu ziehen zwischen der Mannichfaltigkeit der Einzelerscheinungen.

Die Erforschung des griechischen, besonders des attischen Rechts war damals noch nicht so weit gefördert, wie, grossentheils zufolge neuerer Entdeckungen, heutzutage. So konnte das Staatsrecht als ein viel geringerer Factor der griechischen Geschichte erscheinen, als es in der That der Fall ist. »Was die Römer für das Recht, das sind die Hellenen für Wissenschaft und Kunst gewesen«, sagt C. einmal. So trat denn an die Stelle des festen Rechtes die Mannichfaltigkeit und Tiefe der geistigen Schöpferkraft der Hellenen auf den Gebieten der Poesie, der Philosophie, der Künste, Gebieten, welche mehr zu einer warmen, anschaulichen, mit dem Herzen folgenden Schilderung, wie sie C.'s Natur entsprach, einluden. Er mag wohl den allgemeingiltigen Werth der griechischen Geschichte weniger in den einzelnen politischen Institutionen der kleinen Staaten und in ihren kriegerischen Ereignissen als in der Gesammtheit des idealen Erbes erblickt haben, das das Volk der Hellenen der Menschheit hinterlassen hat. Der Massstab, der an

die politischen Verhältnisse und Personen gelegt wird, ist mehr moralischer oder ästhetischer Art. Ephoros und seine Nachfolger haben stärkeren Antheil an dieser Behandlung der griechischen Dinge, als etwa Thukydides oder eine auf Niebuhr's Pfaden wandelnde Geschichtsforschung.

Mit dem Untergang der griechischen Selbständigkeit bei Chäroneia endigt für C. die griechische Geschichte; mit Athens Niedergang, mit dem Scheitern von Demosthenes' Plänen erlischt das Hellenenthum, für welches sein Herz warm schlägt. Nicht einmal Alexander der Grosse, mit dem Grote abschliesst, geschweige denn die Kämpfe und die neuen Staatsbildungen der Diadochenzeit, in denen einst Droysen die Hellenisirung der antiken Welt und die Bereitung des Bodens für die neue Weltreligion erblickt und nachzuweisen gesucht hatte, haben C.'s Darstellungskunst reizen können; denn die geistigen und materiellen Mächte, die hier zur Geltung kommen, halten sich nicht mehr auf der idealen Höhe reinen Griechenthums. Aber der hohen Verehrung und Dankbarkeit gegen den geistigen Reichthum und eben jene ideale Kraft der Hellenen, welche die jetzt allmählich absterbende Generation unseres Volkes nicht zu ihrem Schaden beseelte, entsprach völlig eine solche idealisirende Auffassung, als deren begeisterter Herold C. dastand. Und nicht am wenigsten wirkte dabei seine rhythmische und gehobene Sprache. Mochte ihr Schwung auch etwas allzu gleichmässig sich überallhin verbreiten, immer ist, wie jeder anerkennen muss, die Wärme von C.'s Begeisterung echt, ebenso wenn sie hohen Preis spendet, wie wenn sie sich zu elegisch weicher Stimmung senkt. So tritt uns der Verfasser als edler, warm empfindender Freund der Hellenen und alles Hellenischen nahe, und wir verspüren in der ganzen Anschauung wie in deren Ausdrucksform etwas von jener poetischen Stimmung ewiger Jugend, die C. immer eigen blieb und ihn so liebenswerth machte, die namentlich in den Seelen einer ideal gesinnten Jugend stets eine empfängliche Stätte gefunden hat und auch weiter finden möge! Sein Buch, die erste von einem Deutschen geschriebene Geschichte Griechenlands, hat sich denn auch einen festen Platz im historischen Hausschatz unseres Volkes erworben. Sechs Auflagen des Originals legen davon Zeugniss ab, und Uebersetzungen in die anderen Kultursprachen zeigen, wie hoch auch bei den Nachbarvölkern C.'s griechische Geschichte geschätzt wird[28]).

In die Göttinger Zeit fallen auch noch die Anfänge einer andern Studienreihe, die C. bis an sein Ende als eine rechte Lebensaufgabe betrachtete und förderte, die Arbeiten über die Stadtgeschichte Athens. Im Frühjahr 1862 verband er sich mit zwei Berliner Freunden und Genossen in der Verehrung Schinkel's, dem schon genannten Karl Bötticher und dem Architekten Heinrich Strack, der einst ebenfalls dem Prinzen Friedrich Wilhelm Unterricht ertheilt hatte, zu einer gemeinsamen Reise nach Athen, das er nach zweiundzwanzig Jahren zuerst wiedersah. C. und Bötticher reisten mit Unter-

[28]) Bd. I erschien zuerst 1857, Bd. II 1861, Bd. III 1867, die sechste Auflage 1887 bis 1889. Das wiederholte Durcharbeiten des Buches für neue Auflagen war eine Curtius wenig zusagende Arbeit. »Band 1 und 2«, schrieb er 1879 einem jüngeren Freunde, «habe ich mit allem Eifer neu durchgeackert, aber nun ist meine Geduld zu Ende . . . . Den beiden grossen Männern Epaminondas und Demosthenes glaube ich gerecht geworden zu sein . . . . Wo, was soll ich denn ändern? Besser machen kann ich es doch nicht.« — Es giebt eine englische Uebersetzung von A. W. Ward (1870 ff.), eine italienische von Gius. Müller und Gaet. Oliva (1876 ff.), eine französische von Bouché-Leclerq (1880 ff.). — Spätere Studien zur griechischen Geschichte (Studien zur Geschichte von Korinth; der Seebund von Kalauria; die Griechen in der Diaspora) s. in den Ges. Abh. I, 163 ff.

stützung der preussischen Regierung, Strack schloss sich ihnen auf eigene Hand an. Während Bötticher an den Bauwerken der Akropolis eingehende Untersuchungen anstellte, deren Ergebnisse sich nachträglich fast alle als unhaltbar erwiesen haben; während Strack, an frühere Studien anknüpfend, die erfolgreiche Aufdeckung des Dionysostheaters am Südabhange der Burg begann, richtete C. seine Aufmerksamkeit auf allgemeinere Fragen athenischer Topographie, unterstützt durch den Major im grossen Generalstabe v. Strantz, dessen Mitwirkung C. dem wissenschaftlichen und persönlichen Interesse des Generals v. Moltke verdankte.

Auf den westlichen Felshöhen, die die Stadt Athen von der Küstenebene scheiden, da wo C. einst mit Geibel dichtend gewandelt war, hatte sein Lehrer Welcker, einem Gedanken von Ulrichs folgend, in dem aufgemauerten Halbrund, in dem man die Stätte der athenischen Volksversammlung, die Pnyx, zu erblicken pflegt, ein altpelasgisches Heiligthum, den Felsaltar des höchsten Zeus, erkannt. Ausgrabungen, die C. hier vornehmen liess, führten ihn zu dem gleichen Ergebniss, der Ansetzung einer Altarterrasse aus grauer Urzeit. Indem er sodann die über den Felsboden zerstreuten Spuren zahlreicher Gebäude auf die uralte Kranaerstadt deutete, gewann er in dieser westlichen Felsenstadt einen der ältesten Theile der athenischen Stadtanlage und wagte von hier weite Blicke in die Urgeschichte des Landes.

Das zweite Ziel seiner Studien war, die Reste, den Umfang, die Form der Stadtmauer und damit der Begrenzung der Stadt Athen zu ermitteln. Hier erwies sich die Hülfe des Generalstabsofficiers als besonders erspriesslich. Dieser Theil der Forschungen, auf sichrerem Boden gegründet, hat sich denn auch als ein festerer Besitz der Wissenschaft erwiesen, als jener erste Theil, in dem die Deutung und chronologische Fixirung der gefundenen Spuren zu unsicher, der freien Combination zu grosser Spielraum gelassen war.

An dritter Stelle waren die Untersuchungen der Geschichte des athenischen Marktes, richtiger der athenischen Märkte in ihrer Entwicklung und zeitlichen Abfolge gewidmet. Hier trat C.'s Gabe nachschaffender Reconstruction, unter steter Verbindung der Oertlichkeit mit dem Zwecke der Anlagen und dem Treiben auf den Plätzen, von neuem in helles Licht. So vielbestritten auch noch viele Fragen der athenischen Markttopographie sind, so bezeichnet doch C.'s Untersuchung einen grossen Fortschritt gegenüber den Forschungen Leake's und seiner Nachfolger.

Ganz erfüllt von den Ergebnissen seiner Studien auf dem Boden des geliebten Athen, begann C. alsbald mit deren Bearbeitung und Veröffentlichung in den Abhandlungen der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, der er schon seit dem Beginn seiner Göttinger Thätigkeit angehört und für die er bereits 1859 die Abhandlung »über griechische Quell- und Brunneninschriften« als Gratulationsschrift zu dem hundertjährigen Jubelfeste der bayerischen Akademie verfasst hatte[29]. Die »attischen Studien« erschienen in den Jahren 1862 und 1865[30], wenige Jahre später ergänzt durch die »Sieben Karten zur Topographie von Athen« (meistens auf grund der Aufnahmen von Strantz). Der begleitende »erläuternde Text« gibt bereits,

---

29) Abh. d. Ges. der Wiss. zu Göttingen, Bd. VIII.

30) Ebenda Bd. XI (Pnyx und Stadtmauer) und XII (Der Kerameikos und die Geschichte der Agora von Athen), wieder abgedruckt Ges. Abh. I, 289—379. Ueber die alte und die neue Agora hatte Curtius schon 1856 auf der Hamburger Philologenversammlung einen Vortrag gehalten.

auf den Zusammenhang und das Ziel dieser Studien hinweisend, eine gedrängte Skizze der städtischen Entwickelung Athens, die neu gewonnenen Resultate mit den Ergebnissen anderweitiger Forschungen verbindend [31]).

Wohl der populärste Theil von C.'s Göttinger Wirksamkeit waren die Festreden, die er alljährlich am Geburtstage des Königs von Hannover (4. Juni) und auch sonst bei festlichen Anlässen, wie der Schillerfeier im Jahre 1859, zu halten hatte. Eine erste Sammlung »Göttinger Festreden« erschien 1864; sie ist später aufgegangen in den ersten Band von »Alterthum und Gegenwart« [32]). Es ist ein eigener Stil festlicher Prunkrede, den C. sich ausgebildet hat. Reich an Gedanken, voll schöner Bilder, in stets schwungvoller Sprache, nie zu lang ausgesponnen, waren die Reden wohlgeeignet, die zur Feier versammelten Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen in eine gehobene Feststimmung zu versetzen. Besonders bezeichnend für C. sind die Reden über die Idee der Unsterblichkeit bei den Alten (1861) und über die Freundschaft im Alterthum (1863). Natürlich steht der Gegenstand meistens im Zusammenhang mit dem Alterthum, namentlich dem griechischen. Bald sind es mehr allgemeine Gedanken und Betrachtungen, bald dient ein antiker Brauch, ein alter Ausspruch, ein religiöser Glaube zum Ausgangspunkt; doch fehlt selten eine Beziehung auf die Gegenwart.

Diese Gegenwart schloss nun aber das Jahr 1866 in sich, in dem C.'s lebhaft preussisch fühlendes Herz, so viele Gesinnungsgenossen er auch unter den Collegen hatte, doch inmitten der hochgehenden Wogen des unterliegenden Welfenthums peinlich berührt werden musste. Einen abgeklärten, aber sehr starken Nachhall fand diese Lage in der Festbetrachtung des nächsten Jahres über »die patriotische Pflicht der Parteinahme«. Curtius geht von der Bestimmung Solons aus, dass ein Bürger, welcher in Zeiten der Bewegung parteilos bleibe, sein Bürgerrecht verwirke und ehrlos sein solle. Die Rede verweilt zunächst fast ganz in Athen und hält sich in den Geleisen akademischer Betrachtung. Aber überall leuchtet die jüngste Vergangenheit hindurch. »Die Frage nach der Berechtigung des Theils dem Ganzen und des Kleinen dem Grossen gegenüber zieht sich durch die ganze Geschichte der Hellenen hindurch; ihre praktische Lösung haben nur die Athener versucht, und ihre unvergessliche Heldenzeit beruht darauf, dass nach Misslingen aller föderativen Einrichtungen der eine kleine Staat für sich allein die Aufgabe übernahm, welche der Gesammtheit oblag.« ... »In staatlicher Gemeinschaft kommt das Volk zum vollen, ruhigen Selbstbewusstsein, zum inneren Frieden wie zur äusseren Geltung; sie hebt die Menschen durch hohe und mannichfaltige Pflichten; sie öffnet allen Kräften der Nation den weitesten Spielraum; sie bietet erst den ganzen Segen eines wahren Vaterlandes. Desshalb zieht auch durch die Völker alter und neuer Zeit eine geheime Macht zu einem solchen Ziel als ihrer wahren Bestimmung hin, und es kommt für

---

[31]) Gotha, J. Perthes, 1868.

[32]) Die Themata der Junireden lauten (mit Berichtigung der im neuen Abdruck vielfach falschen Jahreszahlen): 1856 der Wettkampf; 1857 das Mittleramt der Philologie; 1858 der Weltgang der griechischen Kultur; 1859 Wort und Schrift; 1860 die Bedingungen eines glücklichen Staatslebens; 1861 die Idee der Unsterblichkeit bei den Alten; 1862 das alte und neue Griechenland; 1863 die Freundschaft im Alterthum; 1864 die Unfreiheit der alten Welt; 1866 der historische Sinn der Griechen; 1867 die patriotische Pflicht der Parteinahme; 1868 Rom und die Deutschen.

ihr Heil alles darauf an, dass die rechte Zeit engerer Einigung nicht versäumt und der einzig mögliche Weg nicht eigensinnig verschmäht werde.« Wer den Fanatismus kennt, mit dem in jenen Tagen Göttinger Damen an dem Parteitreiben sich betheiligten, der versteht auch die lange Ausführung über die Stellung der Frau zur Politik, und findet die ernste Mahnung an die Zuhörerinnen gerechtfertigt: »Gewiss findet jede edle Frau von selbst die Schranke des Gebiets, auf welchem ihr Einfluss mitbestimmend sein soll, und am sichersten wird sie wissen, dass dort ihre Stelle nicht ist, wo giftiger Groll und Bruderhass genährt wird. . . . Die Frauen können am meisten dazu beitragen, Unfrieden zu verbreiten, Freundschaften zu zerstören und krankhaften Verstimmungen einen chronischen Charakter zu geben; sie können den Keim des Uebels, an dem Völker zu Grunde gehen, in die harmlosen Kinderseelen übertragen und dadurch das Wohl des Vaterlandes schwer schädigen; sie können aber auch reichen Segen stiften, wenn sie ihren Beruf darin erkennen, die über allen Parteigeist erhabenen Güter des Lebens mit treuer Hand zu pflegen; in allem Wechsel das Ewige, bei allen Spaltungen das Gemeinsame festzuhalten, die Gegensätze zu mildern, den Frieden zu hüten und in der Liebe zum Vaterlande ihre Kinder zu erziehen.« Mit ernsten, eindringlichen Worten über die Stellung, welche eine deutsche Universität in Tagen des Parteigegensatzes einzunehmen habe, schloss die Rede.

Ein Jahr später sprach C. zum letztenmal bei solcher Gelegenheit zu seinem Göttinger Publikum; er redete auf Anlass einer Romfahrt über die Wechselbeziehungen zwischen Rom und Deutschland und schloss mit einem Ausblick auf das deutsche archäologische Institut auf dem Capitol. Bald darauf vertauschte er die Georgia Augusta mit der alten Stätte seiner Wirksamkeit, der Universität Berlin.

Am 12. Mai 1867 war dort Eduard Gerhard, der Begründer des archäologischen Instituts, gestorben, der als Professor der Archäologie und Director des Museums in Berlin für Sammlung und Herausgabe von Denkmälern unermüdlich thätig gewesen war und die archäologische Gesellschaft wie die archäologische Zeitung gegründet hatte, der sozusagen internationale persönliche Mittelpunkt und geschickte Organisator der Archäologie. Nachdem die zunächst in Aussicht genommene Berufung Otto Jahns zu seinem Nachfolger sich zerschlagen hatte, folgte C. im Herbst 1868 dem an ihn ergehenden Rufe. Da wenige Monate nach Gerhard am 3. August 1867, auch Böckh 82 Jahre alt gestorben war, durfte C. desto geeigneter erscheinen auch manche Seiten dieses seines Lehrers mitzuvertreten.

Es war insofern für ihn eine neue Aufgabe, als nunmehr die Archäologie der Kunst stärker als bisher in den Mittelpunkt von C.'s Thätigkeit gestellt ward, theils durch den akademischen Lehrauftrag, theils durch die Stellung als »Archäolog des Museums«, oder seit Friederichs' Tode als Director des »Antiquariums« (1872), eine Stellung, auf die C. hohen Werth legte. Dass auch der Vorsitz in der archäologischen Gesellschaft (die Leitung der archäologischen Zeitung erst einige Jahre später und vorübergehend) C. zufiel[33]), und dass er in die in Berlin ansässige Centraldirection des archäologischen Instituts an Gerhard's Stelle[34]) eintrat, versteht sich von selbst. In

[33]) S. über diese 27 Jahre umfassende Thätigkeit R. Schöne, Arch. Anz. 1897 S. 21.

[34]) Wenn auch nicht als Vorsitzender. Den Vorsitz führte zuerst R. Lepsius, später A. Conze als Generalsekretär.

der Akademie hatte er nur seinen alten Platz wieder einzunehmen. Schon im Frühjahr 1872 ward er nach Trendelenburg's Tode zu einem der ständigen Secretäre der Akademie gewählt, ein Amt, das er mehr als zwanzig Jahre, zunächst neben Haupt, dann im Verein mit Mommsen, verwaltet hat[35]. In dieser Stellung[36], ebenso wie als Vertreter der Universität[37], hatte C. reichliche Gelegenheit zu öffentlichen Reden, denen er im ganzen ähnliche Themen, wie den Göttinger Festreden, zugrunde legte, wenn auch bald die grosse Gegenwart immer lauter ihr Recht forderte. Unter dem Titel »Alterthum und Gegenwart« erschienen allmählich drei Bände, deren letzter, »Unter drei Kaisern« zubenannt, zum grossen Theil persönliche Erlebnisse und Erinnerungen umfasst[38].

An der archäologischen Einzelarbeit hatte C. bisher wenig theilgenommen; historische, antiquarische, topographische Untersuchungen hatten ihn vollauf beschäftigt. Fortan treten neben jene älteren Themata die archäologischen Arbeiten, auch diese jedoch wesentlich unter geschichtlichem Gesichtspunkt unternommen. Das Einzelne vermochte überhaupt C.'s Interesse nur so weit zu fesseln, als es sich entweder einer zusammenhängenden Reihe von Thatsachen oder einem grösseren Gedankenzusammenhang einordnen liess. Alles Vereinzelte ebenso wie zu grosses Specialisiren wies er von sich; auch der Jugend empfahl er stets, »die Dinge im Zusammenhang zu studieren«. So handelte denn gleich der erste Vortrag in der Akademie »über den religiösen Charakter der griechischen Münzen«[39], und das Winckelmannsprogramm von 1869 über »die knieenden Figuren der altgriechischen Kunst«[40]. C. wies darin nach, dass das Knieen in der älteren Kunst zugleich als Ausdruck gewisser Bewegungen, des Laufes, Sprunges, Fluges, gedient habe, und konnte demgemäss eine grosse Zahl alterthümlicher Darstellungen richtiger deuten. Ebendahin gehört die interessante Akademieabhandlung »über Wappengebrauch und Wappenstil im griechischen Alterthum«[41], die an mykenische Funde

---

35) Er legte es zu Anfang des Jahres 1893 nieder.

36) Akademiereden: 1873 Philosophie und Geschichte; 1874 Die Idee des Königthums in ihrer geschichtlichen Entwickelung; 1876 Die Geburtstagsfeier im Alterthum; 1877 Boden und Klima von Athen; 1878 Friedrich II. und die bildenden Künste; 1880 Die Entwickelung des preussischen Staats nach den Analogien der alten Geschichte; Der Wetteifer der Nationen in Wiederentdeckung der Länder des Alterthums; 1888 Friedrich der Grosse und die deutsche Literatur; 1891 Gedächtnissrede auf den Generalfeldmarschall Grafen Moltke.

37) Universitätsreden: 1870 Die Gastfreundschaft; 1871 Die Weihe des Sieges; 1872 Die Hellenen und das Volk Israel; 1873 Der Gruss; 1875 Arbeit und Musse; 1876 Die öffentliche Pflege von Wissenschaft und Kunst; 1878 Das Priesterthum bei den Hellenen; 1879 Kaiser Wilhelm's Friedensregiment (mit Bezug auf das 50jährige Jubiläum des Archäologischen Instituts); 1880 Rückblick auf Olympia; 1881 Die Reichsbildungen im klassischen Alterthum; Wissenschaft, Kunst und Handwerk (Rectoratsrede); 1882 Zur Gedächtnissfeier König Friedrich Wilhelms III. (nicht wieder abgedruckt); 1883 Die Griechen als Meister der Colonisation; 1884 Athen und Eleusis; 1885 Der Zehnte; August Böckh (Saecularfeier); 1886 Das Königthum bei den Alten; 1888 Gedächtnissrede für Kaiser Wilhelm; Rede zur Gedächtnissfeier des Kaisers Friedrich; 1889 Die Bürgschaften der Zukunft; 1890 Der conservative Zug im Volkscharakter der alten Athener; 1891 Athen und Rom; 1893 Das Verhältniss der bildenden Kunst zur Architektur.

38) Berlin, W. Hertz. Bd. I, den Jugendfreunden Em. Geibel und Heinr. Kruse gewidmet, erschien zuerst 1875 (4. Aufl. 1892), Bd. II 1882 (2. Aufl. 1886), Bd. III 1895 (2. Aufl. 1895).

39) Monatsber. d. Akad. 1869. Ges. Abh. II, 443 ff.

40) 29. Programm zum Winckelmannsfest der arch. Ges. Berlin 1869. Ges. Abh. II, 116 ff.

41) Abh. der Kgl. Akad. der Wissensch. 1874. Ges. Abh. II, 77 ff.

Schliemann's anknüpft; desgleichen die schöne Untersuchung über »die Darstellungen des Kairos«[42]), die den Ursprung des Cultus dieses Dämons des günstigen Augenblickes in den Wechselfällen der Palästra und der olympischen Wettkämpfe aufsuchte. Zu anderen Arbeiten boten die reichen Erwerbungen des Antiquariums den Anlass, bei dessen Verwaltung C. zuerst in Heinrich Heydemann und Georg Treu, später in Adolf Furtwängler kundige und rührige Gehülfen hatte. C. richtete sein Augenmerk besonders auf die griechischen und kleinasiatischen Fundstätten. Die alterthümlichen korinthischen Thontafeln, eine reiche Auswahl tanagräischer Terracotten, die Thonsarkophage von Klazomenä, die olympischen Doubletten, andererseits der merkwürdige Goldfund von Vettersfelde mögen hervorgehoben werden[43]). Aus solchem Anlass ging beispielsweise die Akademieabhandlung über »zwei Giebelgruppen aus Tanagra« hervor[44]). Auch die Abhandlung über »die Plastik der Hellenen an Quellen und Brunnen«[45]), die der Art nach an ältere Arbeiten erinnert, knüpfte an neue Erwerbungen des Antiquariums an.

Schliemann—Tanagra—Olympia, damit ist schon auf die beginnende Aera der Entdeckungen hingewiesen, die der grossen politischen Zeit des Krieges von 1870 folgte. Während dieser Zeit nationaler Erhebung mochte C. es als eine besonders glückliche Fügung empfinden, nicht mehr, wie 1866, mit zwiespältigen oder gedämpften Empfindungen den Ereignissen folgen zu müssen, sondern ungehemmt dem vollen Genuss der nationalen Wiedergeburt sich hingeben zu können. War doch in den Grossthaten »unseres Fritz« noch ein ganz persönliches Moment dieser Freude beigemischt, fiel doch die Gefangennahme Napoleon's auf Curtius' Geburtstag! In den Universitätsreden jener Jahre spiegelten sich diese Kämpfe ab, die Festrede an des Kaisers Geburtstag im Jahre 1871 galt der »Weihe des Siegs«. Die Rede athmet das volle Hochgefühl des wiedergewonnenen Friedens und des neugeborenen Reiches; wer mochte aber damals, unmittelbar nach dem Riesenkampfe, voraussagen, dass dieses Friedensreich auch dem nächsten Gebiet von Curtius' Studien, der griechischen Alterthumsforschung, so reiches Gedeihen bringen würde? Und doch war es eine günstige Vorbedeutung, dass der Kaiser noch im Schlosse von Versailles am 2. März 1871 die Umwandlung des archäologischen Instituts, bis dahin nur einer staatlich unterstützten Privatanstalt, in eine sicher fundirte preussische Staatsanstalt genehmigt hatte. Niemand deutete und nutzte die Zeichen einer neuen Zeit lebhafter als C. Sein häufiger und intimer Verkehr am Hofe, namentlich an den geistig angeregten Theeabenden bei der Kaiserin, kam auch seinen Wünschen und Plänen zu statten. Was unter dem kunstsinnigen Könige Friedrich Wilhelm IV. nur frommer Wunsch geblieben war, das sollte unter dessen Bruder, dem vermeintlichen Soldatenkaiser, zu reifer That gedeihen.

Noch im Herbst desselben Jahres 1871 benutzte C. die mässig verlängerten Herbstferien im Verein mit dem Major Regely vom Grossen General-

---

[42]) Arch. Zeitung 1875 S. 1 ff. Ges. Abh. II, 187 ff.

[43]) Vgl. über diese Seite von Curtius Thätigkeit R. Schöne im Jahrbuch für die preuss. Kunstsamml. 1896 S. 215 ff.

[44]) Abh. d. Berl. Akad. 1878. Ges. Abh. II, 315 ff.

[45]) Abh. d. Berl. Akad. 1876. Ges. Abh. II, 127 ff. — Vgl. noch die Aufsätze in der Archäol. Zeitung von 1872 »Die Geburt des Erichthonios«, 1879 »Brunnenfiguren«, 1880 »Die Kanephore von Pästum«, 1881 »Die Telamonen an der Erztafel von Anisa«: Ges. Abh. II, 157 ff. 202 ff. 271 ff. 286 ff. 429 ff.

stab, seinen Freunden Fr. Adler und Bernh. Stark (Professor in Heidelberg) und seinen Schülern Gelzer und Gustav Hirschfeld zu einem Ausfluge nach Kleinasien. C., der es seit seinem Aufenthalt in Naxos stets betont hatte, dass das alte Griechenland nicht mit dem heutigen Königreich zusammenfalle, sondern in dem ganzen Inselmeer mit allen seinen Küstenländern beschlossen sei, betrat zum erstenmale die kleinasiatische Küste, die Heimath seiner Ionier. In der troischen Ebene haftete seine Aufmerksamkeit noch an der Höhe des Balidagh, oberhalb Bunarbaschi, und Schliemann's Ausgrabungen wurden skeptisch beiseite gelassen; ja bis zuletzt ist C. der Ansicht geblieben, dass jene mehr landeinwärts belegene Höhe und nicht Hissarlik die Stadt des Priamos gewesen sei. Pergamon ward zum erstenmal eingehender untersucht, und wenn auch das so gewonnene Bild von der Entwickelung der Stadt bei der Kürze der Zeit und dem damaligen Zustande der Ueberreste unmöglich richtig ausfallen konnte, so bot doch dieser Besuch die erste Anknüpfung mit dem trefflichen Ingenieur Karl Humann, die später so folgenreich werden sollte. Die mächtig ergreifende Lage der lydischen Königsstadt Sardes und ihrer jenseits des Flusses gelegenen Todtenhügelstadt; die Reste des alten hoch gelegenen vorionischen Smyrna gegenüber der späteren Stadt; eine reconstruierende Betrachtung der Lage und Geschichte von Ephesos, wo soeben der Engländer Wood an der einst von Kiepert bezeichneten Stelle die Reste des berühmten Artemistempels in langjähriger, aber leider tumultuarischer Ausgrabung blossgelegt hatte — das waren Hauptergebnisse dieser Recognoscirungsfahrt, die alsbald in einer umfangreichen Akademieabhandlung und dem anregenden Vortrag über Ephesos (7. Febr. 1874) niedergelegt wurden[46]. Der Plan, auf dem preussischen Schiffe »Delphin«, das C. für diesen Zweck zur Verfügung gestellt worden war, die noch so wenig bekannte ionische Halbinsel zu umschiffen und die Plätze von Klazomenä, Erythrä, Chios, Teos, Lebedos, Kolophon zu erforschen, war leider gescheitert. Aber ausser allen Einzelresultaten dieser Reise, die den Anstoss zu einer kräftigen Inangriffnahme der topographischen Erforschung Kleinasiens gegeben hat, hatte sich eine allgemeinere Ueberzeugung ergeben, der C. in einem Bericht an die archäologische Gesellschaft am Winckelmannsfest 1871 Ausdruck gab[47]. Wir wiederholen sie mit seinen eigenen Worten.

»Von den wichtigsten Plätzen alter Geschichte sind nur so wenige genau bekannt, geschweige denn ausgebeutet; selbst für die Umgegend Athens entbehren wir noch einer genügenden Aufnahme... Da kann nicht durch einzelne Reisen, sondern nur durch eine ununterbrochene Thätigkeit geholfen werden, welche nach einem festen Plane die Aufnahme aller für Geschichte und Kunst wichtigeren Plätze des klassischen Bodens, die noch mangelhaft bekannt sind, allmählich fortschreitend ins Werk setzt und dabei an den bedeutendsten Stellen durch Nachgrabungen unterstützt wird; ferner durch die Errichtung einer wissenschaftlichen Station, welche wie in Rom, so auch in dem für Kunstforschung jetzt so unendlich wichtigeren Athen den ganzen

---

[46]) »Beiträge zur Geschichte und Topographie Kleinasiens« Abh. d. Akad. 1872, daraus die Abhandlung »Zur Stadtgeschichte von Ephesos« in den Ges. Abh. I, 233 ff. Ephesos, ein Vortrag. Berlin, W. Hertz, 1874 (Alterthum und Gegenwart II, n. VII). Auch die hier dargelegten Ansichten über die topographisch-historische Entwickelung von Ephesos haben sich durch neuere Forschungen als unhaltbar erwiesen.

[47]) Preuss. Jahrb. 1872, XXIX, S. 71. Alterth. u. Gegenw. II, n. VI, zum Schluss.

Kunsthandel überwacht, alle Entdeckungen genau registrirt und so allmählich das Material sammelt, welches zu einer umfassenden Kenntniss der attischen Kunst unentbehrlich ist. Athen ist zugleich die richtige Warte für den Orient, soweit er ein Schauplatz hellenischer Cultur gewesen ist.

»Die Zeit ist günstig. Im ganzen Orient, so weit gebildete Menschen wohnen, erwartet man, dass Preussen seine neue Machtstellung bewähre, indem es die Interessen von Kunst und Wissenschaft auf klassischem Boden würdig und kräftig vertrete. . . Ueberall sah man uns, ohne dass wir einen Anspruch darauf machen konnten, als Vorläufer grösserer Unternehmungen an. Möchte man doch erkennen, was sich erreichen lässt, wenn die vorhandenen Kräfte sich in rechter Weise verbinden, die Dampfkraft der Marine, die Technik des Generalstabs, die Sachkenntniss des Archäologen und Architekten!«

C. war durch und durch Idealist. Daran kann niemand zweifeln, der auch nur einmal sein helles blaues Auge sah, wie es gleichsam über das Irdische weg fern in das Weite, gen Himmel zu schauen liebte; selbst während der Vorlesungen blickte er gern wie weltverloren zum Fenster hinaus, oder ein lebhaft vor seine Seele tretendes Bild — so einst bei der Erwähnung der Insel Naxos — liess ihn den Vortrag unterbrechen, bis er sich über die Stirn fuhr und das Traumbild verscheuchte. Aber wer dann zugleich den festen Zug des kräftig geschlossenen Mundes gewahrte, der ward auch inne, dass hier der ideale Wolkenflug mit einer zielbewussten Energie gepaart war. So ergriff C. denn auch diesmal den Kairos bei der Stirnlocke. Bereits am 9. Februar 1872 legte er der Centraldirection des archäologischen Instituts einen Entwurf zur Gründung eines Instituts in Athen als Schwesteranstalt des römischen Instituts vor. Der Entwurf stimmte mit einem Vorschlag überein, den Ulrich Köhler, damals Sekretär der deutschen Gesandtschaft in Athen, eingesandt hatte. Im April reichte die Centraldirection einen dahin zielenden Antrag bei der preussischen Regierung ein. Inzwischen war in parlamentarischen und Regierungskreisen der Wunsch laut geworden und ward namentlich von dem bayerischen Gesandten Grafen Tauffkirchen vertreten, dass das archäologische Institut von Preussen an das Deutsche Reich übergehen möge. Am 17. Mai nahm daher der Reichstag den doppelten Antrag seiner Budgetcommission an, beim Reichskanzler sowohl die Umwandlung des preussischen archäologischen Instituts in eine Reichsanstalt, wie die Gründung einer Zweiganstalt in Athen zu beantragen. Die Rede, mit der der Abgeordnete Friedrich Kapp den letzteren Antrag begründete, war nach Georg Bunsen's Ausdruck »wohl inspirirt«: ihr lagen C.'s Ausführungen zu Grunde. Nach mannichfachen weiteren Verhandlungen und Zwischenfällen wurden beide Anträge im Frühjahr 1874 angenommen.

Mittlerweile hatte C. aber auch mit dem anderen Theil seiner Wünsche Ernst gemacht. Nicht umsonst hatte er einst dem Kronprinzen die warme Liebe zum griechischen Alterthum eingeflösst; jetzt sollte sie ihre Feuerprobe bestehen. Als Protector der Museen war der Kronprinz berufen, diese Interessen zu pflegen, und freudig ging er auf die Anregungen seines alten Lehrers ein, ein grosses Friedenswerk des Deutschen Reiches unter seinen Schutz zu nehmen, die Ausgrabung der Feststätte von Olympia. Waren es doch nur alte Wünsche, die auch er selbst seit zwanzig Jahren, seit jenem Vortrage über Olympia, im Herzen trug. Er wusste auch seinen kaiserlichen Vater, der im Jahre 1869 selber den zurückgestellten Gedanken wieder in Anregung gebracht, aber bei den damaligen Zeitläuften wiederum hatte fallen

lassen müssen[48]), ohne Mühe für den Plan zu gewinnen, und es gelang ihm noch im letzten Augenblick durch persönliche Vermittlung beim Könige von Griechenland neu aufgetauchte Hindernisse zu beseitigen. So kam das grosse Werk zu Stande: im Frühjahr 1874 ward C. nach Athen entsandt, um die bekannte uneigennützige Uebereinkunft zwischen Deutschland und Griechenland vom 25. April abzuschliessen, die noch in demselben Jahre vom deutschen Reichstage, dagegen erst ein Jahr später von der griechischen Volksvertretung genehmigt ward. Eine Besichtigung der Oertlichkeit im Verein mit Adler schloss sich an. Da aber um dieselbe Zeit auch die Gründung des archäologischen Instituts in Athen beschlossen worden war, konnte C. auch diesem dort seine Heimstätte bereiten. Am Winckelmannstage jenes Jahres ward die Anstalt eröffnet.

Es ist nicht dieses Ortes, eine Geschichte der Ausgrabungen von Olympia oder eine Würdigung der Leistungen des athenischen Instituts zu schreiben; beide haben ihrem geistigen Urheber hohe Ehre gemacht. Mit dem ersteren Unternehmen ist C. als Hauptleiter der Commission, dem Friedrich Adler als Architekt und der orientkundige Legationsrath Busch zur Seiten standen, in engerer Verbindung geblieben während der mehr als fünf Jahre (1875 bis 1881), in denen durch unverdrossene und einsichtige deutsche Arbeit der heilige Bezirk der Altis fast vollständig aufgedeckt ward. Noch nie war ein so umfangreiches zusammenhängendes Ganze antiker Cultur in gleicher Vollständigkeit blossgelegt, noch nie über ein solches Unternehmen während seines allmählichen Fortschreitens mit gleicher Schnelligkeit gründlicher Bericht erstattet, ja sogar ausgiebige bildliche Wiedergabe beschafft worden. Was aber immer und immer wieder in Deutschland als Vorwurf oder als Grund des Bedauerns geltend gemacht ward, das war die Vertragsbestimmung, nach der Griechenland im Besitz der mit deutschem Gelde zu Tage geförderten Schätze verbleiben sollte. Vollends wurden diese Stimmen laut, als im Laufe des Jahres 1879 die ersten Sendungen von Sculpturen aus Pergamon in Berlin eintrafen. Humann, der einst von C. sozusagen entdeckte, war auf eine Anfrage Alexander Conze's, C.'s kürzlich neu eingetretenen Collegen am Museum, welches Ergebniss man sich wohl von einer Ausgrabung auf der Königsburg von Pergamon versprechen dürfe, mit grösster Lebhaftigkeit eingegangen. Conze, durch seine Entdeckungen in Samothrake geschult, hatte nun sogleich Ernst gemacht, und der Kronprinz hatte auch hier seine ebenso verschwiegene wie mächtige Hülfe und Fürsprache gewährt. In aller Stille — nicht einmal der Generaldirector des Museums, Hr. v. Usedom, wusste darum! — war der Firman der hohen Pforte erwirkt, die Ausgrabung unter Humann's Leitung einen Winter lang durchgeführt, die überreiche Ausbeute nach Berlin geschafft worden. Und alle diese Originale gehörten Preussen, sollten dem Berliner Museum verbleiben! Aber freilich, hier war es die Türkei, mit der man zu verhandeln hatte, dort Griechenland, dessen Verfassung jede Ausfuhr von Antiken verbietet. Einsichtig hatte sich Conze selbst schon 1876 über den olympischen Vertrag geäussert: »Dass Deutschland es über sich gewann, eine grosse Ausgrabung zu bestreiten und dabei auf Erwerbung der Fundstücke zu verzichten, entspricht seinem überwiegend geistigen Verhältniss zum Alterthum und dessen Denkmälern; sich geistig der Dinge bemächtigen, hebt ja auch sonst über das kleine Sammlervergnügen

[48]) Schöne, Jahrb. d. preuss. Kunstsamml. 1896 S. 218.

hinweg. Diese charakteristische Seite des Unternehmens erscheint mir vielmehr erfreulich, anstatt beklagenswerth« [49]).

Noch von einer anderen Seite her drohten die pergamenischen Ausgrabungen die olympischen in Schatten zu stellen. Die rauschenden Scenen des gewaltigen Gigantenkampfes sprachen die modernen Menschen durch die Gewalt ihrer Barocksprache viel unmittelbarer an, als die noch recht archaisch angehauchten Giebelgruppen des Zeustempels, ja selbst als die stille Anmuth des praxitelischen Hermes, in die man sich — wer begreift das heute noch? — erst hineinfinden musste. So ward denn der Gigantenfries von manchen als das Höchste der antiken Kunst gepriesen, die olympische Ausbeute geringgeschätzt. Fernerstehende bezeichneten das künstlerische Ergebniss der Ausgrabungen in Olympia geradezu als eine Enttäuschung, einen Misserfolg. Dass solche Urtheile C. nahe gingen, ist leicht begreiflich. Heute ist es nicht schwer, objectiv zu urtheilen. Ohne im mindesten die Geringschätzung des pergamenischen Gigantenfrieses zu theilen, die bei manchen an die Stelle jenes anfänglichen Ueberschwanges getreten ist, muss ich doch offen bekennen, dass die Ausgrabungen von Olympia an wissenschaftlicher Bedeutung die pergamenischen Entdeckungen überragen. Letztere haben uns eine Diadochenresidenz in ihrer Gesammtheit und allmählichen Entwickelung, sie haben uns die Kunst der hellenistischen Spätzeit in ihrer noch nicht erloschenen Kraft, eine bestimmte Richtung derselben in unerwarteter Fülle kennen gelehrt und viel helleres Licht über diese ganze Periode des niedergehenden Griechenthums verbreitet. Damit ist ihr hoher Werth voll anerkannt. Aber die olympischen Funde erstrecken sich von den ersten Anfängen griechischer Kunst bis über ihre Glanzzeit hinaus, ja bis in die römische Zeit; sie umfassen eine unendliche Fülle der mannichfaltigsten Denkmäler aus den Gebieten der Baukunst, der Plastik, der Kleinkunst, aus den verschiedensten Richtungen und Schulen; sie werfen Licht, nicht blos auf künstlerische, sondern auch auf mannichfache antiquarische Fragen; sie haben die Forschung durch eine ungeahnte Menge neuer Probleme befruchtet und ihr nach den verschiedensten Seiten hin neue Bahnen gewiesen. Beide Ausgrabungen ergänzen sich auf das glücklichste. Wir Deutsche dürfen stolz sein, der Kenntniss von der antiken Kunst diese doppelte Quelle eröffnet zu haben, zugleich aber auch durch beide Unternehmungen eine neue Art wissenschaftlicher Ausgrabungen zur Regel gemacht zu haben.

Die meisten früheren Ausgrabungen, wenn sie nicht dem Zufall oder einem vereinzelten Zweck ihren Ursprung verdankten, waren mehr oder weniger auf Raubbau gerichtet. Sie sahen es ausschliesslich oder vorwiegend darauf ab, einzelne Fundstücke, Sculpturen oder Inschriften, zu gewinnen. Nur wenige der älteren Unternehmungen, wie z. B. Newton's Ausgrabung des Mausoleums oder Thomas' Forschungen in Ninive, machten davon eine Ausnahme. Zuerst bei den von Conze und Genossen geleiteten Ausgrabungen in Samothrake, dann in Olympia und in Pergamon war das Absehen von vornherein auf Wiedergewinnung des verlorenen Ganzen, in Samothrake des Mysterienheiligthums, in Olympia des heiligen Festbezirkes, in Pergamon der Königsburg und der Hochstadt, gerichtet. Die ursprüngliche Gestalt der Ruinenstätte zu ermitteln, ihre Veränderungen und Ergänzungen im Laufe der Zeiten zu verfolgen, jeder Einzelheit, mag sie für sich allein so werthlos oder

[49]) Preuss. Jahrbücher 1876, XXXVII, 546.

so unbedeutend scheinen wie sie will, ihren ursprünglichen Platz im Ganzen anzuweisen, das ist das ausgesprochene Ziel und das auszeichnende Merkmal dieser Methode. Die Ausgrabung wird dadurch nicht, wie das sonst nur allzu oft der Fall ist, zu einer Zerstörung des Erhaltenen, sondern erhält einen entschieden conservativen, reconstruirenden Charakter. Dem kommt es in Olympia zu statten, dass alles Gefundene an Ort und Stelle geblieben und dort im neugebauten Museum vereinigt ist. Da aber die Architekturreste so zu sagen das Knochengerüst der wiederzugewinnenden Anlagen sind, so ist es die nothwendige Vorbedingung des Gelingens, dass die Arbeit zum grössten Theil in die Hände tüchtiger, zur genauen Beobachtung vorgeschulter und mit der antiken Baukunst vertrauter Architekten gelegt werde. Das ist in Samothrake, in Olympia, in Pergamon geschehen; wir heben nur die Namen Alois Hauser, Wilhelm Dörpfeld und Richard Bohn heraus. So haben diese österreichisch-deutschen Unternehmungen, im Verein mit Schliemann's späteren Untersuchungen von dem Zeitpunkt an, wo Dörpfeld sie leitete, zu einer neuen genauen Erkundung der griechischen Architektur geführt. Die befolgte Methode aber ist vorbildlich für alle weiteren grösseren Unternehmungen, namentlich die von der griechischen archäologischen Gesellschaft durchgeführten, geworden. Wer heutzutage eine umfassende Ausgrabung ohne das gleiche Ziel und ohne die Mitwirkung geschulter Architekten unternimmt, der spricht sich von vornherein selbst das Urtheil.

C. hat während der Arbeiten mehrmals Olympia besucht. Natürlich folgte er mit gespannter Aufmerksamkeit allen Funden und betheiligte sich theils im Text zu den jährlich erscheinenden »Ausgrabungen von Olympia« und dem Auszug daraus, den »Funden von Olympia«[50]), theils in Einzelarbeiten an der Lösung der auftauchenden Probleme, unter denen die Reconstruction der östlichen Giebelgruppe des Zeustempels besonders schwierig und umstritten ist. C. ist seiner anfänglich aufgestellten Ansicht bis zuletzt im wesentlichen treu geblieben[51]), und ihr folgt die Aufstellung der Statuen selbst im Museum zu Olympia, während die Publication in dem grossen abschliessenden Hauptwerke[52]) die Anordnung Treu's wiedergibt. Ein merkwürdiges archaisches Erzrelief und die Altäre von Olympia boten Stoff zu besonderen akademischen Abhandlungen[53]); aber auch allgemeinere Themata, wie das Verhältniss Sparta's zu Olympia[54]) oder die olympischen Münzen[55]) dienten als Vorbereitung zu der umfassenden historischen Einleitung, die für den ersten Band der staatlichen Publication »Olympia« bestimmt war. Dass auch hier wenigstens einstweilen sicherer Boden bereitet würde, dafür sorgte das von C. und Adler herausgegebene kleine Heft »Olympia und Umgegend« mit Karten und Plänen von der Hand Kaupert's und Dörpfeld's[56]).

---

50) Curtius, Adler und Hirschfeld, Die Ausgrabungen zu Olympia. 5 Bde. Berlin, Wasmuth, 1876—1881. Die Funde von Olympia. Berlin, Wasmuth, 1882.

51) Studien über die Tempelgiebel von Olympia: Sitzungsber. der preuss. Akad. 1883 S. 777 ff. Die Giebelgruppen des Zeustempels in Ol. und die rothfig. Vasen: Arch. Zeitung 1883 S. 347 ff. (Ges. Abh. II, 304 ff.). Die Tempelgiebel von Olympia: Abh. der preuss. Akad. 1891 (ebenda II, 338 ff.).

52) Curtius und Adler, Olympia. Berlin, Asher, 1890 ff. S. Bd. III, Taf. 18 ff.

53) Das archaische Bronzerelief aus Olympia: Abh. 1879 (Ges. Abh. II, 244 ff.). Die Altäre von Olympia: Abh. 1881 (ebenda II, 40 ff.).

54) Hermes XIV, 1879, S. 129 ff. Ges. Abh. I, 219 ff.

55) Zeitschr. f. Numismatik II, 1875, S. 265 ff. Ges. Abh. II, 480 ff.

56) Berlin, Weidmann, 1882.

Ueber Olympia vergass aber C. nicht seine ältere Liebe, Athen und Attika. Die Frühlingsmonate, die er 1874 in Athen zubrachte, legten ihm von neuem den Wunsch nahe, von Athen, dem Piräeus, der athenischen Ebene, womöglich von ganz Attika neue Pläne und Karten zu beschaffen. Die Berliner Centraldirection des Archäologischen Instituts nahm auch diesen Plan auf, die Akademie und dann besonders das preussische Unterrichtsministerium leisteten einen bedeutenden Zuschuss zu den sehr erheblichen Kosten. Die Ausführung aber konnte nur geschulten Technikern anvertraut werden. Seit den Studienreisen von 1862 und 1871 stand C. in Verbindung mit Generalstabsofficieren, v. Strantz und Regely; er war auch seit langer Zeit zu dem Chef des Generalstabes, dem Grafen Moltke, selbst einem erfahrenen Kenner und Förderer der antiken Länderkunde, in Beziehung getreten. So ward dem Vermessungs-Inspector im Grossen Generalstab, J. A. Kaupert, im Jahre 1875 ein Urlaub ertheilt, den dieser zur Einrichtung der ganzen Unternehmung und zur Aufnahme der Stadt Athen benutzte. Seitdem sind zwanzig Jahre hindurch fast ununterbrochen Officiere des deutschen Generalstabes beschäftigt gewesen, die Vermessung und Aufnahme des attischen Landes vorzunehmen, so dass Attika heute zu den am genauesten aufgenommenen Ländern gehört.

Als ein Vorläufer des grossen Kartenwerkes erschien schon 1878 der »Atlas von Athen« als gemeinsame Arbeit von C. und Kaupert[57]). Er bot den weitaus besten Plan des neuen und der Reste des alten Athen, sowie zahlreiche bedeutsame Einzelheiten. Während die Tafeln einen erheblichen Fortschritt gegen die »Sieben Karten« von 1868 darstellen, beschränkt der kurze Text sich auf Nachträge und einzelne Ausführungen. Drei Jahre später erschien das erste Heft der »Karten von Attika«, die neuerdings mit dem achten Heft ihren Abschluss gefunden haben[58]). Der Massstab für die Stadtpläne von 1 : 12500 erlaubt, jede Einzelheit genau zu verzeichnen; für das übrige Land — mit Ausnahme einiger meist bergiger Grenzstreifen — ist der Massstab von 1 : 25000 gewählt. Natürlich führte die genaue Neuvermessung des ganzen Landes zu vielen neuen Ergebnissen, die im »erläuternden Text« [59]) niedergelegt sind. Von diesem hat übrigens C. selbst nur die Beschreibung von Athen und Umgebung geliefert; der weitaus grösste Theil des Textes, auf erneute Bereisung des Landes gegründet, rührt von Arthur Milchhöfer her, demjenigen Schüler von C., der neben Gustav Hirschfeld die Richtung des Lehrers auf topographisch-historische Forschung am eifrigsten und erfolgreichsten fortgesetzt hat. In der That hat vornehmlich die attische Demenforschung durch diese Untersuchungen bedeutende Förderung erfahren. Die »Probleme der athenischen Stadtgeschichte«, über die C. schon 1876 in der Akademie sich ausgesprochen hatte[60]), fuhren fort, seine Gedanken angelegentlich zu beschäftigen.

[57]) Atlas von Athen. Im Auftrage des Kais. deutschen archäolog. Instituts herausgegeben. Berlin, D. Reimer, 1878.

[58]) Karten von Attika. Auf Veranlassung des Kais. deutschen archäolog. Inst. und mit Unterstützung des Kgl. preuss. Ministeriums der geistl. Angelegenheiten, aufgenommen durch Offiziere und Beamte des Kgl. preuss. Grossen Generalstabes, mit erläuterndem Text herausg. von C. und K. 8 Hefte. Berlin, D. Reimer, 1881—1894. Ein neuntes Heft, dessen erste Hälfte ebenda 1897 erschienen ist, giebt eine Reduction der grossen Karte auf 1 : 100000.

[59]) Karten von Attika. Erläuternder Text. 4 Hefte. Berlin, D. Reimer, 1881—1895.

[60]) Sitzungsber. 1876, S. 39 ff. Ges. Abh. I, 409 ff. Ebenda finden sich einige andere topographische Studien abgedruckt: Zur Topographie von Attika (1871); das Pythion in

Die Rüstigkeit, mit der C. alle diese Unternehmungen förderte, ohne dabei die nächsten Berufsarbeiten, vor allem das akademische Lehramt, zu vernachlässigen, liessen es ganz vergessen, dass der jugendfrische Mann allmählich beim Greisenalter angelangt war. Als er am Sedantage 1884 seinen 70. Geburtstag feierte, hatte sich ein weiter Kreis von Verehrern und Freunden im In- und Auslande (namentlich Grossbritannien und Amerika), an ihrer Spitze die Kaiserin, der Kronprinz, die Grossherzogin von Baden und der Erbprinz von Meiningen, vereinigt, dem Jubilar seine wohlgelungene Marmorbüste von Schaper's Meisterhand zu verehren. Dieser künstlerischen Gabe trat eine gelehrte zur Seite, ein Sammelband, wie er besonders in Deutschland bei solchem Anlass üblich geworden ist[61]). Siebenundzwanzig Schüler aus der ersten Berliner, der Göttinger und der zweiten Berliner Zeit hatten ihre Beiträge geliefert, deren mannichfaltiger Inhalt von dem Reichthum der von C. ausgegangenen Anregungen Zeugniss ablegt. Diese Gabe ward C. in Rügen übergeben, wo er zur Erholung weilte. Er erstattete seinen Dank in poetischer Form.

Den Siebenundzwanzig.

Wehmuthsvoll durchdacht' ich den Lauf der entschwundenen Jahre,
  Dachte des Masses von Kraft, welches dem Menschen gesetzt,
Fragte mich still: wie lang wirst du dein Feld noch bestellen,
  Bis auch dir vom Pflug sinkt die ermattende Hand?
Da kam Euer Geschenk. Am Klippengestade der Ostsee
  Bracht' es der Herold mir, welchem die Botschaft vertraut.
Und es entschwand, wie Nebel zerrinnt in sonnigem Lichte,
  Was bei der Wende des Jahrs meine Gedanken getrübt,
Mein Werk endet ja nicht mit dem (so fühlt' ich lebendig),
  Was ich schüchtern begann, als ich den Samen gestreut.
Dichtere Saat, als der Kühnste geahnt, steht wogend im Felde,
  Hundertfältig vermehrt gab es der Boden zurück.
Siehe, wie Hand an Hand sich reih'n als Glieder der Kette,
  Welche der Tiefe des Borns lauteres Wasser enthebt.
Und die Fackel des Lichts — sie wird vom Nachbar dem Nachbar
  Brennend gereicht; taghell leuchtet der himmlische Schein.
Lieblicher konntet Ihr nicht die Stirne des Freundes bekränzen,
  Konntet erquickender nicht heben den zweifelnden Muth.
Treten die Jüngeren so im Chor an die Seite der Alten:
  Zieht ein Leben sich voll durch das Vergängliche hin,
Blüht unsterbliches Wesen, wo sonst nur Todes Gewalt herrscht,
  Und das Vereinzelte schliesst sich zum unendlichen Ring.

»Wo sonst nur Todes Gewalt herrscht!« Wie es so oft geschieht, so ward dieser Höhepunkt des Lebens auch für Curtius zum Markstein schwerer Verluste, die den Kreis der Nahestehenden mehr und mehr lichteten. Wenige Monate vorher war sein ältester Jugendfreund, Emanuel Geibel, gestorben.

Athen (1878); das Leokorion (1878); Eleusinion und Pelargikon (1884); das Neleion oder Heiligthum der Basile in Athen (1885). Vgl. auch »Paulus in Athen« (1893) Ges. Abh. II, 527 ff.

[61]) Historische und philologische Aufsätze E. Curtius zu seinem 70. Geburtstage gewidmet. Berlin, Asher, 1884. Die Herausgabe besorgte Hirschfeld, die Beitragenden waren Belger, Borrmann, Conze, C. Curtius, Dittenberger, Dörpfeld, Dressel, Fränkel, Frick, Furtwängler, Gelzer, L. Gurlitt, W. Gurlitt, Hirschfeld, Holm, Jeep, Jordan, Körte, Kübler, Lolling, Michaelis, Milchhöfer, Purgold, Schöll, Spitta, Trieber, Weil. — Vgl. Ernst Curtius siebzigster Geburtstag. Bericht über die Feier. Berlin 1884 (mit einer Abbildung der Büste).

Im nächsten Jahre folgte Richard Lepsius, der Aegyptologe, sein langjähriger Freund und College, dem C. durch die Heirath seiner Tochter mit Lepsius' Sohn seit Jahren noch näher verbunden war. Und wiederum ein Jahr später (1886) verlor er in seinem Bruder Georg, dem Leipziger Sprachforscher, den nächsten Freund und Vertrauten. C. war, wie er selbst erzählt, mit dem jüngeren Bruder in ununterbrochenem Gedankenaustausch geblieben und hatte oft für seine eigenen Forschungen dessen sprachwissenschaftliche Kenntnisse in Anspruch genommen. Es war ihm immer eine Festzeit gewesen, wenn er in Georg's heimlichem Studierzimmer über den Fortgang der Alterthumsforschung sich mit ihm hatte austauschen können. Nun hatte das vor der Zeit ein Ende gefunden. Allen dreien hat C. schöne Blätter der Erinnerung gewidmet[62]), ebenso wie er es schon früher seinem Freunde Johannes Brandis gethan hatte[63]). Dann kam 1888 das Dreikaiserjahr mit seinem doppelten schweren Verlust, der C. persönlich noch so besonders nahe ging, da er in Kaiser Wilhelm seinen alten wohlwollenden Gönner, in Kaiser Friedrich den ebenso heiss geliebten wie stets treu befundenen Zögling verlor. Ein Ton tiefster persönlicher Erregung durchzittert die Reden, mit denen er in der Aula der Universität, beidemal wenige Tage nach dem Hinscheiden, das Gedächtniss der beiden Herrscher feierte[64]). Voll persönlicher Beziehungen ist auch die Gedenkrede, die C. drei Jahre später am Leibniztage in der Akademie auf Moltke hielt, den thätigen Akademiker, den Schüler Ritter's, den Erforscher Kleinasiens und Roms, den Förderer des attischen Kartenwerkes[65]).

In so ernster Zeit wandte sich C. religionsgeschichtlichen Studien wieder zu, deren Tendenz er schon 1875 in einem Aufsatze über »die griechische Götterlehre vom geschichtlichen Standpunkt« dargelegt hatte[66]). Der Schüler Welcker's und Müller's, der überzeugtesten Verfechter griechischer Autochthonie und Freiheit von allen fremden, namentlich semitischen Einflüssen, behauptete nunmehr den orientalischen Ursprung fast aller griechischen Göttinnen. Die mesopotamische Naturgöttin Mylitta oder Istar hatte sich danach in Kleinasien in viele einander ähnliche Formen gespalten und erschien im Binnenlande als grosse Göttin von Komana oder als Rhea-Kybele, an der Westküste als Artemis von Ephesos oder Magnesia, als Hera von Samos, als Aphrodite von Aphrodisias. Von dort seien diese Naturgöttinnen, den Münzsystemen des Orients vergleichbar, nach dem europäischen Griechenland herübergewandert und hätten hier durch Verbindung mit dem hellenischen Zeus als dessen Gattin, Geliebte, Tochter griechische Form und griechisches Wesen angenommen. Nicht einmal Pallas Athena bildet eine Ausnahme. Solche Gedanken beschäftigten C. lebhaft. 1879 schrieb er einem jüngeren Freunde: »Ich muss noch die Topographie von Athen, wenn es geht, fertig bringen und die Grundlinien einer geschichtlichen Götterlehre. Beides kann kein

---

62) Alterthum und Gegenwart III, n. XIII: R. Lepsius (Jahrb. d. preuss. Kunsts. 1885). n. XV: Erinnerungen an E. Geibel (Allg. Zeitung, Beilage, Aug. 1884). n. XVI: G. Curtius (Kleine Schriften von G. C. 1886).

63) Alterthum u. Gegenwart II, n. XVIII (Preuss. Jahrb. XXXII, 1873). Ebenda n. XX auch ein Nachruf an »Prof. Adolf Schottmüller« (Preuss. Jahrb. XXVII, 1871).

64) Alterthum u. Gegenwart III, n. I. II. In der ersten Rede findet sich die schöne, von Kaiser Friedrich warm begrüsste Stelle: »Wir sind durch Kaiser Wilhelm nicht nur mächtiger und ruhmreicher, sondern auch innerlich freier, reiner und besser geworden.«

65) Alterthum u. Gegenwart III, n. III (Sitzungsber. d. Akad. 1891).

66) Alterthum u. Gegenwart III, n. V (Preuss. Jahrb. XXXVI, 1875).

Zweiter machen so wie ich es mir denke. Ich danke Gott, dass mir die Arbeit eigentlich immer mehr zur Lebensfreude und immer leichter wird. Die Frist, die mir so gegönnt ist, muss ich nach Kräften benutzen.« So kam C. 1887 in seinen »Studien zur Geschichte der Artemis« auf jene Gedanken zurück, indem er die Verbreitung des Kultes der Göttin von Phrygien aus und ihre vielseitige Bedeutung im diesseitigen Griechenland darzulegen suchte[67]). In den etwas späteren »Studien zur Geschichte des griechischen Olymps«[68]) holte er weiter aus; er unterscheidet eine älteste Schicht altgriechischer Naturgötter (wie Uranos, Ge, Helios, die Nymphen) von den späteren, auf den Pfaden der Phönicier eingewanderten orientalischen Gottheiten, die dann an verschiedenen Orten und in verschiedener Weise hellenisirt, so zum olympischen Götterkreis verbunden und mit den urgriechischen Naturgöttern vereinigt worden seien. C. hat, auch wenn man ihm nicht sollte folgen können, jedenfalls das Verdienst, im Widerstreit schnurstracks einander gegenüberstehender mythologischer Anschauungen und Theorien eine bestimmte, in gewissem Sinne vermittelnde Stellung eingenommen zu haben.

Inzwischen gingen C.'s athenische Studien ebenfalls ruhig ihren Weg weiter, bis im Jahre 1891, in dem C. sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum beging, das diese Studien abschliessende Buch über »die Stadtgeschichte von Athen« erschien[69]), eine Topographie vom geschichtlichen Standpunkte, wie einst das Buch über den Peloponnes. Seit den Tagen seines athenischen Jugendaufenthaltes hatte er dies Ziel nie aus den Augen verloren, es durch wiederholte längere Besuche Athens und durch zahlreiche Untersuchungen[70]) unablässig gefördert, war allen neuen Entdeckungen auf dem Boden Athens aufmerksam gefolgt. Jetzt fasste er nach fünfzig Jahren die Ergebnisse in einem geschichtlichen Bilde der Stadtentwickelung, auf Grund der natürlichen Bodenbedingungen und im Zusammenhange mit den sonstigen geschichtlichen Verhältnissen, zusammen. Es ist kein Repertorium gelehrten Materials, sondern eine geschlossene, in sich zusammenhängende Darstellung in anziehender Form. »In meinem Athen« — so schrieb er bald darauf einem Freunde — »habe ich geleistet, was ich vermag. Auch das Kleinste habe ich auf das Genaueste beachtet, aber es ist mir unmöglich, alte Controversen immer von neuem wieder durchzukäuen. Wen der grosse innere Zusammenhang der Dinge nicht überzeugt, den schlagen auch keine Argumente. Darum habe ich mich von der alten Scholiastenweise, diese Dinge zu behandeln, möglichst frei gemacht und den ganzen Accent auf den historischen Zusammenhang gelegt.« Milchhöfer's Zusammenstellung der antiken Belegstellen und Kaupert's Karten tragen den Charakter urkundlicher Beilagen.

Ohne Zweifel wird ein grosser Theil der gewonnenen Ergebnisse von festem Bestand sein; wie viel im Einzelnen, auch in Hauptpunkten, anderen Auffassungen wird weichen müssen, das werden erst fortgesetzte Studien, nicht am wenigsten aber die Werke des Spatens lehren müssen, die auf dem Boden Athens theils eben jetzt im Gange sind, theils in Zukunft werden unternommen werden. C. verhielt sich diesen Untersuchungen gegenüber nicht gleichmüthig. Er sah an ihnen weit mehr die schwachen Punkte als das positiv Gewonnene

[67]) Ges. Abh. II, 1 ff. (Sitzungsber. d. Akad. 1887).
[68]) Ges. Abh. II, 22 ff. (ebenda 1890).
[69]) Berlin, Weidmann, 1891.
[70]) S. oben S. 80 Anm. 60.

und war leicht geneigt, im Widerspruch oder in abweichender Auffassung etwas Unbegreifliches, wo nicht gar etwas Schlimmeres, eine Versündigung am Geiste der Wahrheit, zu erblicken. Irre ich mich nicht, so liegt der Hauptgrund solcher Verstimmungen in dem poetischen Element jeder C.'schen Arbeit. Diese nachschöpferische Kraft hat auch an dem Bilde der Entwicklung Athens ihren Antheil gehabt, wie sich denn ja ohne eine gewisse reconstructive Phantasie dergleichen Geschichtswiederherstellungen gar nicht ausführen lassen. Dem Urheber selbst aber erscheinen natürlich, in desto höherem Grade, je stärker seine poetische Ader und je grösser der Antheil des Herzens an den Dingen ist, die Ergebnisse seiner wissenschaftlich-poetischen Arbeit in demselben Masse gesichert, wie sie sich zum abgerundeten Bilde zusammenfügen. Dass dieser »innere Zusammenhang« oftmals nicht in den Dingen selbst, sondern nur in der Auffassung des Betrachters liegt, kommt ihm nicht in den Sinn. Er glaubt an das Erzeugniss seiner Combination, er liebt es; es nimmt für ihn die Stelle einer gesicherten Thatsache ein; jeder Zweifel, jeder Widerspruch scheint ihm von vornherein unverständlich, unberechtigt, und verletzt ihn im Herzen. Das gilt nicht bloss von den topographischen Untersuchungen. Ebenso erschien C. die Annahme, dass die griechischen Tempel ihr Licht nicht durch eine Oeffnung der Decke, sondern nur durch die Thür erhalten hätten und dass dies mattere Licht im Innern eine wohlthuendere Stimmung verbreitet hätte, ungehörig, und er wunderte sich, dass man Kunstwerke wie den olympischen Zeus oder die Parthenos in einen, wie er meinte, stockfinstern Raum versetzen wolle[71]). Auch der Nachweis, dass das fünfte Jahrhundert, die Glanzzeit des attischen Theaters, keine erhöhte Bühne gekannt habe, begegnete bei ihm nur Zweifeln[72]). »So sind wir«, klagte er vertrauten Freunden, »trotz der glänzenden Entdeckungen doch an wichtigen Punkten rückwärts gegangen.« Wir können beklagen, dass dem hochverdienten Manne in seinen letzten Jahren durch solchen Zweifel und Widerspruch ein Gefühl der Verstimmung erregt ward, aber wer möchte es unbegreiflich finden oder gar tadeln wollen? Eine gewisse Einseitigkeit ist nöthig, um selber Grosses zu finden und andere anzuregen.

Noch anderes Leid sollte dem Manne, der bisher so glücklich seine Bahn verfolgt hatte, nicht erspart bleiben. Wie Welcker und Gerhard ihre letzten Jahre blind hatten verbringen müssen, so drohte dies Archäologenschicksal auch C. Zweimal musste er sich einer Staaroperation unterwerfen; beidemal ward ihm das Augenlicht wieder geschenkt. Auch als er von einem Wagen überfahren ward, kam er ohne ernste Verletzungen davon. In solchen Tagen der Prüfung empfand C. um so voller das Glück des eigenen Hauses, die innige Gemeinschaft mit der Gattin, die treue Pflege der ältesten Tochter, die einst selbst von einem Aufenthalt im blendenden Athen ein schweres Augenleiden heimgebracht hatte. C.'s freundliche Wohnung in der Matthäikirchstrasse war lange Jahre der Sitz einer reichen lebensvollen Geselligkeit, die unter einfachen Formen einen Schatz geistigen Lebens und geistiger Anregung bot. Hier sammelten sich ebenso die alten Freunde der Familie um den traulichen Theetisch oder zu einer gemeinsamen Lectüre, wie die Jüngeren, Studenten, Gelehrte, Fremde, des liebenswürdigsten Empfanges sicher

[71]) Zur Lehre vom Hypäthraltempel: Arch. Jahrb. 1893, Anzeiger S. 134 ff. Ges. Abh. II, 382 ff.

[72]) Arch. Jahrb. 1893, Anzeiger S. 24 ff.

waren. »Die Liebe der Jugend ist die Krone meines Lebens« schrieb C. einmal; der empfänglichen Jugend war der Verkehr mit dem Lehrer und den Seinen eine Quelle immer neuer Liebe, dankbar aufgenommener Anregung für Geist und Herz. Aber auch ausser dem Hause liebte C. es, sich des Glückes der Seinigen zu freuen und bald bei dem Sohne im Elsass, bald bei der Tochter in Darmstadt im Kreise der Enkel einen Theil seiner Ferienzeit zuzubringen, ein jugendfrischer Grossvater.

Bei den ernsten Mahnungen der letzten Jahre hielt C. es an der Zeit, seinen wissenschaftlichen Nachlass zu ordnen. Die »Karten von Attika« erreichten, wie oben bemerkt, 1894 ihren Abschluss. In zwei stattlichen Bänden wurden nunmehr die »gesammelten Abhandlungen« zusammengestellt[73]) und der innere Zusammenhang von C.'s wissenschaftlichem Lebenswerk in einer kurzen Einleitung dargelegt. Auch von den kleineren Aufsätzen und Reden, »Alterthum und Gegenwart«, erschienen neue Auflagen. So nahte der Schluss des achten Jahrzehnts heran, und damit eine neue hohe Anerkennung.

Am 2. September 1894, C.'s achtzigstem Geburtstag, ward dem in Gastein zur Cur weilenden eine kleine erhebende Feier veranstaltet und eine Adresse überreicht, an erster Stelle von der Grossherzogin von Baden und dem Erbprinzen von Meiningen (die anderen fürstlichen Unterzeichner der Adresse von 1884 weilten nicht mehr unter den Lebenden), sodann von fast 300 Verehrern in Deutschland und Oesterreich unterzeichnet. Ihm ward darin angekündigt, dass in Olympia an geweihter Stätte seine Büste aufgestellt werden solle. Die Aufstellung selbst hatte aus äusseren Gründen bis zum nächsten Jahre verschoben werden müssen.

So sah denn der 19. April 1895 eine grosse internationale Festversammlung, wie sie seit den Zeiten der olympischen Spiele dort kaum wieder stattgefunden hatte, in Olympia vereinigt[74]). In der Vorhalle des nach Adler's Plänen erbauten Museums hatte die Büste ihren Platz gefunden, als das erste, was den Blick des Besuchers auf sich zieht, gleichsam zur Verehrung des neuen Olympioniken einladend. Die deutsche Heimath hatte eine Copie der Büste von Schaper aus schönem Tiroler Marmor von Laas, die griechische Regierung das Postament aus griechischem Marmor gespendet. Die deutschen Verehrer fanden in Dörpfeld, dem ersten Secretär des deutschen archäologischen Instituts in Athen, die griechische Regierung in Kabbadias, dem Generaldirector der griechischen Museen und Alterthümer, ihre beredten Vertreter. Das gemeinsame Interesse, das alle gebildeten Nationen gleichmässig an dieser Feier nahmen, erhielt einen lebhaften Ausdruck in den rühmenden Worten, die Homolle, der Director der französischen Schule in Athen, für diese und zugleich für die amerikanische und die englische Schule sprach. Er hob unter anderem das eigenthümliche Zusammentreffen hervor, dass C. in Olympia das einst von Franzosen begonnene Werk zu Ende geführt habe, während er selbst eben in Delphi, wo einst C. mit den Nachforschungen begonnen habe, die französischen Ausgrabungen leite: ein schöner Beleg für die Gemeinsamkeit wissenschaftlicher Arbeit ohne nationale Schranken. Endlich ward ein jüngerer Schüler von C., Alfred Schiff, der Persönlichkeit des verehrten Lehrers in warmen Worten gerecht. Bei dem olympischen Festmahle, das der Feier

---

[73]) Berlin, W. Hertz, 1894.

[74]) Vgl. Die Ernst Curtius-Büste im Museum zu Olympia. Bericht für die an der Stiftung Betheiligten. [1895.] Mit einer Abbildung der Büste.

folgte, hatten dann namentlich die Griechen das Wort, um den Philhellenen C. nach allen Seiten zu verherrlichen. Unter den Kränzen aber, die das neu errichtete Bild schmückten, erinnerten der aus Oelzweigen geflochtene der Kaiserin Friedrich und der Lorbeerkranz ihrer Tochter, der Kronprinzessin von Griechenland, zugleich an den Antheil, den Kaiser Friedrich als Kronprinz an dem olympischen Werke genommen hatte, und an das enge Pietätsband, das Lehrer und Schüler noch nach dem Tode umschlang. Dieses Verhältniss fand im Herbst desselben Jahres noch einen anderen Ausdruck darin, dass Kaiser Wilhelm, an dem Tage da er in Wörth das Denkmal seines Vaters einweihte, dessen Lehrer den Titel Excellenz verlieh.

Es wäre eine Gnade des Geschickes gewesen, wäre »der Greis mit jungem Herzen und der Arbeitskraft eines Mannes«, wie ihn die olympischen Festgenossen in ihrem Begrüssungstelegramme nannten, auf dieser Höhe äusserer Ehren und innerer Befriedigung abberufen worden. C. hatte sich bisher eine staunenswerthe Frische und Elasticität bewahrt. Als Zögling der Griechen hatte er von Jugend auf auch den Körper geübt, mit Turnen und Fechten, mit Wandern und Reiten. »Bis in die letzten Lebensjahre hinein nahm er auf der Treppe immer noch zwei Stufen auf einmal und trat dann athemlos, frisch, elastischen Schrittes wie ein erwartungsvoller Jüngling ins Zimmer[75].« Die Kümmernisse und Sorgen des täglichen Lebens hatte er sich immer fern gehalten, um für seine geistigen Aufgaben frisch zu bleiben. So war seine Arbeitslust und Arbeitskraft ungeschwächt geblieben. Da bereitete ihm ein herbes Verhängniss ein Jammergeschick, ähnlich dem, dem wenige Jahre zuvor sein hoher Schüler erlegen war, wenn auch ein anderes Organ der Sitz des Leidens war. Gegen Ende des Jahres 1895 traten die Anzeichen der Krankheit deutlicher hervor, aber noch in der Winckelmannssitzung der Archäologischen Gesellschaft, am 9. December, sprach C. in langer Rede »wie ein Jüngling, eine grossartige Kraftprobe«, über Eduard Gerhard, über ein neues Modell der Akropolis von Athen, über die Geschichte von Olympia[76]. Ueber »die Schatzhäuser von Olympia« handelte auch C.'s letzte Mittheilung an die Akademie[77]; der historischen Einleitung zum grossen Olympiawerk widmete er noch den ganzen Sommer hindurch jeden Rest seiner Arbeitskraft in den freien Stunden eines schmerzvollen Daseins und konnte sie im Wesentlichen vollenden. »Denen, welche C. in den letzten Tagen seines Leidens sahen, erschien als das Kennzeichen seines Zustandes der Kampf, mit dem er sein qualvolles Leiden als etwas Fremdes zu überwinden bemüht war. Er sah seine Krankheit als etwas Unwürdiges an, mit dem er keine Gemeinschaft haben wolle. Von ihr durfte als etwas Wirklichem nicht gesprochen werden. Kein Bedauern, ja nicht einmal eine Frage danach duldete er. Wurden die Schmerzen zu gross, so erhob er sich und ging in sein Zimmer; da sah man ihn still auf- und abgehen und den befreienden Augenblick erwarten, elastisch und aufrecht, wie immer sein Gang war. Noch wenige Minuten vor seinem Tode stand er auf, frei und ohne Hilfe, stellte sich neben sein Bett, stemmte sich mit den Armen auf das Fussende, reckte sich wie ein Turner rückwärts und in die Breite, und sagte: man muss sich

---

75) Ch. Broicher S. 37. 44.

76) Arch. Jahrb. 1896, Anzeiger S. 27 f. Vgl. die »Studien zur Geschichte von Olympia« in den Sitzungsber. der Akad. 1894 S. 1095 ff.

77) Sitzungsber. 1896 S. 239 ff. (5. März).

etwas recken, weil die Muskeln sonst ganz steif werden. Dann duldete er, dass man ihn entkleidete, legte sich wie zum Schlaf auf den Rücken und that tief und kräftig die letzten Athemzüge[78]).« Am 11. Juli schloss er so die Augen.

Als C. einst in der Aula der Universität bei Kaiser Friedrich's Scheiden geredet, hatte er sein Glauben und Hoffen in den Worten ausgesprochen: »Wer hat hier nicht tiefer als je empfunden, dass wir die elendesten aller Geschöpfe wären, wenn dies sichtbare Ende der letzte Abschluss des menschlichen Daseins wäre, ein greller Misston, mit dem eine herrlich angelegte Symphonie abreisst? Nur eine lebendige Hoffnung, die sicherer ist als alles, was wir mit unseren Sinnen wahrnehmen, kann uns aus einem öden Fatalismus retten; nur sie kann uns trösten und erheben, wie sie des leidenden Kaisers Auge verklärt hat, als sein Mund schon verstummt war.« Der feste Glaube an die Unsterblichkeit bricht überall in C.'s Reden hervor. Die Uebereinstimmung griechischen und christlichen Glaubens hierin war einer der Hauptpunkte, die ihn den grossen Zusammenhang der geschichtlichen Entwickelung hervorheben, das von Jugend auf in ihm lebendige Christenthum als die Vollendung seines geliebten Griechenthums betrachten liess. Es war eine geschlossene Weltanschauung, die in ihm lebte; in sie nahm er nicht bloss aus seiner eigenen Wissenschaft, sondern auch aus jedem ihm zugänglichen Gebiete der Bildung — denn er war durchaus kein engherziger Fachmann — alle Elemente auf, welche sich ihr einfügten, während alles Fremde oder Widersprechende von selbst von ihm abglitt und gegen alles Hässliche und Störende seine Augen sich verschlossen[79]). So herrschte eine seltene Harmonie in seinem Wesen, das der rauhen Wirklichkeit entrückt zu sein schien: »er wandelte über den Gipfeln.«

Selten ist ein Leben, von Anfang an von den gleichen idealen Zielen erfüllt, so harmonisch und so vollständig ausgelebt worden, wie das von E. C. Mit seinen immer grösseren Aufgaben wachsend, hat er die wissenschaftliche Arbeit durch die erfolgreiche Lösung praktischer Aufgaben gekrönt. Wenn wir auf das ganze Leben zurückblicken, muthet es uns an wie ein abgeschlossenes Kunstwerk und mahnt uns so noch einmal an die eine, die künstlerische Seite von C.'s Natur. Manche Ergebnisse seiner Forschung werden sich als nicht fest genug in dem Boden der Thatsachen gegründet erweisen oder durch neue Entdeckungen und Untersuchungen beseitigt werden; vieles wird von festem Bestande bleiben, und immer wird bei Unbefangenen und einer idealistischen Denkweise Zugänglichen C. als einer der in sich geschlossensten und schwungvollsten unter den »nachgeborenen Hellenen« erscheinen.

---

[78]) H. Grimm, Deutsche Rundschau 1896, XXII, 303.

[79]) Ueber diese Seite seines Wesens finden sich charakteristische Bemerkungen bei Ch. Broicher S. 39 ff. »Er liebte es die Dinge halb verschleiert zu sehen. Die harten Konturen des Lebens hätten ihn wund gestossen« (S. 39). »Es schmerzte ihn tief, wenn er die Menschen kleiner erfand, als er geglaubt; er litt an ihren Schwächen. Und doch besass er in auserlesenster Weise die Fähigkeit ihr Idealbild in sie hineinzusehen, bis es ihm neu entgegenstrahlte und ihre Fehler wie verdunkelnde Schatten vorüberzogen« (S. 40). »Die Widersprüche des Lebens mit dem festen Gefüge seiner Anschauungen beirrten ihn nicht. Wo sie ihm störend entgegentraten, wusste sein Glaube sie in einer Welt höherer Einheit aufzulösen« (S. 43). »Der Naturalismus, ja der Realismus war ihm in jeder Gestalt zuwider, in Litteratur und Kunst . . . . Mochte er sich schon im täglichen Leben nicht mit unangenehmen Aussendingen befassen, die ernst und wichtig zu nehmen ihm wie Trübungen des eigentlichen Lebens erschien, so begriff er vollends nicht, was ihre Darstellung mit der Kunst, die erheben und läutern sollte, zu thun haben könne« (S. 45).

Diesem Aufsatz liegt ein unmittelbar nach Curtius' Tode im Juli geschriebener Artikel in der Beilage der Allg. Zeitung 1896 No. 182—184 (7.—10. August) zu Grunde, dessen Benutzung die Redaction gütigst gestattet hat. Ausserdem sind mir folgende Artikel zugänglich gewesen: H. Gelzer im Deutschen Wochenblatt 1894 S. 530 ff. Herm. Grimm, E. C., Deutsche Rundschau 1896, XXII, 302 ff. (Augustheft). [Ad. Philippi,] E. C., Grenzboten 1896, III, 174 ff. (Juli). Ferd. Noack, E. C., Gedenkworte, gesprochen am 14. Juli 1896. Darmstädter Zeitung 1896, No. 363. 369 (5. 8. August). Reinh. Kekule von Stradonitz, E. C., Gedächtnissrede, gehalten bei der von der Berliner Studentenschaft am 26. Juli 1896 veranstalteten Trauerfeier. Berlin, Spemann, 1896. Otto Kern, E. C., zum 2. September 1896. Voss. Zeitung No. 411—413 (2.—4. Sept.). Rich. Schöne, Zur Erinnerung an E. C., Jahrb. für die preuss. Kunstsamml. 1896 S. 215 ff. Charl. Broicher, Erinnerungen an E. C. Berlin, Stilke, 1897 (Preuss. Jahrb. 1896, LXXXVI, Decemberheft). Ernst Fabricius, E. C., Deutsche Zeitschr. f. Geschichtswissenschaft 1896/97, Monatsblatt S. 284 ff. Rich. Schöne, Zur Erinnerung an E. C., Ansprache zur Eröffnung des Winckelmannsfestes der Arch. Ges. zu Berlin am 9. Dec. 1896. Arch. Jahrb. 1897, Anzeiger S. 20 ff. Carl Curtius, Zur Erinnerung an E. C., Vortrag, geh. am 19. Januar 1897. Lübeck 1897. Friedr. Leo, E. C., Nachr. v. d. Göttinger Ges. d. Wiss. 1897, Geschäftl. Mitth. S. 70 ff.

Strassburg i. E. Adolf Michaelis.

Reclam, Anton Philipp, Buchhändler in Leipzig, geboren in Leipzig den 28. Juni 1807, gestorben ebenda den 5. Januar 1896. Er stammte aus einem Geschlecht, das in der Reformationszeit aus Savoyen nach Genf gekommen war, sich von dort später nach Deutschland gewandt und sich hier den Colonien der Refugiés angeschlossen hatte, und aus dem ausser Kaufleuten namentlich eine Anzahl Prediger, Künstler (mehrere Goldschmiede und ein Maler) und Offiziere hervorgegangen sind. Sein Grossvater, Jean François Reclam, gestorben 1817, war als Goldschmied vielfach von Friedrich d. Gr. beschäftigt und später zum »Juwelier des Königs« ernannt worden. Sein Vater, Charles Henri Reclam, geboren 1776, hatte in der Schulbuchhandlung von Vieweg und Sohn in Braunschweig den Buchhandel erlernt, 1802 in Leipzig eine eigene Buchhandlung eröffnet, 1803 sich mit Wilhelmine, der Tochter des Buchhändlers Campe in Braunschweig, verheirathet und starb in Leipzig 1844. Philipp, sein ältester Sohn, kam nach seiner Schulzeit, wo Roderich Benedix sein Kamerad war, 1823 ebenfalls zu Vieweg und Sohn in die Lehre. Nach seiner Heimkehr kaufte er am 1. April 1828 mit Hilfe eines Kapitals von 3000 Thalern, das ihm sein Vater lieh, das ehemals Beygang'sche, damals Pomsel'sche »Literarische Museum« (ein »Leihcabinet mit dem neuesten in deutscher, französischer, englischer und italienischer Literatur, bei welchem man stets unter billigsten Bedingungen sich abonniren kann« — wie es in dem Leipziger Adressbuch von 1829 heisst), wagte sich auch bald an Verlagsunternehmungen: für die ersten dreissig Thaler, die er sich gespart hatte, erwarb er das erste Manuscript, eine Uebersetzung aus dem Französischen. 1837 verkaufte er aber das »Museum« wieder, um sich (unter der Firma »Philipp Reclam junior«) ganz dem Buchverlag zu widmen, und nachdem es ihm 1839 noch gelungen war, von Freunden unterstützt die gut eingerichtete Druckerei von Haak's Erben zu kaufen, war er bemüht, sich als Drucker möglichst unabhängig von fremden Aufträgen zu machen die Druckerei so viel als möglich für den eigenen Verlag zu beschäftigen. Den Anfang dazu machten seine Bibelausgaben, Schmidt's französisches Wörterbuch u. a. Von 1842 bis 1848 verlegte er namentlich Schriften politischen Inhalts. Diese Richtung musste er aber wieder aufgeben, als in Oesterreich die Verlagswerke dieser »äusserst schlecht berüchtigten« Buchhandlung verboten wurden. Seitdem bemühte sich Reclam, durch dauerversprechende Unternehmungen seinem Geschäft eine sichere Grundlage zu geben. Er ver-

anstaltete, wie Tauchnitz, griechische und römische Classikerausgaben, brachte ausser dem französischen noch ein lateinisches Wörterbuch (von Mühlmann) und ein englisches (von Köhler), eine »Opernbibliothek« (Clavierauszüge mit Text) und endlich eine sehr billige Ausgabe von Shakespeares Werken, übersetzt von Adolf Böttger, dies alles stereotypirt. Der Böttger'sche Shakespeare (er kostete $1\frac{1}{2}$ Thaler!) hatte glänzenden Erfolg. Als daher (nach Beschluss der Deutschen Bundesversammlung vom 6. November 1856) am 9. November 1867 die Werke unserer Classiker für den Nachdruck frei wurden, bereitete Reclam für diese Frist eine billige Ausgabe von Schillers Werken vor, der sich später zahlreiche andere billige Classikerausgaben anschlossen, und gleichzeitig begann er ein Unternehmen, das aus kleinen Anfängen im Laufe der Jahre zu einem im Buchhandel noch nie dagewesenen Umfange gelangen sollte: die »Universalbibliothek«, jene kleinen rötlichen Zwanzig-Pfennig-Hefte, die, anfangs von manchen verachtet, ja angefeindet, doch von Jahr zu Jahr mehr Beifall fanden, es bis zu Reclam's Tode zu der Zahl 3470 brachten, jetzt in Millionen von Abdrücken verbreitet sind und der Firma »Philipp Reclam junior« einen Weltruf verschafft haben. Dreissig Jahre unermüdlichen Fleisses hat Reclam diesem Unternehmen gewidmet. Wiederholt mussten die Geschäftsräume erweitert, die Pressen vermehrt werden, bis sich endlich die Errichtung eines eigenen grossen Geschäftshauses als nothwendig herausstellte, wohin die Buchdruckerei und der Verlag 1887 übersiedelten, und das schon 1895 abermals erweitert werden musste. Trotz solcher Erfolge blieb Reclam bis in's höchste Alter der thätige, pflichttreue, nüchterne und sparsame Mann, der er von Jugend auf gewesen war. Seit 1863 stand ihm sein einziger Sohn, Hans Heinrich Reclam, geboren 1840, als treuer Helfer zur Seite.

Nach Privatdrucken der Familie Reclam.

G. Wustmann.

Rost, Ludwig Adolf Herrmann, Buchhändler in Leipzig, geboren den 24. Mai 1822 in Leipzig, gestorben ebenda (an seinem 74. Geburtstage) den 24. Mai 1896. Er war der Chef der weltberühmten J. C. Hinrichs'schen Verlags- und Sortimentsbuchhandlung, an deren Spitze von 1840 bis 1856 schon sein Vater Christian Friedrich Adolf Rost gestanden hatte, und deren Bestehen bis in das Jahr 1791 zurückreicht (1791 bis 1796 August Leberecht Reinicke; 1796 bis 1801 Reinicke und Hinrichs; 1801 bis 1818 J. C. Hinrichs; seit 1819 J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung). Er hatte bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen gelernt, dann in Hamburg, Wien und Berlin, vorübergehend auch bei seinem Vater, als Gehilfe gearbeitet, trat 1846 dauernd in das Geschäft seines Vaters ein, wurde unmittelbar darauf Prokurist, am 1. Januar 1850 Theilhaber und nach seines Vaters Tode (3. September 1856) Besitzer der Handlung. Zu den allbekannten bibliographischen Verlagswerken der Hinrichs'schen Buchhandlung (dem Halbjahrskatalog, dem Vierteljahrskatalog, der Wöchentlichen Bibliographie und, seit 1856, dem Fünfjahrskatalog), zu ihren Reise- und Kartenwerken, ihrer staatswissenschaftlichen, juristischen, philosophischen, geschichtlichen und schönwissenschaftlichen Literatur gesellte sich unter Hermann Rost namentlich ein bedeutender theologischer und sprach- und alterthumswissenschaftlicher Verlag. Seit 1876 erschien bei ihm die »Theologische Literaturzeitung«, von 1877—1888 eine neue Bearbeitung der achtzehnbändigen »Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche«. Schon seit 1858 hatte er die Kunde des alten Aegyptens durch den Verlag umfangreicher Inschriftenwerke

und zahlreicher Einzelforschungen gefördert. Seit 1863 verlegte er die von Heinrich Brugsch gegründete, dann von R. Lepsius und A. Erman fortgesetzte »Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde«. Seit 1874 reihte sich hieran noch ein stattlicher assyriologischer Verlag, darunter seit 1881 die von F. Delitzsch und P. Haupt herausgegebene »Assyriologische Bibliothek« und seit 1889 die »Beiträge zur Assyriologie«. Was Rost selber von einem rechten Buchhändler verlangte, dass er ein Mittler sei zwischen Wissenschaft und Leben, das war er selbst in hervorragender Weise, und er konnte es sein vermöge seiner tüchtigen Bildung, seines klaren geschäftlichen Blicks und seines Unternehmungsgeistes. Dabei war er ein kindlich frommer und aufrichtig kirchlich gesinnter Mann (seit 1868 gehörte er dem Kirchenvorstande der Leipziger Nikolaikirche, seit 1867 dem Ausschuss und später dem Vorstande des Vereins für innere Mission an) und sein höchstes Glück fand er in der Liebe zu seiner Familie und der Fürsorge für sie.

Nach Privatdrucken der Familie Rost.

G. Wustmann.

Zur Strassen, Melchior, Bildhauer, Direktor des Kunstgewerbemuseums in Leipzig, geboren den 28. Dezember 1832 in Münster in Westfalen, gestorben den 27. Februar 1896 in Leipzig. Sein Vater, der einer altangesessenen Familie Münsters angehörte, besass das grösste Juwelier- und Antiquitätengeschäft dieser Stadt. Er hatte seinen Geschmack auf Reisen in Italien gebildet, war selbst Kunstsammler und stand mit hervorragenden Künstlern in Verkehr. Dennoch wurde es dem Sohne nicht leicht gemacht, die künstlerische Laufbahn einzuschlagen, zu der ihn Begabung und innerer Drang zog. Der Vater überliess 1847 aus Gesundheitsrücksichten sein Geschäft dem ältern Sohne, siedelte nach Hamm über, wo er Grundbesitz erworben hatte, und bestimmte den jüngern Sohn zur Landwirthschaft. Erst nach manchen Kämpfen setzte es der junge Zur Strassen durch, dass er 1850 zu dem Bildhauer und Dombaumeister Imhoff in Köln in die Lehre gehen durfte. Dort machte er schnell Fortschritte, eine Arbeit von ihm, die oft in Terracotta vervielfältigt und verkauft wurde, die vierzehn Leidensstationen in Hochrelief, lenkte die Aufmerksamkeit Rauch's auf ihn, und 1854 zog ihn Rauch in seine Werkstatt nach Berlin. Dort erhielt er schon im Jahre darauf einen ersten Preis und bald auch Aufträge (z. B. eine heilige Elisabeth für das katholische Spital und eine Bronzefigur des Grossen Kurfürsten als Knabe für König Friedrich Wilhelm IV.) und verschaffte sich so die Mittel zu einer Reise nach Rom, die er 1857 antrat. Die Hauptfrucht eines zweiundeinhalbjährigen römischen Aufenthaltes war die lebensgrosse Gruppe einer römischen Hirtin. Kaum nach Deutschland zurückgekehrt, erhielt er auf mehrere Jahre ein königliches Reisestipendium für Italien und konnte zum zweiten Male nach Rom gehen. Während dieses zweiten Aufenthaltes schuf er eine Marmorgruppe der Caritas (für den Bankier Oppenheim in Cöln, ein Gypsabguss im städtischen Museum in Leipzig). 1863 kehrte er wieder nach Berlin zurück und bezog einen Theil der inzwischen durch den Tod des Meisters (1857) freigewordenen Rauch'schen Werkstatt. Auch dort entstand eine Reihe tüchtiger Arbeiten: die in Silber ausgeführte Siegessäule für 1866, die 1867 das Heer dem König Wilhelm widmete (mit vier Reliefs), die Reitergruppe in Silber, die die Begrüssung des Königs und des Kronprinzen auf dem Schlachtfelde von Königgrätz darstellt, das Kriegerdenkmal für Dortmund, die Reliefs für das Denkmal auf Alsen, 28 in

Bronze ausgeführte Porträts aus der preussischen Geschichte für den Bibliotheksaal des Berliner Rathhauses u. a. Aber schon von Jugend auf war die Theilnahme und Thätigkeit Zur Strassen's ausser der Bildhauerei dem Kunstgewerbe zugewandt gewesen. Schon bei seinem ersten Berliner Aufenthalt war ihm auf Rauch's Verwendung die Leitung der Restaurationsarbeiten in der Kgl. Rüstkammer übertragen wurden. Nun wurde er 1870 an die kgl. baierische Kunstschule in Nürnberg berufen, die damals unter der Leitung Kreling's stand, ebenfalls eines Westfalen (aus Osnabrück), und nachdem im Herbst 1874 in Leipzig ein Kunstgewerbemuseum gegründet worden war, übernahm er vom 1. April 1875 an die Stelle des Inspektors dieses Museums und zugleich eine Lehrerstelle an der Kgl. Kunstakademie in Leipzig, bald darauf auch eine zweite an der neu begründeten Gewerbeschule, die er jedoch nach wenigen Jahren wieder aufgab. Als Bildhauer hat Zur Strassen in Leipzig ausser zahlreichen Porträtbüsten (u. a. der Büste Wilhelm Seyfferth's für den Johannapark) namentlich eine Reihe dekorativer Arbeiten geliefert: so die Gruppe in dem Giebelfelde des Hauptpostamts, die Figur der Lipsia auf der Börse, die Statuen von Rembrandt und Rubens am städtischen Museum, die vier Standbilder Herzog Friedrich's des Streitbaren, des Kurfürsten Moritz, Goethe's und Lessing's an der Universitätsbibliothek, die symbolische Frauengestalt auf dem deutschen Buchhändlerhause, ausserdem einen 110 Meter langen Fries mit Darstellungen aus der Landesgeschichte für das Museum in Linz. Daneben entfaltete er auch in Leipzig, wie früher in Nürnberg, eine anregende und erfolgreiche Lehrthätigkeit: Lehnert, Seffner, Trebst und andere Bildhauer, die heute bereits als geachtete Künstler dastehen, sind seine Schüler gewesen. Die grössten Verdienste aber hat er sich um das Leipziger Kunstgewerbemuseum erworben. Die Entfaltung dieser Anstalt von kleinen Anfängen zu ihrem jetzigen Umfang und Werth ist zum grössten Theile sein Werk, und seine reichen Kenntnisse und praktischen Erfahrungen auf den verschiedensten Gebieten der Technik, sein feines Stilgefühl und sein sicheres, überzeugendes und nie verletzendes Urtheil sind unzähligen, die bei ihm Rath und Belehrung suchten, Künstlern, Handwerkern und Laien, zu Gute gekommen. Dabei war er ein überaus bescheidener Mann, voll Wohlwollen und Herzensgüte, und in seiner amtlichen Stellung voll Eifer und Pflichtgefühl. Schon erkrankt, leitete er mit Aufbietung aller seiner Kräfte die Uebersiedelung des Kunstgewerbemuseums aus den engen, düstern Stuben am Thomaskirchhof, wo er einundzwanzig Jahre hatte ausharren müssen, in die weiten, lichten Räume des neuerbauten Grassi-Museums. Aber wenige Tage vor dem Tage der feierlichen Einweihung (5. Februar), der für ihn ein Ehren- und Freudentag werden sollte, den er jahrelang herbeigesehnt hatte, versagten seine Kräfte. Drei Wochen darauf wurde er aus dem Leben abgerufen.

Eine Biographie von ihm, von E. Trauttwein von Belle, die aber manches irrthümliche und phantastisch ausgeschmückte enthält, im Fränkischen Kurier, Dezember 1870.

G. Wustmann.

Staackmann, Johannes August Ludwig, Buchhändler in Leipzig, geboren den 3. Juni 1830 in Wolfenbüttel, gestorben den 13. Dezember 1896 in Leipzig. Er stammte aus einer Familie, die ursprünglich in Stadthagen im Lippischen ansässig war, und von der sich ein Zweig nach dem Braunschweigischen gewandt hatte. Sein Vater war in Wolfenbüttel Bäckermeister. Nach seiner Schulzeit trat er mit vierzehn Jahren bei einem Kaufmann in

der Nähe von Wolfenbüttel in die Lehre, mit siebzehn kam er als Commis nach Braunschweig in ein Bankgeschäft, und nachdem er 1850 als Freiwilliger gedient hatte, 1851 nach Halle in ein Colonialwaarengeschäft. Aber bald kehrte er nach Braunschweig zurück, in ein Geschäft, das regelmässig die Leipziger Messen besuchen liess. Zu diesen Besuchen wurde er auserwählt, und die Folge war, dass er 1857 ganz nach Leipzig übersiedelte und hier in das Bank- und Speditionsgeschäft von A. Lieberoth eintrat. Dieser Ortswechsel wurde entscheidend für seine Zukunft. Das rein kaufmännische Erwerbsleben befriedigte ihn auf die Dauer nicht. Von Jugend auf hatte er lebhafte litterarische Neigungen gehabt. Schon als Knabe hatte er die grösste Freude an Büchern gehabt und sich selbst von gespartem Gelde eine kleine Büchersammlung angeschafft, die er auch an Schulkameraden gegen ein geringes Leihgeld verlieh, das er dann wieder zum Ankauf neuer Bücher verwandte. Daneben hatten Theatervorstellungen sein Interesse erregt, er hatte sich selbst ein Puppentheater gebaut und damit vor seinen Kameraden Vorstellungen gegeben, deren kleine Einnahmen auch nur der Vermehrung seines Bücherschatzes dienten. Während seiner Lehrzeit hatte er jede freie Stunde benutzt, seine Kenntnisse in der Litteratur und in den Sprachen zu erweitern: er konnte fertig französisch, englisch und italienisch sprechen. Als 18jähriger Commis in Braunschweig schrieb er Theaterkritiken, hinter denen niemand einen jungen Kaufmann als Verfasser vermuthete. So war es denn auch die glückliche Mischung von »geistigem Leben und geschäftlichem Streben« in Leipzig, was ihn bewog, ganz nach der alten Mess- und Universitätsstadt überzusiedeln. Bald fand er hier Geistesverwandte in zwei Männern, mit denen er dann in ungetrübter Freundschaft bis zu seinem Tode verbunden geblieben ist: in Friedrich Spielhagen, der damals Lehrer an dem Hauschildschen »Modernen Gesammtgymnasium« war, und in Dr. Max Abraham, dem spätern Besitzer der weltbekannten Musikalienhandlung von C. F. Peters, und so fasste er endlich den Entschluss, noch in vorgerückten Jahren umzusatteln und Buchhändler zu werden. Er trat 1868 bei Friedrich Löwe, der bis dahin ein Sortiment für ausländische Litteratur geführt hatte, als »Socius« ein und gründete mit Löwe zusammen unter der Firma »Löwe und Staackmann« ein »Baarsortiment«, das zweite in Leipzig. Mit richtigem Blick erkannte er sofort die Bedürfnisse der Zeit. Gleich sein erster Gedanke, die Einführung gebundener Exemplare von der eben emporkommenden »Edition Peters« hatte glänzenden Erfolg. Am 1. Oktober 1869 trennte er sich wieder von Löwe, führte das Baarsortiment allein weiter, erwarb dazu von Johann Ambrosius Barth d. J. dessen unter der Firma »Hans Barth« geführtes Commissionsgeschäft und übernahm endlich auch noch den Verlag der Werke Spielhagen's, wozu sich 1894 der Verlag der Schriften Rosegger's gesellte. Mitten aus einer an Ansehen und Erfolg sich ununterbrochen steigernden Thätigkeit wurde er nach kurzer Krankheit hinweggerafft, viel zu früh für alle, die ihn kannten und liebten. Und wer ihn kannte, der liebte und verehrte ihn auch. Denn er war eine schlichte, offene, gerade Natur, ein »echter Niedersachse«, ein Mann von scharfem Verstand und bedeutender Arbeitskraft, dabei doch mild und feinsinnig, immer gefällig und hilfsbereit. Vielen ist er Vorbild, vielen Freund, Berather, auch Wohlthäter gewesen.

Nach einem Privatabdruck. G. Wustmann.

Bürkle, Johann Martin, wurde am 14. Februar 1832 im Pfarrdorf Plattenhardt bei Stuttgart geboren, musste, da die Mittel zum Studium nicht aus-

reichten, dem Wunsche, Theologe zu werden, zunächst entsagen, widmete sich dem Beruf des Volksschullehrers, war als Lehrgehilfe thätig, diente dann bei der reitenden Artillerie und wanderte 1859 nach Nordamerika aus. Hier trat er in den Kirchendienst des Staates Ohio, stand seit 1860 der evangelischen Gemeinde zu Findley, seit 1876 der zu Chrestline vor und war seit 1879 Pfarrer an der Pauluskirche in New-Bremen. Er gehörte zu den brauchbarsten Vorkämpfern der demokratischen Partei und pflegte in den Wahlzeiten als Wanderredner seinen ganzen Einfluss für den jedesmaligen Präsidentschaftskandidaten seiner Richtung in die Wagschale zu legen. Daneben wirkte er als Dichter und Schriftsteller mit unermüdlichem Eifer und brachte im Laufe der Jahre eine stattliche Anzahl Bücher auf den Markt: religiöse Gedichte, Trauerspiele u. s. w., auch Erzählungen und Lieder im heimatlichen Dialekt. Mit den mundartlichen Stücken füllte er hauptsächlich seine zu Greenville in Ohio erscheinende humoristisch-belletristische Monatsschrift »Der Vetter aus Schwaben«, die er 1889 begründet hatte. 1894 in den Ruhestand versetzt, lebte B. fortan auf seinem Gut zu Stuttgart in Arkansas. Er starb im Anfang September 1896.

Der Beobachter 1896 Nr. 239. — A. Holder, Gesch. der schwäb. Dialektdichtung (Heilbronn 1896) S. 232. — Franz Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts (4. Auflage) I, S. 203. — Die Werke Bürkle's vollständig in Kürschner's Deutschem Litteratur-Kalender auf das Jahr 1896.

Rudolf Krauss.

Thaden, Ludwig. Am 16. Februar 1849 im Oldenburgischen Dorf Waddens als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns und Landwirts geboren, kam Ludwig Thaden nach seiner Konfirmation als Lehrling in ein Tuchgeschäft zu Stade. Seinem Wunsch, einen gelehrten Beruf zu ergreifen, gaben die Eltern erst nach langem Sträuben nach, und nun besuchte er noch in höheren Jahren die Gymnasien zu Jever und Bremen. Zum Studium auf einer Universität kam es jedoch nicht. Thaden beschloss, Schriftsteller zu werden, bereiste Deutschland und lebte seit 1875 im Elternhaus zu Waddens. 1883 siedelte er nach Berlin über, und nach ein paar weiteren Jahren zog er nach Stuttgart, wo er bei der deutschen Verlagsanstalt Anstellung fand. Zuerst war er als zweiter Redakteur an »Ueber Land und Meer« thätig, 1891 wurde er verantwortlicher Leiter der Zeitschrift »Aus fremden Zungen«. Der heitere Junggeselle, der fast allen Stuttgarter litterarischen und künstlerischen Gesellschaften als eifriges Mitglied angehörte, war in diesen Kreisen wohl gelitten, und er selbst fühlte sich unter den Schwaben, zu deren schwerfälligerem Naturell seine übersprudelnde Art freilich einen starken Gegensatz bildete, behaglich. Ein altes Herzleiden setzte nach mehrwöchigem Krankenlager seinem Leben am 15. Oktober 1896 ein frühes Ziel. Als Schriftsteller debütierte er 1875 mit dem Roman »Eine Frau von Adel«, dem ein weiterer Roman »Antonie« (1891), einige Bändchen Novellen sowie Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen nachfolgten. Durch keines seiner Werke ist die deutsche Litteratur wirklich bereichert worden.

Schwäbische Kronik vom 15. Oktober 1896 (Abendblatt) und 19. Oktober 1896 (Mittagsblatt). — Franz Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts (4. Auflage), IV, S. 199 f.

Rudolf Krauss.

Baumann, Eugen, erblickte am 12. Dezember 1846 zu Cannstatt in Württemberg als Sohn eines Apothekers das Licht der Welt. Nachdem er die Lateinschule seiner Vaterstadt und das Gymnasium der benachbarten Residenz durchlaufen hatte, hörte er am Stuttgarter Polytechnikum Vorlesungen und

machte daneben die Lehrzeit in der väterlichen Apotheke durch. Dann war er einige Jahre auswärts in Lübeck und Gothenburg als pharmazeutischer Gehilfe beschäftigt, studierte im Sommer 1870 zu Tübingen und bestand das staatliche Apothekerexamen; 1872 promovirte er bei der Tübinger naturwissenschaftlichen Fakultät. Der berühmte Professor Hoppe-Seyler, dessen Assistent B. erst in Tübingen und seit 1872 in Strassburg war, gewann ihn für die physiologische Chemie. Von Strassburg, wo er seit 1876 zugleich Privatdozent war, wurde er 1877 nach Berlin zur Leitung der chemischen Abteilung des dort von du Bois-Reymond neu erbauten physiologischen Instituts berufen, habilitirte sich daneben für Chemie an der philosophischen Fakultät, erhielt den Titel Professor und 1882 die Stellung eines ausserordentlichen Professors an der medizinischen Fakultät. Herbst 1883 trat er als Ordinarius für Chemie in die medizinische Fakultät Freiburg i. Br. ein. Im selben Jahre gründete er sich einen Hausstand. Einen Ruf nach Strassburg als Nachfolger seines Lehrers Hoppe-Seyler schlug er 1895 aus. Dagegen teilte er sich nun mit dem Marburger Professor Kossel in die Leitung von »Hoppe-Seylers's Zeitschrift für Physiologische Chemie«. Auf der Höhe des Lebens und wissenschaftlichen Wirkens wurde Baumann am 3. November 1896 von einem rasch verlaufenden Herzleiden weggerafft. Mit ihm schied einer der bedeutendsten physiologischen Chemiker aus dem Leben. Eine Reihe glänzender Entdeckungen, aus denen die praktische Medizin den grössten Nutzen zog, knüpfen sich an seinen Namen. Seine letzte Leistung, die Auffindung des organisch gebundenen Jods in der Schilddrüse, machte gewaltiges Aufsehen. Sein Laboratorium war ein Mittelpunkt für medizinisch-chemische Forschung, und zahlreiche Schüler dankten ihm eine ausgezeichnete wissenschaftliche Fachbildung. Auch als Mensch genoss Baumann überall ehrliche Achtung und Beliebtheit.

Schwäb. Kronik vom 4. November 1896 (Abendblatt) und andere Zeitungsnotizen aus jenen Tagen. — Medicinisches Correspondenzblatt des Württ. ärztl. Landesvereins 1896 Nr. 46. — Hoppe-Seyler's Zeitschrift für Physiologische Chemie. XXIII, 1 (1897), S. 1—22.

Rudolf Krauss

Curfess, Ernst. Der Sohn eines Buchbinders, erblickte Ernst Curfess am 11. Juli 1849 in der württembergischen Oberamtsstadt Aalen das Licht der Welt. Er durchlief die Realschule seiner Vaterstadt, machte dann im Zeichen- und Modelliersaale des Hüttenwerks Wasseralfingen Studien für den künstlerischen Teil der Eisenindustrie und fand 1871 in der Kuhn'schen Fabrik zu Berg bei Stuttgart Anstellung. Von hier aus besuchte er als Hospitant die Stuttgarter Kunstschule. Bald siedelte er zur Fortsetzung seiner Studien nach Berlin und 1874 nach Rom über. Der junge Bildhauer zog zuerst im Jahre 1877 durch Ausstellung einer fast lebensgrossen Broncefigur (Knabe, aus einer Amphora naschend) die Aufmerksamkeit der Stuttgarter Kunstkreise und namentlich des Königs auf sich, der das Werk ankaufte. Dauernd in die Heimat zurückgekehrt, wurde er durch die Gunst des württembergischen Hofs zu einem Ansehen emporgehoben, das freilich über die schwäbischen Grenzen nicht weit hinausreichte. Porträtbüsten des jetzt regierenden Königspaars mehrten seinen Ruf. Später erhielt er die seit T. L. Hofer's Tod nicht mehr verliehene Stellung eines Hofbildhauers. Curfess, der unverheiratet blieb, war ein heiterer Lebemann und spielte in den eleganten Kreisen Stuttgarts eine gewisse Rolle. Es fehlte ihm nicht an natürlichem Talent, aber an gründlicher Ausbildung. Seine Kunst betrieb er immer etwas kavalier-

mässig. Das Monumentale sagte ihm überhaupt weniger zu. Durch sein Hauptwerk, das Dannecker-Denkmal, wird trotz trefflichen Einzelheiten infolge der geschmacklosen Komposition der prächtige Stuttgarter Schlossplatz eher verunstaltet, als geziert. Ausserdem sind das Schubart-Denkmal in Aalen und die Figuren am Karl-Olga-Monument im botanischen Garten der Stuttgarter Königl. Anlagen zu erwähnen. Weit besser entsprach das Genrehafte seiner Begabung, und auf diesem Gebiet hat er manches köstliche, mit naiven Reizen geschmückte Stück geschaffen. Curfess wurde am Abend des 4. Mai 1896 auf einem kleinen Ausflug zwischen Unter-Türkheim und Wangen vom Schlagfluss getroffen und verschied zwei Tage darauf im Stuttgarter Ludwigsspital, wohin man ihn überführt hatte. Er ward in seiner Vaterstadt Aalen begraben, wo bald darauf Freunde des Künstlers an dessen Geburtshaus eine Gedenktafel anbringen liessen.

Schwäb. Kronik vom 7. Mai 1896 (Abendblatt) und 12. Mai 1896 (Mittagsblatt »Im württ. Kunstverein«). — Zerstreute Notizen in der (Aalener) Kocher-Zeitung (namentlich vom 11. Juli 1896). — Aeltere Zeitungskorrespondenzen.

Rudolf Krauss.

Häcker, Gustav. Karl Gustav Häcker wurde am 9. September 1822 zu Stuttgart, wo sein Vater Stadtrat und Besitzer des Gasthauses zum Petersburger Hof war, geboren, besuchte das dortige Gymnasium, studierte zunächst in Tübingen und Berlin allgemein bildende Fächer, namentlich Kunst- und Musikgeschichte, und wandte sich dann auf der württembergischen Universität dem juristischen Fachstudium zu. In praktischer Ausübung seines Berufs gewann er an diesem mehr und mehr Geschmack und strebte vor allem nach dem Ruhm edler Milde und Menschlichkeit. Er nahm verschiedene richterliche Stellungen in Geislingen, Ellwangen, Esslingen und Stuttgart ein. Die Kunst, hauptsächlich die Tonkunst, begleitete ihn durch alle Lebensstationen. In seiner Familie fand die klassische Musik liebevolle Pflege; in Esslingen war er Vorstand des Oratorienvereins; in Stuttgart trat er als Musikkritiker hervor. Diese Beziehungen zur Kunst gaben den Anlass, dass der Hofkammerpräsident von Gunzert die erledigte Stelle eines Hoftheater-Intendanten probeweise im Jahr 1873 dem ihm befreundeten Oberjustizrat H. anbot. Dieser willigte freudig ein und machte sich mit Eifer an seine neue Aufgabe, die er von den idealsten Gesichtspunkten aus betrachtete. Aber die thatsächlichen Verhältnisse lähmten seinen reinen Willen. Tausenderlei Hindernisse setzten sich ihm entgegen, und das grösste war das engherzige Sparsamkeitssystem des ihm übergeordneten Hofkammerpräsidenten. So zog er vor, nach Ablauf des Probejahrs im Frieden zu scheiden, und trat in sein altes Amt zurück. 1879 wurde er Landgerichtsdirektor in Ravensburg, 1881 in Tübingen und 1887 Landgerichtspräsident in letztgenannter Stadt. Im Jahre 1893 beschloss er seine öffentliche Laufbahn, die durch mancherlei äussere Ehren gewürdigt worden war, darunter die Verleihung des Doktorgrads honoris causa durch die juristische Fakultät der Landeshochschule. Er verbrachte seinen Lebensabend in Stuttgart, bis ihn der bei einem Frühjahrsaufenthalt in Baden-Baden am 14. Juni 1896 rasch eingetretene Tod aus der Welt abrief. Dass H. Gelegenheitsgedichte machte, war eine in weiten Kreisen wohl bekannte Thatsache: pflegte er doch jedes häusliche Fest, jede Vereinigung von Freunden durch seine Verse zu schmücken. Aber was ihm die ernsthaftere lyrische Muse bescheerte, bewahrte er lange Zeit ängstlieh vor fremden Augen. Erst in

den letzten Jahren begann er vereinzelte Proben seines poetischen Könnens in der Deutschen Dichtung und andern Blättern zu veröffentlichen. Endlich entschloss er sich auch dazu, eine Sammlung seiner Gedichte zu veranstalten; es war ihm jedoch nicht mehr beschieden, das Werk selbst zu vollenden. Der Sohn des Verstorbenen unterzog sich nun der Arbeit, und so konnte das »Aus frühen und späten Tagen: Ein Lebensgang in Gedichten von Gustav Häcker« betitelte Büchlein auf Weihnachten 1896 (Stuttgart bei Greiner und Pfeiffer) erscheinen. Ein warmes, reines und frommes Gemüt, ein froher Sinn und echt schwäbisches Naturgefühl sprechen aus H's. zwar nicht sehr gehaltvollen, aber in sauberen und geschmackvollen Formen dargebotenen Liedern.

Schwäb. Kronik vom 15. Juni 1896 (Abendblatt). — Blätter des Schwäb. Albvereins 1896, Nr. 12, Sp. 405 f. — Aus dem Schwarzwald. IV (1896), S. 4. — Aus frühen und späten Tagen S. IX—XX. — Adolf Palm, Briefe aus der Bretterwelt S. 268.

Rudolf Krauss.

Heerbrandt, Gustav. Am 14. März 1819 zu Reutlingen geboren, wurde Gustav Heerbrandt Buchhändler und leitete eine Buchdruckerei und Buchhandlung erst in Ulm, dann in seiner Vaterstadt. Die politische Bewegung des Jahres 1848, an der er regen Anteil nahm, vernichtete seine bürgerliche Existenz in der Heimat. Nachdem er eine siebenmonatliche Haft auf dem Hohenasperg verbüsst hatte, wurde er unter der Bedingung begnadigt, dass er nach Amerika auswandere. Es glückte dem unternehmungslustigen Mann, in New-York, wohin er sich wandte, zu Reichtum und Ansehen zu gelangen. Die wirtschaftliche Katastrophe des Jahres 1873 brachte ihn jedoch um sein ganzes sauer erworbenes Vermögen. Er arbeitete sich von neuem empor und begründete im Jahre 1876 das New-Yorker Schwäbische Wochenblatt, das er bis zu seinem am 26. Mai 1896 erfolgten Tod mit Glück leitete, nebenbei noch Verlags- und allerhand andere Geschäfte betreibend. H's. Zeitung bildete einen Mittelpunkt für die in den Vereinigten Staaten von Nordamerika lebenden Schwaben. Der Herausgeber selbst blieb zeitlebens ein echt schwäbisches Original und setzte seine Ehre darein, sich durch absichtliche Derbheit und Grobheit seines Wesens als solches auszuweisen. Der urwüchsige, oft sogar unflätige Ton, den er in seinem Blatt anschlug, leistete seiner Popularität noch Vorschub, da man wusste, dass sich hinter der rauhen Aussenseite ein ehrliches Herz verberge. H. gab sich ganz besondere Mühe, die schwäbische Volkslitteratur in Amerika zu verbreiten. Er veranstaltete Ausgaben schwäbischer Dialektdichtungen, namentlich der Werke Weitzmann's und Nefflen's. Er selber verfertigte gelegentlich mundartliche Verse, übertrug hochdeutsche Gedichte in die schwäbische Volkssprache, gab heimatlichen Schwänken und Anekdoten schriftstellerische Fassung. Von den verschiedenen kleinen Büchlein, die aus seiner Feder geflossen sind, seien die 1892 erschienenen »Gedichte in schwäbischer Mundart« hervorgehoben: von derbem Humor gewürzte Knüttelverse ohne poetischen Wert.

Der Beobachter 1896 Nr. 209 f. — Blätter des Schwäb. Albvereins 1896 Nr. 7. — A. Holder, Geschichte der schwäbisch. Dialektdichtung (Heilbronn 1896) S. 230—232. — Franz Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts (4. Auflage), II, S. 116.

Rudolf Krauss.

Henke, Philipp Jakob Wilhelm, kam am 19. Juni 1834 zu Jena als Sohn des dortigen Theologieprofessors E. L. Th. Henke zur Welt. Er besuchte das Gymnasium zu Marburg und studierte an dieser Universität 6, an der

Göttinger 3 Semester Medizin. 1857 in Marburg zum Doktor promoviert, verbrachte er noch zwei Semester in Göttingen und Berlin behufs weiterer Ausbildung und wurde dann Assistent des berühmten Ophthalmologen Donders in Utrecht. Anfangs schien es, als ob er sich der Chirurgie in die Arme werfen wolle, aber bald zog ihn die Theorie mehr und mehr an, und nach einigem Schwanken zwischen Anatomie und Physiologie erkor er sich die erstere zum Spezialfach. 1858 habilitierte er sich an der Universität Marburg, war auch eine Zeit lang Prosector, holte 1861 die Staatsprüfung in Kassel nach und wurde 1864 zum ausserordentlichen Professor ernannt. Seine Marburger Stellung liess ihm reichliche Musse zu litterarischen Beschäftigungen. Aus einer Reihe kleinerer Abhandlungen ging sein erstes medizinisches Werk hervor, wodurch er seinen Ruf begründete: »Handbuch der Anatomie und Mechanik der Gelenke« (1863). Daran schloss sich der »Atlas der topographischen Anatomie des Menschen (1864—1867) an. Neben diesen fachwissenschaftlichen Arbeiten liefen ästhetische Aufsätze her, die er in verschiedenen Journalen, hauptsächlich im Stuttgarter »Morgenblatt für gebildete Leser« veröffentlichte. 1865 folgte H. einem Ruf als ordentlicher Professor der Anatomie an die kleine Universität Rostock, nachdem er sich kurz vorher einen eigenen Hausstand gegründet hatte. Auch dort fand er zu allerlei medizinischen, ästhetischen und politischen Aufsätzen Zeit; ja der grosse Aufschwung der deutschen Nation im Kriegsjahr 1870/71 begeisterte ihn sogar zu poetischen Versuchen; überdies bethätigte er seinen Patriotismus durch praktische Wirksamkeit am Rostocker Kriegslazareth. Im Jahr 1872 ging H. als ordentlicher Professor an die damals noch ungeteilte Prager Hochschule, wo ihm die schöne Aufgabe zuteil wurde, eine neue Anatomie einzurichten. Er fand hier nicht bloss in seinem medizinischen Beruf ein grosses Wirkungsfeld, sondern auch Anregungen aller Art, Verkehr mit Künstlern, Schauspielern u. dgl. Ausserdem war das Gefühl für ihn wohlthuend, dass es in der böhmischen Hauptstadt eine nationale Mission zu erfüllen gelte. Aber allmählich verschärfte sich der Gegensatz der Nationalitäten immer mehr, und ein Konflikt, der zwar zu seinen Gunsten erledigt wurde, mahnte ihn doch an die Unsicherheit seiner Lage, so dass er im Hinblick auf seine Familie 1875 einem Ruf an die Universität Tübingen folge leistete. Hier, wo eine befriedigende Lehrthätigkeit, Musse zur Arbeit und behagliche gesellschaftliche Verhältnisse seiner warteten, verbrachte er den Rest seines Lebens. Er bearbeitete seinen Atlas vollständig neu unter dem Titel »Topographische Anatomie des Menschen in Abbildung und Beschreibung« (Atlas 1879, Lehrbuch 1884) und gab 1888/9 ein Werk für Studierende »Handatlas und Anleitung zum Studium der Anatomie des Menschen im Präparirsaale« heraus. Daneben liefen allerhand Broschüren, Programme und Aufsätze aus dem Gebiet der Anatomie wie der Kunst her. Seine Teilnahme an den politischen Ereignissen bekundete er durch Zeitungsartikel und Gedichte, die er namentlich dem von ihm mit glühender Begeisterung verehrten ersten deutschen Reichskanzler widmete. Seinen Empfang bei Bismarck in Kissingen 1892 betrachtete er als den Höhepunkt seines Lebens. Nachdem H. im Jahre 1893/94 die Würde des akademischen Rektors bekleidet hatte und durch Verleihung des mit dem Personaladel verbundenen Kr.-Ordens der württ. Krone ausgezeichnet worden war, nötigten ihn wiederholte Schlaganfälle 1894 zum Rücktritt. Er lebte als Pensionär in Tübingen, bis ihn der Tod am 17. Mai 1896 von seinen schweren Leiden erlöste. — Karakteristisch für H. war die Vereinigung

der fachwissenschaftlichen und künstlerischen Anlagen. Anfangs stritten beide miteinander um die Oberhand, bis sie schliesslich friedltch und gleichberechtigt nebeneinander hergingen. Beide Richtungen entsprangen derselben Quelle und mündeten in einen Strom zusammen. Das Studium des toten Menschen führte ihn zu dem des lebenden, und die weiteren Schritte zur Plastik, Mimik, Aesthetik wie zur Psychologie vollzogen sich von selbst. Den bildenden Künsten und unter den redenden der dramatischen brachte er besonderes Interesse entgegen. Seine kunsthistorischen und kunstkritischen Studien fanden bei Fachleuten wie beim grösseren gebildeten Publikum Anerkennung. Dabei war er ein tüchtiger Anatom, der die fachwissenschaftliche Litteratur um selbständige Werke bereicherte und seinen Schülern gründliche Kenntnisse mitzuteilen hatte. Sein ganzes Wirken trug das Gepräge einer warmherzigen und in hohem Grad idealistisch veranlagten Persönlichkeit.

Schwäb. Kronik vom 1. Juni 1896 (Abendblatt). — Wilhelm Henke, Biographische Skizze von August Froriep. Jena, Gustav Fischer. 1896. (Separatabdruck aus: Anatomischer Anzeiger. XII. Nr. 19 f.). — Medicinisches Correspondenzblatt des Württemb. ärztl. Landesvereins. 1896, Nr. 24. — Konversationslexika.

Rudolf Krauss.

Herzog Wilhelm Nikolaus von Württemberg erblickte am 20. Juli 1828 zu Karlsruhe in Schlesien, auf der Besitzung seiner Familie, das Licht der Welt. Sein Vater, Herzog Eugen, war russischer General, riet jedoch infolge schlimmer persönlicher Erfahrungen dem Sohn, lieber in Oesterreich Kriegsdienste zu nehmen. 1848 trat dieser als Lieutenant in das Infanterieregiment Kaiser No. 1 ein. Er nahm, allmählich bis zum Generalmajor aufrückend, an den italienischen Feldzügen von 1849 und 1859, am dänischen Krieg 1864 und an der Schlacht von Sadowa 1866 in ruhmvollster Weise teil; in der Schlacht bei Novara am 23. März 1849 trug er eine schwere Verwundung davon, der noch manche leichtere nachfolgte. 1869 zum Feldmarschallieutenant befördert, rückte er 1878 an der Spitze der 7. Division in Bosnien ein und schmückte sich, bald darauf zum Feldzeugmeister ernannt, in den folgenden Kämpfen mit neuen Lorbeeren. Als Höchstkommandierender und Chef der Landesregierung in Bosnien und der Herzegowina leistete er für die Zivilverwaltung dieser Gebiete ebenso Treffliches wie für ihre militärische Sicherung. 1881 übernahm er den Posten des kommandierenden Generals in Lemberg, 1889 in Graz. 1891 zog sich der Herzog, der in einem etwaigen Krieg für die Stellung eines österreichischen Heerführers vorgemerkt war, ins Privatleben zurück und erwählte sich Wien zum Wohnort. In Meran, wohin er sich Ende Oktober 1896 zum Kurgebrauch begeben hatte, ereilte ihn am 6. November der Tod. Er war eine allgemein geachtete und im österreichischen Heer und Volk populäre Persönlichkeit. Seine Talente und Interessen waren nicht in die Schranken seines Berufs gebannt; auch als Militärschriftsteller that er sich hervor. Herzog W. starb unvermählt. Seit der Thronbesteigung König Wilhelm's II. von Württemberg war er als Urenkel des regierenden Herzogs Friedrich Eugen der nächstberechtigte Erbe der württembergischen Krone.

Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 58. Theil, S. 254—258. — Schwäb. Kronik vom 6. November 1896 (Abendblatt) und sonstige Zeitungsnachrichten aus jenen Tagen. — Robert Rostock, Furchtlos und treu, Geschichtliche Skizze (Marburg 1897).

Rudolf Krauss.

Christaller, Theodor, der Sohn des 1895 verstorbenen Missionars J. G. Christaller, erblickte zu Schorndorf in Württemberg am 2. Januar 1863 das Licht der Welt. Nachdem er sich auf der Lateinschule zu Schorndorf und in der Präparandenanstalt und dem Seminar zu Künzelsau zum Volksschullehrer herangebildet hatte, wurde er 1882 am Missionsknabenhaus in Basel angestellt. Im Jahr 1886 liess das Auswärtige Amt bei ihm anfragen, ob er die Leitung der beabsichtigten ersten deutschen Reichsschule in Kamerun übernehmen wolle. Freudig willigte der junge Mann, dem die Thatenlust im Blute steckte, ein und reiste Ende Oktober nach seinem Bestimmungsort. Am 24. Februar 1887 eröffnete er die Schule zu Bonamondone. C. war ganz der richtige Mann, um die unendlichen Schwierigkeiten, die sich dem Werke in den Weg stellten, zu überwinden. Er erzielte bald bei seinen schwarzen Schülern, die sich in Scharen zum Unterricht drängten, erfreuliche Resultate und konnte schliesslich sogar abendliche Fortbildungskurse einrichten. Die Duallasprache beherrschte er vollständig, wovon seine drei Lehrbücher Zeugnis ablegen, insbesondere das 1892 veröffentlichte Hauptwerk »Handbuch der Duallasprache« mit angehängtem Wörterbuch. Ausserdem übersetzte er deutsche Liedertexte für die Zwecke seiner Schule. C., eine kraftvolle und frische Natur, erwarb sich auch sonst um das Deutschtum in Westafrika entschiedene Verdienste: er war Dolmetscher bei Gerichtsverhandlungen, zuletzt Beisitzer des kaiserlichen Gerichts, übertrug die Gesetze und Verordnungen in die Landessprache u. s. w. Abenteuern und Gefahren pflegte er nicht auszuweichen, und bei seinen dreimaligen Besuchen im Vaterlande konnte er etwas erzählen. Selten hat sich ein deutsches Schulmeisterleben in so merkwürdigen Bahnen bewegt, wie das C.'s Schade, dass ihm das Ziel so kurz gesteckt war. Nachdem Anfang 1896 das verdienstvolle Wirken des Mannes durch Verleihung des Oberlehrertitels anerkannt worden war, fiel er am 19. August desselben Jahrs dem Schwarzwasserfieber zum Opfer.

Schwäb. Kronik vom 2. September 1896 (Mittwochsbeilage).

Rudolf Krauss.

Ofterdinger, Ludwig, wurde am 18. Mai 1810 in der kurz vorher unter württembergische Herrschaft gekommenen oberschwäbischen Reichsstadt Biberach als Sohn des dortigen städtischen Arztes geboren. 1827—1831 studierte er in Berlin Mathematik und Astronomie, trat zu Hegel, A. von Humboldt und andern Koryphäen in persönliche Beziehungen, löste eine Preisaufgabe und erwarb sich den philosophischen Doktorgrad. 1831 liess er sich als Privatdozent für die mathematischen Fächer in Tübingen nieder, schrieb ein populäres Werk über Astronomie und erhielt 1850 den Titel eines ausserordentlichen Professors. 1848/9 gehörte er als Abgeordneter des Biberacher Oberamtsbezirks dem sog. langen württembergischen Landtag an. 1852 wurde ihm die Stelle eines Mathemathikprofessors am Ulmer Obergymnasium übertragen. Die ganze zweite Hälfte seines langen Lebens verbrachte O. in Ulm, das ihm zur zweiten Vaterstadt wurde, und um dessen geistiges Leben er sich in mannigfacher Hinsicht verdient machte, namentlich als vieljähriger Vorstand des Vereins für Mathematik und Naturwissenschaften. 1875 in den Ruhestand getreten, verwendete er seine Musse zu wissenschaftlichen Arbeiten verschiedener Art. Neben einer Geschichte der griechischen Mathematik, die er fast vollendet hinterlassen haben soll, widmete er sich kultur- und litterarhistorischen Studien. Und zwar wählte er sich die Vergangenheit des heimischen Biberach's und dessen grössten Sohn Christoph Martin Wieland zum

Gegenstand. Seine Forschungen legte er in einzelnen Aufsätzen, die hauptsächlich in den Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte abgedruckt wurden, und in dem 1877 (Heilbronn, bei Henninger) erschienenen Buch »C. M. Wieland's Leben und Wirken in Schwaben und in der Schweiz« nieder. Letzteres Werk bietet trotz etwas dilettantenhaftem Gepräge manches Neue. O. setzte sich auch in den Besitz einer stattlichen Sammlung von Wieland-Schriften und -Bildnissen und trug durch seine Bemühungen nicht wenig zum Zustandekommen des Biberacher Wielanddenkmals bei. Am 10. April 1896 verschied der Greis plötzlich infolge von Herzlähmung.

Schwäb. Kronik vom 11. Mai 1896 (Abendblatt). — Ulmer Tageblatt 1896, Nr. 85 (zweites Blatt).

Rudolf Krauss.

Georgii, Ludwig. Am 25. April 1810 zu Urach geboren, machte Johann Christian Ludwig G. den üblichen Bildungsgang des württembergischen evangelischen Theologen durch, bestand seine Dienstprüfungen mit Auszeichnung, wurde 1834—1840 Pfarrer in Dörrenzimmern (Oberamt Künzelsau), 1840—1846 Helfer in Calw, 1846—1853 Stadtpfarrer und Dekan zu Brackenheim, 1853 Dekan in Tübingen und 1869 Prälat und Generalsuperintendent daselbst. Als solcher gehörte er der württembergischen Abgeordnetenkammer an, wie er 1848 Mitglied der Kirchenverfassungskommission gewesen war und zweimal in die Landessynode von 1869, bez. 1879 gewählt wurde. 1890 in den Ruhestand versetzt, lebte er in Tübingen still vor sich hin, bis in's höchste Alter körperlicher und geistiger Rüstigkeit sich erfreuend. Nachdem er am 27. Mai 1894 das seltene Familienfest der diamantenen Hochzeit gefeiert hatte, entschlief er am 18. März 1896 nach kurzer Krankheit. Er war Ritter des württembergischen Kronordens und als solcher persönlich geadelt, ferner Dr. phil. und theol. honoris causa u. s. w. Als Gelehrter erforschte er, ein Schüler Baurs, namentlich die ältesten Zeiten des Christentums und das Gebiet der griechischen Philosophie. Insbesondere zog ihn Plato an, dessen Schriften er für die im Metzler'schen Verlag zu Stuttgart erschienene Sammlung von Klassiker-Uebersetzungen verdeutschte. 1838 gab er auch eine »Alte Geographie« heraus, ferner nahm er an Pauly's Realenzyklopädie teil.

Schwäb. Kronik vom 18. März 1896 (Abendblatt).

Rudolf Krauss.

Wolff, Emil, wurde am 30. August 1818 zu Flensburg in Schleswig geboren. Er studierte 1838—1843 in Kiel, Kopenhagen und Berlin erst Medizin, dann Naturwissenschaften, promovierte 1843 in Berlin, war Assistent am chemischen Laboratorium der Universität Halle, 1847—1850 Dozent für Naturwissenschaften an der landwirtschaftlichen Privat-Lehranstalt zu Brösa bei Bautzen im Königreich Sachsen und wurde 1851 zum Vorstand der ersten deutschen landwirtschaftlichen Versuchsstation in Möckern bei Leipzig berufen. Die Organisation, die er hier traf, wurde in den Grundzügen von allen späteren ähnlichen Anstalten adoptiert. November 1853 erhielt er eine Anstellung als Professor der Agrikulturchemie an der württembergischen landwirtschaftlichen Akademie Hohenheim, der er über 40 Jahre lang seine ganze Kraft widmete. Neben umfangreicher Lehrthätigkeit leitete er die 1865 unter seiner Aufsicht gegründete wirtschaftlich-chemische Versuchsstation. Seine wirtschaftlichen Forschungen, die er im grossen Stil betrieb, bezogen sich auf das gesammte Gebiet der Pflanzen- und Tierproduktion. Die Ergebnisse seiner Studien und Untersuchungen, die er in zahlreichen Abhand-

lungen und Schriften niederlegte, den weiten Kreisen der praktischen Landwirte zugänglich und somit dem Erwerbsleben dienstbar zu machen, betrachtete er als seine wichtigste Aufgabe. Seine Hauptwerke, namentlich die »Praktische Düngerlehre« und »Die landwirtschaftliche Fütterungslehre« erlebten viele Auflagen und wurden in die verschiedensten fremden Sprachen übersetzt. Der Ruf W.'s kam auch der Anstalt, der er diente, zu gut und zog eine grosse Anzahl Studierender nach Hohenheim. An äusseren Auszeichnungen fehlte es ihm nicht, an einem Ehrendoktordiplom so wenig wie an hohen Orden. Die Feier seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums 1893 gab namentlich zu Ovationen aller Art Anlass. 1894 liess sich der sechsundsiebenzigjährige noch rüstige Greis pensionieren und siedelte nach Stuttgart über, wo er am 26. November 1896 seine Tage beschloss.

Schwäb. Kronik vom 27. November 1896 (Abendblatt). — Württ. Wochenblatt für Landwirtschaft 1896, Nr. 49. — A. Morgen, Die Mitwirkung Hohenheims bei der Entwicklung der Agrikulturchemie (Hohenheimer Festrede, Stuttgart 1896). — Konversationslexika.

Rudolf Krauss.

Grünenwald, Jakob, war ein Bauernsohn aus Bünzwangen (im württembergischen Oberamt Göppingen), wo er am 30. September 1821 geboren wurde. Die Zeichenkunst war von Jugend auf seine Liebe, und mit seiner Bestimmung zum Schulmeister konnte er sich durchaus nicht aussöhnen. So gab man ihn einem Lithographen in Göppingen in die Lehre; später machte er daselbst in einer Blechfabrik Lackmalereien. Als er das nächste Ziel seines Strebens, den Besuch der Stuttgarter Kunstschule, erreicht hatte, that er sich durch eisernen Fleiss hervor und erwarb sich nebenher seinen Lebensunterhalt durch kunstindustrielle Arbeiten. Die Anfangsgründe des Oelmalens brachte ihm der Landschafter Albert Wagner bei; dann nahm ihn Professor Dietrich, nach dessen Tod Bernhard Neher als Schüler an. Nebenbei beteiligte er sich an der durch Professor Rustige begründeten Komponierschule mit feurigem Eifer. Von zahlreichen Entwürfen wurde nur einer »Pilger vor Jerusalem« ausgeführt. Unter Neher's Aufsicht entstanden ein paar religiöse Gemälde und ausserdem verschiedene Genrebilder, die Aufmerksamkeit erregten. 1855 ging G. nach München, wo er im Verkehr mit Piloty, W. Kaulbach und andern Meistern die schönsten und fruchtbarsten Jahre seines Lebens verbrachte. Während in Stuttgart die Kunst noch ganz im formalistisch-akademischen Stil geübt wurde, hatte sie in München bereits eine Wendung zur koloristisch naturalistischen Richtung genommen. G. verlegte sich mehr und mehr auf die Genremalerei, die einerseits seiner Begabung trefflich zusagte und andrerseits finanzielle Ausbeute trug, was ihm bei einer rasch sich vermehrenden Familie nicht gleichgiltig sein konnte. Seine kleineren Bilder fanden stets den gewünschten Absatz. Doch schuf er auch grössere Werke und dekorative Stücke, wie 1863 die Niedermetzlung der bayerischen Bauern bei Aidenbach und die Sendlinger Schlacht vom Jahr 1705 als Fresken für das Münchener Nationalmuseum. — 1877 erhielt G. einen Ruf als Professor an die Stuttgarter Kunstschule, dem er folgte, wie ungern er sich auch von München losriss. Als Lehrer des Antikensaals widmete er sich fortan seinen Schülern mit so grosser Hingabe, dass die eigene Produktion darüber stark nachliess. Er blieb seinem Stuttgarter Wirkungskreis bis an sein Ende getreu, das am 26. September 1896 nach kurzer, aber schwerer Krankheit eintrat. Mit ihm schied ein wackerer,

schlichter Mensch und ein Künstler aus dem Leben, der von seinem Beruf die höchste Vorstellung hatte und darin alles leistete, was für ein mittleres Talent erreichbar ist. Von seinen Gemälden seien noch »Der Hagelschlag« (Stuttgarter Staatsgalerie), »Der unterbrochene Hochzeitszug«, »Das Brautpaar« und »Schäfers Heimkehr« namhaft gemacht.

Schwäb. Kronik vom 29. September 1896 (Mittagsblatt) und 31. Oktober 1896 (Sonntagsbeilage). — Konversationslexika.

Rudolf Krauss.

Renz, Wilhelm Theodor, kam am 10. Januar 1834 im oberschwäbischen Dorf Oberdischingen (württembergisches Oberamt Ehingen), wo sein Vater Arzt war, zur Welt. Er studierte in Tübingen Medizin, hielt sich behufs weiterer Ausbildung in Bern, Heidelberg und Berlin auf und liess sich nach kurzer praktischer Wirksamkeit in Tübingen 1862 als Arzt zu Ehingen nieder, wo er sich auch verheiratete. 1865 begab er sich zum Studium einer Trichinenepidemie nach Hedersleben und legte das Ergebnis seiner Forschungen 1867 in einer »Die Trichinenkrankheit des Menschen« betitelten Schrift nieder, was ihm den württembergischen Hofratstitel eintrug. Im selben Jahr siedelte er nach Stuttgart über. 1868 wurde ihm die erledigte Stelle eines Badearztes im württembergischen Wildbad übertragen. Hier fand er ein seinen Talenten trefflich zusagendes Wirkungsfeld; unzertrennlich verknüpfte er seinen Namen mit dem Aufschwung des Badeorts. Er entfaltete eine reiche organisatorische Thätigkeit, glänzende Neubauten, wie die Trinkhalle 1879 und das König-Karls-Bad 1891, entstanden in seiner Amtszeit. Auch zur Feder griff er, um den Ruhm seines Badeorts zu mehren. 1869 erschien erstmals sein seitdem wiederholt aufgelegter Führer »Die Kur zu Wildbad in Württemberg«. Eine Reihe weiterer Schriften teils medizinischer, teils mehr populärer Art folgten nach; auch die Erforschung der Geschichte und Litteratur des Wildbads liess sich R. angelegen sein. Im Jahre 1891 nötigte ihn — er war inzwischen Geheimer Hofrat Dr. von Renz geworden — ein Schlagfluss zum Rücktritt. Er verbrachte den Rest seines Lebens in völliger Zurückgezogenheit, bis er am 29. Dezember 1896 im Wildbad verschied. Er war ein unverfälschter Sohn des schwäbischen Stammes, gemütlich formlos und gegen Aeusserlichkeiten gleichgültig, rastlos thätig und den verschiedensten geistigen Interessen zugänglich.

Schwäb. Kronik vom 19. Januar 1897 (Abendblatt); abgedruckt im Medicinischen Correspondenzblatt des Württ. ärztl. Landesvereins 1897, Nr. 6.

Rudolf Krauss.

Pruckner, Dionys. Am 12. Mai 1834 zu München geboren, lernte der für Musik hochbegabte Jüngling erst bei Fr. Niest in München, dann 1851/55 bei Franz Liszt in Weimar und zuletzt noch bei Czerny in Wien, wo er sich als Pianist niedergelassen hatte. 1859 wurde er als Lehrer des Klavierspiels an die kurz vorher begründete Musikschule in Stuttgart, das nunmehrige K. Konservatorium für Musik, berufen. Im Lauf der Jahre stieg er zum Professor und K. Hofpianisten empor. Das Stuttgarter Konservatorium verdankte nicht zum wenigsten seine Blüte P., dessen Ruf und Lehrtalent eine Schar von Schülern und Schülerinnen weither anlockte. Im hauptstädtischen Musikleben spielte er als eifriger Förderer des Tonkünstlervereins und Stütze der Kammermusikabende, die er mit begründet hatte, eine wichtige Rolle. In jüngeren Jahren hatte sich P. auch auf Kunstreisen durch Deutschland, Frankreich und Amerika als Meister im Klavierspiel bewundern lassen. Seine

Bedeutung beruhte auf mustergiltiger Interpretation der musikalischen Klassiker. Seit Anfang 1896 nötigte ihn ein Magenleiden, die gewohnte Thätigkeit auszusetzen. Vergebens suchte er an verschiedenen Orten, bei verschiedenen medizinischen Autoritäten Heilung. Die Krankheit erwies sich schliesslich als bösartige Wucherung, und man musste zur Operation schreiten, die in der Heidelberger Klinik vollzogen wurde und nach einigen Tagen den Tod des Künstlers am 1. Dezember 1896 herbeiführte.

Schwäb. Kronik vom 2. December 1896 (Abendblatt). — Neue Musik-Zeitung 1897, Nr. 1. — Konversationslexika.

Rudolf Krauss.

Natzmer, Ernst Hans Karl Gneomar von N., Königlich Preussischer Oberst zur Disposition, aus altem in Hinterpommern ansässigen Geschlechte stammend, welches dem Heere eine grosse Zahl von Offizieren, unter denen auch N.'s Vater war, geliefert hat, am 17. Mai 1832 in dem Städtchen Schivelbein im gleichnamigen Kreise geboren, trat am 11. November 1850 als dreijährig Freiwilliger mit der Aussicht auf Beförderung zum Offizier beim 9. Infanterie-Regimente in den Dienst, ward am 3. April 1852 zum Sekondlieutenant, am 14. Januar 1860 zum Premierlieutenant befördert, am 1. Juli des letzteren Jahres gelegentlich der Reorganisation des Heeres in das 49. und am 6. März 1862 in das 16. Infanterie-Regiment versetzt. Bei dem Chef des letzteren Regiments, dem Prinzen Alexander von Preussen, war er 1863/64 einige Zeit zur Dienstleistung kommandirt bis er am 10. November 1864, zum Hauptmann und Kompagniechef aufgerückt, zum Regimente zurückkehrte. In dieser Stellung machte er, der Elbarmee angehörend, den Feldzug vom Jahre 1866 in Böhmen mit. Bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich ward er zum Kommandeur des Landwehrbataillons Unna ernannt, mit welchem er zunächst an der Einschliessung von Metz teil nahm; dann erhielt er das Kommando des 1. Bataillons des 16. Infanterie-Regiments und befehligte dieses im Feldzuge an der Loire, bis er am 30. November bei Maizières schwer verwundet wurde. Durch Verleihung des Eisernen Kreuzes 1. Klasse ausgezeichnet kehrte er in die Heimat zurück, ward am 15. Juli 1872 als Major zum 15. Infanterie-Regimente, am 26. Januar 1875 als Bataillonskommandeur zum 37. Füsilier-Regimente, am 22. Januar 1876 zum Grenadier-Regimente Kronprinz No. 1 versetzt, am 5. Mai 1883 zum Kommandanten von Memel und am 10. Mai 1884 zum Oberst und Kommandanten von Torgau ernannt. Als solcher schied er am 13. November 1886 aus dem aktiven Dienste und nahm seinen Wohnsitz zu Arnstadt in Thüringen. — Fortan widmete er, sich Gneomar Ernst von N. nennend, seine Musse ganz schriftstellerischer Thätigkeit, welche ihn schon früher mehrfach beschäftigt hatte. Hauptgegenstand derselben war die Geschichte seiner Familie. Zu Anfang hatte er das Leben eines N. beschrieben, welcher im Jahre 1742 in Preussen Ulanen errichtete und an den beiden ersten Schlesischen Kriegen teil nahm, »George Christof von Natzmer, Chef der weissen Husaren« (Hannover 1870); dann veröffentlichte er Briefe und Tagebuchblätter »Aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer« (Berlin, 1876), welcher vor und nach den Befreiungskriegen sowie während derselben eine bedeutende militärisch-politische Rolle in der Umgebung der Könige Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. spielte, und als eine Fortsetzung davon »Unter den Hohenzollern p. p.« (Vier Bände, Gotha 1887ff.); ferner »Lebensbilder aus dem Jahrhundert nach dem grossen deutschen Kriege« (Gotha 1892), hauptsächlich den Feldmarschall

Bogislaw Gneomar von Natzmer, 1654—1739) behandelnd, und schliesslich liess er sich zu einer Ungeheuerlichkeit verleiten, indem er ein Buch »Von dem Heldenleben eines Reiterführers und den 8. Dragonern bei Nachod« betitelte und in demselben die Schilderung des Lebens und der Persönlichkeit seines Bruders bot, welcher in dem ersten Gefechte, an dem er teilnahm, als Eskadronchef im 2. Schlesischen Dragoner-Regimente No. 8 am 27. Juni 1866 bei Nachod fiel. — Ein Aufsatz »Zur Geschichte der Schlacht von Beaune la Rolande«, welchen er im Jahre 1894 in den zu Berlin erscheinenden »Neuen militärischen Blättern« veröffentlichte, gab dem Hauptmann Fritz Hoenig, gegen dessen Darstellung jener Schlacht in dem Werke »Der Volkskrieg an der Loire« N. Einsprache erhoben hatte, Veranlassung zu einer in der nämlichen Zeitschrift abgedruckten Erwiderung, auf welche N. in einer seine Thätigkeit während des Krieges vom Jahre 1870 behandelnden Schrift »Bei der Landwehr vor Metz und die Schlacht bei Beaune la Rolande« (Berlin 1894) antwortete. Damit endete dieser Federkrieg, aus welchem N. nicht als Sieger hervorging (vgl. Militär-Zeitung für die Reserve- und Landwehr-Offiziere des Deutschen Heeres, Berlin 1895, No. 1); der Streit betraf N.'s persönliches Verdienst um die Vertheidigung des Kirchhofes von Beaune la Rolande. — N. starb am 2. Oktober zu Arnstadt.

v. Löbell's Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen. Jahrgang 1896, S. 597, Berlin.

B. Poten.

Kuhn, Franz Freiherr K. von Kuhnenfeld, K. und K. Feldzeugmeister, am 25. Juni 1817 zu Prossnitz in Mähren als der Sohn eines später geadelten Majors Kuhn geboren, ein Zögling der Theresianischen Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt, aus welcher er im Jahre 1837 als Lieutenant beim Infanterie-Regimente Nr. 1 ausgemustert ward. Er war der Vorzüglichste seines Jahrganges und der Mann leistete, was der Jüngling versprochen hatte. Schon im April 1839 wurde er dem General-Quartiermeister-Stabe zugetheilt und war, am 18. Dezember 1843 zum Oberlieutenant, am 15. April 1848 zum Hauptmanne aufgerückt, als im Frühling jenes Jahres der Aufstand im Lombardisch-Venetianischen Königreiche ausbrach, Generalstabsoffizier der Brigade Strassoldo. Schon beim Strassenkampfe in Mailand hatte er sich ausgezeichnet; im Verlaufe des Feldzuges erfuhren seine Leistungen auf den Schlachtfeldern von Santa-Lucia und von Montanara, von Curtatone und von Goito, bei der Einnahme von Vicenza, bei Somnacampagna und Custoza die wiederholte und warme Anerkennung seiner Vorgesetzten. »Nicht ihm selbst, sondern K.« — gebühre das Verdienst, sagte General Strassoldo nach dem Strassenkampfe von Mailand, und Radetzky sprach »von dem glänzenden Namen dieses vortrefflichen Offiziers vom besten Rufe in der Armee.« Nicht minder gute Dienste leistete letzterer auf dem nämlichen Kriegsschauplatze in dem kurzen Feldzuge des nächstfolgenden Jahres, nach dessen rascher Beendigung er an dem Zuge in den Kirchenstaat und dann noch an dem Schlussakte des Krieges in Ungarn, der Belagerung von Komorn, teilnahm. Schon damals erwarb er Oesterreichs höchstes Militärehrenzeichen, den Militär-Maria-Theresien-Orden, welcher nur wegen ganz besonderer Verdienste und nachdem die Ansprüche des Bewerbers um die Auszeichnung durch das Ordenskapitel geprüft und für berechtigt erklärt sind, verliehen wird; den Statuten des Ordens entsprechend erfolgte dann K.'s Aufnahme in den Freiherrenstand. Am 2. September 1849 ward er, im Generalquartiermeister-Stabe

verbleibend, Major, am 18. Juli 1853 Oberstlieutenant. — Als bald darauf der Orientkrieg ausbrach und Oesterreich einen Teil seines Heeres in Bereitschaft stellte, ward K. als Generalstabschef bei dem für die Mitwirkung in Aussicht genommenen 2. Infanteriekorps verwendet; als diese Aussicht sich nicht verwirklichte, ward er als Lehrer der Strategie an die Kriegsschule zu Wien berufen; am 27. März 1857 wurde er Oberst. — Der Ausbruch des Krieges von 1859 in Italien traf ihn als Chef der dortigen Armee, welche durch den Feldzeugmeister Graf Gyulai befehligt wurde. Aber K. konnte sich mit seines Vorgesetzten Ansichten und Massregeln nicht befreunden; die Vorschläge, die er vor Beginn der Feindseligkeiten für die zu treffenden Anordnungen gemacht hatte, blieben unberücksichtigt; der Verlauf des Feldzuges war von vornherein unglücklich und als K. einsah, dass er auf dem ihm angewiesenen Posten eine erspriessliche Wirksamkeit nicht ausüben könne, bat er um seine Enthebung. Sie wurde ihm zugestanden. Am 21. Juni erhielt er vorübergehend das Kommando einer Infanterie-Brigade, welches er aber, da er seinem Dienstalter nach zu einer solchen Stellung noch nicht an der Reihe war, am 11. Februar 1860 mit dem des 17. Infanterie-Regiments vertauschen musste. Erst am 3. Juni 1862 wurde er Truppenbrigadier, am 29. Oktober 1863 Generalmajor. — Ein besonders glänzendes Blatt in seiner Lebensgeschichte ist mit der Schilderung seiner nächstfolgenden Thätigkeit beschrieben. Es ist diejenige, welche er während des Krieges vom Jahre 1866 an der Spitze der Landesvertheidigung von Tirol entfaltete, wo er, ein Meister im Gebirgskriege, mit geringen Kräften einen weit überlegenen Feind im Schach hielt und das österreichische Gebiet vor dessen Einfällen schützte. Die Verleihung des Kommandeurkreuzes des Militär-Maria-Theresien-Ordens sprach die Anerkennung seiner vorzüglichen Leistungen aus. Am 17. August jenes Jahres erfolgte seine Beförderung zum Feldmarschall-Lieutenant und nach Friedensschlusse wurde er Oberkommandant der Landesvertheidigung in Tirol und Vorarlberg, auch wurde er zum Inhaber des früher von ihm befehligten krainerischen Infanterie-Regiments Nr. 17 ernannt. — Die grössten Dienste aber, welche das österreichisch-ungarische Heer und der Kaiserstaat ihm danken, hat er als Kriegsminister geleistet. Am 18. Januar 1868 übernahm er, an Stelle des Feldzeugmeisters Freiherrn von John, die schwere Aufgabe, das gesamte Wehr- und Heerwesen des Landes auf ganz veränderten Grundlagen neu aufzurichten. Er hat sie durchgeführt und glänzend gelöst, der Vergleich zwischen Jetzt und Ehemals legt ein beredtes Zeugniss dafür ab. Auf sämmtlichen Gebieten seiner ausgebreiteten und verantwortlichen Thätigkeit musste Ueberlebtes und nicht mehr Zeitgemässes beseitigt werden, mussten Aenderungen vorgenommen und Verbesserungen eingeführt werden, die Kriegführung war eine von der früheren vielfach verschiedene geworden und die Waffentechnik hatte ungeheure Fortschritte gemacht; die Zustände, wie sie waren, erheischten gebieterisch Abhilfe und Ersatz durch Besseres. Aber so viel Dank und Anerkennung K.'s Wirksamkeit im Ganzen und Grossen gezollt wurden, so viele Feinde und Widersacher schuf sie ihm in einzelnen und noch dazu in einflussreichen Personen, deren von ihnen für berechtigte gehaltene Interessen er schädigte, indem er erfolgreich gegen das Günstlingswesen einschritt, feste Normen für die Beförderungen aufstellte, manche liebgewordene und gewohnte Einrichtung beseitigte, unerbittlich gegen jeden Schlendrian vorging. Dabei verletzten vielfach sein rauhes Wesen und eine freilich durch ein grosses Wohlwollen gemilderte urwüchsige Grobheit. Er

kehrte sich daran jedoch nicht. Stets das Ganze vor Augen, ging er, ein abgesagter Gegner alles Byzantinismus, seinen Weg gerade durch. Aber der heimliche Widerstand gegen seine Absichten und Wünsche hemmte seine Wirksamkeit, die parlamentarischen Körperschaften waren wenig bereit, seine Forderungen für den Heereshaushalt zu erfüllen und so schied er nach sechsjähriger mühsamer Arbeit am 14. Juni 1874 aus dem Amte um kommandirender General in Graz und Kommandant des III. Armeekorps zu werden. Am 1. Februar 1869 war er zum Geheimen Rathe, am 23. April 1873 war er zum Feldzeugmeister ernannt worden, im Jahre 1886 wurde er Kanzler des Militär-Maria-Theresien-Ordens. Nachdem er jenes Amt vierzehn Jahre lang innegehabt hatte, wurde er desselben durch ein vom 16. Juli 1886 datirtes Kaiserliches Handschreiben enthoben. Die vollständige Bereitstellung der Armee mache eine anderweite Besetzung des von ihm bekleideten Postens nothwendig — hiess es in dem Schreiben. Uebrigens ward K. nicht pensionirt, sondern mit Vorbehalt anderweiter Verwendung zur Dispositions gestellt. — Die Anordnung machte grosses Aufsehen; K. brachte sie vielfache Huldigungen, namentlich von Seiten des ihm untergebenen Offizierkorps, ein; auch in bürgerlichen Kreisen erfreute er sich allgemeiner Beliebtheit; in Steiermark kannte ihn Jedermann; in Tirol ward seine Name mit allgemeiner Verehrung genannt und das Heer blickte mit Vertrauen auf ihn als einen seiner Führer für den Fall des Krieges, daher war das Interesse an dem Falle ein in weiten Kreisen tiefempfundenes. Aber vergeblich suchte man nach der Lösung des Räthsels. K.'s Alter konnte nicht der Grund sein, denn körperlich wie geistig war er vollkommen rüstig; ebenso wenig konnte die Ursache in seinen mancherlei Eigentümlichkeiten und Sonderbarkeiten, in seinem häufigen Hinwegsehen über die gewöhnlichen Formen gefunden werden, denn diese traten jetzt nicht mehr hervor als ehedem. — Er behielt seinen Wohnsitz in Graz bei, starb aber am 25. Mai 1896 zu Strassoldo bei Görz. K. war eine athletische Erscheinung und ein hochgebildeter Mann mit weitausschauendem staatsmännischen Blicke, ein gründlicher Kenner der Kriegswissenschaften, der daneben den Homer und den Horaz in den Ursprachen zu lesen liebte. — Als Schriftsteller ist er mit einer klassischen »Studie über den Gebirgskrieg« (2. Auflage Wien 1878), mit einer ohne Nennung seines Namens erschienenen »Strategischen Skizze über den Feldzug von 1866 in Böhmen« und mit »Betrachtungen über die Operationen der französischen Ost-, West- und Nordarmee im Januar 1871« an die Oeffentlichkeit getreten; auch hat er mannigfach Beiträge für militärische Zeitschriften geliefert.

Streffleur's österreichische militärische Zeitschrift, Wien 1883. 4. Band. — v. Löbell's Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen. Jahrgang 1896, Berlin.

B. Poten.

Köhler, Karl Heinrich Gustav, Königlich Preussischer Generallieutenant zur Disposition, am 1. März 1818 als der Sohn eines Bürgers und Buchbindermeisters in der kleinen Stadt Lübben im preussischen Theile der Lausitz geboren, trat am 16. Mai 1835 bei der 4. Artillerie-Brigade zu Magdeburg als dreijährig Freiwilliger in das Heer, wurde am 30. September 1837 zu Portepéefähnrich, am 24. September 1838 zum Sekondlieutenant befördert und durchlief, nachdem er von 1836 bis 1839 die Artillerie- und Ingenieur-Schule, von 1842 bis 1845 die Allgemeine Kriegsschule (jetzt Kriegsakademie) besucht hatte und sowohl als Adjutant wie als Lehrer an der Kriegsschule zu Erfurt

verwendet worden, auch zum Topographischen Bureau kommandirt gewesen war, alle militärischen Rangstufen bis er am 15. September 1876 als Generalmajor und Kommandeur der 6. Feldartillerie-Brigade aus dem aktiven Dienste schied. Der Teilnahme am Kriege des Jahres 1866 hatte ihn seine damalige Verwendung als Artillerieoffizier vom Platz zu Danzig entzogen, den von 1870/71 gegen Frankreich machte er, am 7. Mai 1870 zum Kommandeur des Niederschlesischen Feldartillerie-Regiments Nr. 5 ernannt, als Kommandeur der Korpsartillerie des V. (Posenschen) Armeekorps unter General von Kirchbach mit; die mannigfachen und wichtigen Dienste, welche er in dieser Stellung, namentlich in den Kämpfen von Weissenburg, Wörth, Beaumont und Sedan sowie gelegentlich der Einschliessung von Paris leistete, trugen ihm damals das Eiserne Kreuz 1. Klasse und, nach fünfundzwanzig Jahren, am 6. August 1895, als eine dankbare Erinnerung seitens seines Kriegsherrn, die Verleihung des Charakter als Generallieutenant ein. — Nachdem er in den Ruhestand getreten war, widmete er die ihm vergönnte Musse, in seiner letzten Garnison Breslau verbleibend, kriegsgeschichtlichen Studien, zu deren Betriebe er schon Veranlassung gehabt hatte als er in den Jahren 1848 bis 1852 an der Kriegsschule zu Erfurt Militärlitteratur vortrug. Mit Vorliebe wandte er sich mittelalterlichen Begebenheiten und Verhältnissen zu. Die erste seiner im Drucke erschienenen Arbeiten war eine kurze aber klare Darstellung der Schlachten bei Nikopoli (1396) und Warna (1444) (Breslau, 1882). Dann folgte »Die Schlacht bei Tagliacozzo am 23. August 1268« (Breslau 1884), weniger eine Schilderung der Vorgänge als eine Polemik gegen eine ohne Verständniss für militärische Dinge von einem Professor herrührende Beschreibung bietend; darauf ein sehr gründliches und umfassendes dreibändiges Werk »Die Entwickelung des Kriegswesens und der Kriegführung in der Ritterzeit von der Mitte des 11. Jahrhunderts bis zu den Hussitenkriegen« (Breslau 1886ff.) nebst einer Ergänzung zu demselben, »Die Schlachten von Tagliacozzo und Courtrai betreffend« (Breslau 1893), wiederum gegen Darstellungen der Kriegsereignisse durch Gelehrte bürgerlichen Standes gerichtet, und schliesslich ein ebenfalls breit angelegtes, auf den besten Quellen beruhendes, mit Skizzen und Plänen reich ausgestattetes Buch »Geschichte der Festungen Danzig und Weichselmünde bis zum Jahre 1814 in Verbindung mit der Kriegsgeschichte der freien Stadt Danzig« (Breslau 1893). — K. starb zu Breslau am 29. September 1896.

v. Löbell's Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen Jahrgang 1896, Berlin.

B. Poten.

Giehrl, Maximilian Ritter von, Königlich Bayerischer Generallieutenant, im Jahre 1840 als der Sohn eines Landrichters Giehrl geboren, ward am 16. August 1858 Junker, am 6. April 1859 Unterlieutenant, 1863 Oberlieutenant im Geniekorps, besuchte die Kriegsakademie, wurde 1870 zum Hauptmann befördert und nahm während des Krieges gegen Frankreich mit der zum II. Armeekorps unter General von Hartmann gehörenden 7. Infanterie-Brigade an den Einmarschkämpfen, namentlich an den Schlachten bei Wörth und bei Sedan und an der Einschliessung von Paris teil, war nach Friedensschlusse im Kriegsministerium beschäftigt, rückte 1876 zum Major auf, trat 1880, als Bataillonskommandeur in das 14. Regiment einrangirt, zur Infanterie über und ward 1884, nachdem er 1882 Oberstlieutenant geworden war, in den Generalstab versetzt, 1890 vertauschte er, ein Jahr zuvor zum General-

major befördert, die von ihm zuletzt bekleidete Stellung als Chef des Generalstabes beim II. Armeekorps mit der an der Spitze der Besatzungsbrigade zu Metz ihm angewiesenen und diese wiederum 1893 mit der als Kommandeur der 2. Infanterie-Brigade zu München. In diesem Jahre ward ihm auch, als Ritter des Verdienstordens der Bayerischen Krone, der persönliche Adel verliehen. 1895 zum Chef des Generalstabes der Armee ernannt und gleichzeitig mit Wahrnehmung der Geschäfte des Inspekteurs der Militär-Bildungsanstalten beauftragt, am 29. März d. J. zum Generallieutenant befördert, starb er am 17. Dezember 1896 zu München.

Allgemeine Militärzeitung, Darmstadt und Leipzig 1896, Nr. 100.

B. Poten.

Frommel, D. Emil, Königlich Preussischer Oberkonsistorialrath und Hofprediger, geboren am 5. Januar 1828 zu Karlsruhe im Grossherzogthume Baden, entstammte einer Künstlerfamilie und war trotz seiner vorstehend genannten Titel und Würden ein rechter und echter Soldatenpastor. Aus einem Hause hervorgegangen, in dem neben der Malerei, welche der Vater, der Galleriedirektor war, betrieb, auch Musik und Wissenschaft eine verständnissvolle Pflege fanden, von seiner Mutter mit tiefem religiösen Gefühle ausgestattet, ward er im Jahre 1850 nach vollendeten Universitätsstudien Vikarius zu Altlussheim, einem zwischen Heidelberg und Speier am Rheine belegenen Dorfe. Hier stand der junge, hochgebildete und ästhetisch veranlagte, religiös geweckte Professorensohn einem alten stockrationalistisch gesinnten Landpfarrer zur Seite und sandig erschien ihm vielfach die geistliche Berufsarbeit, welche er zu verrichten hatte, aber sie schuf ihm Verständniss für die Herzen einfacher Menschen und legte den Grund zu der edelen Volksthümlichkeit, welche später den gefeierten Redner auszeichnete. Hier verheiratete er sich im Jahre 1853 mit Amalie Bähr, der ihn überlebenden Mutter von zwei Söhnen und drei Töchtern. Auch in Karlsruhe, wohin er 1859 als Vikarius und Stadtpfarrer übersiedelte, ward ihm das Leben durch seine freigeistigen Amtsbrüder vielfach schwer gemacht, doch seine Kirche war bald, trotz der dem Besuche seiner Predigten anfangs wenig günstigen Nachmittagsstunde, überfüllt. Indessen dankte er Gott, als nach zehn Jahren ein Ruf der lutherischen Gemeinde zu Barmen im Wupperthale an ihn erging und bis 1869 hat er hier eine höchst segensreiche Wirksamkeit entfaltet, ein arbeitsvolles, ihm jedoch sehr zusagendes Leben geführt. Als er einen Kirchenbau beantragte, wurden ihm nicht nur die Gelder bereitwillig zur Verfügung gestellt, sondern es wurde ihm auch die Ausführung übertragen, denn, wie überall wohin er kam, eroberte er die Herzen im Sturme. Da erfolgte seine Berufung als Garnisonprediger nach Berlin, zu welcher König Wilhelm's I. Tochter, die Grossherzogin Louise von Baden, die Anregung gegeben hatte. Nur zögernd sagte er zu, aber es geschah Alles, um ihm den Vorschlag annehmbar erscheinen zu lassen, auch die Probepredigt blieb ihm erspart. »Der König kaufte die Katze im Sack«, sagte F. selbst hinterher. — Kaum hatte er sich eingelebt, so kam der Krieg gegen Frankreich. Seine Stellung hätte ihn bestimmt zurückzubleiben, aber er drang in den Feldprobst Thielen, ihn hinauszusenden und bald stand er mit der Garde-Landwehr-Division vor Strassburg. Als Feld-Divisionsprediger bei der Armeeabteilung des Generals von Werder hat er sodann den Krieg im Südosten von Frankreich mitgemacht und mit dem Eisernen Kreuze 2. Klasse am weissen Bande geschmückt ist er nach Friedensschlusse heimgekehrt. Volle fünfundzwanzig

Jahre hat er alsdann noch seines Amtes als Garnisonpfarrer von Berlin gewaltet und, als er ging, trauerte eine grosse Gemeinde, die weit über den ihm angewiesenen Sprengel hinaus ihm zugewachsen war, denn, wer ihn einmal kennen gelernt hatte, wollte in Verbindung mit ihm treten oder bleiben. Einen höheren Wirkungskreis verschmähte er. Als nach des Feldprobst Thielen Tode Kaiser Wilhelm I. ihn zu dessen Nachfolger zu machen gedachte, lehnte F. ab: »Lassen Euere Majestät mich bei meinen blauen Jungens, ich tauge nicht für den grünen Tisch«, bat er und in der That hasste er die Akten und die Arbeiten des Geschäftszimmers. — Dagegen liebte er eine andere Art von schreibender Thätigkeit. Es war die, welche ihn zu einem der beliebtesten und gelesensten Volksschriftsteller der Gegenwart gemacht hat, und eine grosse Zahl von Büchern ist aus ihr hervorgegangen. Die Geschichten, die er erzählt, die Begebenheiten, von denen er berichtet, die Persönlichkeiten, welche er schildert, sind meist sehr einfacher Art, aber was er schreibt, übt einen eigenartigen Reiz. Jedem Gegenstande, jeder Gegend, jedem Menschen oder Thiere weiss er besondere Seiten abzugewinnen und mit Meisterhand zeichnet seine Feder Alles, womit sie sich beschäftigt; F. wirkt nicht nur unterhaltend, sondern auch veredelend und läuternd, bildend und erhebend. Sein grosser Gönner war Kaiser Wilhelm I., welcher ihn vielfach in seinem persönlichen Verkehr zog und ihn während seiner späteren Lebensjahre sechszehn Sommer hindurch mit nach Wildbad-Gastein nahm, wenn er dort die Bäder gebrauchte, und das Vertrauen, welches Jener »für den F. in seinem Herzen ein ganz besonderes Kämmerchen hatte«, ihm schenkte, ging auf dessen Grosssohn über, so dass Kaiser Wilhelm II., nachdem Rücksicht auf fortgeschrittenes Lebensalter und angegriffene Gesundheit F. veranlasst hatten zu Ostern 1896 in den Ruhestand zu treten, diesen seinen älteren Söhnen, welche nach Plön in Holstein gesandt wurden, um mit den Zöglingen des dortigen Kadettenhauses erzogen zu werden, und sich gleichzeitig auf die Konfirmation vorzubereiten hatten, als ihren Religionslehrer mitgab. Aber nicht lange war ihm vergönnt, als solcher zu wirken. Schon am 9. November 1896 ist er dort an einem inneren Leiden, welches ihn bereits zum Rücktritte von Amte bewogen hatte, gestorben. Ritterlich, freimüthig Hochstehenden gegenüber, leutselig und freundlich gegen den gemeinen Mann, voll sprudelnden Humors »bei schlechtem Wetter«, voll herzlicher Theilnahme bei Kranken und Traurigen — so kennzeichnet ihn in dem unten genannten Nachrufe sein Nachfolger, der Garnisonprediger Goëns.

Ein Kranz auf Emil Frommel's Grab von Feldprobst D. Richter, Berlin 1897. — Nachruf im Militär-Wochenblatte Nr. 101, Berlin 1896.

B. Poten.

Fircks, Karl Ernst Wilhelm Freiherr von F., Königlich Preussischer Generalmajor zur Disposition, am 22. Dezember 1840 zu Breslau als der Sohn eines preussischen Generals geboren und im Jahre 1859 beim 1. Garde-Regimente zu Fuss, in welchem er am 12. Juli 1860 zum Sekondleutnant befördert wurde, in das Heer getreten, zeigte schon früh militärwissenschaftliche Begabung und Eifer für den ausübenden Dienst. Nachdem er die Offiziersprüfung »mit Königlicher Belobigung« bestanden hatte und im Februar 1861 in das 3. Garde-Regiment zu Fuss, bald darauf aber in das damals zu Breslau garnisonirende Garde-Grenadier-Regiment Königin Elisabeth versetzt worden war, ward er zunächst Bataillons-Adjutant, in welcher Stellung er den Feldzug des Jahres 1866 in Böhmen mitmachte, und dann Regiments-Adjutant.

Bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich trat er, seit 1866 Premierlieutenant, als Kompanieführer in die Front zurück, aber schon in der Schlacht von Gravelotte-Saint Privat am 18. August 1870 wurde er so schwer verwundet, dass ihm die fernere Theilnahme am Kriege versagt war. Im Dezember 1871 zum Hauptmann und Kompagniechef aufgerückt, ward er Anfang 1872 als Adjutant zur 1. Garde-Infanterie-Division in Berlin kommandirt und in dieser Stellung gab er, zum ersten Male im Herbst 1876, mit Genehmigung und sachlicher Unterstützung des Kriegsministeriums, einen »Taschenkalender für das Heer« heraus, welcher sehr bald als ein vorzüglicher Rathgeber auf allen Gebieten der Befehlsgebung und der Heeresverwaltung erkannt wurde, sich einer stets wachsenden Beliebtheit erfreute und, als der Verfasser den letzten von ihm bearbeiteten, für das Dienstjahr vom 1. Oktober 1895 bis zum 30. September 1896 bestimmten Jahrgang erscheinen liess, zu einem fast unentbehrlichen und vielbenutzten Nachschlagebuche für die beteiligten Kreise geworden war. So gross und breit der Verfasser in seiner äusseren Erscheinung sich darstellte, so klein und schmal war der Taschenkalender, welcher daher mit Vorliebe »der kleine Fircks« genannt ward. Der Bearbeiter desselben trat am 14. Januar 1879 als Kompagniechef für das Garde-Füsilier-Regiment zu Berlin über, rückte am 30. Januar 1880 zum Major auf, wurde am 22. März 1887 zum Oberstlieutenant und etatsmässigen Stabsoffizier im 1. Schlesischen Grenadier-Regimente No. 10 zu Breslau, am 21. Oktober 1889 zum Oberst und Kommandeur des 3. Oberschlesischen Grenadier-Regiments Nr. 62 zu Kosel, am 26. November 1892 zum Führer, am 27. Januar 1893 unter Beförderung zum Generalmajor zum Kommandeur der 21. Infanterie-Brigade zu Breslau ernannt, am 16. Juni 1894 aber in Genehmigung seines Abschiedsgesuches mit Pension zur Disposition gestellt und starb am 4. Januar 1896 zu Charlottenburg bei Berlin, wo er seinen Wohnsitz genommen hatte.

Militär-Zeitung für die Reserve- und Landwehr-Offiziere des Deutschen Heeres, Berlin 1896, Nr. 2. — v. Löbell's Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen, Jahrgang 1896, Berlin.

B. Poten.

Engelhard, Heinrich Peter Franz Wilhelm E., Königlich Preussischer Wirklicher Geheimer Kriegsrath, geboren zu Geldern im Regierungsbezirk Düsseldorf am 7. März 1827, studirte, nachdem er mit siebenzehn Jahren auf dem Gymnasium zu Wesel die Abiturientenprüfung bestanden hatte, in Bonn und in Berlin Staats- und Rechtswissenschaften und trat im März 1848 als Auskultator beim Justizsenate zu Ehrenbreitstein in den Staatsdienst. Hier diente er zugleich als Einjährig-Freiwilliger beim 8. Artillerie-Regimente. Als im November 1850 Preussen aus Anlass der hessischen Wirren mobil machte, war er seit Anfang jenes Jahres Gerichtsreferendar beim Landgerichte zu Coblenz, ward für die Feldintendantur des dortigen VIII. Armeekorps eingezogen, als Expedient beschäftigt und bei der Rückkehr des Heeres auf den Friedensfuss mit einem vorzüglichen Zeugnisse entlassen. Die Bekanntschaft mit dem Dienste der Intendantur, hatte ihm Geschmack an demselben eingeflösst, er bat um Uebernahme in denselben, widmete sich, nachdem diese am 1. April 1851 erfolgt war, mit grossem Eifer seinen neuen Pflichten, bestand am 8. August 1852 die Prüfung zum Intendantur-Referendar mit dem Zeugnisse »vorzüglich«, blieb als solcher in Coblenz, bis er im Sommer 1853 zur Intendantur des III. Armeekorps nach Berlin versetzt wurde, ward am 26. Mai

1854, nachdem er die Assessorenprüfung bestanden hatte, zum Intendantur-Assessor beim VI. Armeekorps zu Breslau ernannt, kehrte im Oktober 1857 zum III. Armeekorps nach Berlin zurück und ward hier am 3. Dezember zum Militär-Intendanturrathe befördert. Die Urteile seiner Vorgesetzten über seine Fähigkeiten und Leistungen waren überall in hohem Grade günstig. Um sich in der französischen Sprache auszubilden, erhielt er jetzt einen mehrmonatlichen Urlaub nach Frankreich. Als derselbe abgelaufen war, erfolgte die Mobilmachung vom Jahre 1859. E. wurde zum Feldintendanten des III. Armeekorps ernannt, trat, nachdem der Friedenszustand hergestellt war, in sein früheres Verhältniss zurück, wurde Ende 1861 zum VII. Armeekorps nach Münster in Westfalen versetzt und 1865 zum Kriegsministerium kommandirt. Der Krieg vom Jahre 1866 brachte ihm im Juli die Berufung in die Stellung als Feldintendant bei dem zu Leipzig unter dem Befehle des Grossherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin gebildeten II. Reserve-Armeekorps, damit viel Arbeit, aber auch viel Anerkennung und Auszeichnung. Nach Eintritt des Friedensverhältnisses kehrte er vorläufig zum Kriegsministerium zurück, aber schon am 31. Januar 1867 wurde er zum Militär-Intendanten des III. Armeekorps ernannt. Damit trat er in nahe Beziehungen zum kommandirenden General desselben, dem Prinzen Friedrich Karl von Preussen, welche veranlassten, dass E., als im Jahre 1870 der Krieg mit Frankreich ausbrach, zum Feldintendanten der von diesem befehligten II. Armee gewählt wurde. Als solcher erwarb er sich hervorragende, namentlich auch vom Prinzen anerkannte Verdienste, welcher ihm u. a. schrieb: »Sie sind das Muster eines vollkommenen Intendanten, mehr möchte ich nicht sagen, um Sie nicht eitel zu machen.« Alsdann wurde E. auserlesen, über die in Gemässheit der Friedenspräliminarien mit der französischen Regierung zu vereinbarenden Anordnungen für den Unterhalt der Truppen zu verhandeln und darauf um den Posten des Armeeintendanten bei den unter dem Oberbefehle des Feldmarschalls Freiherrn von Manteuffel in Frankreich verbleibenden Besatzungsarmee zu übernehmen. Die Nachwirkungen seiner damaligen Thätigkeit machen sich noch heute durch das Vorhandensein namhafter, bleibenden Zwecken gewidmeter Geldbeträge bemerklich, welche E., trotz der reichlichen Verpflegung und vielfacher den Offizieren wie den Mannschaften gemachter Zuwendungen, zu erübrigen verstanden hatte. Nachdem im Herbst 1873 die besetzt gehaltenen Gebietsteile geräumt waren, übernahm dieser von neuem die Geschäfte als Intendant des III. Armeekorps, welche er noch länger als zehn Jahre geführt hat, bis er 1884 als Chef der Verpflegungs-Abtheilung von neuem in das Kriegsministerium berufen wurde. Hier widmete er seine Thätigkeit, neben seinen übrigen zahl- und umfangreichen Berufsgeschäften, mit Vorliebe einem Gegenstande, der ihn seit Jahren lebhaft beschäftigt hatte, der Herstellung von Dauernahrungsmitteln, besonders lagen ihm die Armee-Konservenfabriken am Herzen. Die Erbswurst, welche 1870/71 vorzügliche Dienste geleistet hat, ist in erster Linie dem Streben und Schaffen E.'s zu danken; die für einen künftigen Krieg getroffenen Anordnungen und die für die Feldverpflegung erlassenen Vorschriften sind hervorragend sein Werk. Nachdem er am 27. Mai 1895 die erbetene Entlassung aus dem Staatsdienste erhalten hatte, machte er sich daran, seine reichen Erfahrungen schriftstellerisch zu verwerten. Das Ergebnis waren »Rückblicke auf die Verpflegung der Deutschen Armee während des Krieges 1870/71«, welche der Veröffentlichung harren. Aber nicht lange

Musse war ihm mehr vergönnt, denn schon am 6. Juli 1897 starb er zu Berlin.

Militär-Wochenblatt Nr. 64, Berlin 1896.

B. Poten.

Bilimek, Hugo Ritter B. von Waissolm, K. u. K. Feldmarschall-Lieutenant, am 28. Februar 1838 zu Sternberg in Mähren geboren, ward bei Ausbruch des Krieges vom Jahre 1859 aus der damals in Klosterbruck bestehenden Genie-Akademie als Lieutenant ausgemustert, nahm an diesem im 2. Genie-Regimente in Italien teil, besuchte von 1863 bis 1865 die Kriegsschule zu Wien, ward nach Beendigung seines Kommandos zu letzterer zum Oberlieutenant befördert und dem Generalquartiermeisterstabe zugeteilt, machte 1866, zum Hauptmann aufgerückt, den Krieg auf dem böhmischen Schauplatze mit und verblieb alsdann im Generalstabe, bis er 1870 als Kompagniekommandant beim 57. Infanterie-Regimente in den Frontdienst zurückkehrte. 1876 wurde er wiederum zum Generalstabe versetzt, welchem er alsdann, 1879 bei der serbischen Grenzregulirung verwendet, zuletzt als Chef des Evidenzbureau, angehörte, bis er, inzwischen Oberst geworden, 1886 das Kommando des 20. Infanterie-Regiments erhielt. Dieses vertauschte er 1889, zum Generalmajor befördert, mit dem der 5. Gebirgsbrigade in Nevesinje, dieses wieder 1890 mit dem der 1. Infanterie-Brigade in Plevlje, ward 1894 Feldmarschall-Lieutenant und Kommandant der 32. Infanterie-Truppen-Division zu Budapest, wurde aber schon nach wenigen Monaten als schwerkrank mit Wartegebühr beurlaubt und starb dort am 21. Juni 1896. Zwei umfasseude Abhandlungen, welche er schrieb »Beiträge zur Geschichte des Generalstabes« und »Die Leitung des Kriegsspieles und die Grenzen seiner Mittel« sind im Organ der militärwissenschaftlichen Vereine abgedruckt; ausserdem schrieb er »Der Bulgarisch-Serbische Krieg 1885«, ein wertvolles Buch.

B. Poten.

Armbrust, Karl, geboren 30. März 1849 zu Hamburg, gestorben in Hannover auf der Reise nach dem Badeorte Reichenhall am 7. Juli 1896, begraben am 15. in Hamburg. Schon der Grossvater, Georg Friedrich, zeichnete sich in Harburg als fertiger Orgelspieler aus, sein Vater, Georg, wurde in Hamburg an der Petrikirche Organist, und der Sohn, Karl, folgte ihm 1869. Er hatte seine musikalische Ausbildung auf dem Stuttgarter Konservatorium, besonders aber durch Imanuel Faisst's Fürsorge erhalten. Durch den frühen Tot seines Vaters wurde er seinen Studien entrissen, eilte nach Hamburg und nach abgelegter Probe erhielt er am 23. November 1869 die Organistenstelle an St. Petri, die er bis zu seinem Lebensende bekleidete. Nicht nur in der Heimat erwarb er sich einen Namen als bedeutender Orgelspieler, auch auswärts liess er sich hören, so 1872 in Leipzig und 1881 in Magdeburg, wo er in der Tonkünstler-Versammlung Ritter's grosse A-moll-Sonate mit ausserordentlichem Erfolge spielte. 1874 verheirathete er sich mit seines Lehrers Faisst zweiter Tochter und vom 16. September dieses Jahres übernahm er für das Hamburger Fremdenblatt das Referat über Musikaufführungen und Oper. Einen Monat später erfolgte auch seine Anstellung als Lehrer für Klavier- und Orgelspiel an dem im Oktober 1873 von Professor von Bernuth errichteten Konservatoriums. Als Lehrer im Klavierspiel vertrat er mit voller Ueberzeugung die Stuttgarter Schule, die in Lebert ihren Höhepunkt erreicht hatte. Für den Opernreferenten war die Wagner'sche Richtung sein Ideal; 1883 gründete er sogar einen Zweigverein des »Allgemeinen Richard Wagner-

Vereins«, der aber nicht von langem Leben war, dagegen gab er seit 1886 bis zu seinem Lebensende regelmässig Orgelkonzerte, die sich eines grossen Zulaufs erfreuten. Als Orgelspieler gab er in Gemeinschaft mit Dr. Hugo Riemann in den achtziger Jahren: Technische Studien für Orgel, ein Supplement zu jeder Orgelschule heraus (Leipzig, Rieter-Biedermann).

Sein Porträt bringt die Sängerhalle, Leipzig 1896, bei Siegel, S. 5. Ebendort S. 3 ein Nekrolog. Hamburger Fremdenblatt 1896, Abend-Ztg. 14. Juli 1896.

Rob. Eitner.

Bagge, Selmar, geboren 30. Juni 1823 zu Coburg, gestorben vom 16. zum 17. Juli 1896 zu Basel. Sein Vater, Rektor am Gymnasium zu Coburg, liess ihn frühzeitig im Pianofortespiel unterrichten und sorgte für eine tüchtige wissenschaftliche Ausbildung, nebenbei studierte er bei Kaspar Kummer Generalbass und betrieb mit Vorliebe bei Schilback das Violoncellspiel. Nach Vollendung seiner Schulstudien sandte ihn der Vater zur weiteren musikalischen Ausbildung auf das Konservatorium zu Prag, wo Dionys Weber in der Komposition und Hüttner im Violoncellspiel seine Lehrer waren, so dass er wohlvorbereitet 1840 ins Orchester des Stadttheaters in Lemberg als Violoncellist eintreten konnte. Von hier ging er nach einigen Jahren nach Wien, nahm bei Simon Sechter noch Kontrapunkt-Unterricht und bildete sich mehr zum Klavier- und Orgelspieler aus. Nun trat er auch als Komponist in die Oeffentlichkeit, wurde 1851 Professor am Konservatorium und 1853 Organist an der evangelischen Filialkirche. Erstere Stellung gab er jedoch 1855 aus Unzufriedenheit mit dem Organisationsplane des Instituts auf, liess sich in einen Federkrieg gegen denselben ein und wurde dadurch der Musikschriftstellerei zugeführt. Die Monatsschrift für Theater und Musik wurde anfänglich das Hauptfeld seiner schriftstellerischen Thätigkeit und 1860 war er einer der eifrigsten Mitbegründer der »Deutschen Musikzeitung«, deren Redakteur er auch wurde. Er leitete drei Jahrgänge, bis ihn 1863 die Verlagsbuchhandlung von Breitkopf & Haertel nach Leipzig berief, um die Allgemeine musikalische Zeitung, die 1848 eingegangen war, als Redakteur von Neuem ins Leben zu rufen. Doch schon zwei Jahre darauf gab sie Breitkopf & Haertel an die Verlagsbuchhandlung von Rieter-Biedermann ab. In der Mitte des Jahres 1868 erhielt er den Ruf als Direktor an die Musikschule zu Basel und gern gab er die Redaktion ab, die bei grosser Verantwortlichkeit und mühevoller Arbeit kaum das tägliche Brot einbrachte. Von da ab verschwindet sein Name aus dem öffentlichen Leben und still seinen Pflichten nachgehend, stets ein Förderer und Unterstützender von Kunst-Unternehmungen, fand er in der Bildung seiner Zöglinge hinreichenden Ersatz für die einstige aufregende öffentliche Stellung. An Kompositionen gab er bis in die achtziger Jahre Etuden, Lieder und Klavierpiecen heraus, die bis opus 22 reichen, aber nie in weitere Kreise gedrungen sind.

Mendel-Reissmann's Lexikon. — Riemann's Musiklex. — Selbsterlebtes.

Rob. Eitner.

Fleischhauer, Friedhold, geboren den 24. Juli 1834 zu Weimar, gestorben am 12. Dezember 1896 zu Meiningen. Ueber sein Jugendleben ist nichts bekannt, er tritt erst in den Kreis unserer Kenntnis, als ihn der Grossherzog von Meiningen am 15. Dezember 1864 an seinen Hof berief, um Nachfolger des Konzertmeisters Karl Müller, eines der vier Brüder des berühmten Streichquartetts zu werden. Zu gleicher Zeit wurde als Violoncellist Leopold Grützmacher berufen, zum Ersatze von Wilhelm Müller. Beide waren sowohl im

Orchester thätig, als auch als Quartettisten und Fleischhauer's Verdienst war es, als erster Violinist das Streichquartett wieder auf die Höhe zu bringen, die es unter den Gebrüder Müller eingenommen hatte. Selbst Richard Wagner bat die vier Herren zu verschiedenen Zeiten nach Bayreuth, um dort sich hören zu lassen. Das Musikleben in Meiningen büsst durch seinen Tod einen treuen und für die Kunst begeisterten Jünger ein.

Meininger Tagblatt Nr. 297, 1896.

Rob. Eitner.

Burchard, Karl, geboren um 1820 in Hamburg, gestorben in Dresden am 12. Februar 1896, ein durch seine zahlreichen Arrangements klassischer Musikwerke wohl bekannter Musiker, der nach Vollendung seiner Musikstudien 1842 nach Dresden übersiedelte und durch Musikunterricht und seine zwei- und vierhändigen Bearbeitungen, zum Teil mit dem Violoncellisten W. Popp für Pianoforte, Violine und Violoncell, sich einen geachteten Namen erwarb.

Mendel-Reissmann's Musiklex. — Hofmeister's Handbücher.

Rob. Eitner.

Fürstenau, Moritz, stammt aus einer Familie von Musikern, die während eines Zeitraumes von 100 Jahren sich als Flötisten auszeichnete. Moritz wurde in Dresden am 26. Juli 1824 geboren und starb ebendaselbst am 27. März 1889. Sein Vater, Anton Bernhardt, war seit 1820 an der sächsischen Hofkapelle erster Flötist und es wurde wie selbstverständlich angenommen, dass der Sohn, den Traditionen der Familie nach, sich ebenfalls zum Flötisten ausbildete. Schon am 26. Oktober 1832 trat er in einem Konzerte seines Vaters auf und erntete reichen Beifall. Angespornt durch diesen ersten Erfolg machte er in Begleitung seines Vaters fast alljährlich Konzertreisen, bis er am 1. Januar 1842 als Flötist in die Königl. Dresdner Kapelle als Mitglied trat. Nach des Vaters Tode rückte er in dessen Stelle als erster Flötist. Schon im Jahre 1849 hatte er sich durch seine archivarischen Forschungen im sächsischen Staatsarchive über die einstige Hofkapelle bekannt gemacht, die er in dem Buche »Beiträge zur Geschichte der Königl. sächs. musikal. Kapelle«, Dresden bei Meser, niederlegte und als der Kustos der Königlichen Privatbibliothek starb, wurde er in Folge dieser Arbeit dessen Nachfolger. Leider war er zu unbewandert im Lesen alter Handschriften, so dass das Buch fast unbrauchbar durch falsch gelesene Namen ist. In späteren Artikeln hat er zwar vieles durch Wiederholungen verbessert, versäumte aber, aus falscher Scham, die erste Lesart als falsch zu bezeichnen, so dass man leicht in Zweifel kommen könnte, welche von beiden Lesarten die richtige sei. Im Jahre 1861/62 folgte ein zweites Werk in 2 Bänden, welches ebenfalls die sächsische Hofkapelle betrifft, doch nur unter den Kurfürsten Johann Georg II. bis Johann Georg IV., also von 1656 bis ca. 1763, der Entlassung Hasse's und der Faustina. Hier thut sich ein entschiedener Fortschritt kund, sowohl im Lesen der Namen, als besonders in der Darstellungsweise. Ausser diesen zwei Werken war er fortwährend bemüht, in Zeitschriften und besonders im Archive für die sächsische Geschichte, sowie in den Mitteilungen des Königl. sächsischen Altertumsverein und in den Monatsheften für Musikgeschichte die Biographien einzelner Männer oder Beiträge über einzelne Zeitabschnitte der sächsischen Hofkapelle und ihrer Mitglieder auf archivarische Quellen gestützt zu veröffentlichen. So ist es ihm vornehmlich zu danken, dass wir über die historischen Musikzustände in Sachsen so vortrefflich unterrichtet sind. Auch im praktischen Leben machte er sich in Dresden durch Gründung des Ton-

künstler-Vereins, deren Vorsitzender er bis zu seinem Tode war, verdient; ferner gründete er in den siebziger Jahren den Dresdner Wagner-Verein, war Delegierter des Allgemeinen deutschen Musiker-Verbandes, sass im Ausschusse der Hofkapelle, welche die Programme der Sinfoniekonzerte feststellte, und seit Gründung des Konservatoriums für Musik Lehrer des Flötenspiels. So wirkte er bis ans Ende seines Lebens als praktischer Musiker und Musikgelehrter.

Selbstbiographie im Mendel-Reissmann. — Riemann's Musiklexikon. — Selbsterlebtes als Freund und Mitarbeiter.

Rob. Eitner.

Gartz, Friedrich, Komponist von Männerquartetten, der in den Kreisen von Männer-Gesangvereinen sich grosser Beliebtheit erfreute. Er war am 28. November 1819 zu Perver bei Salzwedel geboren und starb den 28. Januar 1896 in Salzwedel. In den sechziger Jahren begann er seine Kompositionsthätigkeit mit Herausgabe von Liedern für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte und brachte es bis zu opus 31. Erst vom Jahre 1874 wandte er sich dem Männerquartett-Gesange zu und erreichte bis zum Jahre 1891 die stattliche Opuszahl von 163, unter denen sich nur einige Quartette für gemischten Chor befinden.

Mendel-Reissmann's Musiklexikon. — Hofmeister's Handbücher.

Rob. Eitner.

Geyer, Adolf, Königlicher Musikdirektor und Gesangprofessor in Berlin, geboren 1829, gestorben am 18. Juli 1896 im Seebade Prerow. Er wählte zum Lebensberufe das Schullehrerfach und bezog zum Behufe der Ausbildung das Seminar. Seine einstige Knabensopranstimme hatte sich zu einem kräftigen und biegsamen Tenor gebildet und er versäumte keine Gelegenheit dieselbe, soweit die kargen Mittel reichten, auszubilden. Da er keine Neigung zur Bühne besass, fand sich leider kein Gesangmeister, der die Stimme ausbilden wollte, um dann späteren Gewinn davon zu ziehen. In Berlin erhielt er eine Stelle als Lehrer an einer Gemeindeschule und am Königl. Domchore trat er als Sänger ein. In den fünfziger und sechziger Jahren war er bei Oratorienaufführungen, besonders in der Singakademie, als Solist thätig und der Evangelist in Bach's Matthaeus-Passion war wohl eine seiner besten Leistungen; auch als Liedersänger trat er öfter in Konzerten auf. Leider fehlte ihm eine tüchtige musikalische Ausbildung und er sang eben wie ihm der Schnabel gewachsen war. Gut, dass die damalige Zeit noch nicht den idealen Massstab an die Wiedergabe des Kunstwerkes legte, denn von einer Vertiefung in dasselbe war nur wenig zu bemerken. Dennoch war ihm jeder Konzertunternehmer dankbar, wenn er seine Unterstützung zusagte, da an Tenoristen für Konzertvorträge in damaliger Zeit in Berlin gänzlicher Mangel war. Um etwa 1870 verschwand er von der Bildfläche als Sänger, gab seine Lehrerstellung auf und kündigte sich als Gesanglehrer an. Dass seine Leistungen anerkannt wurden, beweisen die ihm vom preussischen Ministerium verliehenen Titel. Auch als Liederkomponist versuchte er sich und schon um 1855 erschienen zwei Hefte. In den Kreisen seiner Schüler mögen dieselben wohl gesungen worden sein, doch weiter sind sie nicht gedrungen. In späteren Jahren erschienen noch Duette und vierstimmige Chorlieder.

Mendel-Reissmann's Lex. — Selbsterlebtes. — Hofmeister's Handbücher, Kritiken.

Rob. Eitner.

Gumbert, Ferdinand, einer der beliebtesten Liederkomponisten in den Kreisen unserer Damenwelt, geboren am 21. April 1818 zu Berlin, gestorben ebendort am 6. April 1896. Besuchte das Gymnasium des grauen Klosters zu Berlin und zeichnete sich durch seine schöne Knabenstimme aus, die sich später zur Baritonstimme umbildete. Neben seinen wissenschaftlichen Studien übte er sich fleissig auf der Violine und erhielt von Em. Fischer Kompositionsunterricht; dennoch wandte er sich nicht der Musik als Fachstudium zu, sondern ging als Lehrling in die Buchhandlung von Veit, setzte aber seine Musikstudien bei Cläpsius weiter fort. Als Mitglied eines Dilettanten-Orchestervereins fand er immer mehr Geschmack daran sich ganz der Musik zu widmen und ging 1839 als Baritonist nach Sondershausen auf die Bühne, 1840 nach Köln. Da aber seine Figur nur klein und schwächlich war, konnte er keinen rechten Erfolg als Bühnensänger erreichen, so dass er der Bühne entsagte und sich in Berlin als Gesanglehrer niederliess. Seit etwa 1842 erschienen seine ersten Lieder, die sich durch ihre Sentimentalität und leichte Singbarkeit sehr bald unter den singenden Damen einen ersten Platz errangen. Unerschöpflich war sein Brunnen, so dass er im Jahre 1859 schon bis 91 Liederhefte, jedes zu 4 bis 5 Liedern, gelangt war. Begierig griffen die Verlagshandlungen nach seiner Ware, die in gutem Preise stand und den Schöpfer zum reichen Manne machte. Trotzdem war er noch literarisch ungemein thätig, er übersetzte Operntexte ins Deutsche, sowie französische, spanische und schwedische Romanzen und Lieder, schrieb für Musikzeitungen Abhandlungen über Gesangskunst, war Konzert- und Opern-Referent für mehrere Zeitschriften. Dabei war er ein lebenslustiger stets heiterer Kamerad, der von allen geschätzt und geachtet wurde. Er erreichte das hübsche Alter von fast 78 Jahren.

Mendel-Reissmann's Lex. — Riemann's Lex. — Selbsterlebtes.

Rob. Eitner.

Meinardus, Ludwig Siegfried, geboren 17. September 1827 zu Hooksiel an der Oldenburgischen Küste, gestorben 10. Juli 1896 zu Bielefeld. Er besuchte das Gymnasium zu Jever und betrieb nebenbei unter mangelhaftem Unterrichte das Violoncellspiel, erst als er Robert Schumann einige Kompositionsversuche ohne theoretische Vorbildung einsandte und sich derselbe für seine Begabung aussprach, besuchte er 1846 das Leipziger Konservatorium für Musik, vertauschte aber schon 1847 die Unterrichtsanstalt mit dem Privatunterricht beim Kapellmeister A. F. Riccius, nahm 1849 eine Hauslehrerstelle zu Kaputh bei Potsdam an, ging dann zur weiteren Ausbildung nach Berlin, wurde aber 1850 als Ausländer (!) ausgewiesen, verweilte einige Monate in Weimar und erwarb sich Liszt's Zuneigung, dessen Gunst ihn seitdem nie verlassen, fungirete darauf als Theaterkapellmeister zu Erfurt und Nordhausen und ging dann nochmals nach Berlin, um sich unter A. B. Marx weiter auszubilden. Von 1853 bis 1865 dirigierte er die Singakademie zu Glogau und wurde in letzterem Jahre als Lehrer ans Konservatorium zu Dresden berufen, siedelte 1874 nach Hamburg über und wurde Musikreferent am Correspondenten, gab 1887 die Stellung auf und liess sich in Bielefeld nieder, wo er bis zu seinem Lebensende wirkte. M. hat sich sowohl als Komponist, wie als Musikschriftsteller ausgezeichnet. Wenn auch seine Werke nicht den Stempel der Meisterschaft trugen, so erreichten sie doch einen achtungswerten augenblicklichen Erfolg. Er schuf eine stattliche Reihe von Oratorien-Kompositionen, die er fast durchweg in eigenen Konzerten zur Aufführung brachte,

schrieb Streichquartette, Trios, ein Oktett für Blasinstrumente, viele Lieder, Klavierpiecen und vieles andere, das zum Teil im Druck erschienen. Als Musikschriftsteller hat er neben zahlreichen Arbeiten für den Tagesgebrauch auch Manches von bleibenderem Werte geschaffen, wie »Joh. Mattheson und seine Verdienste um die deutsche Tonkunst«, in Graf Waldersee's musikal. Vorträgen 1879. »Mozart, ein Künstlerleben« 1882; »Rückblick auf die Anfänge der deutschen Oper« 1878. »Kulturgeschichtliche Briefe über deutsche Tonkunst« in zwei Auflagen u. a.

Mendel-Reissmann's Lexikon. — Riemann's Lexikon. — Selbsterlebtes.

Rob. Eitner.

Plengroth, Friedrich, geboren um 1826, gestorben am 12. September 1896 zu Elberfeld. Er bekleidete daselbst einst den Kapellmeisterposten am Stadttheater, wurde aber bei herannahendem Alter pensioniert und zog sich vom öffentlichen Leben zurück, nur hin und wieder durch die Veröffentlichung von Kompositionen Kunde gebend von seinem stillen Wirken für die Kunst. Er hat nur eine mässige Anzahl von Liedern für eine bis drei Frauenstimmen, von Männerquartetten, opus 5 bis 22 bis zum Jahre 1891, herausgegeben. Auch eine Kindersinfonie schrieb er in den sechziger Jahren, die sich an seinem Wohnorte einer gewissen Beliebtheit erfreute.

Mendel-Reissmann's Lexikon. — Hofmeister's Handbücher.

Rob. Eitner.

Pohl, Dr. Richard, geboren den 12. September 1826 zu Leipzig, gestorben den 17. Dezember 1896 zu Baden-Baden. Sein Vater war Arzt in Leipzig und bestimmte den Sohn zum Ingenieurfache; P. besuchte 1841 die Gewerbeschule in Chemnitz und arbeitete dann als Volontär im Konstruktions-Bureau einer Maschienenfabrik. Musik wurde nur nebenbei betrieben, doch der innere Drang war stärker als die Willenskraft des Vaters, dennoch musste er sich noch 6 Jahre lang fügen. Schon damals trat er in den Signalen von B. Senff in Leipzig als Schriftsteller auf und machte seinen Namen als den eines begeisterten Jüngers der neuesten Musikrichtung, gelegentlich Berlioz' Reise durch Deutschland bekannt. Auf vielfache Bitten willigte der Vater endlich ein, dass er aus der technischen Praxis in die theoretische Wissenschaft des Maschienenbaues treten durfte. Er besuchte nun das Polytechnikum in Karlsruhe. 1849 ging er auf die Göttinger Universität, 1850 auf die Leipziger und legte dort das Doktor-Examen ab. Eine Anstellung als Lehrer eines Polytechnikums konnte er aber nicht erlangen, da ihm seine 48ger Thätigkeit als Politiker stets im Wege war, er sah sich daher genötigt, sich als Privatgelehrter durchzuhelfen und wählte Dresden zum Wohnsitze. Von hier ab (1852) datiert seine literarische Thätigkeit für die neudeutsche Schule (Berlioz, Liszt, Wagner). Er wurde ständiger Mitarbeiter an der Neuen Zeitschrift für Musik unter Brendel's Redaktion und zugleich auch Referent an der Dresdner Zeitung unter dem Pseudonym Hoplit. Seine polemischen Artikel machten ihm viel Feinde, doch von der Partei und ihren Hauptvertretern wurde er mehr und mehr herangezogen. 1854 siedelte er mit seiner Frau, einer Harfenvirtuosin, Johanna Eyth aus Karlsruhe, nach Weimar über, wo seine Frau im Opernorchester unter Liszt's Direktion angestellt wurde. Hier, an der Quelle aller Agitation für die neudeutsche Schule, wurde er ein bisweilen über alles Mass gehender Verteidiger der neuen Richtung. Später übersiedelte er nach Baden-Baden als Redakteur des Badeblattes. Von seinen Werken sind ausser einigen Heften Lieder und einer Reverie für 7 Streichinstrumente

zu nennen »Akustische Briefe für Musiker und Musikfreunde«, 1853, »Bayreuther Erinnerungen«, 1877, »Richard Wagner« 1883, »Hektor Berlioz« 1884, »Die Höhenzüge der musikalischen Entwickelung« 1888, Uebersetzung von Berlioz' Schriften und Dichtungen zu Kompositionen.

Autobiographisches 1881 in Fritzsch's Mus. Wochenbl. S. 3ff. — Riemann's Lex. — Hofmeister's Handbücher. — Kritiken. — Selbsterlebtes.

Rob. Eitner.

Reichel, Adolf, geboren um 1817 zu Tursnitz in Westpreussen, gestorben am 5. März 1896 in Bern (Schweiz). Erhielt seine musikalische Erziehung in Elbing beim Kantor Brandt, ging dann nach Berlin und genoss um 1836 den Unterricht von S. W. Dehn und Louis Berger. So ausgerüstet begab er sich auf Reisen durch Deutschland und die Schweiz und liess sich dann in Paris nieder, wo er bis 1857 als Musiklehrer wirkte. Im Sommer desselben Jahres siedelte er nach Dresden über, wurde Lehrer am dortigen Konservatorium und Direktor der Dreissig'schen Singakademie. Im Jahre 1867 ging er als städtischer Musikdirektor nach Bern und wirkte dort zum Segen der Kunst bis an sein Lebensende. Von seinen Kompositionen wird eine Messe erwähnt, die den Beifall der Kunstkenner sich erwarb, ferner erschienen Klavierpiècen, mehrere Hefte Lieder für eine Singstimme und Begleitung, Duette und vierstimmige Chorlieder.

Deutsche Musiker-Ztg. 1896, Nr. 12. — Hofmeister's Handbücher.

Rob. Eitner.

Reinthaler, Karl Martin, geboren am 13. Oktober 1822 zu Erfurt im dortigen Lutherhause, in dem sein Vater die unter den Namen Martinstift bekannte Erziehungsanstalt gründete und leitete, gestorben am 13. Februar 1896 zu Bremen. Obgleich er schon frühzeitig zur Musik angehalten wurde und zum Lehrer A. G. Ritter, den späteren Domorganisten in Magdeburg erhielt, bestimmte ihn der Vater Theologie zu studieren. 1841 bezog er zum Behufe dessen die Berliner Universität, wo A. B. Marx über Musik las und R. privatim bei ihm Kompositions-Unterricht nahm. Der neu errichtete Domchor führte von ihm einige Psalmen auf und König Friedrich Wilhelm IV. verlieh ihm ein Stipendium zu einer Reise nach Italien, um dort Studien zu machen. Nach Ablegung des theologischen Examen, ging er 1850 zuerst nach Paris und von da nach Italien, wo er besonders bei berühmten Sängern Gesangsstudien machte. 1853 erhielt er den Ruf als Gesangslehrer an das Kölner Conservatorium für Musik. Hier schrieb er sein Oratorium »Jephtha«, seine beste Arbeit, die ihn mit einem Schlage zum berühmten Manne machte, denn dasselbe wurde nun aller Orten mit stetem Beifalle aufgeführt. 1858 folgte er einem Rufe nach Bremen, zuerst als Organist am Dome nebst der Leitung der Kirchenmusik, welchen Aemtern sich bald soviel andere anschlossen, dass er die ganze Musik in Bremen zu leiten hatte, so die Direktion der Singakademie, die Liedertafel, die winterlichen Orchesterkonzerte und die Leitung des neugegründeten Domchores. Bei dieser vielseitigen Beschäftigung hat er nur noch Weniges komponiert. In Konzerten kam öfter eine seiner Sinfonieen zur Aufführung, auch einige Ouverturen sind bekannt, ferner das Chorwerk »In der Wüste«, die Oper »Edda«, die 1875 in Bremen und 1877 in Hannover zur Aufführung gelangte, dann aber verschwand; auch geistliche und weltliche Chorsätze, sowie Männerquartette schrieb er. 1876 gewann er den Preis einer Bismarckhymne, die vielfach zur Aufführung gelangte. Man verwechsele ihn übrigens nicht mit seinem Vater, der auch Karl

hiess und ein frommer Beförderer von allerlei heiligen Liedern von etwa 1848 bis 1863 war. Dieselben sind mehr ihrer Curiosität halber, als ihrem Kunstwerte nach zu erwähnen.

Mendel-Reissmann's Lexikon. — Riemann's Lexikon. — Selbsterlebtes. — Kritiken.

Rob. Eitner.

Ritter, Alexander, eine ideale Künstlernatur, die fest an dem als allein richtig erkannten Kunstprinzipe festhielt wenn auch die eigene Lebensfrage dabei ins Hintertreffen kam. R. war am 15. Juni 1833 in Narwa in Russland geboren, gestorben am 12. April 1896 in München. Er bildete sich zum Geiger aus, wurde mit Hans von Bülow befreundet und von demselben veranlasst, in die Weimarer Hofkapelle als Violinist einzutreten. Hier an der Quelle, aus der nur Zukunftsmusik floss, bildete sich sein nicht unbedeutendes Kompositionstalent an den Werken Wagner's, Liszt's und Berlioz' und schuf Orchesterwerke, die sich neben Liszt und Berlioz stellen können. Es ist Programmmusik in fantastischer Form: Seraphische Fantasie, Erotische Legende, Olafs Hochzeitsreigen, Charfreitag und Frohnleichnam, und Sursum corda sind die Titel seiner bisher durch Aufführungen bekannt gewordenen Orchesterwerke. Von der Parteipresse mit Jubel aufgenommen, während die unbeeinflussten Pressorgane nicht recht wissen, was sie damit anfangen sollen, denn neben echt künstlerischen Momenten, kommen wieder lange öde Flächen vor voll bizarrer Harmonien und endlosen Phrasen. Auch zwei Opern brachte er schon 1891 in Weimar auf die Bühne, betitelt: »Der faule Hans« und »Wem die Krone«. Ein Parteiblatt schreibt darüber: »obwohl sie sich überall (sic?) einer überaus günstigen Aufnahme zu erfreuen hatten, so wurden sie doch auffallend schnell wieder vom Repertoire abgesetzt«. Der Grund liegt nahe genug: Nachahmer können keinen Erfolg erzielen, ausser wenn sie das Vorbild an Genialität überbieten und schliesslich neue Bahnen betreten; dies war aber R. nicht beschieden. R. gab seine Stellung nach 1891 in Weimar auf und liess sich in München nieder, wo er seinen körperlichen Leiden erlag.

Lessmann's Musikztg. 1896. — Selbsterlebtes. — Kritiken.

Rob. Eitner.

Schumann, Klara, Tochter des Friedr. Wieck, geboren den 13. September 1819 zu Leipzig, gestorben am 20. Mai 1896 in Frankfurt a. M., eine unserer gediegensten Meisterinnen des Klavierspiels, die nie die Virtuosität über das Kunstwerk stellte. Schon in den frühesten Kinderjahren entwickelten sich ihre Anlagen für Musik, so dass sie unter der verständigen und sachgemässen Anleitung ihres Vaters, der zwar kein Virtuose aber ein desto besserer Pädagoge war, schon mit 9 Jahren als Klaviervirtuosin auftrat und alle Welt in Staunen setzte, teils wegen ihrer überraschenden Technik, besonders aber wegen ihrer künstlerischen Wiedergabe des Werkes, die bei dem kindlichen Alter in Erstaunen setzte. Wie sorgsam der Vater aber auch sein Kind hütete und stets besorgt war, die körperliche Ausbildung und die Erhaltung des kindlichen Gemüts seiner Tochter über die öffentlichen Erfolge zu stellen, bezeugen einige seiner an seine zweite Frau, Klementine Fechner, gerichteten Briefe. 1830 unternahm der Vater mit Klara eine Konzertreise nach Dresden. »Ich bin ängstlich, schreibt er von dort aus, dass die Ehren und Auszeichnungen auf Klara einen schlimmen Einfluss üben könnten. Merke ich etwas Nachteiliges, so reise ich sogleich ab, damit sie wieder in bürgerliche Ordnung kommt, denn ich bin zu stolz auf ihre Anspruchslosigkeit und vertausche

dieselbe um keine Ehre der Welt.« »Man findet sie sehr liebenswürdig; sie ist vorläufig noch die alte einfache natürliche, entwickelt oft tiefen Verstand und reiche Phantasie, ist wild dabei, aber nobel und verständig. Sie ist beim Spiel unglaublich dreist und je grösser die Gesellschaft, desto besser spielt sie«. Etwas später, nachdem er schon einige sehr besuchte Konzerte mit Klara gegeben hatte und bei der hohen Aristokratie oft mit Klara eingeladen war, schreibt er an seine Frau einen sehr humoristischen Brief: »Es ist nicht zu beschreiben, welches Aufsehen Deine beiden Affen (nämlich er selbst und Kl.; Wieck war sehr hässlich von Angesicht) aus der Leipziger Menagerie hier machen. Dass Kl. auch komponieren könnte, wollte Niemand glauben, ebenso geriet Alles in Entzücken als sie über ein aufgegebenes Thema fantasierte. Man versichert uns, dass Deine beiden Affen das allgemeine Hof- und Stadtgespräch seien«. Im Jahre 1831, Kl. war im 12. Jahre, unternahm der Vater eine grössere Konzertreise und besuchte Gotha, Erfurt, Arnstadt, Kassel, Weimar, Frankfurt a. M. und andere Städte. In Weimar interessirte sich der Adel so für Klara, dass alle Hindernisse, die ihnen durch den Kapellmeister Nepomuck Hummel und den Konzertmeister Eberwein in den Weg gelegt wurden, indem der eine das Theater und der andere das Orchester verweigerte, durch Anerbietungen von Sälen gehoben wurden. Zweimal spielte sie im Goethe'schen Hause, der sich an dem lebhaften aufgeweckten Mädchen nicht genug vergnügen konnte und ihr bei der Abreise sein Brust-Medaillon verehrte mit der Ueberschrift »Der geistreichen Clara Wieck zum freundlichen Erinnern des 9. Oktober 1831.« Von Frankfurt ging es nach Paris, doch die Cholera trieb sie bald fort, so dass sie nur ein Konzert am 12. April 1832 zu Stande brachten, was aber recht gut besucht war. Von hier kehrten sie direkt nach Leipzig zurück. — Klara hatte bis dahin nur Kompositionen von Herz, Kalkbrenner, Moscheles und Pixis gespielt, von nun ab änderte der Vater das Programm und studierte ihr Mendelssohn, Bach, Beethoven, Chopin und Schumann ein. Schumann verkehrte seit dem Jahre 1828 freundschaftlich in Wieck's Hause, und ganz nach und nach entspross aus der anfänglichen Bewunderung für das liebliche Kind die Liebe zur Jungfrau. Aus der Zeit nach 1840 besitzen wir einen Brief von dem bekannten Kapellmeister Heinrich Dorn, worin er schreibt »Meine Klara (ein Ausdruck der damals von den Freunden des Wieck'schen Hauses durchweg gebraucht wurde) war 1831 ein reizender Backfisch von 13 Jahren (sic?), zierliche Gestalt, blühende Gesichtsfarbe, zarte weisse Händchen, üppiges schwarzes Haar, kluge, glutvolle Augen, alles war an ihr appetitlich, und ich habe es meinem Schüler, dem jugendlichen Robert Schumann nie verdacht, dass er schon drei Jahre später für die liebliche Erscheinung, seine ehemalige Mitschülerin (scil. bei Dorn) und spätere Gemahlin im höchsten Entzücken schwärmte.« Auch Dr. Richard Pohl, der spätere Rich. Wagner-Schwärmer, schreibt 1835 nach einem Konzerte Klara's »Die zarte Cl. W. trat im weissen Kleide mit einer Kamelie im Haare auf und spielte Thalberg's Moses-Phantasie.« In diese Zeit fallen ihre kontrapunktischen und musiktheoretischen Studien, die sie beim Kantor Weinlig begann und dann bei Krupsch und Heinrich Dorn fortsetzte, welch letzterer zugleich Schumann's Lehrer war. Als Frucht dieser Studien veröffentlichte sie über 20 Werke, darunter ein Klavierkonzert opus 7, ein Trio für Pianoforte, Violine und Violoncell op. 17, Präludien und Fugen op. 16, 3 Romanzen für Violine op. 22, Variationen über ein Thema von Rob. Schumann, Lieder op. 13 und 23 von denen Rob. Sch.

drei in sein op. 12 aufnahm (Nr. 2, 4 und 11) und anderes. Auch Gesangsstudien machte sie 1833 bei Mieksch in Dresden und verband damit die Instrumentationslehre bei Reissiger. Nach Leipzig zurückgekehrt, unternahm der Vater eine neue Konzerttour, die über Magdeburg, wo sie fünf gut besuchte Konzerte gab, Berlin, Prag und Wien sich erstreckte. Der Berliner Recensent, Rellstab, der damals wie ein Orakel bei den Berlinern galt, schrieb in der Vossischen Zeitung: »Clara ist wohl ein bedeutendes Talent, aber schade, dass sie in den Händen eines Vaters liegt, der solchen Unsinn von Chopin spielen lässt (!).« Berlin hat sich in Kunstangelegenheiten oft als ein hartnäckig Konservativer gezeigt, bei dem nur schwer sich eine neue Richtung einbürgerte. In Wien erzielte sie die grössten Erfolge. Die Kaiserin ernannte sie zur Kammervirtuosin und Grillparzer feierte sie in seinem Gedichte:

Clara Wieck.
F-moll-Sonate von Beethoven.

Ein Wundermann, der Welt, des Lebens satt,
Schloss seine Zauber grollend ein
Im festverrammten demantharten Schrein
Und warf den Schlüssel in das Meer und starb.
Die Menschlein mühen sich geschäftig ab;
Umsonst! kein Sperrzeug löst das harte Schloss.
Und seine Zauber schlafen wie ihr Meister.
Ein Schäferkind, am Strand des Meeres spielend,
Sieht zu der hastig unberufnen Jagd;
Sinnvoll gedankenlos, wie Mädchen sind,
Senkt sie die weissen Finger in die Flut
Und fasst und hebt und hat's. — Es ist der Schlüssel!
Auf springt sie, auf, mit höhern Herzensschlägen,
Der Schrein blinkt wie aus Augen ihr entgegen,
Der Schlüssel passt, der Deckel fliegt. Die Geister,
Sie steigen auf und senken dienend sich
Der anmutsreichen, unschuldvollen Herrin,
Die sie, mit weissen Fingern, spielend, lenkt.

Sie brachte es bis auf acht Konzerte mit einer für jene Zeiten enormen Einnahme. 1833 war Rob. Schumann wieder nach Leipzig zurückgekehrt und verkehrte viel im Wieck'schen Hause, nicht allein Kl.'s halber, sondern auch um den geistessprühenden und humorreichen Umgang Wieck's zu geniessen. Das Klavierspiel selbst hatte er sich durch einen wunderlichen Einfall verdorben, den 4. Finger der rechten Hand zu zwingen, dass er beweglicher wurde und hatte zum Behufe dessen eine Schnur an der Decke seines Zimmers befestigt und über Nacht den 4. Finger damit in die Höhe gezogen, so dass er durch die gewaltsame Prozedur einen verrenkten und steifen Finger erhielt. Da er nun selbst ausser Stande war, seine Klavierkompositionen zu spielen, so studierte er seiner Angebeteten die Kompositionen ein und fand an ihr eine vorzügliche Interpretin seiner Muse und das geheime Band gegenseitiger Zuneigung knüpfte sich durch Vermittelung der Kunst unvermerkt immer inniger. Jemehr Kl. zur Jungfrau heranreifte, jemehr fühlte Schumann, dass er sie die Seine nennen müsse und ein gleiches Gefühl trug Klara in sich; doch als sie dem Vater sich entdeckte, traf sie seine verwundbarste Stelle. Alle Biographen beider Künstler vermeiden, den Gründen näher zu treten, die Wieck bewogen, einer ehelichen Verbindung seiner Tochter in so feindlicher Stimmung entgegen zu treten. Rob. Schumann war ihm so lieb geworden wie ein Sohn und doch verbot er ihm das Haus, als er seine Tochter

zur Frau begehrte. Als er sah, dass sein Verbot nichts nutzte, drohte er der Tochter mit Erbentziehung. Die Konzertreisen gingen dabei ihren alten Gang weiter: 1835 spielte sie in Halle, 1836 in Breslau, 1837 in Berlin, 1838 in Prag, 1839 in Stettin und dann in Paris, 1840 in Berlin und Weimar. Bis dahin hatten die Verlobten gehofft, den Sinn des Vaters zu ändern, doch da alles vergeblich war, riefen sie die Hilfe des Appellationsgerichtes an und da der Vater keinen triftigen Grund angeben und über einen Punkt keine Auskunft geben wollte oder konnte, so erteilte der Gerichtshof die Erlaubnis zur Verehelichung, die am 12. September 1840 in Schönfeld bei Leipzig stattfand (Wasielewski's Biogr. Schumann's: Brief von Sch. vom 6. Sept.). Am 31. März 1841 spielte sie als Klara Schumann unter Mendelssohn's Direktion in Leipzig. Der Vater war 1840 nach Dresden übergesiedelt. Trotzdem die Ehe eine sehr kinderreiche war, fuhr sie dennoch fort fast alljährlich eine Konzerttour, teils allein, teils mit Schumann zu unternehmen. Ausser pekuniären Rücksichten, denn Schumann hatte sein Vermögen als Junggeselle fast aufgebraucht, kam nicht nur der innere Drang: ihre Kunst und Kunstfertigkeit öffentlich der ganzen Welt zu offenbaren in Betracht, vielmehr vor Allem die Freude, selbst die Werke ihres Mannes dem Publikum bekannt zu machen. Im Jahre 1842 konzertierte sie in Kopenhagen, 1844 in Petersburg, Mitau, Riga, wo sie fünf Konzerte gab, dann in Moskau. Am 8. Dezember 1844 gab sie in Leipzig eine Abschieds-Matinée und alles, was sie schätzte, fand sich dort zusammen, um ihr Huldigungen darzubringen. Dann zog sie nach Dresden; mit dem Vater fand wenigstens äusserlich eine Versöhnung statt, die von den Verehlichten mit voller Liebe geäussert wurde (Brief von Schumann an Wieck, Wasielewski S. 194). 1846 wurde in Begleitung ihres Mannes in Wien, Prag (2 Konzerte), Berlin (2 Konzerte) und Zwickau konzertiert. 1850 wurde Schumann städtischer Musikdirektor in Düsseldorf, wo er mit Klara heitere und erfrischende Jahre verlebte, bis sich seine Melancholie zu einem Grade steigerte, dass er unfähig wurde, Chor und Orchester zu leiten, so dass Julius Tausch für ihn eintreten musste. 1853 machten sie noch gemeinsam eine der einträglichsten Touren durch Holland, von denen Schumann schreibt, dass es ein wahrer Triumphzug war. 1854 konzertierte sie in Hannover. Am 27. Februar 1854 stürzte sich Schumann in einer Anwandlung von Irrsinn von der Rheinbrücke ins Wasser, wurde gerettet und am 4. März nach Endenich bei Bonn in eine Privatheilanstalt gebracht; dort starb er am 29. September 1856. Erst im letzten Augenblicke wurde Klara, die ihm nach Bonn gefolgt war, von den Aerzten die Erlaubnis erteilt, ihn zu sehen. Acht vaterlose Kinder standen um sie herum, für acht Kinder hatte sie nun zu sorgen und im Sinne ihres Vaters zu erziehen, der gleichen Wert auf einen gesunden Körper, wie auf eine gründliche musikalische Erziehung legte. Jetzt wurde ihr die Kunst Trösterin und Ernährerin und wo sie auch als Konzertgeberin auftrat, verehrte man nicht nur die Künstlerin, sondern zugleich die sorgende Mutter und jedes Konzert noch bis in die 70er Jahre brachte ihr künstlerischen Erfolg und reichlichen Gewinn. Im Jahre 1878 bewog sie das Direktorium des Hoch'schen Konservatorium für Musik in Frankfurt a. M., als Lehrerin des höheren Klavierspiels einzutreten und hier wirkte sie bis zu ihrem Ende. — In den fünfziger und sechziger Jahren habe ich mehrfach Gelegenheit gehabt, sie in Konzerten zu hören: ihr Aeusseres stand in wundervoller Harmonie mit ihrem seelenvollen, auf eine unfehlbare Technik gegründeten Vortrag. Nie hat sie nur dem auf Effekt hinzielenden

Virtuosentum gehuldigt und selbst, wenn sie Stücke spielte, die der Virtuosität halber geschrieben waren, wie Thalberg's Moses-Phantasie, wusste sie die Schwierigkeiten mit Leichtigkeit als Nebensache hinzustellen und den wertvolleren Inhalt zur Hauptsache zu machen. Deshalb war sie auch eine vorzügliche Interpretin der klassischen Werke von Bach, Händel und Beethoven, Mendelssohn, Chopin und Schumann[1]).

Friedr. Wieck von A. von Meichsner, Leipzig 1875. 8°. — v. Wasielewski, Leben Rob. Schumann's. Derselbe: Schumanniana. Bonn 1883. 8°. Derselbe: Aus siebzig Jahren. Lebenserinnerungen. Stuttgart und Leipzig. — Selbsterlebtes.

Rob. Eitner.

Schwencke, Friedrich Gottlieb, Sohn des Johann Friedrich, geboren den 15. Dezember 1823 zu Hamburg, gestorben am 11. Juni 1896 ebendaselbst. Er stammt aus einer alten angesehenen Musikerfamilie, deren Stammvater, Johann Gottlieb, bereits im Jahre 1776 als Ratsmusikus in Hamburg thätig war. Unter der Leitung seines Vaters, der Organist an der Nikolaikirche war, bildete er sich zum Klavier- und Orgelspieler aus und trat mehrfach in Konzerten auf, liess sich auch 1855 in Paris öffentlich hören. In den Jahren 1850 bis 1863 veranstaltete er mit den Herren Böie und Lee Musikaufführungen in Hamburg. Als 1852 sein Vater starb, wurde er dessen Nachfolger als Organist an der Nikolaikirche. Er schrieb viele Lieder, Orgelpiècen, geistliche Gesänge u. a. und gab neurevidierte und vermehrte Auflagen der Choralbücher seines Vaters, sowie eine neue Ausgabe von dessen Choralvorspielen nebst einigen eigenen Vorspielen 1886 heraus. Er errang sich besonders als Orgelvirtuose einen weitverbreiteten Ruf.

Hamburger Fremdenblatt, Abendztg. 1896, Nr. 137. — Hofmeister's Handbücher.

Rob. Eitner.

Stiehle, L. M. Adolf, geboren 19. August 1850 in Frankfurt a. M., gestorben 6. Juli 1896 zu Mühlhausen im Elsass. Sohn eines Violinisten, war von 1861—1863 Schüler Vieuxtemps' auf dessen Landgute Dreieichenhain, später von Hermann und Joseph Joachim, ging darauf nach Paris und wurde 1872 Mitglied des Alard'schen Streichquartetts, dann 1873 im Quartett des Baron von Dervies in Nizza, 1875 im Hochberg'schen Quartett und liess sich später in Mühlhausen nieder, wo man ihm die Direktion der philharmonischen Konzerte übertrug. Zeitweise unterstützte er auch die Quartettsoireen von Hans Huber in Basel. Er war ein Meister im Quartettspiel und verstand es, seine Mitspieler in einer Weise in das vorzutragende Werk einzuweihen und sie dafür zu begeistern, dass es wie aus einem Guss vor dem Zuhörer erstand.

Lessmann's Musikztg. 1896, 412. — Riemann's Musik-Lexikon. — Mendel-Reissmann's Conversations-Lex.

Rob. Eitner.

Wasielewsky, Joseph Wilhelm von, geboren am 17. Juni 1822 zu Gross-Leesen bei Danzig, gestorben den 13. Dezember 1896 in Sondershausen. 1826 zogen seine Eltern nach Danzig und da die Mutter vortrefflich Klavier spielte und der Vater im Violinspiel nicht unbedeutende Fertigkeiten besass, so konnte es nicht fehlen, dass des Sohnes Sinn für Musik früh geweckt wurde, schon in jungen Jahren nahm er als Violinist Teil an der Eltern Hausmusik, während sich seine beiden älteren Brüder als Klavier- und Violoncellspieler

[1]) Vergl. den Nachruf von Bernhard Scholz im vorliegenden Bande, Abtheilung »Biographisches Jahrbuch«. D. H.

daran beteiligten. Als dann im Jahre 1843 unter Mendelssohn's Direktion das Konservatorium in Leipzig eröffnet wurde, wusste er seinen Vater so eindringlich zu bereden, ihn Musiker werden zu lassen und nach Leipzig zu schicken, dass der Vater endlich nachgab, obgleich derselbe schon Vorbereitungen für die militärische Laufbahn getroffen hatte. Drei Jahre war er Schüler der Anstalt und genoss den Unterricht von Mendelssohn, Hauptmann und Ferd. David. Da er sich besonders als Violinist ausbilden wollte, nahm er dann noch bei David Privatunterricht, erhielt darauf am Theater und Gewandhausorchester feste Anstellung und in den Winterkonzerten des Euterpevereins die Konzertmeisterstelle. Auf Wunsch Rob. Schumann's verliess er 1850 Leipzig und ging nach Düsseldorf, um Schumann daselbst in der Direktion des Gesangvereins zu unterstützen. Nach zweijährigem Aufenthalte wurde ihm die Leitung des in Bonn errichteten Gesangvereins übertragen, nebst der Direktion der Winterkonzerte, denen sich dann noch andere Verpflichtungen anschlossen. Diesen Anstrengungen war sein schwächlicher Körper nicht gewachsen und er zog sich 1855 nach Dresden zurück, wo er sich grösstenteils musikliterarisch beschäftigte, sowohl als Kritiker in Zeitschriften, als besonders durch Abfassung einer Biographie von Rob. Schumann, dem er innig befreundet war. Die erste Auflage erschien in Dresden bei Kunze 1858, die zweite verbesserte ebendort 1869. 1883 brachte er Nachträge unter dem Titel Schumanniana. Diesen folgte 1869 sein erstes musikhistorisches Werk: Die Violine und ihre Meister, Leipzig bei Breitkopf & Haertel, welches 1883 in neuer Umarbeitung und 1893 zum dritten Male abermals bedeutend vermehrt erschien und sowohl den Bau der Geigen, die grossen Geigenmacher, wie die Meister des Violinspiels und ihre Kompositionen in den Kreis historischer und kritischer Prüfung zieht. Im Jahre 1869 berief man ihn zum städtischen Musikdirektor nach Bonn, und da die Amtspflichten leichterer Art, als die frühere Thätigkeit war und ihm Zeit liess zu weiteren historischen Studien, so nahm er den Ruf an und verwaltete das Amt bis zum Jahre 1884, in dem er sich nach Blankenburg a. H. zurückzog und nur den historischen Studien lebte; ein Jahr später siedelte er nach Sondershausen über. Mit seiner Studie über die Gambe und das Violoncell (das Violoncell und seine Geschichte. Leipzig 1889. Breitkopf & Haertel) musste er die bittere Erfahrung machen, dass er mit ungenügender Quellenforschung an die Arbeit gegangen sei. Aehnliche absprechende Urteile erfuhr er, als er 1888 eine zweibändige Biographie Beethoven's (Berlin, Brachvogel & Ranft) veröffentlichte. Noch sind zu verzeichnen »Die Violine im 17. Jahrhundert und die Anfänge der Instrumentalkomposition«, mit einem Bande alter Musikwerke in Partitur, in qufol. (Bonn 1874, Max Cohen & Sohn) und als letztes: »Geschichte der Instrumentalmusik im 16. Jahrhundert«, mit Abbildungen alter Instrumente und 95 Seiten Musikbeilagen (Berlin 1878, Guttentag [D. Collin]). Beides Werke von grossem Werte, die Zeugnis ablegen von seinen gründlichen historischen Studien, die seinen Namen stets als einen der hervorragendsten Musikhistoriker erhalten werden.

Seine Selbstbiographie, Stuttgart und Leipzig 1897. 8°. Seine eigenen Werke und Selbsterlebtes als Fachgenosse.

Rob. Eitner.

Zeidler, Charlotte, geboren um 1814, gestorben am 7. August 1896 in Berlin. Schon in früher Jugend zeigte sich ihre musikalische Veranlagung. Louis Berger bezeichnet sie als seine begabteste Schülerin, die trotz ihrer

Jugend von erst sechs Jahren alle Mitschüler in den Schatten stellt. Früh verlor sie die Eltern und mit elf Jahren musste sie schon für den Broterwerb sorgen, um sich und ihre 14 Geschwister zu erhalten. 1826, in ihrem zwölften Jahre, trat sie in einem Konzerte auf, in dem des Prinzen Louis Ferdinand's Kompositionen, des so früh dem Leben entrissenen, zur Aufführung gelangten. Eine Aufführung, die Kaiser Wilhelm II. 1895 in Sanssouci mit anderen Kräften wiederholte. Von hier ab begründet sich ihr Ruf als ausgezeichnete Pianistin, doch musste sie ihre Kräfte des Verdienstes halber mehr dem Musikunterricht, als der künstlerischen Ausbildung widmen. Auch hierin war sie bald die Bevorzugte und selbst die Schwester des preussischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der jetzigen Grossherzogin von Baden, zählt sich zu ihren Schülerinnen. Auch in dem Theologen Schleiermacher fand sie einen warmen Freund, der sie als Muster weiblicher Tugend erwähnt. Ein schweres Geschick raubte ihr den Verlobten Fr. W. Lerche, den Erzieher in der Familie des Prinzen August, und von da ab lebte sie in den einfachsten Lebensansprüchen ihrer Lehrthätigkeit und fand darin reichen Ersatz.

Vossische Ztg. 1896, Nr. 380.

Rob. Eitner.

Zimmer, Otto, wurde 1827 zu Priskorsine bei Herrnstadt in Schlesien geboren und starb am 31. März 1896 zu Oels bei Breslau. Er besuchte das Lehrerseminar in Breslau, war Schüler von E. Richter, auch Chorsänger in der Singakademie unter Mosewius. 1859 wurde er als Organist und Musikdirektor in Oels angestellt. Ewald Röder in seinem kleinen biographischen Lexikon »Geborene Schlesier« widmet ihm diese kurze Notiz und fügt noch hinzu, dass er für Orgel und Gesang komponierte, sowie die Zeitschrift »Fliegende Blätter für evangelische Kirchenmusik« herausgab. Sein Wirken muss sich auf so enge Kreise beschränkt haben, dass die Handbücher von Hofmeister nicht einmal seinen Namen nennen.

Ewald Röder's Lexikon, Geborene Schlesier. — Mendel-Reissmann's Lexikon.

Rob. Eitner.

du Bois-Reymond, Emile Heinrich. Geboren 7. November 1818; gestorben 26. Dezember 1896. Emil du B.-R. wurde geboren zu Berlin als Sohn eines Ministerialbeamten. Der Vater, ursprünglich Uhrmacher, hatte sich, vom Drang nach höherer Bildung getrieben, nach der Hauptstadt des Landes, zu welchem damals sein Heimatländchen gehörte, begeben und brachte es dort zu einer Stellung im auswärtigen Amt. Später, als die Verbindung Neufchatel's mit Preussen gelöst wurde, erhielt er die Stelle eines Direktors der Kgl. Kunstkammer, und als diese mit dem neuen Museum vereinigt worden war, wurde er mit dem Range eines Geheimen Regierungsrats verabschiedet. Er war ein Mann von hohem Streben und hat sich, obgleich durchaus Autodidakt, auch wissenschaftliche Verdienste erworben durch sein Werk »Kadmus«, in welchem er die Frage von den Ursprüngen und Eigenschaften der Sprachlaute, einen später durch Brücke, Donders und Helmholtz physiologisch begründeten Wissenszweig, in einer für die damalige Zeit sehr verdienstlichen Weise behandelt. Zwischen ihm und dem berühmten Sohne bestand ein rührendes Pietätsverhältnis. Der französische Schweizer hielt sich, durch Sprache und Confession dazu veranlasst, zu der damals noch viel selbständiger als jetzt dastehenden französischen Gemeinde Berlins. Aus ihr wählte er auch seine Gattin, eine Enkelin Daniel Chodowiecki's. Dieser Ehe entsprossen zwei Söhne und zwei Töchter. Von den Söhnen ist der jüngere, Paul, als Professor der Mathematik an der

technischen Hochschule zu Berlin-Charlottenburg, vor einigen Jahren gestorben. Der ältere, dessen Lebensgang wir hier zu schildern haben, bezog, nachdem er auf dem französischen Gymnasium zu Berlin und dem Collège zu Neufchatel vorgebildet worden, zuerst die Universität Berlin, ohne recht zu wissen, welchen Beruf er ergreifen wolle. Künstlerische und wissenschaftliche Neigungen veranlassten ihn, philosophische, historische, ästhetische und theologische Vorlesungen zu besuchen. Als er aber zufällig in eine Vorlesung des Chemikers Eilhard Mitscherlich geriet, fand er, dass die Naturwissenschaft seinem Wesen am meisten entsprach. Er studirte nun, zuerst in Bonn, dann wieder in Berlin, verschiedene naturwissenschaftliche Disziplinen, besonders Geologie, wurde aber schliesslich durch die Bekanntschaft mit einem jungen, talentvollen Arzt, Eduard Hallmann, dem er, nach dessen frühem Tode, einen schönen Nachruf gewidmet hat, der Medizin und damit der Physiologie zugeführt. Bald darauf (1840) wurde er zuerst »Famulus« und kurz nachher, nach dem Abgange seines Freundes Ernst Brücke, der zum Professor der Physiologie in Königsberg ernannt worden war, Assistent des berühmten Berliner Physiologen Johannes Müller. Als ihm dieser eine Schrift des italienischen Physikers Matteucci: »*Essai sur les phénomènes électriques des animaux*« übergab, mit der Aufforderung, die darin enthaltenen Angaben nachzuuntersuchen, war seine Lebensaufgabe entschieden. Von da ab bis zum Schluss seiner wissenschaftlichen Laufbahn hat er alle seine Kraft an die Erforschung der tierischen Elektrizität gesetzt. Schon i. J. 1843 veröffentlichte er in Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie[1]) seinen »Vorläufigen Abriss einer Untersuchung über den sogenannten Froschstrom und über die elektromotorischen Fische«; aber erst i. J. 1848 erschien der erste Band seines ausführlichen Werkes: Untersuchungen über tierische Elektrizität, 1849 die erste Hälfte des zweiten Bandes; der Schluss wurde erst 1884 ausgegeben. Trotz dieser langen Verzögerung ist das Werk unvollendet geblieben. Das Material war in der langen Zeit zu sehr angewachsen, um in den Rahmen, welchen der Verfasser beim Beginn entworfen hatte, hineinzupassen. Was du B.-R. nach 1856 zu dem Gegenstande noch beigetragen hat, veröffentlichte er in einzelnen Abhandlungen in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie und in dem von ihm herausgegebenen Archiv für Anatomie und Physiologie. Das wissenschaftliche Ergebnis aller dieser Untersuchungen ist der Nachweis gesetzmässiger elektromotorischer Wirkungen der Muskeln und Nerven und von Veränderungen derselben während der Thätigkeit dieser Organe. Die wissenschaftliche Bedeutung dieses Nachweises kann hier nicht eingehend erörtert werden; wir müssen dieserhalb auf die Fachlitteratur verweisen[2]). Nur das sei hervorgehoben, dass Muskeln und Nerven (nebst den ihnen physiologisch sehr nahestehenden und gleichfalls elektromotorisch wirksamen Drüsen und den elektrischen Organen mancher Fische) durch die besondre Ausbildung der sogenannten »Reizbarkeit« ausgezeichnet sind, so dass der Schluss nahe liegt, dass diese Eigenschaft und die elektromotorische Wirksamkeit in Beziehung zu einander stehen. Das breit angelegte Werk, in welchem du B.-R. die Ergeb-

[1]) Januar 1843. Bd. LVIII. S. 1.

[2]) Genauer habe ich gerade diesen Teil von du B.-R.'s Thätigkeit behandelt in meiner Gedächtnisrede, gehalten in der gemeinschaftlichen Sitzung der physikalischen und der physiologischen Gesellschaft zu Berlin am 23. Januar 1897, abgedruckt im Biologischen Centralblatt Bd. XVII, No. 3 und in den Verhandlungen der physikalischen Gesellschaft zu Berlin, XVI. Jahrgang No. 2.

nisse seiner Untersuchungen zu veröffentlichen begann, ist gleich ausgezeichnet durch die Gründlichkeit, mit welcher der Verfasser die Methodik seiner Versuche darlegt und an seinen Befunden die strengste Selbstkritik übt, wie durch die sorgfältige Darstellung der Untersuchungen seiner Vorgänger, welche das Werk zu einer wichtigen Geschichtsquelle für eines der interessantesten Fächer der physikalischen und physiologischen Forschung machen. Diese Geschichte beginnt, wenn wir von den Vorläufern absehen, mit der Entdeckung der Zuckung von Froschmuskeln durch galvanische Reizung durch Galvani (1791) und der sich daran anschliessenden Entdeckung der »Contactelektrizität« durch Volta und endet zunächst mit den eigenen Versuchen du B.-R.'s. Sie umfasst daher nahezu ein halbes Jahrhundert. In dieser Zeit hatte sich aus der unscheinbaren Entdeckung Volta's die schon damals mächtige Wissenschaft der Galvani'schen oder Volta-Elektrizität, wie man sie zum Unterschiede von der Reibungs-Elektrizität nannte, entwickelt und auch schon durch ihre praktische Verwertung (man denke nur an die elektrische Telegraphie) Bedeutung gewonnen. Durch du B.-R.'s Untersuchungen aber wurde der Grund zu einem neuen Zweige der Physiologie gelegt, der allgemeinen Nerven- und Muskelphysiologie, deren bis dahin gewonnenen Ergebnisse er in musterhafter Weise darstellte und deren weitere Fortschritte er durch die Schaffung exacter Untersuchungsmethoden und brauchbarer Apparate anbahnte. Gerade der Umstand, dass an seine anfangs nur auf den Nachweis der in Muskeln und Nerven vorhandenen Ströme gerichteten Untersuchungen sich alsbald nach der Veröffentlichung so mannigfache andre Forschungen anknüpften und dass auch jenes Hauptziel durch eigene Entdeckungen des Verfassers eine teilweise Umformung erfuhr, hat es verschuldet, dass du Bois sein Werk unvollendet gelassen hat. Er unterbrach den schon längst begonnenen Druck der Schlussabteilung des zweiten Bandes und begnügte sich schliesslich, ihm einen rein äusserlichen buchhändlerischen Abschluss zu geben, da er einsah, dass ihm ein wirklicher Abschluss unmöglich war. Die Bedeutung du B.-R.'s für die Entwicklung der Physiologie in der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts liegt daher weniger in den Entdeckungen, welche in seinem Buche niedergelegt sind, als in dem Einfluss, welchen er auf die Denk- und Arbeitsweise der jüngeren Forscher ausübte. Exakte Forschung mit Benutzung aller Hilfsmittel und auf Grund strenger Schulung in den physikalischen Methoden, welche bis dahin nur vereinzelt, besonders in den Arbeiten der Gebrüder Weber sich gezeigt hatten, wurden jetzt die Losung der neuen Schule. Unterstützt wurde diese Richtung dadurch, dass gleichzeitig mit du B.-R. noch drei andere Physiologen auftraten, welche von gleichem Geiste beseelt waren und welche fortan mit jenem als die Führer der neuen Physiologen-Schule wirkten: Ernst Brücke, Carl Ludwig, Hermann Helmholtz. An sie und ihre Schüler knüpft sich fortan die Geschichte der Physiologie auch ausserhalb Deutschlands. Aber nicht nur die Richtung der Einzelforschungen, sondern viel mehr noch der Geist, welcher fortan alle Untersuchungen leitete, fand seinen Ausdruck in dem Bekenntnis, das du B.-R. in der Vorrede zu seinem Buche niederlegte, jener berühmt gewordenen Absage an die Lehre von der »Lebenskraft«, welche bis dahin eine unumschränkte Herrschaft in der Physiologie ausgeübt hatte. War schon in der Naturwissenschaft der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts durch den unklaren Begriff »Kraft« überhaupt viel Unheil gestiftet worden, so galt dies in noch viel höherem Grade von der Physiologie und von der »Lebenskraft«. Wenn man von der Schwerkraft, magnetischen

oder elektrischen Kräften sprach, so lag dem eine Art von Personifikation von Eigenschaften oder Erscheinungsweisen zu grunde, ähnlich den Personifikationen der Mythologieen. In der Physiologie aber hinderte das Spielen mit der »Lebenskraft« das erfolgreiche Eindringen in das Wesen der Erscheinungen. Statt diese zu zergliedern und soviel als möglich auf die Grundphänomene vorzudringen, täuschte man sich über die Schwierigkeiten der Erkenntnis hinweg mit der Annahme, dass alle Naturgesetze aufgehoben oder ausser Wirkung gesetzt werden, sobald sie unter die Oberhoheit der Lebenskraft geraten. Vergebens waren die Angriffe, welche einsichtigere Forscher, vor allen der Arzt und Philosoph Lotze, gegen dieses Phantom gerichtet hatten. Erst du B.-R.'s schwungvoll geschriebenem und mit den schärfsten Waffen der Logik ihm zu Leibe gehendem Angriff konnte es nicht widerstehen, umsomehr da er durch seine Arbeit sogleich selbst den Beweis lieferte, wie man der Erforschung von Fragen, die bis dahin als die eigentliche Domäne der Lebenskraft gegolten hatten, der Physiologie der Muskeln und Nerven, mit physikalischen Methoden näher treten könne. Diese Abhandlung über die Lebenskraft[1]) wird daher stets als ein Markstein in der Geschichte der Physiologie angesehen werden müssen. Als Johannes Müller 1858 gestorben war, wurde du B.-R. dessen Nachfolger auf dem Lehrstuhle der Physiologie, während die anatomische Professur an Bogislaus Reichert fiel. In den ersten Jahren war das physiologische Laboratorium auf das dürftigste ausgestattet. Trotzdem strömten ihm zahlreiche Schüler zu, die sich in der Physiologie oder verwandten Wissenschaften ausbilden wollten. Erst i. J. 1878 konnte du B.-R. das nach seinen Plänen gebaute neue Institut beziehen, welches auch heute noch, trotz der seitdem in Deutschland und anderen Ländern errichteten vielen ähnlichen Institute, eine der grössten Anstalten dieser Art ist. Schon i. J. 1851 zum Mitglied der preussischen Akademie der Wissenschaften gewählt, wurde er im J. 1867 einer der vier beständigen Sekretäre, welche die Geschäfte dieser gelehrten Körperschaft leiten und abwechselnd den Vorsitz führen. In dieser Stellung, welche er 1895 wegen hohen Alters niederlegte, lag ihm die Pflicht ob, in den feierlichen Sitzungen Reden zu halten, welche ihn auch weiteren Kreisen bekannt gemacht haben. Er wählte mit Vorliebe Themata aus dem Leben der Männer, welche zur Geschichte der Akademie in näherer Beziehung stehn: Friedrich des Grossen und seiner Tafelrunde, Leibnitz u. s. w. In einigen behandelt er allgemeine Fragen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften. Zweimal wurde er zum Rektor der Berliner Universität gewählt und auch bei diesen Gelegenheiten wusste er seinen Reden einen Inhalt zu geben, der ihnen allgemeine Aufmerksamkeit zuwandte. In der That sind seine Reden nicht nur glänzend, sondern zugleich so voll von tiefen Gedanken, so reich an wichtigen Beiträgen zur Geschichte der Wissenschaften, dass ihr Studium stets von Neuem Nutzen und Genuss bereitet. Auch da, wo er über die Grenzen der Naturwissenschaft hinausgeht und rein historische oder literarische Thatsachen behandelt, zeigt du B.-R. eine solche Vertrautheit mit den von ihm behandelten Perioden der Geschichte, dass sie als wertvolle Beiträge zur Kenntnis der betreffenden Zeiten und der in ihnen zur Geltung kommenden Ideen angesehen werden müssen. Von den Reden, welche die allgemeinen Gesichtspunkte der Natur-

[1]) Untersuchungen über tierische Elektricität. Bd. 1 (Berlin 1848), S. XXXIV—L; auch abgedruckt in den Reden, zweite Folge (Leipzig 1887), S. 8 ff.

wissenschaft, die aus unserer naturwissenschaftlichen Erkenntnis sich ergebende Weltanschauung. zum Gegenstand haben, müssen wir besonders die Rede »über die Grenzen des Naturerkennens«, gehalten vor der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Leipzig 1872, und die gleichsam als Fortsetzung und Ergänzung anzusehende akademische Rede: »Die sieben Welträtsel« (1880) hervorheben. In beiden Reden führt er aus, dass alle Naturvorgänge sich auffassen lassen als mechanische, auf Bewegungen materieller Atome zurückführbare und dass sie daher in der Theorie der mathematischen Berechnung zugänglich seien. Wenn, sagt er, wir uns einen Geist vorstellen, dem die Lage aller materiellen Punkte in einem gegebenen Augenblick und die Geschwindigkeiten derselben in eben diesem Moment genau bekannt wären, etwa so, wie einem Astronomen die Lage und Geschwindigkeiten der Körper unsres Planetensystems bekannt sind, so könnte ein solcher, falls er hinreichende Gewandtheit in analytisch-mechanischen Rechnungen besitzt, alle Naturvorgänge berechnen und nicht blos die zukünftigen Ereignisse mit Sicherheit voraussagen, sondern auch die vergangenen mit einer Genauigkeit bis auf Sekunden oder Bruchteile einer Sekunde angeben. Aber eine solche vollkommene astronomische Kenntnis der Weltformel würde jenen überlegenen Geist dennoch nicht befähigen, anzugeben oder selbst zu begreifen, wie solche Bewegung materieller Teilchen, wenn sie etwa in dem Gehirn eines Menschen vor sich gehen, mit den Phänomenen der Empfindung, des Bewustseins u. s. w. verknüpft seien. Diese Darlegung hat ihrem Vertreter heftige Angriffe von seiten aller überzeugten Materialisten zugezogen; sie bleibt aber nichtsdestoweniger richtig. Denn wenn wir auch unbedingt annehmen, dass alle sogenannten psychischen Erscheinungen immer nur in Verbindung mit Vorgängen der Nervenerregung vorkommen, die an sich als materielle d. h. auf Bewegung von Stoffteilchen zurückführbare vorgestellt werden können, so bleibt es doch eben so wahr, dass wir nicht begreifen, in welcher Weise solche Bewegungen zu psychischen Vorgängen werden oder mit ihnen zusammenfallen. Zu diesem Zwecke stellte bekanntlich Leibnitz seine Lehre von der prästabilirten Harmonie auf, die uns freilich wenig befriedigt. Es ist aber eines echten Naturforschers würdiger, sich dieser Grenze seines Erkennens bewusst zu bleiben, als sich über seine Unkenntnis hinwegzutäuschen. Wenn du B.-R. Fragen dieser Art transcendente nennt, so spricht er damit nur aus, dass zu ihrer Beantwortung andre Grundlagen gesucht werden müssen, als diejenigen sind, über welche wir zur Zeit verfügen. Fraglich kann nur sein, ob von diesem Standpunkt aus sein Ausspruch berechtigt war: »Ignorabimus«. Man könnte ihm hiergegen erwiedern, dass man niemals »niemals« sagen solle. Aber wenn er ihn auch selbst in seiner zweiten Rede in das vorsichtigere »Dubitemus« abgeschwächt hat, so bleibt die Grundlage seiner Darstellung für die der jetzigen Naturauffassung zugrundeliegenden mechanischen Vorstellung doch durchaus unanfechtbar. Wenn es gelingen sollte, eine Formel zu finden, welche im Stande wäre, auch die Phänomene des Bewusstseins in eine und dieselbe Reihe mit allen übrigen Weltvorgängen zu bringen, so wird dies eben nicht die Vorstellung von Bewegungen materieller Atome sein können, welche uns jetzt zur Darstellung der anderen Naturvorgänge als ausreichend erscheint. Obgleich sich du B.-R. in seinen Reden häufig kritisch und referirend mit Fragen der Philosophie beschäftigt und namentlich der Philosophie des Leibnitz zahlreiche Studien gewidmet hat, ging er doch auf eigentlich philosophische Speculationen nie-

mals tiefer ein. Dazu war seine Anschauungsweise, wie es scheint, zu sehr mechanistisch entwickelt. Dies erklärt auch wohl, warum er an den grossartigen Leistungen Herbert Spencer's ganz teilnahmlos vorübergegangen ist. Er citirt ihn, soviel ich weiss, überhaupt nur ein einziges Mal, und auch da nur nebenbei in einer untergeordneten Frage. Die speculative Natur Spencer's sagte seinem Naturell, wie es scheint, nicht zu. Wie sich du B.-R. in seinen Reden an ein grösseres Publikum wandte, so beschränkte er sich auch in seiner Thätigkeit als Universitätslehrer nicht auf sein engeres Fach. Er sammelte in den öffentlichen Vorlesungen, die er in den letzten 20—25 Jahren seiner Wirksamkeit zu wiederholten Malen hielt (über physische Anthropologie und über einige neuere Fortschritte der Naturwissenschaften) eine zahlreiche Zuhörerschaft um sich, nicht nur von Studirenden aller Fakultäten, sondern auch von reiferen Männern der verschiedensten Berufe, welche aus seinen geistreichen, in glänzendem, bilderreichen Styl vorgetragenen Ausführungen Belehrung und Anregung schöpften. Hier machte er sich auch zum beredten Anwalt der Darwin'schen Lehren, zu deren ersten Vertretern in Deutschland er gehört hat. Auf die Ausarbeitung seiner Schriften wie auf den mündlichen Vortrag verwandte du B.-R. die grösste Sorgalt. Sein Styl war mustergiltig durch Klarheit und plastische Anschaulichkeit des Gedankenausdrucks, wenn auch zuweilen etwas mit Bildern und Gleichnissen beladen. Er war in den Literaturen aller Culturvölker ungemein belesen und hatte sich an den grössten Schriftstellern nicht nur Deutschlands, sondern namentlich auch Frankreichs gebildet. Diesen verdankt er die Vorliebe für einen gewissen Prunk der Sprache, aber auch jene Bestimmtheit des Ausdrucks, welche deutsche Schriftsteller nur zu oft vermissen lassen. Dass in seinem väterlichen Hause fast nur französisch gesprochen wurde und seine Jugenderziehung eine französische war, ist unter anderem auch in der Wortstellung seiner früheren Schriften erkennbar; aber im Laufe der Zeit wurde sein Styl freier und selbstständiger. Es ist, glaube ich, nicht zu viel gesagt, wenn man seine Schriften zu dem Besten zählt, was in deutscher Prosa geschrieben worden ist. Bis zum Jahre 1896 war du B.-R. von seltener Rüstigkeit. Obgleich seit 1872 durch ein Hüftleiden behindert, das ihn, den eifrigen Turner, zu ungewohnter Ruhe zwang, merkte man ihm doch kaum das Alter an, bis eine schnell fortschreitende Arterienverkalkung ihn jäh dahinraffte. Im August d. J. 1896 sah ich ihn noch in voller Frische; kurz darauf erkrankte er, um nicht mehr zu genesen. —

Das schriftstellerische Werk du B.-R.'s ist leicht zu übersehen, da er die überwiegende Mehrzahl seiner Arbeiten noch selbst gesammelt herausgegeben hat. Ausser seiner Dissertation (Quae apud veteres de piscibus electricis extant argumenta. Berlin 1843), und der schon erwähnten Abhandlung: »Vorläufiger Abriss einer Untersuchung über den sogenannten Froschstrom und über die elektromotorischen Fische«. Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie, Januar 1843, Bd. LVIII. S. 1 ff. sind als besondre Schriften zu nennen:

1. Untersuchungen über tierische Electricität. Berlin bei G. Reimer. Der erste Band erschien 1848, der erste Teil des zweiten Bandes 1849; vom zweiten Teil wurden Bogen 1—24 i. J. 1864, Bogen 24—37, grösstenteils schon lange vorher gedruckt, 1884 ausgegeben.

2. Gesammelte Abhandlungen zur Muskel- und Nervenphysik. Leipzig bei Veit & Co. Bd. I 1875, Bd. II 1877. Diese Sammlung enthält die Mehrzahl der in den Jahren von 1855—1877 teils in den Monatsberichten der pr. Akademie der Wissenschaften, teils im Archiv für Anatomie und Physiologie erschienenen Abhandlungen. Einige folgende (bis 1895) in diesen Zeitschriften.

3. Reden, 2 Bde., 1. Folge 1886, 2. Folge 1887. Leipzig bei Veit & Co. Enthält die akademischen Reden nebst einigen anderweitig gehaltenen. Die nach 1887 gehaltenen findet man in den Sitzungsberichten der pr. Akad. d. Wissensch. Mathematisch-physikalische Klasse; die letzte, erst nach des Verfassers Tode herausgekommene ist die Gedächtnisrede auf Helmholtz, an welcher er noch während seiner Krankheit arbeitete.

4. Dr. Carl Sachs Untersuchungen am Zitteraal Gymnotus electricus. Nach seinem Tode bearbeitet von Emil du Bois-Reymond. Mit zwei Abhandlungen von Gustav Fritsch. 1881. Leipzig bei Veit & Co.

Was du B.-R. von älteren Aufsätzen und Reden in die unter 2. und 3. aufgeführten Sammlungen nicht aufgenommen hat, beschränkt sich auf einige kleinere Aufsätze und Vorträge in wissenschaftlichen Gesellschaften und auf einige Gelegenheitsschriften über Turnen, in denen er namentlich das Barrenturnen gegen die von militärturnerischer Seite erhobenen Angriffe verteidigte; sie sind bei G. Reimer in Berlin erschienen.

J. Rosenthal.

Freiherr von Kutschera-Eichlandt, Josef, österreichischer Beamter, wurde am 6. October 1818 in Krumau in Böhmen als Sohn eines fürstlich Schwarzenberg'schen Beamten geboren. Er vollendete seine juridischen Studien in Wien und begann seine Laufbahn als politischer Beamter beim Magistrat der Stadt Budweis. Später trat er in den Staatsdienst über, war bei der Statthalterei in Linz thätig und zur Zeit der centralistischen Verwaltung in Ungarn Comitatsvorstand von Liptau. Hierauf kam er als Statthaltereirath nach Linz und 1868 zur Statthalterei in Wien. Hier wurde er 1870 zum Vicepräsidenten ernannt und stand seinem Amte bis 1891 vor. Er entfaltete zumal in allen die Verwaltung Wiens betreffenden Fragen eine umfassende Wirksamkeit und erwarb sich durch den Takt, mit dem er die Ansprüche der Staatsverwaltung mit den autonomen Rechten der Gemeinde Wien in Einklang zu bringen verstand, grosses Ansehen. Als er seinen Abschied aus dem Staatsdienst nahm, wurde er in den Freiherrnstand erhoben. Er starb am 27. Juli 1896.

Heinrich Friedjung.

Graf Chotek, Bohuslav, österreichischer Diplomat und Herrenhausmitglied, wurde am 4. Juli 1839 geboren, widmete sich der diplomatischen Laufbahn, war zuerst bei den Gesandtschaften in London und Berlin thätig und wurde 1867 Gesandter in Stuttgart. Am 14. October 1869 wurde er zum Gesandten in Petersburg und zum Geheimen Rath ernannt. Dem böhmischen Hochadel angehörend, war er mit dem Grafen Heinrich Clam-Martinitz und dem Fürsten Georg Lobkowitz eine der massgebendsten Persönlichkeiten der feudalen und föderalistischen Partei und arbeitete als solche mit Erfolg auf den Fall des liberalen Bürgerministeriums hin. Als Graf Hohenwart an die Spitze des österreichischen Ministeriums trat, wurde Graf Ch. am 12. September 1871 mit der Verwaltung des Königreichs Böhmen betraut, und zwar vorerst mit dem Titel eines provisorischen Leiters der böhmischen Statthalterei. Seine Partei legte im Landtage ihr Programm, die Gründung eines gleich Ungarn selbständigen Staates der böhmischen Wenzelskrone umfassend, in den bekannten Fundamentalartikeln nieder. Dem Grafen Ch. oblag die Aufgabe, im böhmischen Landtage diese Politik gegenüber der deutschen Opposition zu vertreten. Aber bald unterlag das Ministerium Hohenwart dem energischen Widerspruche der Deutschen und der Magyaren, und Graf Ch. trat schon am 7. November 1871 von seinem Amte zurück. Er wurde darauf Gesandter in Madrid und von 1873 an Gesandter in Brüssel; hier fiel ihm die Mission zu, die Verhandlungen zu leiten, die der Vermählung des Kronprinzen Rudolf

von Oesterreich mit der belgischen Prinzessin Stephanie vorangingen. Am 9. Januar 1884 wurde er als lebenslängliches Mitglied ins Herrenhaus berufen, an dessen Verhandlungen er sich indessen wenig betheiligte. Er blieb im diplomatischen Dienst, wurde 1888 zum Gesandten in Dresden ernannt und starb am 11. October 1896.

Heinrich Friedjung.

Graf Vrints, Maximilian, österreichischer Diplomat und Herrenhausmitglied, stammte aus einer niederländischen Familie, die in Oesterreich den Freiherrnstand erhielt. Geboren am 4. Februar 1802, war er in mehreren diplomatischen Stellungen thätig und seit 13. Mai 1852 Gesandter in Brüssel, seit 1857 Geheimer Rath. Im Jahre 1860 wurde er in den Grafenstand erhoben. Als 1861 in Oesterreich Volksvertretungen in Kraft traten, wurde er vom niederösterreichischen Grossgrundbesitz in den Landtag und von diesem in das Abgeordnetenhaus gewählt. Von da ab widmete er sich der parlamentarischen Thätigkeit und war bis an seinen Tod ein treuer Vertreter der Anschauungen Schmerlings und der deutsch-centralistischen Partei. Gegen das Ende des Ministeriums Schmerling trat er in den Finanzfragen in Gegensatz zur Regierung, da er nachdrücklich auf Einschränkung der Ausgaben und Herstellung des Gleichgewichts im Staatshaushalte drang; er brachte im Jahre 1865 einen darauf zielenden Antrag ein, der beinahe einen Conflict zwischen der Regierung, die die militärischen Ausgaben nicht weiter herabsetzen konnte, und dem Parlament hervorgerufen hätte. Graf V. lenkte zuletzt durch einen vermittelnden Antrag ein, der die gleichzeitige Feststellung des Budgets von 1865 und 1866 ermöglichte. Im Jahre 1871 wurde er zum lebenslänglichen, 1873 zum erblichen Mitglied des Herrenhauses ernannt und blieb bis an seinem Tod Mitglied der Verfassungspartei. Er starb am 11. Juni 1896 als das älteste Mitglied des Herrenhauses.

Heinrich Friedjung.

Graf Trauttmannsdorff, Ferdinand, Präsident des österreichischen Herrenhauses. Er wurde am 27. Juni 1825 geboren und widmete sich zuerst der diplomatischen Laufbahn. Am 15. October 1859 zum Gesandten in Karlsruhe ernannt, fiel ihm die Aufgabe zu, den Grossherzog von Baden, den Schwiegersohn Kaiser Wilhelms, zum Besuche des Fürstentages in Frankfurt und zur Theilnahme am Kriege gegen Preussen zu bewegen. In beiden Fällen vertrat er die Sache Oesterreichs mit Erfolg. Deshalb wurde er 1867 nach München als Gesandter und im November 1868 nach Rom als Botschafter versetzt. Das letztere Amt besorgte er in schwerer Zeit. Garibaldi stand vor den Thoren Roms, der Papst plante das Unfehlbarkeitsdogma und in Oesterreich wurden freisinnige Gesetze zur Reform des Schulwesens und des Eherechtes erlassen, die dem mit dem Papste abgeschlossenen Concordat widersprachen. Dem Grafen T., einem strenggläubigen Katholiken, fiel es schwer, die Politik seiner Regierung zu vertreten, besonders als er nach der Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas, vor der er den päpstlichen Stuhl zu warnen hatte, erklären musste, Oesterreich halte sich nunmehr durch das Concordat nicht mehr für gebunden und löse es aus eigenem Recht. Auch die Wiedereinführung des placetum regium für päpstliche Bullen, die damals in Ungarn angeordnet wurde, fand in Rom heftigen Widerspruch. T. gab sich Mühe, den Bruch zwischen Oesterreich-Ungarn und Rom zu verhindern. Der Papst liess sich wol nicht abhalten, die bekannte Allocution zu halten, in der er die österreichische Verfassung verdammte; doch kam es nicht zum

Aeussersten und die österreichische Regierung vermied die Aufnahme eines Culturkampfes. Graf T. erhielt als Anerkennung für seine vermittelnden Dienste am 14. Februar 1870 das Grosskreuz des Leopoldordens, fühlte sich aber immer unbehaglicher in der schwüler werdenden Atmosphäre Roms und verliess im Juli 1870 die Stadt. Er kehrte wieder zurück, als er am 28. September 1870 nach der Einnahme Roms durch Garibaldi ein Handschreiben Kaiser Franz Josefs überbringen konnte, in welchem »der Ausdruck der Gefühle der Ergebenheit und des Bedauerns« über dieses Ereignis seitens des Kaisers ausgesprochen wurde. Im selben Jahre wurde er lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses und verliess, 1872 zum Vicepräsidenten dieser Körperschaft ernannt, den diplomatischen Dienst. Als Graf Taaffe nach dem Rücktritt des liberalen Ministeriums die clerical-conservative Partei zu den Staatsgeschäften heranzog, war die Ernennung des Grafen T. zum Präsidenten des Herrenhauses (30. September 1879) an Stelle des Fürsten Karl Auersperg eines der Kennzeichen des vollzogenen Umschwungs. Das Amt eines Präsidenten der ersten Kammer bekleidete T. bis an sein Lebensende und verband damit seit dem 19. März 1884 das eines Oberstkämmerers des Kaisers. Im Jahre 1878 erhielt er den Orden des goldenen Vliesses. Als einer der ersten Hofwürdenträger erwies er sich als in allen Etikettefragen wol bewanderter Fachmann; dies, sowie sein würdevolles Auftreten und seine hohe Gestalt verschafften ihm in Adelskreisen den Beinamen Don Magnifico. Mit vielem Eifer hielt er denn auch auf genaue Einhaltung des Hofceremoniells. Ihm als Oberstkämmerer oblag auch die Leitung der reichen Kunstsammlungen des Kaiserhauses und dabei kamen ihm seine Neigung und sein Verständnis in Kunstfragen zu statten. In dieser Richtung entfaltete er eine anerkennenswerte Thätigkeit, welche von der Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens durch seine Ernennung zu ihrem Ehrenmitgliede gewürdigt wurde. Auch als Präsident des Herrenhauses erfüllte er mit grosser Sorgfalt seine Pflichten; er waltete seines Amtes unparteiisch und in den vornehmen Formen, die ihn auszeichneten. Als Czar Nikolaus II. mit seiner Gemahlin im Herbste 1896 Wien besuchte, war Graf T. bereits schwer leidend; er liess es sich aber nicht nehmen, die Czarin, als sie die Hofmuseen besichtigen wollte, gemäss seines Amtes durch die Kunstsammlungen zwei Stunden lang zu begleiten. Nach Hause zurückgekehrt, fühlte er sich zu Tode matt, seine Erkrankung wurde immer schwerer, und am 12. December 1896 erlöste ihn auf Schloss Friedau in Niederösterreich der Tod von seinen Leiden.

Heinrich Friedjung.

Drobisch, Moritz Wilhelm, war geboren am 16. August 1802 in Leipzig. Er war der Sohn des damaligen Leipziger Stadtschreibers, eines zu seiner Zeit angesehenen Mannes. Sein jüngerer Bruder Carl Ludwig war ein bekannter Kirchen- und Oratoriencomponist, der 1854 als Kapellmeister in Augsburg starb. D. besuchte zunächst die Nicolaischule in Leipzig und sodann die Fürstenschule in Grimma. Schon hier beschäftigte er sich gern und vielfach mit Mathematik und Astronomie. In diesen Fächern war sein Lehrer der Professor Töpfer, dessen er später noch mit grosser Liebe und Anerkennung gedachte. Im Jahre 1820 besuchte D. die Universität zu Leipzig, wo er vorzüglich durch Mollweide in die Mathematik eingeführt wurde. In der Philosophie aber wurde er namentlich durch Krug in die Kantische Lehre und Weltanschauung eingeführt. Er promovirte sodann im Jahre 1824 und erwarb

sich zugleich die Rechte eines Privatdocenten in der philosophischen Facultät durch die Dissertation: theoriae analyseos geometricae prolusio. Nachdem er zuerst sich für eine Lehrerstelle an einer höheren Schule vorbereitet hatte, wurde er 1826 zum ausserordentlichen und nach dem Tode Mollweide's zum ordentlichen Professor an der philosophischen Facultät ernannt. Seine Vorlesungen erstreckten sich hierbei vorzugsweise auf reine Mathematik, Geometrie, Trigonometrie und Astronomie. Nach dem Tode Krug's aber wurde ihm zugleich eine ordentliche Professur der Philosophie, über welche er schon seit längerer Zeit Vorlesungen gehalten hatte, übertragen. Im Jahre 1868 aber legte er seine mathematische Professur nieder und blieb nur Professor der Philosophie. Von seinem 84. Jahre an aber empfand er das Bedürfniss der Ruhe und wurde namentlich durch ein Lungenleiden an dem weiteren Abhalten von Vorlesungen verhindert. Er starb am 30. September 1896. — Obgleich körperlich leidend, war er doch geistig noch verhältnissmässig frisch und zeigte neben lebhafter Theilnahme für Persönliches auch ein treues Gedächtniss für frühere Erlebnisse in dem Kreise seiner Verwandten und Freunde. Als Mathematiker hat D. zwar nicht gerade zu den Epoche machenden Geistern seiner Zeit gehört, doch haben seine Arbeiten auf diesem Gebiet immer noch einen bestimmten bleibenden Werth. Unter diesen Arbeiten sind die wichtigsten: Grundzüge der Lehre von den höheren Gleichungen, Ueber die Bestimmungen der musikalischen Intervalle, Ueber musikalische Tonbestimmung und Temperatur, Ueber Mittelgrössen und die Berechnung des Schwankens des Goldwerthes, Ueber die wahrscheinlich zu erwartende Dauer der Ehen, Ueber das Florentiner Problem, Ueber den Raum in drei Dimensionen, Ueber die Gestalt des scheinbaren Himmelsgewölbes, Ueber Fechner's psycho-physisches Grundgesetz und manches Andere. Auf dem Gebiete der Philosophie hat sich Drabisch namentlich an die damals emporblühende Schule Herbart's angeschlossen, deren besonnene Nüchternheit im Gegensatz zu den anderen gleichzeitigen Richtungen von Fichte, Schelling und Hegel seiner ganzen Geistesrichtung vorzugsweise sympathisch war. Die Bekanntschaft D.'s mit Herbart wurde durch eine von dem ersteren in der Leipziger Literaturzeitung anonym erschienene Recension über des letzteren Abhandlung De attentionis mensura eingeleitet. Das spätere Verhältniss beider Männer entbehrte nicht aller Trübung, indem für D. doch die Mathematik, für Herbart aber die Philosophie die eigentliche und entscheidende Hauptwissenschaft war. Immer aber gehört D. doch zu den bedeutendsten, selbstständigsten und freiesten Anhängern der philosophischen Schule Herbarts und er hat die Lehre Herbarts namentlich an der Universität Leipzig zuerst im Verein mit Hartenstein und dann im Verein mit Ziller und Strümpell in anregender und ausgezeichneter Weise vertreten. Diese Philosophie war früher in Leipzig die fast allein herrschende und es fand eine andere an Hegel und Schelling anknüpfende Richtung nur durch Ch. Hermann Weisse ihre Vertretung. Die Vorlesungen D.'s aber waren immer zahlreich besucht und er hat einer reichen Anzahl von Schülern und Anhängern in ihnen den Stempel seines Geistes aufgedrückt. Unter D.'s philosophischen Schriften aber sind die wichtigsten gewesen seine Neue Darstellung der Logik nach ihren einfachsten Verhältnissen, seine Grundlehren der Religionsphilosophie, seine Empirische Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode, seine Ersten Grundlinien der mathematischen Psychologie, seine Abhandlung De philosophia scientiae naturali insita, dann die Schrift: Die

moralische Statistik und die menschliche Willensfreiheit, ferner die Schrift: Philologie und Mathematik als Gegenstände des Gymnasialunterrichts betrachtet, mit besonderer Beziehung auf Sachsens Gelehrtenschulen, dann die Abhandlung Ueber mathematische Dialektik in der Leipziger Literaturzeitung, weiter die Schrift: Die Stellung Schiller's zur Kantischen Ethik, nicht weniger auch die Schrift: Kant's Ding an sich und sein Erfahrungsbegriff, endlich zahlreiche Aufsätze in Gersdorf's Repertorium, in der Zeitschrift für exacte Philosophie und philosophische Kritik, in den Monatsblättern zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung, in Poggendorf's Annalen, im literarischen Centralblatt u. s. w. Zu den persönlichen Eigenschaften D.'s gehörte vor Allem eine streng geordnete Regelmässigkeit und Pünktlichkeit in allen geschäftlichen Dingen. Er war u. A. längere Zeit Director actorum der philosophischen Facultät. Dann war er ein liebenswürdiger Gesellschafter, der mit seinen harmlosen Witzen ein anregendes Element in dem akademischen Berufe bildete. Ferner hat er mit mannhafter Standhaftigkeit dem Andrängen des Ministers von Beust auf Eintreten in den nach der Bewegung von 1848 wiederhergestellten alten ständischen Landtag des Königreichs Sachsen Widerstand geleistet. Er war überhaupt ein offener, gerader und durchsichtiger Charakter, in dem kein Falsch war und es wird sein Andenken unter den wenigen noch überlebenden Zeitgenossen gewiss nachhaltig fortleben und in Ehren gehalten werden.

Nekrologe über Drobisch sind erschienen von Heinze in den Berichten der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, dann von Prof. Cadora in Pavia und endlich von dem Unterzeichneten in der Leipziger Zeitung.

Conrad Hermann.

von Woyna, Wilhelm, Königlich Preussischer General der Infanterie, am 7. Mai 1819 als der Sohn eines Offiziers zu Trier geboren und im Kadettenkorps erzogen, aus welchem er am 5. August 1837 als Sekondlieutenant zum 17. Infanterie-Regiment entlassen wurde, ward 1846 zum Garde-Schützenbataillone versetzt, in dem er den Feldzug des Jahres 1848 gegen Dänemark mitmachte, und am 16. Januar 1865, nachdem er verschiedenen Jägerbataillonen und Infanterieregimentern angehört sowie die zwischenliegenden Rangstufen durchlaufen hatte, zum Oberst und zum Kommandeur des in Düsseldorf garnisonirenden Niederrheinischen Füsilier-Regiments Nr. 39 ernannt. An der Spitze desselben focht er, der kombinirten Division des Generals von Beyer angehörend, im nächsten Jahre im Mainfeldzuge gegen Oesterreichs süddeutsche Verbündete in den Gefechten bei Hammelburg (10. Juli), Helmstädt-Uettingen (25. Juli) und Rossbrunn (26. Juli). — Als der Krieg vom Jahre 1870 ausbrach, wurde er zum Generalmajor und zum Kommandeur der 28. Infanterie-Brigade ernannt, welche aus zwei am Niederrheine stehenden Regimentern, einem westfälischen und einem hannoverschen, Nr. 53 und Nr. 77, bestand; die Brigade gehörte zur 14. Infanterie-Division unter dem Generallieutenant von Kameke, diese zum VII. Armeekorps unter dem General der Infanterie von Zastrow und dieses zur I. Armee unter dem General der Infanterie von Steinmetz. General von Kameke war es, der am 6. August die Schlacht von Spicheren herbeiführte; W., der während des Krieges, um ihn von einem älteren Bruder zu unterscheiden, welcher damals ebenfalls Generalmajor war und zuerst die 39. Infanterie-Brigade, später die 19. Infanterie-Division befehligte, als »Woyna II.« bezeichnet wurde, hatte an

dem schweren Kampfe vollen Antheil, aber er bezahlte denselben auch mit einem Verluste von 40 Offizieren und 736 Mann, welchen seine Brigade zu verzeichnen hatte. Der 14. August, der Tag von Colombey-Nouilly, brachte neue Arbeit. Gegen Abend erhielt General von W. den Auftrag, gegen den feindlichen rechten Flügel einen Angriff auszuführen, dessen seiner Führung und der Tapferkeit seiner Truppen zu dankender Erfolg wesentlich zum günstigen Ausgange des Kampfes beitrug. Am 18. August, in der Schlacht bei Gravelotte-Saint-Privat, hatte das VII. Armeekorps den äussersten rechten Flügel inne; die 28. Infanterie-Brigade half hier Point du Jour gegenüber den Feind festzuhalten. — Dann blieb sie vor Metz. In der zweitägigen Schlacht von Noisseville, wo sie der 2. Infanterie-Division unter General von Pritzelwitz zur Unterstützung beigegeben war und auf dem linken Flügel hart an der Mosel ihren Platz angewiesen erhalten hatte, kam sie am 31. August nicht ins Gefecht, am 1. September aber war ihr vergönnt durch die Wegnahme der Dörfer Flanville und Coincy und durch standhaftes Festhalten des Gewonnenen wichtige Dienste zu leisten. — Als der Kampf um Metz beendet war, welcher dem General von W., der schon vorher das Eiserne Kreuz 2. Klasse erhalten hatte, die 1. Klasse des Ehrenzeichens eintrug, ward dem General von Kameke der Auftrag zu theil die Festung Diedenhofen einzunehmen, zu welchem Zwecke die ihm unterstellten Truppen am 9. und 10. November vor derselben eintrafen; W. führte den Befehl auf dem rechten Moselufer; schon am 24. d. M. kapitulierte die Besatzung. Von hier ging es nach Montmédy, dessen am 14. Dezember erfolgende Kapitulation gleichfalls keinen Kampf seitens der Infanterie erforderte, dann nach Mézières, wo W. am 25. Dezember das Kommando der Belagerungstruppen übernahm; das am 31. begonnene Bombardement führte schon am 1. Januar 1871 die Kapitulation herbei. Jetzt ward ihm aufgegeben einen Handstreich gegen Rocroy auszuführen. Mit 5 Bataillonen, 2 Schwadronen, 6 Batterien Feldartillerie und 1 Kompagnie Pioniere erschien er am 4. vor der Festung, beschoss dieselbe am 5. und bewog dadurch noch am Abend des nämlichen Tages den Kommandanten zur Uebergabe. Die Verleihung des Ordens pour le Mérite war sein Lohn für das gelungene Unternehmen. — Aus dem Norden ging es nach dem äussersten Süden des Kriegsschauplatzes. Dorthin ward das VII. Armeekorps entsendet, um unter dem General Freiherrn von Manteuffel der durch Bourbaki's Vormarsch gegen die deutschen rückwärtigen Verbindungen drohenden Gefahr entgegenzutreten. So konnte W. auch noch dem Schlussakte des ganzen Krieges an der Schweizergrenze beiwohnen.

Nach Friedensschluss vertauschte er das Kommando seiner Brigade mit dem der 41. in Mainz; die am 11. Oktober 1873 erfolgende Beförderung zum Generallieutenant und zum Kommandeur der 30. Division in Metz führte ihn in die neuerworbenen Reichslande. Am 18. November 1880 aber kehrte er, zum Gouverneur von Mainz ernannt, nach Altdeutschland zurück. In letzterer Stellung blieb er, bis er, nachdem ihm am 22. März 1883 der Charakter als General der Infanterie verliehen war, am 14. August 1886 in Genehmigung seines Abschiedsgesuches mit Pension zur Disposition gestellt worden war. Verdienste, welche er sich um die Stadt erworben hatte, als diese 1882/83 vom Hochwasser schwer heimgesucht war, wurden durch seine Ernennung zum Ehrenbürger anerkannt. General von W. nahm nun seinen Wohnsitz zu Bonn, wo er am 29. Dezember 1896 gestorben ist.

B. Poten.

Manz, Hermann, geboren den 6. Mai 1839 in Regensburg war der jüngste Sohn des vielbekannten und wegen seiner ausgebreiteten Verlagsthätigkeit auf dem Gebiete der katholischen Theologie berühmten Buchhändlers Georg J. Manz. Er erlernte den Buchhandel bei Ch. Muquardt in Brüssel, begab sich dann zu weiterer Ausbildung nach London in das renommirte Haus Hermann Trübner und nach 2jährigem Aufenthalt zurück in das väterliche Geschäft nach Regensburg, gründete 1863 in München die H. Manz'sche Hof- und Kunsthandlung, verkaufte diese 1870 an Schandri & Comp. und übernahm auf Wunsch seines Vaters die von seinem Onkel in Wien gegründete Manz'sche Hofbuchhandlung. Im Jahre 1883 verkaufte er auch diese zu hoher Blüthe gebrachte Firma an Gebrüder Klinkhardt in Leipzig, ging auf kurze Zeit nochmals ins väterliche Geschäft nach Regensburg, konnte aber dieser einseitigen Verlagsrichtung keinen Geschmack abgewinnen und trat 1885 als Theilhaber in die renommirte Verlagsfirma Carl Gerold Sohn in Wien ein, die er im Juli 1895 für alleinige Rechnung übernahm. — Er starb 14. October 1896.

—th.

Freifrau von Lipperheide, Frieda, am 25. April 1840 als Tochter des Amtsvogtes Gestefeld in Lüchow in Hannover geboren, gestorben am 12. September 1896. Auf das sorgfältigste erzogen, verliess Frieda Gestefeld im Jahre 1860 das Elternhaus, von dem Wunsch getrieben, eine selbständige Stellung zu erringen. Bald war sie in der Redaction des »Bazar« eine geschätzte Kraft. Aber sich voll zu bethätigen, war ihr erst beschieden, nachdem sie sich am 18. Mai 1865 mit dem Verlagsbuchhändler Franz Lipperheide vermählt hatte. Ende 1864 hatte dieser den ersten Plan zur Herausgabe der »Modenwelt« gefasst; im Herbst des folgenden Jahres schritt er, unterstützt von seiner Gattin Frieda, welche anfänglich die Redaction ganz allein leitete, zur Ausführung des schwierigen Unternehmens. Die gemeinsame Arbeit wurde von ausserordentlichen Erfolg gekrönt. Trotzdem in die ersten Jahre des Bestehens der »Modenwelt« die Kriege gegen Oesterreich und gegen Frankreich fielen, schloss der fünfte Jahrgang des Unternehmens mit einem Abonnenten-Stand von mehr als hunderttausend. Die Begründung von fremdsprachigen Ausgaben des Blattes begann schon mit der allerersten Nummer, bis sich deren Zahl auf zwölf erhob. Beim fünfundzwanzigjährigen Bestehen der »Modenwelt« schuf das Ehepaar L. für die Angestellten des Hauses eine Pensions-, Wittwen- und Waisenkasse mit einem Grundkapital von 200000 Mark. Durch mehr als zweiunddreissig Jahre leitete die Verstorbene ihr Blatt; ob sie auch fern von Berlin, sie legte an jede Nummer wenigstens die letzte Hand. Die Nummer vom 15. October — in welche hernach noch die Anzeige ihres Todes aufgenommen werden konnte — wurde von ihr noch mit aller Sorgfalt redigirt, trotzdem sie bereits an das Krankenlager gefesselt war. Diese Arbeitsleistung bildete indessen nur einen Theil der Thätigkeit der Verstorbenen. In Gemeinschaft mit ihrem Gatten begann die Verewigte auch, eine Sammlung von Kunststickereien und Spitzen anzulegen. Längere Aufenthalte in Italien in den Jahren 1877, 1878, 1879 und später boten Gelegenheit zur Erwerbung eines reichen Schatzes solcher Kunstgegenstände. Derselbe wurde nach und nach vervollständigt und bildet auch heute noch mit seinem Bestande von über zehntausend Nummern eine werthvolle Sammlung dieser Art, die sie zu einer Reihe von Muster- und Lehrbüchern für weibliche Handarbeiten der verschiedensten Techniken verwerthete. In Berlin bot das

grosse Haus in der Potsdamer Strasse mit dem sich anschliessenden parkartigen Garten angenehmen Aufenthalt. Ihre Sommerfrische hielt sie bei Brixlegg. Da durchstreifte sie, eine rüstige Bergsteigerin, gern in weiten Fusswanderungen das Land. Ihre Verdienste um Förderung künstlerischer Ziele würdigt Julius Lessing, wie folgt: »Die eigentliche Kleidermode war und ist dem künstlerischen Einflusse des Einzelnen nur in sehr geringem Grade unterworfen. Die Aelteren unter uns wissen, welche Verwahrlosung auf dem Gebiete der weiblichen Handarbeiten in unserem Jahrhundert eingerissen war, wie wir kurz vor 1870 erst begannen, uns unter den Schätzen der Vorzeit umzusehen, um Auge und Hand an den alten Vorbildern zu stärken. Wir begründeten Sammlungen an unseren Museen, Zeichen- und Stick-Klassen, an denen, wenn es hoch kam, einige zwanzig Mädchen für besseren Geschmack erzogen werden konnten. In diesem Augenblick trat für Berlin, ganz im Sinne ihres Gatten, Frieda L. in die Bewegung ein. Sie erkannte mit sicherem Blick, dass eine Umbildung des Geschmackes sich gerade auf dem Gebiet der weiblichen Arbeit vollziehen lasse. Schritt für Schritt wurde jedes Gebiet weiblicher Handarbeit für den künstlerischen Geschmack erobert. Der deutschen Leinenstickerei folgte die italienische; dann kam die Bunt- und Plattstich-Stickerei heran in ihren verschiedenen Arten, die Aufnäh-Arbeit, Goldstickerei, Filet-Guipure, Durchbruch-, die Knüpf- und Teppich-Arbeit etc., durch alle Techniken der praktischen Handarbeiten wie der decorativen Kunststickerei hindurch. Wenn irgendwo in einer Lehranstalt, einer Klosterschule, einem einsamen Atelier ein Versuch auftauchte, neue Formen und Techniken zu schaffen, oder alte neu zu beleben, sofort war F. L. zur Hand, ermuthigend, belehrend und fördernd. Niemals liess sie sich an Zeichnungen oder Prospecten genügen, — die fertige Arbeit musste vorliegen; dann aber bekam sie durch die Modenwelt eine Verbreitung und Anerkennung, wie niemals ein Kulturproduct durch irgend eine Veranstaltung hat erhalten können. Dieses Wirken blieb nicht bei der Nadelarbeit stehen. Schritt für Schritt wurde alles herangezogen, was wir als Liebhaberkünste bezeichnen. Die Sammlung »Häusliche Kunst« zählt nicht weniger als zweiundvierzig Abschnitte. Hier ist nicht so streng wie in den älteren Mustersammlungen nur Altbewährtes veröffentlicht; es ist dem Tagesgeschmack mehr nachgegeben. Aber der Weg ist gewiesen, auf dem der Kunstsinn in das Bürgerhaus einzieht, und nicht nur in das Bürgerhaus der grossen Residenzen, nein weit hinaus in die Provinzen, in das einsame Forsthaus der entlegensten Wälder. Frieda L. war Kennerin alter Kunst so gut, wie irgendeiner von uns, aber sie war auch Kennerin des weiblichen Herzens und Köpfchens. Also führte sie ihre Gemeinde zielbewusst vorwärts. Und vergessen wir nie, dass diese Gemeinde nach Hunderttausenden zählt. Sehr viel schwieriger, als auf dem Gebiete der Handarbeiten, war die verwandte Arbeit auf dem Gebiete der Kleidermode. Hier ist es nahezu unmöglich, etwas Besonderes zu schaffen; Frieda L. hatte mit Männern einen geistigen Verkehr wie ein Mann; niemand von uns kunsthistorischen Fachleuten sah sie anders an, als einen grundgescheidten Collegen, und zugleich war sie die wärmste Freundin der feinsinnigen Künstlerinnen; ihr Wort, ihr Rath galt so viel wie ein Werk. An den Arbeiten ihres Gatten über Kostümkunde und verwandte Gebiete, die in der strengsten fachwissenschaftlichen Form geführt werden, nahm sie mit warmen Verständniss Theil. So war sie in der modernen kunstgewerblichen Bewegung eine Kraft ersten Ranges. Und bei dieser erstaunlichen Intelligenz,

dieser gewaltigen Arbeitskraft hörte sie niemals auf, eine Frau zu sein im besten Sinne.«

Dem Andenken Frieda Lipperheide's. Von Paul v. Scepansky und Julius Lessing. Die Modenwelt 6. Heft, 1896/97. — A. Grosse, »Die Frau.« November 1896.

Roquette, Otto, † 17. März 1896. An dem sonnigen warmen Nachmittage des 21. März 1896 geleiteten wir den lieben Sänger an seine letzte Ruhestätte. Milde Frühlingsluft wehte über seine Gruft, junges Grün und knospende Bäume umrauschten den geweihten Ort, als wollten sie den Todten noch einmal grüssen, dessen Herz so warm schlug für die Wunder der Gottesnatur, dessen Mund so herzlich und innig zu singen wusste von des Lenzes Lust und Wonnen, von Maienblüte und Blumenduft, von geheimnissvollen Waldesrauschen, von froher Wanderlust und von den »schönen Tagen der Rosen. — — —« Ja, er liebte die Natur mit tiefer und wahrer Empfindung, aus ihr sog er stets neue Lebenskraft und frohen Muth für sein Schaffen, Frieden und Gleichgewicht für so manche Täuschung und Kränkung. Er liebte sie ohne Phrase und Pathos; still genoss er auf seinen Wanderungen durch Feld und Wald das Blühen und Sprossen des Frühlings, die Pracht des Sommers, das Sinken des welkenden Jahres. Und was er uns in seinen Liedern gegeben von dem Erschauten, das hatte seine Seele Alles lebhaft durch empfunden, das war der gereimte Niederschlag der wogenden Empfindungen seiner Seele, die der Genuss der Natur in ihm erregt hatte. Dieses innige Naturempfinden wird als eine charakteristische Seite von R.'s Schaffen zu betrachten sein, wo es sich um ein ausgeführtes Bild seiner dichterischen Thätigkeit handeln wird. Es wird weniger auf die »Fülle der Gesichte«, auf den blendenden Glanz der Phantasie und die hinreissende Kraft der Bilder hingewiesen werden können, als auf seine im tiefsten Grund zarte und sinnige Empfindung, auf sein warmes, liebendes Herz, das sich so gern an die Jugend anlehnte, an seine unverwüstliche Lebensfrische und seinen Jugendmuth, den er sich noch zu bewahren wusste, als sein Körper zu wanken begann.

Wer liebt, hat Jugend, die mit Blütensprossen
Ihm immer neu des Daseins Kranz belebt
Vom Wandel unberührt sein Herz erhebt.
Nur wer sein Herz der Liebe zugeschlossen,
Und Jugend nicht mehr zu verstehen strebt,
Der altert, der ist todt, dieweil er lebt.

Als wir am 19. April 1894 seinen 70. Geburtstag feierten und die Stadt Darmstadt, wo er seit 1868 als Professor der Beredsamkeit an der Technischen Hochschule wirkte, ihren Dichter gebührend ehrte, da war der Gefeierte noch völlig unangetastet von der Gebrechlichkeit des Alters, er war frohgemuth und beweglich und wusste den zahlreichen Abordnungen und Glückwünschen frisch und schlagfertig, wenn auch nur mit kurzem Worte zu antworten. Die breite pathetische Rede war ihm versagt; wenn er sprach, klang es wie einfache angenehme Konversation, ohne Pose, ohne Brustton. Als bei dieser Feier drei blühende Töchter seiner Kollegen von der Hochschule ihn mit poetischem Glückwunsch begrüssten, da half er sich ohne rednerische Entgegnung in hübscher und allgemeinen Frohsinn hervorrufender Weise. Er sagte einfach: »Das war schön, nun kommt und gebt mir einen Kuss.« Sprachs und nahm die lieblichen Mädchen eins nach dem Andern beim Kopfe und küsste ihnen die erröthende Wange. — Bald nach dieser Feier begann sich das Alter fühlbar zu machen; die Bewegungen und der

Gang des kleinen zierlichen Mannes mit den scharf geschnittenen Zügen wurden schwer und schleppend, seine Sprache leiser und langsamer. Man suchte der »Muskelschwäche« durch Massiren und Elektrizität beizukommen — vergebens den Boten des nahenden Todes wehrend. Aber frisch und genussfähig blieb sein Geist; und wenn auch Tagesfragen und Politik ihn völlig unberührt liessen, so blieben seine Augen doch der Litteratur aufmerksam zugewandt und zumal das Theater war bis zum letzten Augenblick seine Freude und Erholung. Auch den letzten Abend seines Lebens brachte er im Theater zu; er wollte sich an der Darmstädter Erstaufführung der lustigen »Comtesse Guckerl« erfrischen und blieb trotz eines während der Aufführung sich einstellenden Kopfschmerzes bis zum Ende derselben. Von der Schwester nach Hause geleitet, suchte er sogleich das Bett auf; bald verdunkelte sich das Bewusstsein und nach wenigen Stunden hauchte er seinen letzten Seufzer aus. Als ich wenige Stunden nach seinem Scheiden an seine Ruhestätte trat, waren seine Züge völlig unverändert, still und friedlich lag er da, wie er auch still und schmerzlos eingeschlummert ist. Ich kann hier keinen kritischen Essay über R.'s Dichtungen schreiben, da ich nur einige, gewissermassen persönliche Züge des Dichters festhalten will[1]); einen Punkt aber möchte ich auch hier hervorheben, weil er anscheinend ein psychologisches Problem in sich schliesst. Eins schicke ich dabei voraus. R.'s Lyrik, zumal die seiner Jugendjahre, ist allgemein bekannt und geschätzt; viele Lieder sind durch vortreffliche Kompositionen in die weitesten Schichten des Volkes gedrungen. Dass seit 1880 keine neue Auflage erschienen ist, beweist an sich nichts gegen die litterarisch gesicherte Stellung seiner Gedichte; die lebende Generation hat ein kurzes Gedächtniss für ihre Jugendlieblinge und urtheilt nach anderen »ästhetischen« Massstäben. — Sein »Rhein-, Wein- und Wandermärchen« vom »Waldmeister« ist von unverwüstlicher Lebenskraft, hat 60 Auflagen erlebt und bildete in der letzten Zeit die einzige Quelle der litterarischen Erträgnisse des Dichters. Und von dieser beispiellos volksbeliebten Dichtung wollte R. wenig wissen: mit allen Fibern seines Herzens strebte er nach dem Ruhm des Dramatikers. Seine Seele war freudig erregt, wenn eins seiner Dramen in Vorbereitung war, und wenn der Erfolg seinen Hoffnungen nicht entsprach, so war er keineswegs entmuthigt, sondern sah mit Sehnsucht dem nächsten Versuch entgegen. Der Darmstädter Hofbühne darf nachgesagt werden, dass sie sich mit grossem Entgegenkommen der dramatischen Schöpfungen des Dichters angenommen hat, obwohl keine derselben einen nachhaltigen oder durchschlagenden Erfolg hatte. Wenn eine geschickte und bühnenkundige Hand die Reihe seiner Dramen revidiren wollte, so würde vielleicht »Der Feind im Hause« und sein »Sebastian« dauernd für die Bühne zu gewinnen sein, von den andern Dramen lässt sich diese Hoffnung nicht aufrecht erhalten. Die dramatische Verve und Schwerkraft blieb dem Dichter ebenso versagt, wie eine scharfe und knappe Charakteristik seiner Personen; und so bringt er es wohl zu einzelnen fesselnden Scenen, nie aber erregt er uns durch packende, dramatisch wirksame Vorgänge. Ludwig Fulda, der den poetischen Nachlass des Dichters übernommen hat, ist gewiss der geeignete Mann, sowohl das etwa Nachgelassene auf seine dramatische Lebensfähigkeit zu prüfen, als auch das bereits Vorhandene durch seine bühnentechnische Kunst zu beleben. Ich

---

[1]) Eingehende Biographie und Bibliographie gab Ludwig Fränkel in dem Aufsatz: Otto Roquette, Biographische Blätter, II. Band, 397—413, 1896. D. H.

habe begründete Zweifel, dass sich brauchbares Neues vorfinden wird. Bei dem Bedürfniss des Dichters nach innerem Gleichmass und Frieden wusste er die unausbleiblichen Enttäuschungen und Widerwärtigkeiten durch seinen immer wieder rasch hervorquellenden Frohmuth zu bannen und in ihrer Wirkung abzustumpfen, aber doch konnte er sich mit grimmem Humor über den durch Reklame und Clique gemachten »Ruhm« lustig machen, wenn auch ohne Neid und Bitterkeit. Wenn er seit einer Reihe von Jahren sich auch der Geselligkeit mehr und mehr entzog, so konnte er doch bei gelegener Zeit immer wieder von Herzen froh und lustig sein, fröhlich und fesselnd plaudern und seinem trockenen Humor, der durch ein ausgesprochenes komisches Talent wesentlich unterstützt wurde, so recht behaglich die Zügel schiessen lassen. Ich muss auch getreulich erwähnen, dass er mit wohlklingendem Organ und warmer Beseelung vorzulesen verstand und dass die kleinen Vereinigungen in seinem durch die Schwester so behaglich gestaltetem Heim stets einen gefälligen und freundlichen Eindruck hinterliessen. Ob seine norddeutsche Erziehung und Eigenart ihn in seinem innersten Herzen und Wesen in Darmstadt hat heimisch werden lassen, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Ohne Zweifel war sein Herz auf enge freundschaftliche Beziehungen gestimmt, ob er sich aber veranlasst fühlte, den Freunden so ganz sein Inneres zu erschliessen und sie so recht tiefe und sichere Blicke in seine Denk- und Empfindungsweise thun zu lassen, das möchte ich nicht mit Sicherheit bejahen. Es scheint, dass in den ersten Jahren seines Darmstädter Aufenthalts in R.'s Seele ein Prozess vorgegangen ist, der eine gewisse Vorsicht und Zurückhaltung auch den Freunden gegenüber hatte Platz gewinnen lassen — für eine so warm gestimmte Seele gewiss eine Entbehrung, die er vielleicht noch mehr empfunden hat, als die Freunde. Das kleine Gedicht, das ich hersetze, scheint diese Auffassung zu bestätigen:

Du giebst dahin dein ganzes Wesen
Du schüttest aus die volle Brust,
Du fühlst, dass Gleiches du erlesen
Um Gleiches zu empfangen musst.

Da plötzlich trifft verwundert fragend
Ein Wort dich, kalt, verständnissleer;
Erkenntniss, dir in's Antlitz schlagend,
Zerreisst die Nebel um dich her.

Zu spät hast du das letzte Siegel,
Zu früh dein eigen Herz enthüllt,
Nun höhnet aus dem Täuschungsspiegel
Verzerrt dich an dein eignes Bild.

Man wird auch nicht fehlgehen, wenn man seine amtliche Thätigkeit in Darmstadt mit einer gewissen inneren Unzufriedenheit, die auf dem Grunde seiner Seele fortwucherte, in einen engeren Zusammenhang bringt. Ein warmherziger Dichter, ein begeisterter Freund der Jugend, ein vortrefflicher Kenner der Litteratur als Dozent an einer Technischen Hochschule! Die Worte sagen Alles. Wer den Lehrplan einer solchen Anstalt auch nur ganz oberflächlich kennt, der weiss, dass litterarisch-ästhetische Gegenstände neben der Fluth von mathematischen, physikalischen, chemischen, elektrotechnischen und andern, dem Gesammtgebiet der Technik unentbehrlichen Vorträgen gar nicht ins Gewicht fallen können, es müsste denn sein, dass die Studirenden eine Kenntniss der vaterländischen Litteratur als ein schönes, ja unentbehr-

liches Bildungsmittel für jeden Gebildeten ansehen. Solche Zeiten aber liegen weit hinter uns! Und so waren die Kollegien R.'s klein, oft sehr klein, und dass er das schmerzlich empfunden hat, weiss ich bestimmt. Denn ihm fehlte der Anreiz, die geheimnissvoll wirkende Triebkraft, die für den echten Lehrer in den gespannten Mienen und den leuchtenden Augen einer zahlreichen Zuhörerschaft ruht, jene Triebkraft, die den Geist anspornt zum Aufgebot seines ganzen geistigen Könnens, zum neuen und frohen Schaffen. Andererseits darf nicht verschwiegen werden, dass Darmstadt dem Dichter mit Wohlwollen und Anerkennung entgegengekommen ist; sein 70. Geburtstag allein hat davon genügendes Zeugniss abgelegt. Wenn der Dichter nicht zu den allgemein bekannten volksthümlichen Persönlichkeiten gehörte, so lag das zum grossen Theil an seiner Eigenart, der jedes Hinaustreten in die grosse Oeffentlichkeit unsympathisch, das heimische Stillleben und die ruhig dahinfliessende Tagesarbeit, verschönt durch den Genuss guter Musik und der Schaubühne erwünscht war. Der neuesten Richtung der dramatischen Litteratur hat er völlig kühl gegenübergestanden, auch mit Riehard Wagner's Schaffen hat er sich nie befreunden können. Mozart war für ihn der Grosse, Unerreichbare, dessen Tonwelt er mit feinem Verständniss und inniger Liebe umfasste. Hoher Gunst und Protektion hatte er sich nur in sehr geringem Masse zu erfreuen; sein 70. Geburtstag brachte ihm den an der Technischen Hochschule für ältere Dozenten üblichen Titel des »Geheimen Hofraths«; eine Ordensauszeichnung ist ihm nie zu Theil geworden. Das sprichwörtliche Loos des deutschen Schriftstellers ist ihm nicht erspart geblieben — er ist völlig mittellos gestorben. Seine hinterbliebene Schwester ist durch die Munificenz der Deutschen Schillerstiftung und durch eine aus freiwilligen Gaben seiner Freunde stammende ergiebige Rente vor jeder Sorge sichergestellt. —

Darmstadt. Richard Wulckow.

Laistner, Ludwig, geboren 3. November 1845 in Esslingen, erhielt seine Schul- und Universitätsbildung zu Stuttgart, Maulbronn, Tübingen, studierte Theologie, Philosophie, Geschichte und germanistische Fächer, lebte von 1870 bis 1889 als Privatgelehrter in München, von 1889 bis zu seinem am 22. März 1896 erfolgten Tode als literarischer Berater der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart, zeichnete sich als Dichter und Forscher aus. Von seinen literargeschichtlichen Arbeiten verdienen die über den lateinischen Ruodliebroman und über das Nibelungenlied besondere Erwähnung. Die Sagenforschung ist L.'s eigentliches Gebiet. Seine Hauptwerke sind die Nebelsagen, 1879, und das Rätsel der Sphinx, 1889. Aus der Ueberlieferung wird sorgsam die ursprünglichste Gestalt einer Sage erschlossen und deren Auslegung versucht. L.'s poetische und gelehrte Begabung vereinigen sich hier aufs glücklichste. In geistvoller Weise werden die Ergebnisse der neuesten vergleichenden Sprachwissenschaft der Untersuchung nutzbar gemacht.

Genaueres über Laistner enthalten die Biographischen Blätter 1896, S. 203—209: Nachruf auf Ludwig Laistner von W. Golther. — Schwäb. Kronik vom 23. März 1896 (Mittagsblatt).

W. Golther.

Graf Hoyos, Rudolf. Die Anfänge der grossen französischen Revolution haben mehr als einen Deutschen nach Paris gelockt. Auch ein Spross märkischen Uradels ist damals dem Morgenrot einer neuen Freiheit entgegengezogen, nicht ein jugendlicher Schwärmer, vielmehr ein reifer Mann, erfüllt von den Humanitätsidealen der Zeit. Hand in Hand mit dem genialen

Georg Forster wandelte Graf Gustav Schlabrendorf (1758—1824) die hoffnungsvoll aufsteigenden und die zu Mord und Gräuel absteigenden Bahnen der französischen Revolution. Glücklicher als Forster rettet er die reichen Gaben seines Geistes und seines Herzens, sein seltenes, vielseitiges Wissen aus den Gefahren der Schreckenstage. Bis zu seinem Lebensabende wirkte der anspruchslose Junggeselle, dieser »eremita Parisiensis«, als ein »in der Fremde angestellter Armenpfleger seiner Landsleute«. Kein Deutscher verliess Paris, ohne dem ehrfurchtgebietenden Greise seine Verehrung auszudrücken; und jeder gieng belehrt von dannen. Wilhelm von Humboldt, Varnhagen, die deutschen Romantiker, sie alle erblicken in ihm ihren Patriarchen. Als leuchtendes Vorbild schritt er seiner Nichte Therese (1781—1862) voran. Auch sie lebte und webte in den Ideen des Jahrhunderts der Humanität. An Gellert, dem liebenswürdigsten Frauenerzieher der Aufklärungszeit, hatte sie ihre Anschauungen sich gebildet; dankerfüllt stiftete sie ihm ein Denkmal an der Stelle, die er mit seinen Jugendgenossen vom Kreise der Bremer Beiträger immer wieder aufgesucht hatte, im Rosenthal bei Leipzig. Gräfin Therese Schlabrendorf verband sich mit dem österreichischen Grafen Johann Ernst Hoyos (1779—1849). Der Mann ihrer Wahl entstammte spanischem Caballeroblut, das seit Jahrhunderten mit Oesterreich untrennbar verbunden ist. Im Jahre 1520 war Johann Baptist de Hoyos in den niederösterreichischen Herrenstand eingetreten; seine Nachkommen bewährten sich als treue und thatkräftige Vasallen der habsburgischen Fürsten. Graf Johann Ernst genoss vorzüglich das Vertrauen seiner Kaiser; er bekleidete die hohe Würde eines kaiserl. Oberst-Jägermeisters. Am 9. November 1821 wurde als jüngstes Kind der Ehe Johann Ernst's und Theresens auf dem Fideicommiss-Schlosse Horn in Niederösterreich Graf Rudolf Hoyos geboren. In diesem Grossneffen des Pariser Philanthropen verband sich die hohe historische Cultur der väterlichen Ahnen mit der hohen geistigen Cultur der mütterlichen Familie zu einem harmonischen Ganzen. Unverkennbar war seiner äusseren Erscheinung der Stempel spanischer Abkunft aufgedrückt: die hohe imponierende, in ihren freien und doch wieder so runden Bewegungen elastische und anmutsvolle Gestalt, der scharfumrissene, energische Charakterkopf, die Glut der tiefdunklen Augen, sie liessen noch in dem Greise die bezwingende Schönheit des Jünglings ahnen; die geistig durchgearbeiteten Züge des Antlitzes deuteten in jeder Linie auf die contemplativen Neigungen spanischen Alters. In seinen jungen Jahren Reiterofficier in einem Heere, dem seine Familie seit Jahrhunderten ihre besten Kräfte gewidmet hatte, genoss er das Leben mit der vollen, ungebrochenen Stärke eines siegesgewissen Temperamentes, dem der Gedanken Blässe die angeborene Farbe der Entschliessung nicht angekränkelt hat. Das Evangelium seiner Jugend war ein Evangelium der That, nicht des Wortes. Auf der Höhe männlicher Reife angelangt, schloss er als echter Spanier diese vita activa ab, um mit plötzlichen Ruck in eine vita contemplativa überzugehen. Ebenso lassen sich die grossen Geister spanischer Blütezeit, die Lope und die Calderon, in ihrer Jugend von dem vollen Strome des Lebens tragen und gewinnen einen tieferen Einblick in menschliches Treiben, ein reicheres Weltbild, als ihre deutschen Genossen; und ebenso schwören sie in reifem Alter alle Weltlichkeit ab und gehen ins Geistige über. Im 16. und 17. Jahrhundert tritt man in einen geistlichen Orden; Graf Rudolf Hoyos wurde ein Priester der Humanität, ein Philanthrop, wie sein Grossoheim Gustav Schlabrendorf.

Schwere Krankheit hat die seelische Wandlung bewirkt. Er liess sich dann von weiblicher Hand in die Welt des Geistes einführen. Eine Frau von ungewöhnlicher künstlerischer Begabung lenkte den Mann, der ihr in inniger Seelenfreundschaft anhieng. »Ich habe des sehenden Auges entbehrt, Bis Du es mit Licht mir erfülltest«, ruft er ihr ins Grab nach. Sie stand anregend und angeregt in der Mitte eines Kreises von höchster geistiger und künstlerischer Beweglichkeit. Alexander von Villers, überreich an originellen Aperçus, feinsinnig, feinfühlig, ein klein wenig bizarr, trat in diesem Kreise an H. heran und wirkte bestimmend auf ihn, wie auf den gesinnungsverwandten Nachempfinder classischer Landschaften, Alexander Freiherrn von Warsberg. In diesem Bunde durchgeistigter Aristokratie fiel es H. wie Schuppen von den Augen. Mit rastloser Energie lebte er sich in eine neue Welt ein. Goethe's Faust blieb fortan sein steter Begleiter. Wie alle jedoch, die, ein reiches Leben ihr Eigen nennend, plötzlich vor die grosse Frage des »Warum?« treten, wandte er sich nicht ausschliesslich der Speculation zu. Er baut vielmehr seine philosophischen Betrachtungen auf allerbreitester Grundlage auf; er liest und arbeitet unermüdet; er nimmt mit Villers, dem grossen Autodidakten, einen Chemiekurs. Doch, allem Schwankenden, Zweideutigem abhold, ringt er sich rasch von Einzelstudien zu einer festen Lebensanschauung empor. Als echter Spanier bewährt er sich auch hier. Sein ganzes Leben steht er auf dem, vielleicht einseitigen, schroff unbeugsamen Ehrenstandpunkt des spanischen Hidalgo. In Fragen der Ehre kannte er keine Nachgiebigkeit; lieber opferte er den besten Freund. Wenn ein solches Naturell an Fragen der Ethik herantritt, wird sein philosophisches Credo sich zu scharfumrissenen Grundsätzen rasch verfestigen. Eine klare, einheitliche Lebensanschauung forderte er von sich und von jedem. Wunderbar aber und nur aus den von der Mutter ihm überlieferten Humanitätsprincipien erklärlich war die Duldsamkeit, mit der er die Lebensanschauung anderer hinnahm, war sie nur einheitlich und zielbewusst. Er mutete sich nicht zu, die alleinseligmachende Lehre gefunden zu haben. Durch alle seine Aeusserungen zieht sich das immer wiederholte Zugeständnis, dass menschliche Erkenntnis subjectiv sei, abhängig von Zeit und Ort, von den Existenzbedingungen des Einzelnen. Das »Relative« der menschlichen Anschauungen betont er mit Vorliebe; und, von diesem Relativen durchdrungen, bekämpfte er in sich jede Neigung zu Vorurtheilen. Unerträglich war und blieb ihm nur jenes wachsweiche, jeder Regung der eigenen Psyche nachgiebige, jedem Lufthauche nachschwingende Wesen. Solch willenloser Ichcultus liess ihn gelegentlich aus den sonst stets gewahrten Grenzen gedämpft ironischer Polemik zu unzweideutigen Worten der Abwehr fortschreiten. Brieflich wendet er sich einmal gegen eine Lebenskunst, die sich nur aus den Negationen zusammensetzt: »kein Ehrgeiz, keine Leidenschaft, nichts, was den glatten Fluss der Wasser trübt.« Das sei, meint er, kaum ein Recept für die Apotheke des Alters, geschweige die richtige Diät für das ganze Leben. Wer sein Leben zu einem Kunstwerk gestalten wolle, der brauche plastischen Stoff und die Idee, d. h. das Leben und ein Menschenherz, mit Allem, was sie enthalten, mit Allem, womit sie aufeinander wirken, also auch mit Ehrgeiz, mit Leidenschaft, mit Stürmen. Nicht das Leben des Mönches, nur das künstlerisch geführte Leben des Weltmenschen sei das grösste Kunstwerk. Nur der Kämpfer könne siegen!

Selbst eine starke Kämpfernatur, hat er ehrliches Ringen an anderen hochgehalten. Seines wärmsten Antheils sicher war, wer immer im Kampfe

ums Daseins schutzlos dastand. »Wer nie fürs Recht sein Schwert geschwungen, Der ist kein rechter Rittersmann«, ruft er einmal aus. Ein ritterlicher Schützer und Vertheidiger der Armen ist er auch geworden. In nationalökonomische Probleme hatte er genügenden Einblick gewonnen, um ein Wort mitzureden. Stand er doch jahrzehntelang, erst als Verwaltungsrath, dann als Präsident an der Spitze einer der ersten und bestbegründeten Versicherungsanstalten Oesterreichs. Seine letzten Lebensjahre waren erfüllt von dem emsigen Streben, das Los der Enterbten zu lindern, es glücklicher zu gestalten. Socialen Problemen nachhängend, tritt er jetzt neben seinen Grossoheim, den Pariser Philanthropen. Er sucht nach Mitteln und Wegen, den unversöhnlichen Gegensatz von Arm und Reich aufzuheben. Das Privateigenthum wollte er gewahrt wissen, aber dem Erbrechte gieng er, wenigstens theoretisch, zu Leibe; er liess sich nicht durch die Thatsache beirren, dass er selbst und seine nächsten Verwandten Nutzniesser des seit langer Zeit gesetzlich festgelegten Besitzes ihrer Ahnen waren. Freilich kannte er das Leben zu gut, hatte er zu tief in das Treiben der Welt hineingeschaut, um durch einen vereinzelten und eben drum wirkungslosen Act das Erbrecht umzustürzen und so die letzten Folgerungen einer Theorie zu ziehen, die er selbst noch lange nicht für völlig ausgereift hielt. Ueberhaupt war er nicht ein asketischer Prophet von der Art seines Grossoheims, der seine Mansarde in Paris nur das eine Mal gegen eine andere Wohnung vertauschte, als ihn der Convent gefangen setzen liess. H. trug die Harmonie seines innerlich gefesteten Wesens auch nach Aussen; seine Lebenskunst erstreckte sich nicht blos auf sein Innenleben, sie verlangte nach einem auf gleichen Ton gestimmten Milieu. Wenn er andere glücklich wissen will, wenn er sociale Theorien baut, so möchte er ihnen eine gleiche Uebereinstimmung innerer und äusserer Existenz schenken. Denn er selbst fühlte sich nur da glücklich, wo Kunst ordnend und verschönernd gewaltet hatte. Er liebte die Künste und die Künstler, weil sie ihm ermöglichten, das Dasein zu vollem Genusse auszugestalten. Er hat sich in Wien eine Wohnung geschaffen, die in ihrer ganzen Erscheinung ein Kunstwerk war. Gedämpfte Harmonie bei grösster Behaglichkeit strömte warm und voll dem Besucher entgegen. So mögen die grossen Geister der Renaissance sich das Heim ihres Alters eingerichtet haben; Lenbach fand diese Räume stimmungsvoll genug, um einen Winter hindurch sein Atelier hier aufzuschlagen. Wie innig Lebensgebahrung und Milieu in H.'s Bewusstsein zusammenhingen, beweisen Verse, die er an seinen Tapezierer richtet, die aber eben so gut zum Motto seiner ganzen Lebenskunst dienen könnten: »Steter Wechsel, doch kein Streit, Uebergänge, wohl vermittelt, Hoher Ernst und Heiterkeit, Wie der Stil sich auch betitelt«. Aehnlich brachte er die Harmonie seines Wesens in den Parkanlagen seines schlesischen Erbschlosses Lauterbach zur Geltung, wetteifernd mit dem Fürsten Pückler, dem Schöpfer Muskaus.

Wer Kunst als Verschönerungsmittel des Lebens fasst, der wird den Künstlern gegenüber zu starken Sympathien und Antipathien neigen. Zusagen wird ihm nur, was harmonisch dem Ganzen seines Lebens sich einfügen lässt. Unserem Lebenskünstler war Farbe wichtiger als Form, Malerei lieber als Plastik. Und innerhalb der Malkunst befriedigte ihn am meisten, was seiner Neigung zum gediegen Prächtigen und wiederum Gedämpften, Ausgeglichenen entsprach, der Hochstand der italienischen Malerei, dann Rembrandt, von neueren Künstlern Lenbach, der melancholische Landschafter Schindler, die

zarte duftige Technik Fröschls. Wenn er selbst zu Stift und Pinsel griff und seine ungewöhnliche Begabung, Landschaftsformen und Landschaftsstimmungen nachzufühlen, mit einer über die Grenzen des Dilettantismus sicher hinausschreitenden Fertigkeit verwertete, brachte er individuellste Effecte hervor. Unerträglich blieben ihm die Präraphaeliten älterer und neuerer Zeit. Der Musik stand er ferner; gleichwol zog ihn auch an ihr an, was ihn an der Malerei entzückte, nicht die Form, sondern die Stimmung, die Klangfarbe. Träumerischer Zigeunermusik, melancholischen Klängen Chopin's oder Schumann's lauschte er gern. In seinen letzten Lebensjahren liess er sich von treuer Freundeshand langausklingende Arpeggien auf dem Piano vorspielen und wiegte sich in den romantisch verschwimmenden Accorden.

Zur Dichtung zog ihn sein ausgebildetes Schönheitsbedürfnis und seine Vorliebe für ethische Probleme. Innerhalb dieser Grenzen liess er den grössten Freisinn walten. Die Musik der Prosa Heyse's bot ihm stets neuen Genuss: doch auch die extreme Richtung modernster Lyriker konnte auf seinen Beifall rechnen, wenn er in ihr gelegentlich einen verwandten Drange nach Schönheit begegnete. Ueberhaupt war H. emsig bemüht, der neuesten Litteratur gerecht zu werden. Die Berliner und Wiener Zeitschriften moderner Richtung, die ihrer Zeit ungeduldig vorauseilenden Werke deutscher, nordischer, französischer und englischer Litteratur fanden sich auf seinem Bücherbrette zusammen. Gerne liess er sich von einer gewandten Interpretin die Heilslehren neuerer Aesthetik künden. Auf solchem Wege ist ihm auch die Schönheit J. P. Jacobsen's aufgegangen. Ferner stand ihm dramatische Production, zumal in seinen letzten Jahren, da hartnäckiges Lungenleiden ihm jeden Theaterbesuch verbot.

H. selbst ist erst in hohem Alter zum Dichter geworden. Der Verlust jener Frau, die ihm die Pforten einer neuen geistigen Welt aufschloss, hat sich in melancholischen gedeckten Tönen ausgelöst. Ihr widmete er seine tiefstempfundenen Verse. Auch die Dichtkunst hat er nicht um ihrer selbst willen betrieben. Sie war ihm nur ein Element, das in der Harmonie seines Ichs nicht fehlen durfte. Er ist ein Gelegenheitsdichter im besten Sinne des Wortes geworden. Was ihn bewegt, was ihn geistig anregt, es wird zum Lied. Feinsinnige Aperçus einer überlegenen Natur, vom Verstande mehr, als von der Phantasie diktiert! Auch wenn er in Liebesglück sich ergeht, klingt der leise Spott des Welterfahrenen durch. Seine Ironie hindert ihn nicht, immer wieder dem Weibe zu huldigen. Er ist Junggeselle geblieben, wie der eremita Parisiensis; gleichwol ist aus seinem Leben das weibliche Princip nicht wegzudenken. Tiefere Herzenstöne werden angeschlagen, wenn er der Mutter oder des Vaters gedenkt, oder wenn er, im höchsten Alter, eine frühhingeschiedene Frauengestalt von seltenem Liebreiz feiert, das nixenhaft Räthselhafte ihres Lebens und Sterbens zu deuten sucht. Gern leiht er Liebeserinnerungen das Colorit Italiens. Reiseerlebnisse und Reisereminiscenzen kehren häufig wieder, die Wüste und das Meer mit seinen Möven, die stets von Neuem seine Gedankenwelt in Bewegung bringen, dann Pusztaleben und Zigeunertum; die realistische Poesie der Grossstadt Wien ist ihm in zwei Stimmungsbildern aufgegangen. Gemälde in Dichtung umzusetzen, lag ihm nahe. Am liebsten jedoch und mit jedem Jahre mehr wendet er sich philosophischen Betrachtungen zu. Was er erblickt, es giebt ihm Anlass, seine Lebensanschauung resigniert vorzutragen, eine Landschaft, ein Ameisenbau, ein Irrenhaus. Politische Fragen werden selten berührt. Aphoristisch knappe

Verse hat er gerne niedergeschrieben, ebenso wie sein Grossoheim Schlabrendorf. Die Form seiner Dichtungen ist gewandt und leicht; sie erinnert oft an Heine, zuweilen an Heine's Lehrer Brentano, zuweilen an seinen Schüler Scheffel. Die schwierige Form des Sonettes glückte ihm meisterhaft; das metrische Problem, Walzerrhythmus in Worte zu bringen, hat er einmal glänzend gelöst. Als Prosaschriftsteller hat H. sich selten vernehmen lassen. In Essayform ist er für seinen Freund Villers eingetreten, dessen Briefe durch ihn in zwei Sammlungen der Welt geschenkt worden sind — ein Denkmal der Freundschaft zweier Lebenskünstler.

Das schwere Lungenleiden, das H. seit Jahren quälte, hat seinem reichen Leben den 8. November 1896 ein Ende gemacht. Auf Schloss Lauterbach ist er gestorben. Seinen Freunden entschwand mit ihm ein guter Theil ihrer besten Lebensfreude. Nur grosse Naturen hinterlassen gleich unausfüllbare Lücken.

Ueber Graf Gustav Schlabrendorf findet man alles Nötige zusammengestellt in Grünhagen's Artikel (Allgem. deutsche Biographie 31, 320). Ueber den Vater Graf Johann Ernst handelt Wurzbach 9, 346; ebenda S. 348 knappe genealogische Notizen und Litteraturangaben zur Geschichte des Hauses Hoyos. Ueber Villers und seine Briefe vgl. Walzel, Allgem. deutsche Biogr. 40, 779. Die Gedichte des Grafen Rudolf Hoyos erschienen in zwei Sammlungen (Wien 1887. Dresden u. Leipzig 1892). Von Nekrologen seien erwähnt der Malvidas von Meysembug (Neue fr. Presse S. 11582 v. 20. November) und der Marie Herzfelds (Wien. Fremdenblatt v. 28. November). Dem Verfasser standen Mitteilungen der Freunde des Verblichenen zu Gebote; sie gewährten ihm auch Einblick in den handschriftlichen Nachlass, für dessen litterarische Verwertung bald gesorgt werden soll.

Wien. Oskar F. Walzel.

Schumann, Matthias. Das Jahr 1896 hat drei namhafte deutsche Statistiker zum Opfer gefordert. Zu ihnen gehörte auch Sch. Während aber Karl Becker und Ernst Engel schon in den Ruhestand zurückgetreten waren, ist er mitten aus seiner emsigen Berufsthätigkeit abberufen worden. Sch. ist als der Sohn eines Gutsbesitzers zu Irxleben unweit Magdeburg am 14. Oktober 1851 geboren. Seine Schulbildung empfing er anfänglich auf dem Gymnasium des Klosters U. L. Frauen in Magdeburg, später durch den Privatunterricht von Hauslehrern. Als jene im Frühjahr 1870 ihren Abschluss erhielt, erlernte Sch. zunächst die Landwirthschaft. Nach zweijähriger praktischer Beschäftigung mit ihr, sowie nach Ableistung seines Freiwilligendienstes, bezog er Ostern 1873 die Universität Halle in der Absicht, sich die wissenschaftliche Ausbildung in den landwirthschaftlichen Lehrzweigen anzueignen. Doch schon bald wandte er sich, durch Professor Conrad's fesselnde Vorträge und mehr noch durch dessen geschickte Leitung der Uebungen im staatswissenschaftlichen Seminar angezogen, gänzlich dem Studium der Nationalökonomie und Statistik zu. Conrad's Persönlichkeit bestimmte Sch., bis zu Ende seiner akademischen Studien in Halle zu verbleiben. Lediglich, um den Doktorgrad zu erwerben, begab er sich schliesslich — und das aus formellen Gründen — nach Jena, wo er in Folge einer eingereichten Dissertation über die Mortalitätsverhältnisse zu Halle a. S. von 1855 bis 1874 und einer gut bestandenen mündlichen Prüfung Ausgangs 1876 dieses Ziel erreichte. — Sch. hatte das Glück, unmittelbar nach erlangter Promotion in den Staatsdienst einzutreten: zum 1. Februar 1877 wurde er — auf Conrad's Empfehlung — zum wissenschaftlichen Hülfsarbeiter beim Grossherzoglichen statistischen Bureau in Oldenburg angenommen. In dieser Stellung, in der er später zum Regierungsassessor ernannt wurde, verblieb er reichlich sieben

Jahre. Inzwischen hatte er die Bekanntschaft des Leiters der deutschen Reichsstatistik, des Dr. Becker, gemacht, wenn der seine oldenburgische Heimath gelegentlich aufsuchte. Gleichzeitig war man im Kaiserlichen statistischen Amte und besonders von Scheel auf Sch. durch einige beachtungswürdige Arbeiten aufmerksam geworden. So sah Becker sich veranlasst, als der jetzige Rostocker Professor Stieda ausschied, Sch.'s Berufung zum Kaiserlichen Regierungsrath und Mitglied des statistischen Amtes für den 1. Oktober 1884 zu erwirken. In dieser Stellung verblieb er zwölf Jahre, während welcher er 1897 zum Geheimen Regierungsrath befördert wurde. — Sch. ist als statistischer Schriftsteller wiederholt mit Erfolg hervorgetreten. Vorzugsweise befasste er sich gerne mit schwierigen bevölkerungsstatistischen Forschungen, wovon insbesondere seine amtliche Thätigkeit Zeugniss abgelegt hat. Doch auch eine Reihe privater Arbeiten sind von ihm erschienen. Die erste, aus seiner Promotionsschrift hervorgegangen, bildet einen Theil der Untersuchungen, »des Einflusses von Lebensstellung und Beruf auf die Mortalitätsverhältnisse«, herausgegeben 1877 von Conrad in der Sammlung nationalökonomischer und statistischer Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle. Und zwar ist aus Sch.'s Feder der allerdings nur auf ziemlich bescheidenen Unterlagen fussende, aber gründlich behandelte Abschnitt über »die Sterblichkeit nach dem Alter« geflossen. Im Jahre 1883 veröffentlichte er als eigene Schrift: »Die Sexualproportion der Geborenen, eine statistische Studie«. In ihr wird die Frage erörtert, inwieweit das Geschlecht der geborenen Kinder mit dem Alter der Eltern im Zusammenhange steht. Von den verschiedenen Arbeiten, die sich mit ihr befasst haben, ist die Sch.'sche ohne Zweifel eine der bedeutendsten. Allerdings scheint Sch.'s Annahme, dass in erster Linie der Einfluss des Vaters zur Geltung komme, welche aus seinem noch wenig umfänglichen elsass-lothringischen und norwegischen Materiale sich ihm aufgedrängt hatte, nicht mehr haltbar zu sein, seitdem ausgedehntere Forschungen, zumal die von Düsing zu anderen Ergebnissen geführt haben. Indessen in methodischer Beziehung hat die Studie Sch.'s durch ihre feine Zergliederung und Behandlung des Stoffes immer noch auf Beachtung Anspruch. Lediglich das Aufnahme- und Bearbeitungsverfahren behandeln die beiden Aufsätze »Ueber die Ermittelung des Ernte-Ertrages im Deutschen Reiche« und »Zur Technik der Anbau- und Ernte-Statistik«, von denen jener 1879 in Hildebrand's Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik, dieser 1890 in Mayr's Allgemeinem statistischen Archiv erschienen ist. Weiter sind von Sch. die Beiträge über »Haushalts-« und über »Heimathsstatistik« in Conrad's Handwörterbuch der Staatswissenschaften (1892) wie die, welche Deutschland betreffen, zu den Aufstellungen über »les impôts et les dettes hypothécaires sur la propriété foncière rustique dans quelques États d'Europe« im Bulletin de l'Institut international de Statistique 1894), endlich »die inneren Wanderungen in Deutschland« in Mayr's Allgemeinem statistischem Archiv (1890). So schätzenswerth alle diese privaten Arbeiten gleich sind, so liegt doch die Bedeutung Sch.'s weniger hierin, als in seinen dienstlichen Leistungen für die amtliche Statistik und zumal die des deutschen Reiches, an deren glücklicher Ausbildung ihm ein ehrenvoller Antheil zukommt. Weil er keine leitende Stellung einnahm, ist er freilich nach aussenhin minder hervorgetreten und bekannt geworden; aber als Referent insbesondere für die Bevölkerungs-, die Gewerbe- und die landwirthschaftliche Statistik im Kaiserlichen statisti-

schen Amte hat er Ausgezeichnetes geschaffen und bleibende Verdienste sich erworben. So rühren u. A. von ihm her: Die anschauliche Schilderung der Gewerbe (Bd. 6 und 7 Neuer Folge der Statistik des Deutschen Reiches, 1886) und der landwirthschaftlichen Betriebe nach der sog. Berufszählung von 1882 (Bd. 5 N. F. 1885), die höchst anziehende Darstellung der Statistik der öffentlichen Armenpflege (Bd. 29 N. F. 1887) und die abschliessende Bearbeitung des von Becker, dem ersten Direktor des Kaiserlichen statistischen Amtes begründeten, aber nur zum kleineren Theile zur Ausführung gebrachten grossen Werkes »Stand und Bewegung der Bevölkerung des Deutschen Reiches und fremder Staaten in den Jahren 1841—1886« (Bd. 44 N. F. 1892). Diese Arbeiten haben in fachgenössischen Kreisen begründetes Aufsehen gemacht und ihrem Verfasser die Anerkennung eines hervorragenden statistischen Forschers eingetragen. — Was Sch. in hohem Grade eigen und was auch aus allen seinen Veröffentlichungen herausleuchtet, war neben guter Beurtheilungsgabe eine ganz vortreffliche analytische Beanlagung, vermöge deren er es meisterlich verstand, tief in den Stoff einzudringen und ihn nach den verschiedensten Richtungen hin klar zu stellen. Namentlich war er bestrebt, den Ursachen der Erscheinungen nachzugehen und sie an der Hand der gefundenen Thatsachen zum Verständnisse zu bringen, ohne sich in voreilige Vermuthungen zu verlieren. Denn davor bewahrte ihn seine ausserordentliche, fast ängstliche Sorgfalt und Gründlichkeit. Indem sein Absehen besonders auf die sachliche Ausbeutung und Erklärung des Stoffes gerichtet war, ergänzte er zugleich glücklich seinen ersten Direktor Becker, der als mathematisch geschulter Kopf mehr die methodische Seite zu erfassen liebte. Uebrigens hat sich Sch. auch vortrefflich bei den Arbeiten für die Organisation von Zählungen bewährt, in besonders hohem Maasse bei denen für die grosse Berufs- und Gewerbezählung von 1895, deren weitere Bearbeitung, hinsichtlich deren man sich Tüchtiges von ihm versprechen durfte, er indessen nicht mehr auszuführen vermochte. — Unverheirathet geblieben, zog sich Sch. in den letzten Jahren mehr und mehr vom gesellschaftlichen Verkehr zurück. Dazu die sitzende Lebensweise und wohl auch unzulängliche Bewegung des zur Körperfülle neigenden Mannes machten bereits wiederholt sich störend fühlbar. So ist er noch mitten in voller Arbeitskraft und in den besten Mannesjahren plötzlich am 12. Juni 1896 aus seiner ergiebigen Schaffensthätigkeit geschieden. Wie er als überaus pflichttreuer Beamter in seiner Dienststellung eine empfindliche Lücke gelassen hat, ist sein Heimgang auch ein schwerer Verlust für die durch ihn würdig und erfolgreich vertretene statistische Forschung.

Oldenburg. Dr. Paul Kollmann.

Ackermann, Hans Conrad Carl Theodor A., Arzt und Professor der pathologischen Anatomie in Halle, wurde am 17. September 1825 zu Wismar in Mecklenburg geboren. Er studirte die Heilkunde in Greifswald, Würzburg, Prag und Rostock und erlangte 1852 an letztgenannter Universität die Doctorwürde. Nachdem er hier eine Zeit lang an der damals noch vereinigten chirurgisch-medizinischen Klinik die Stellung als Hilfsarzt bekleidet hatte, habilitirte er sich daselbst 1856 mit einer Schrift über die physiologischen Wirkungen der wichtigsten Brechmittel als Privatdocent. Eine Reihe weiterer Arbeiten experimentell-pathologischen und pharmakologischen Inhalts, so über den Erstickungstod resp. über den Einfluss der Erstickung auf die Menge des Blutes im Gehirn, wie in den Lungen, den A. an trepanirten Thieren studirte, ferner über Wärmeregulirung, über die Wirkung der Digitalis, über die

Choleraepidemie des Jahres 1859, über welche er einen sehr eingehenden, rein sachlich gehaltenen, von aller naturphilosophischer Speculation jener Zeit freien, mit einem Atlas illustrirten Bericht unter Berücksichtigung der Pettenkofer'schen Lehre von der ätiologischen Bedeutung der Bodenbeschaffenheit lieferte, verschafften A. eine ausserordentliche Professur, die er 1859 zugleich mit der Oberleitung der eigens für ihn eingerichteten und mit einem Laboratorium für experimentelle Pathologie verbundenen Poliklinik erhielt. Nachdem er einen inzwischen an ihn ergangenen Ruf zur Uebernahme der inneren Klinik in Dorpat abgelehnt hatte, wurde er 1865 zum ordentlichen Professor in Rostock ernannt zugleich mit dem Lehrauftrag für pathologische Anatomie, die, bisher von dem Lehrer der klinischen Medicin gemeinschaftlich mit dieser vertreten, zu einem selbständigen Lehrfach erhoben wurde. Fortab widmete sich A. fast ausschliesslich der pathologischen Anatomie. 1873 folgte er einem Ruf als ordentlicher Professor desselben Faches und Director des pathologischen Instituts nach Halle, als Nachfolger von Julius Vogel, woselbst er bis zu seinem durch Kränklichkeit bedingten Rücktritt 1895 wirkte. Seitdem lebte er im Ruhestande und starb am 22. November 1896. — A. gehörte nächst Virchow zu den ältesten Lehrern der pathologischen Anatomie in Deutschland, sowie zu denjenigen Forschern, die von der klinischen Medicin aus zum Specialstudium der pathologischen Anatomie gelangt waren. Besonders verdienstvoll sind seine Arbeiten über die Lebercirrhose. A. lieferte auf Grund eingehender mikroskopisch-anatomischer Untersuchungen den Nachweis von der genetischen und anatomischen Verschiedenheit der sogenannten hypertrophischen und atrophischen Form der Leberschrumpfung. Die betreffende Publikation befindet sich in dem bekannten von Virchow herausgegebenen Archiv für pathologische Anatomie etc. Band CX. Weitere Arbeiten A.'s betreffen die Schädeldeformität bei dem angeborenen Hirnbruch (encephalocele congenita), worüber er 1882 eine Monographie veröffentlichte. Erwähnenswerth sind noch zwei akademische Gelegensheitschriften kritisch-historischen Inhalts von A., nämlich: »Mechanismus und Darwinismus in der Pathologie« (Rectoratsrede 1888) und »die pathologische Bindegewebsbildung in der Leber und Pflüger's teleologisches Kausalgesetz« (in der Festschrift zum 200jährigen Jubiläum der Universität Halle 1894.

Vergl. E. Gurlt, med. naturwissenschaftl. Nekrolog des Jahres 1896 in Virchow's Archiv Bd. 148 S. 203; ferner Th. Puschmann in Virchow's Jahresbericht über die Leistungen und Fortschritte in der gesammten Medicin von 1896 S. 296 und die daselbst angegebenen Quellen.

Pagel.

Baum, Georg Wilhelm B., Chirurg und leitender Arzt der städtischen Krankenanstalten in Danzig, wurde daselbst am 11. Mai 1836 als Sohn des damaligen Oberarztes des Stadtlazareths Wilhelm B., des späteren hochberühmten Chirurgen und Professors der Chirurgie in Greifswald und Göttingen, geboren. Er erhielt seine Vorbildung auf den Gymnasien in Greifswald und Göttingen und bezog 1854 am letztgenannten Ort die Universität, die er später mit Berlin vertauschte, um hier 1859 mit einer in der Göttinger chirurgischen Klinik gearbeiteten Dissertation »De laesionibus aneurysmatibusque arteriarum glutaeae et ischiadicae« die Doctorwürde zu erwerben. Nachdem er die Staatsprüfung und kurz darauf die Physicatsprüfung zurückgelegt hatte, begab er sich auf eine wissenschaftliche Reise ins Ausland mit längerem Aufenthalt in Paris, wo er sich die Specialausbildung in der Chirurgie angelegen sein liess.

1861 zurückgekehrt, wurde er Assistent an der Klinik seines Vaters. 1864 bei Ausbruch des schleswig-holsteinischen Krieges ging B. als freiwilliger Militärarzt mit dem preussischen Heere ins Feld; ebenso nahm er an den Kriegen von 1866 und 1870/71 als Mitglied des preussischen Sanitätsofficierkorps bezw. als Stabsarzt Theil. In der Zwischenzeit war er nach Danzig abcommandirt worden, nahm aber 1876 seinen Abschied und erhielt die Oberleitung des Städtischen Krankenhauses in Danzig, zunächst der inneren Station, 1879 der chirurgischen Station. In dieser Stellung pflegte B. u. A. auch die operative Gynäkologie und lieferte hierzu, sowie überhaupt zur Casuistik der chirurgischen Operationen wichtige Beiträge in Gestalt zahlreicher Journalaufsätze in der Berliner klinischen Wochenschrift, in den Fortschritten der Medicin, in den Centralblättern für Chirurgie und Gynäkologie, sowie in den Verhandlungen der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie. Sie betreffen u. A. die Lehre von den indirecten Schädelfracturen, Ovariotomie bei constatirter Schwangerschaft, Radicaloperation des Uteruskrebses durch Totalexstirpation des Uterus von der Scheide aus, die operative Behandlung eitriger Pleuraergüsse, Darmresection etc. B., der am 13. April 1896 starb, war ein angesehener Arzt und wissenschaftlich wie praktisch verdienter Chirurg. Auch das Danziger Krankenhauswesen verdankt ihm wesentliche Umgestaltung und Förderung.

Vergl. E. Gurlt, naturwiss. med. Nekrolog etc. l. c. p. 184; Puschmann und v. Töply in Virchow's Jahresbericht von 1896 S. 296.

Pagel.

Eisenlohr, Karl, Arzt und Oberarzt am neuen Eppendorfer Krankenhause bei Hamburg, wurde 1842 in Pforzheim geboren. Seine medicinische Ausbildung erhielt er hauptsächlich in Heidelberg, wo er namentlich unter Leitung des Klinikers Nicolaus Friedreich die innere Medicin pflegte. Nach Beendigung seiner Studien und Prüfungen übernahm er 1875 eine Stellung als Hilfsarzt am alten allgemeinen Krankenhause in Hamburg, um später nach Eröffnung der neuen Anstalt in Eppendorf hierher überzusiedeln, wo er seit 1887 Oberarzt an der inneren Abtheilung war. Doch nöthigte ihn wiederholte Erkrankung zur öfteren Unterbrechung seiner Arbeit und schliesslich zu einem Aufenthalt in Funchal auf Madeira, wo er am 18. November starb. Trotz seines kurzen Lebens und seiner Erkrankung, die ihn die letzten drei Jahre vollständig arbeitsunfähig machte, hat es E. dennoch auf eine ganz stattliche Anzahl bemerkenswerther litterarischer Leistungen gebracht. Dieselben bewegen sich hauptsächlich auf dem Gebiet der inneren Medicin und betreffen die Neuropathologie, die E. mit Vorliebe behandelte, speciell diejenigen Erkrankungen, welche als Folge von Allgemeinerkrankungen und inneren Leiden sensu strictiori hervorgehen. So brachte er eine Publication über die Pathologie und pathologische Anatomie der Nervenentzündung und der Gürtelrose (zusammen mit Heinrich Curschmann), ferner lieferte er Studien über Tabes, traumatische Neurose, Landry'sche Paralyse, Morvan'sche Krankheit, Abscesse in der Medulla oblongata, über Bulbärerscheinungen bei Typhus. Die meisten der Arbeiten E.'s sind in der Deutsch. med. Wochenschrift und im Archiv für klinische Medicin publicirt. Auch Mittheilungen über die Diagnose des Leberechinokokkus, über acute und chronische Nierenentzündung nach ansteckenden Krankheiten in ihrem Verhältniss zu einander, über die Hamburger Choleraepidemie rühren von E. her.

Ueber die Quellen vgl. E. Gurlt l. c. p. 202 und Puschmann l. c.

Pagel.

Gerlach, Joseph von G., Arzt und einer der hervorragendsten Anatomen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wurde am 3. April 1820 in Mainz geboren. Seine Studien machte er von 1838 bis 1843 in Würzburg, München und Berlin und erlangte am erstgenannten Orte 1843 mit einer Inauguralabhandlung über das Eiterauge die Doctorwürde, sowie nach damaliger heimathlicher Sitte die Approbation für die Praxis. Dann begab er sich auf wissenschaftliche Reisen mit längerem Aufenthalte in Wien, Paris und London, kehrte 1847 in seine Vaterstadt zurück und liess sich hier zunächst als Arzt nieder, widmete sich aber neben der Praxis eingehend und mit besonderer Vorliebe anatomischen und mikroskopischen Studien. Als Product derselben publicirte H. bereits 1848 sein bekanntes »Handbuch der allgemeinen und speciellen Gewebelehre«, welches von der wissenschaftlichen Welt mit grossem Beifall aufgenommen wurde und ihm zusammen mit einigen vorher publicirten kleineren Einzelstudien die akademische Laufbahn eröffnete, indem er schon 1850 ohne Weiteres eine Berufung als Ordinarius der Anatomie nach Erlangen erhielt, der er Folge leistete. In dieser Stellung hatte er nicht bloss die normale Anatomie, sondern auch die Physiologie und pathologische Anatomie zu vertreten. Doch ging bereits 1865 die letztgenannte Disciplin als selbständiges akademisches Fach an Friedrich Zenker und die Physiologie 1872 an Isidor Rosenthal über. G. wirkte in dieser Stellung in ausserordentlich segensreicher Weise, bis er 1891 in den Ruhestand trat, feierte am 12. August desselben Jahres sein 50jähriges Doctorjubiläum und starb als Nestor aller deutschen Anatomen erst am 17. December. Er hat sich um den Fortschritt in der anatomischen Untersuchungstechnik ein unsterbliches Verdienst erworben. Sein Name ist für alle Zeit mit der von ihm 1855 angegebenen künstlichen Färbemethode der mikroskopischen Präparate mittelst Carminammonium verknüpft, welche für das Studium der Biologie von befruchtendstem Einfluss geworden ist; später wurde die genannte Substanz bekanntlich von ihm selbst durch die Anilinfarbstoffe ersetzt. Von G. rührt ferner als wichtige Neuerung in einer seiner Erstlingsarbeiten (1847) die Empfehlung her, durch die Einspritzung eines Gemisches von Carminammonium mit Gelatine die kleinsten Blutgefässe deutlicher sichtbar zu machen. Von speciell die Anatomie betreffenden Arbeiten G.'s sind noch zu nennen ausser dem schon angeführten Handbuch der Gewebelehre: »Mikroskopische Studien« (Erlangen 1852), in welchen er die Ergebnisse einer Reihe kleinerer Detailuntersuchungen über den feineren Bau des Gehirns und Rückenmarks, der Tastkörperchen, des aquaeductus Sylvii, des menschlichen Trommelfells u. a. zusammengefasst hat; »Die Photographie als Hülfsmittel mikroskopischer Forschung« (Leipzig 1863); »Beiträge zur normalen Anatomie des menschlichen Auges« (ebenda 1880); »Untersuchungen über das Verhältniss der Nerven zu den willkürlichen Muskeln der Wirbelthiere« (ebenda 1874); »Ueber die Structur der Leber«; »Handbuch der topographischen Anatomie«. Im Uebrigen hat G. auch in den übrigen, früher von ihm gemeinschaftlich vertretenen Disciplinen manche namhafte litterarische Leistung aufzuweisen. Unter anderem sei hierfür seine bekannte Monographie »Der Zottenkrebs und das Osteoid« (Mainz 1852) angeführt.

Ueber die Quellen zu dieser Biographie vgl. E. Gurlt l. c. p. 204; Puschmann l. c.

Pagel.

Günther, Karl, hervorragender Thierarzt in Hannover, wurde als Sohn des Directors der Hannöverschen Thierarzneischule Johann Heinrich Friedrich

G. († 1858) ebendaselbst 1822 geboren. Er erlernte zuerst die Landwirthschaft, ging dann aber zum Beruf seines Vaters über und studirte die Veterinärmedicin in Berlin und Hannover. Nach Beendigung seiner Studien machte er eine wissenschaftliche Reise durch Frankreich und habilitirte sich darauf 1845 als Docent der Chirurgie an der Berliner Thierarzneischule. Bereits 1846 erhielt er eine Berufung in die Stellung als Hauptlehrer an der gleichen Anstalt zu Hannover, die er annahm und bis zum Jahre 1880 bekleidete, wo er in den Ruhestand trat, nachdem er 1867 zum Professor, 1870 zum Director der gedachten Anstalt ernannt worden war. Er zog sich auf sein Landgut Winne bei Wernshausen zurück und starb hier am 14. Juli. — G. hat für das Veterinärwesen in wissenschaftlicher und administrativer Beziehung sehr viel geleistet, letzteres in seiner Eigenschaft als Mitglied des Medicinalcollegiums für Hannover und später noch der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen. Höchst verdienstlich ist die von ihm zusammen mit seinem Vater 1859 publicirte Monographie »Beurtheilungslehre des Pferdes« wegen der erstmaligen streng wissenschaftlichen Darlegung der Lehre von der Zahnentwickelung und den Zahnkrankheiten beim Pferde. Nicht weniger anerkennenswerth ist die topographische Myologie des Pferdes« (1866). Erwähnung verdienen noch seine Schriften: »Die Wuthkrankheit des Hundes« (1880); »Ueber Hühnerzucht« (1890); »Die Zucht des wahren Gebrauchs- und Ackerpferdes« (1869), endlich die historische Schrift: »Die Thierarzneischule in Hannover in den ersten hundert Jahren ihres Bestehens« (1878).

Pagel.

Güntner, Wenzel, Arzt, emeritirter Professor der Chirurgie, Regierungsrath und Sanitätsreferent in Salzburg, wurde zu Neu-Losimthal (Kr. Eger) in Böhmen am 29. Dezember 1820 geboren, studirte in Prag, besonders als Schüler von Pitha und Oppolzer, erlangte daselbst 1847 die Doctorwürde und wurde noch in demselben Jahre Assistent an der chirurgischen Abtheilung unter Pitha, als welcher er successive zur Stellung als Secundärarzt emporrückte, um 1850 an die chirurgische Klinik als Assistent überzugehen. Hier war er bis 1858 thätig, docirte seit 1855 mit besonderer Erlaubniss der Facultät, ohne sich förmlich habilitirt zu haben, über Chirurgie und übernahm dann nachdem Pitha nach Wien berufen worden war, als dessen Nachfolger die Professur der Chirurgie, sowie die Primarchirurgen-Stelle am Allgemeinen Krankenhause in Prag. Doch folgte er bereits in demselben Jahre einem Ruf als Professor an der medicinisch-chirurgischen Lehranstalt, sowie in Verbindung damit als Primararzt am St. Johannisspital in Salzburg, wo er bis zur 1875 erfolgten Aufhebung der Lehranstalt thätig war, während er seine Thätigkeit als Primararzt noch bis 1878 beibehielt. In diesem Jahre erhielt er seine Ernennung zum Regierungsrath und Sanitätsreferenten, sowie zum obersten Leiter des Sanitäswesens im Herzogthum Salzburg, Aemter, die er bis zu seinem am 9. Oktober 1896 erfolgten Lebensende bekleidete. 1859 und 1866 dirigirte er die chirurgische Abtheilung in den grössesen Spitälern, welche bei dem Transport von Verwundeten zur Aufnahme bestimmt waren. Von schriftstellerischen Leistungen sind nur seine 1864 erschienenen »Grundzüge der allgemeinen Chirurgie« sowie einige Aufsätze in der Prager Vierteljahrschrift, in der Zeitschrift d. k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien und in den Memorabilien bekannt, deren Mitarbeiter er war.

Quellen s. bei Gurlt l. c. p. 200.

Pagel.

Kirstein, Moritz, Arzt und Geheimer Sanitätsrath in Berlin, wurde 1830 daselbst geboren und auf dem Gymnasium zum grauen Kloster vorgebildet. 1850 bezog er die dortige Universität zum Studium der Heilkunde, das er 1855 mit Absolvirung der Staatsprüfung beendigte. Hierauf begab er sich zwecks weiterer Ausbildung nach Prag und Wien, um die damals prävalirenden Prag-Wiener Schulen und ihre hervorragenden Vertreter näher kennen zu lernen, speziell jedoch in der Absicht, sich in den klinischen Untersuchungsmethoden mehr zu vervollkommnen. Ganz besonders zogen ihn die Wiener Kliniker an: Oppolzer, Skoda, Dietl, Schuh, Hebra, deren Arbeitsstätten er eifrig frequentirte und denen er sein ganzes Leben lang dankbare Erinnerung bewahrte. Ende des Jahres 1855 liess er sich in Berlin als Arzt nieder und erwarb sich bald einen ausserordentlich umfangreichen Wirkungskreis. Sein Pflichteifer und seine Gewissenhaftigkeit kannte keine Grenzen. K. gehörte zu den beliebtesten und angesehensten Aerzten der Residenz. Ein reger Wohlthätigkeitssinn zeichnete ihn aus; er gehörte zahlreichen humanitären Instituten als Mitglied resp. Vorstandsgenosse an. Wissenschaftlich hat er sich dadurch hervorgethan, dass er als einer der ersten Praktiker 1860 den Kehlkopfspiegel in der Praxis verwerthete, wie er denn überhaupt die locale Therapie der oberen Luftwege eifrig pflegte. Nach kurzer Krankheit starb K. am 12. Juli.

Pagel.

Klein, Philipp Jacob Johann Leo, Arzt und Geheimer Sanitätsrath in Berlin, wurde hier am 15. April 1815 geboren. Sein Vater Johann Gottlieb K. war besoldeter Stadtrath in Berlin und erhielt nach vierzigjähriger Dienstzeit den Titel Stadtältester; sein Grossvater Philipp Jacob K. war Kaufmann in Berlin. Nachdem er 1833 das Gymnasium zum Grauen Kloster absolvirt hatte, wo u. A. auch Fürst Bismarck sein Mitschüler war, bezog er zunächst zum Studium der Rechte die Berliner Universität, ging aber bereits ein Semester später zur Heilkunde über. Seine letzten zwei Studiensemester brachte er in Halle zu, um sich unter Peter Krukenberg in der klinischen Medicin und Blasins in der Chirurgie zu vervollkommnen. In Berlin waren seine Lehrer Johannes Müller, Schlemm, Schultz-Schultzenstein, Justus Friedrich Carl Hecker, Horn, Kluge, Bartels, Wolff, Rust, Juengken und C. F. v. Graefe. Hier erwarb er auch 1837 die Doctorwürde mit der Inauguralabhandlung: »Quaedam de sudoris differentiis in morbis«. Nachdem er 1839 die Staatsprüfungen absolvirt hatte, liess er sich in seiner Vaterstadt nieder und erlangte sehr bald eine Armenarztstellung in der Rosenthaler Vorstadt, in welcher er fast ein halbes Jahrhundert in segensreichster Weise thätig war, bis ihn Kränklichkeit zum Rücktritt nöthigte. Er gehörte zu den honorigsten und geachtetsten Aerzten der Residenz. Lange Jahre bekleidete er in der grössten wissenschaftlichen Aerztegesellschaft Berlins, der Medicinischen Gesellschaft, das Ehrenamt eines Schatzmeisters. 1887 beging er sein 50jähriges Doctorjubiläum, aus welchem Anlass er der Gegenstand mannigfacher Ovationen aus Collegenkreisen wurde. Sein Tod erfolgte an Altersschwäche am 27. November 1896. In der Geschichte der Medicin ist K. insofern ein litterarisches Andenken gesichert, als der Kliniker Ludwig Traube für seine ersten berühmten Curse in den damals noch neuen physikalischen Untersuchungsmethoden sich des aus K.'s Medicinalbezirk stammenden Krankenmaterials bediente, bis später die Armendirection dies inhibirte. K. nahm an diesen Unterrichtscursen Traube's lebhaften Antheil und hat somit auch

ein Verdienst an der Einbürgerung der physikalischen Untersuchungsmethoden in Berlin.

Pagel.

Lewin, Georg Richard, Arzt, Professor der Haut- und syphilitischen Krankheiten an der Berliner Universität, Dirigent der betreffenden Abtheilung an der Kgl. Charité daselbst und Geheimer Medicinalrath, wurde am 19. April 1820 zu Sondershausen geboren. Seine medicinische Fachausbildung erhielt er seit 1841 in Halle und seit 1843 in Berlin, wo er sich speciell an Johannes Müller anschloss und unter seiner Leitung zum Zweck der Doctorpromotion die Inauguralabhandlung »de concretione et liquore prostatae« 1845 verfertigte, in der er nähere Mittheilungen über die Ergebnisse seiner Versuche betreffs der chemischen Zusammensetzung von Niederschlägen der Vorsteherdrüse machte. Im folgenden Jahre absolvirte er das Staatsexamen und begab sich dann auf eine längere Studienreise, die ihn u. a. nach Wien, Würzburg und Paris führte. Nach der Rückkehr von derselben liess er sich in Berlin zunächst als practischer Arzt nieder und widmete sich nebenher eifrigen wissenschaftlichen Arbeiten, besonders experimentell-pathologischer Art, als deren Product er 1861 in Virchow's Archiv (Bd. XXI) die bedeutungsvolle Abhandlung über Phosphorvergiftung publicirte. Hier erbrachte L. als einer der Ersten den Nachweis von dem Zusammenhang der fettigen Degeneration der Leber mit der Phosphorvergiftung. In demselben Jahre trat er auch mit »Studien über den Hoden«, die er in der »Deutschen Klinik« veröffentlichte, hervor. Ausserdem beschäftigte sich L. practisch und wissenschaftlich mit Untersuchungen in der Laryngologie, einer Disciplin, die um jene Zeit durch den von Manuel Garcia 1854 angefertigten und von Czermak 1858—1859 in die Praxis eingeführten Kehlkopfsspiegel in ein ganz neues Stadium gelangt war. Auf Grund mehrjähriger Beobachtungen lieferte er in Virchow's Archiv Bd. XXIV. eine umfangreiche, werthvolle Arbeit »über Krankheiten einzelner Theile des Larynx bedingt durch deren physiologische und anatomische Eigenschaften«, mit der er sich auch 1862 als Privatdocent für innere Medicin habilitirte. Eingehend widmete er sich fortab speciell der Laryngoscopie und vertrat den Unterricht in dieser Fertigkeit als erster Universitätslehrer in Berlin. U. a. veröffentlichte er in dieser Zeit seine anerkannt gediegene Monographie: »Die Inhalationstherapie«, ferner die »Klinik der Krankheiten des Kehlkopfes«, welche von 1863—64 in 2 Auflagen erschien. Inzwischen war durch Baerensprung's Erkrankung 1863 an paralytica dementia die Leitung der Abtheilung für Dermatologie und Syphilidologie an der Kgl. Charité in Berlin freigeworden und L. mit derselben 1864 betraut. Fortab widmete er sich ausschliesslich den genannten Disciplinen und erhielt bereits 1868 die ausserordentliche Professur. 1880 wurde er zum Mitglied des Reichs-Gesundheitsamts, 1884 zum Geheimen Medinalrath ernannt, nachdem im letztgenannten Jahre von seiner Klinik die Dermatologie abgezweigt und an Schweninger übertragen worden war. Bei Beginn des Sommersemesters 1896 trat er gänzlich von der Charitéstellung zurück, behielt jedoch sein Universitätslehramt bei und versah auch seine übrige wissenschaftliche und practische Thätigkeit in unverdrossener Weise bis zu seinem am 1. November plötzlich erfolgten Tode. Das Hauptverdienst L.'s, durch das er sich in der Geschichte seiner Disciplin einen Namen gesichert hat, besteht in der Einführung der subcutanen Sublimatinjectionen in die Syphilistherapie, über deren Erfolge er 1867 zuerst in der Doctordissertation eines seiner Schüler berichten liess und später selbst

eine zweimal aufgelegte, auch ins Russische und Englische übertragene Monographie publicirte. Ausserdem stammen von L. noch zahlreiche Einzelabhandlungen, meist Journalartikel über die verschiedensten Gebiete der Dermatologie, so über Cysticercus, parasitäre Sycosis, Akromegalie, Sklerodermie, Addison'sche Krankheit, locale Argyrose, halbseitige Atrophieen und Hypertrophieen u. v. A. Ein grosser Theil seiner Publicationen befindet sich in den Charité-Annalen, aber auch in vielen anderen Zeitschriften zerstreut. L. war ein ausserordentlich gelehrter Arzt, langjähriger Referent über seine Specialgebiete für Virchow-Hirsch's Jahresberichte und Besitzer einer ungewöhnlich umfangreichen und reichhaltigen Bibliothek, welche zum Theil der dermatologischen, zum Theil der medicinischen Gesellschaft in Berlin zufiel. Erwähnt sei auch, dass als 1879 der Krankheitsfall Prokoffjew in Petersburg für Europa eine herannahende Pestepidemie befürchten liess, L. vom deutschen Reichskanzler im Einverständniss mit der russischen Regierung mit der localen Untersuchung und Abgabe eines Obergutachtens betraut wurde. Bekanntlich fiel dies negativ aus, sodass die bereits beabsichtigte Grenzsperre unterbleiben konnte.

Bezüglich der Quellen zu L.'s Biographie vgl. Gurlt l. c. p. 201 u. Puschmann l. c.

Pagel.

Lommer, Emil L., Generalarzt I. Klasse und Korpsarzt des IV. Armeekorps mit dem Rang als Generalmajor, war am 29. Mai 1834 als Sohn eines Geistlichen in Schleusingen geboren. Ostern 1854 bezog er die militärärztlichen Bildungsanstalten in Berlin. Am 1. October 1858 trat er als Charité-Unterarzt in die Königliche Armee ein. Nachdem er darauf beim 2. leichten Feldlazareth des Gardekorps, dem 1. Gardedragonerregiment Königin von Grossbritannien und Irland, sowie bei dem Magdeburgischen Leibhusarenregiment No. 10 als Unterarzt bezw. Assistenzarzt gestanden hatte, wurde er unter Beförderung zum Stabsarzt am 27. September 1864 zum Friedrich-Wilhelms-Institut (der jetzigen Kaiser Wilhelms-Akademie) nach Berlin versetzt und blieb bei demselben bis zum 24. September 1868, wo seine Berufung als Hülfsreferent in die Militär-Medicinal-Abtheilung des Kriegsministeriums erfolgte. Diese Stellung hatte er, nachdem er unter dem 5. Januar 1871 Decernent geworden war, bis zu seiner Ernennung zum Generalarzt 2. Klasse inne, welche unter dem 4. November 1880 erfolgte und ihn an die Spitze des Sanitätskorps des IV. Armeekorps stellte. Dem letzteren Korps hat er bis zu seinem am 14. Mai während einer Dienstreise in Torgau eingetretenem Tode ununterbrochen angehört. Er wurde während dieser Zeit am 7. März 1889 zum Generalarzt I. Klasse befördert, und am 18. April 1895 wurde ihm der Rang als Generalmajor verliehen. Ausgezeichnet durch geistige und Charactereigenschaften, unermüdlich thätig in der Erfüllung seiner Berufspflichten, war es seine Lebensaufgabe, mit seiner grossen Thatkraft die weitere Entwickelung des Militärmedicinalwesens in seinem Korps zu fördern und seinen Untergebenen als leuchtendes Vorbild voranzugehen.

Deutsche militärärztliche Zeitschrift 1896 p. 272.

Pagel.

Meyer, Julius M., Arzt und Geheimer Sanitätsrath in Berlin, wurde hierselbst 1820 geboren. Er besuchte zuerst die Bartel'sche Privatschule und später das Joachimsthal'sche Gymnasium, das er 1839 mit dem Zeugniss der Reife verliess, um in Bonn dem Studium der Heilkunde obzuliegen. Hier blieb er drei Semester lang und hörte bei Wilhelm Schlegel, Ernst Moritz Arndt,

Gottfried Kinkel u. A. geschichtliche, litterargeschichtliche und philosophische, sowie bei Treviranus, Goldfuss, Nöggerath, Naumann, Nasse und Weber naturwissenschaftlich-medicinische Vorlesungen. Dann kehrte er wieder nach Berlin zurück, wo er Johannes Müller, Schönlein, Dieffenbach, Romberg, Jüngken, Froriep, Kluge, Wolff, Simon, Schlemm zu Lehrern hatte und am 29. Juli 1843 mit der Inauguralabhandlung »de morbis false recteque diagnoscendis« den Doctortitel erwarb, einer Schrift, in der er hauptsächlich nach Beobachtungen in der Schönlein'schen Klinik die Grundsätze schildert, die in jener Zeit bei der Diagnose der Krankheiten üblich waren. Nachdem er 1845 die Staatsexamina absolvirt hatte, liess er sich in seiner Vaterstadt nieder und wurde hier einer der ersten Aerzte des sogenannten »Gewerkskrankenvereins«. In dieser Stellung war er über 3 Jahrzehnte thätig. Ausserdem erwarb er eine sehr ansehnliche Privatclientel, wobei ihm nicht bloss seine wissenschaftlich-practische Schulung, sondern auch sein aussergewöhnlich menschenfreundliches, und treuherzig-biederes Wesen zu Statten kamen. Mit vieler Liebe widmete er sich auch der communalen Armenpflege in seiner Eigenschaft als langjähriger Magistratsdecernent und förderte dieselbe nach mannigfachen Richtungen. Ein besonderer Antheil gebührt ihm an der jährlichen Zusammenstellung der Formulae magistrales Berolinenses in usum pauperum. Sonst sind ausser einigen kleineren Aufsätzen schriftstellerische Leistungen nicht von ihm bekannt geworden. 1893 konnte er noch sein 50jähriges Doctorjubiläum begehen. Sein Tod erfolgte am 23. Januar.

Pagel.

Müller, Max M., Sanitätsrath und hervorragender Chirurg zu Köln a. Rh., ist als Sohn des berühmten Berliner Physiologen Johannes M. (1801—58) am 23. October 1829 zu Bonn, wo damals sein Vater noch Extraordinarius war, geboren. Seine medicinische Studien machte er seit 1848 in Berlin, Bonn und Göttingen und erlangte 1852 mit einer unter Leitung seines Vaters, den er auf seinen besonders der vergleichenden Anatomie gewidmeten Studienreisen zu begleiten pflegte, gearbeiteten Inauguralabhandlung »Observationes anatomicae de vermibus quibusdam maritimis« die Doctorwürde. Später widmete sich M. fast ausschliesslich der Chirurgie. Nach Absolvirung der Staatsprüfungen trat er als Assistent von Otto Fischer in das Bürgerhospital zu Köln ein und blieb hier 6½ Jahre lang, um 1864 die Leitung des damals begründeten St. Marienhospitals von Köln zu übernehmen. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem am 3. September 1896 erfolgten Tode, fast ausschliesslich litterarisch und practisch mit Arbeiten zur Chirurgie beschäftigt, für die er nach eigener Mittheilung sich stets durch die Arbeiten v. Langenbeck's und seiner Schüler besonders angeregt und wesentlich gefördert gefühlt hatte. Während des Feldzuges von 1870/71 war er zugleich als dirigirender bezw. consultirender Chirurg an den Kölner Militärspitälern thätig. Seine Publicationen sind meist in v. Langenbeck's Archiv erfolgt. Erwähnenswerth sind besonders die Arbeiten: »Beitrag zur Verwendung des halben Gipsgusses in der Chirurgie« (1865); »Enterotomie zur Behebung einer inneren Einklemmung« (ebenda); »Beitrag zur Statistik der Tracheotomie beim Croup« (1871); »Herniotomie nach Massenreduction« (ebenda); »Unterbindungen grösserer Gefässstämme bei Nachblutungen nach Schusswunden im Kriege 1870/71 (1873)« u. v. A.

Vgl. Gurlt l. c. p. 196; Puschmann, v. Toeply l. c.

Pagel.

Oldendorff, Adolf O., Arzt und Sanitätsrath, bedeutender Medicinalstatistiker in Berlin, wurde am 15. Dezember 1837 in Meseritz geboren. Er besuchte zunächst die Volksschule, dann die Realschule seiner Heimat und zuletzt das Kölnische Gymnasium in Berlin, das er 1852 mit dem Reifezeugniss verliess, um sich dem Studium der Heilkunde in Berlin zu widmen. Hier waren Johannes Müller, Schlemm, Hecker, Schönlein, Traube, Josef Meyer, Romberg, Remak und v. Langenbeck seine Lehrer. 1856 erlangte er auf Grund seiner Inauguralabhandlung »über die Zeichen der organischen Herzfehler« die Doctorwürde und liess sich nach erfolgter Approbation in Berlin als practischer Arzt nieder, wo er bis zu seinem am 16. Juni erfolgten Tode thätig war. O. besass ein reges Interesse für die ärztlichen Standesfragen und hat sich ausserdem durch zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten, welche sich auf dem Gebiete der Hygiene und Medicinalstatistik, besonders der Lebensversicherungsstatistik, bewegen, einen guten Namen gemacht. 1874 erschien sein anerkannt werthvolles Werk: »Die Jahresberichte der deutschen Lebensversicherungsgesellschaften und ihre Bedeutung für die Medicinalstatistik und die Versicherungsgesetzgebung«. Daran schlossen sich die nicht minder bedeutenden Publicationen: »Der Einfluss der Beschäftigung auf die Lebensdauer des Menschen« (Berlin 1877—78, 2 Hefte); »Grundzüge der ärztlichen Versicherungspraxis« (Wien und Leipzig 1882). Ausserdem veröffentlichte er noch verschiedene Aufsätze über die von ihm gepflegten Disciplinen in mehreren Zeitschriften. In seinem letzten Lebensjahre rief er noch die gediegene »Zeitschrift für sociale Medicin« ins Leben mit der Absicht, darin alle Fragen zu behandeln, die den medicinischen Unterricht, das Krankenhauswesen, die sociale Stellung der Aerzte, die Rechte und Pflichten derselben, die Theilnahme der Aerzte an der öffentlichen Hygiene etc. etc. betreffen. Leider ist diese Zeitschrift nicht über den ersten Band hinausgekommen.

Pagel.

Rigler, Karl Theodor Johannes, Arzt und bekannter Verfasser eines sehr werthvollen Werkchens, »Das medicinische Berlin« (1873), wurde am 3. August 1839 in Potsdam als Sohn eines Gymnasialdirectors geboren. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Dann bezog er die Universität Berlin zum Studium der Heilkunde, wo er 1862 mit einer Arbeit über die Lebenswärme die Doctorwürde erlangte und sich nach erfolgter Approbation als Arzt niederliess. Eine Stellung als Eisenbahnkassenarzt verschaffte ihm die Möglichkeit zur Sammlung einer Anzahl von Beobachtungen über die durch Eisenbahnunfälle hervorgerufene eigenthümliche Nerven- und Rückenmarkserscheinung, die sogenannte Railwayspine, worüber er eine Monographie betitelt: »Ueber die Folgen der Verletzungen auf Eisenbahnen, insbesondere der Verletzungen des Rückenmarks« (1879) publicirte. Weitere wissenschaftliche Ergebnisse seiner practischen Beobachtungen aus der Eisenbahnarztstellung liegen den Abhandlungen »über die Eisenbahn-Berufskrankheit«, sowie »über das Eisenbahn-Rettungswesen« zu Grunde. 1886 liess sich R. als Badearzt in Bad Nenndorf nieder. Doch musste er Kränklichkeit halber seine Praxis aufgeben; er siedelte nach Braunlage am Harz über und starb hier am 19. Dezember. Ausser den angeführten Publicationen rühren von R. noch her einige auf Standesfragen bezügliche Schriften, so: »über die Freigebung der ärztlichen Praxis«; »die Homöopathie und

ihre Bedeutung für das öffentliche Wohl« und eine geschichtliche Beschreibung des Badeortes Nenndorf zum Jubiläum desselben.

Pagel.

Schiff, Moritz, Arzt und einer der bedeutendsten Physiologen des 19. Jahrhunderts, stammt aus Frankfurt a. M. und wurde daselbst 1823 geboren. Seine medicinischen Studien machte er zunächst an dem Senckenberg'schen Institut seiner Vaterstadt und setzte dieselben in Heidelberg, Berlin und Göttingen fort; am letztgenannten Ort erlangte er 1844 die Doctorwürde. Dann widmete er sich mit lebhaftem Eifer experimentell physiologischen und zoologischen Studien, zu welchem Zwecke er Paris aufsuchte, um hier unter Magendie und Longet, sowie am Jardin des plantes zu arbeiten. Ein Product dieser Forschungen ist die 1845 erschienene und dem Berliner Zoologen Lichtenstein gewidmete Arbeit »de vi motoria baseos encephali inquisitiones experimentales«. Seine bedeutenden Kenntnisse in der Vogelkunde verschafften S. nach seiner Heimkehr eine Stellung als Kustos der Vogelsammlung des zoologischen Museums seiner Vaterstadt, in welcher er einige Jahre thätig war und sich dem Specialstudium der Vogelwelt Südamerikas widmete. Während des Revolutionsjahres 1848 betheiligte sich S. am badischen Aufstande, was zur Folge hatte, dass die später nachgesuchte Erlaubniss zur Habilitation als Privatdocent der Zoologie in Göttingen ihm verweigert wurde. Er folgte daher 1854 einem an ihn ergangenen Rufe nach Bern als Professor der vergleichenden Anatomie, wo er bis 1863 wirkte, um dann diese Stellung mit dem Lehrstuhl der Physiologie am Instituto di Studii superiori in Florenz zu vertauschen. 1876 übernahm er das gleiche Lehramt in Genf, wo er bis zu seinem am 6. October 1896 eingetretenen Lebensende verblieb. 1894 beging er sein 50jähriges Doctorjubiläum. S. genoss als Lehrer und Forscher, insbesondere als physiologischer Experimentator einen europäischen Ruf. Seine hervorragenden Leistungen betreffen besonders das Gebiet der Nervenphysiologie und stellen eine wirkliche Bereicherung desselben dar. Zu nennen sind insbesondere seine Studien über die Physiologie und Pathologie des Nervus trigeminus, sympathicus und vagus, die er 1855 unter dem zusammenfassenden Titel »Untersuchungen zur Physiologie des Nervensystems mit Berücksichtigung der Pathologie« (Frankfurt) publicierte, ferner der Abschnitt »Muskel- und Nervenphysiologie« als Theil des I. Bandes eines 1858/59 erschienenen, aber nicht fortgesetzten »Lehrbuchs der Physiologie des Menschen« (Lahr); »Untersuchungen über die Zuckerbildung in der Leber und den Einfluss des Nervensystems auf die Erzeugung des Diabetes« (Würzburg 1859); »Sul sistema nervoso encefalico« (Florenz 1865; 2. Ausg. 1873). Dazu kommen zahlreiche Aufsätze und Abhandlungen zu anderen Theilen der Physiologie und Pathologie, so über Entzündung und Circulation (1873), über Empfindungsmessung (1869), zur Physiologie der Verdauung (1868), Studien über die Gallenbildung, den Saft der Bauchspeicheldrüse, über die Function der Milz. Bemerkenswerth sind noch seine ornithologischen Arbeiten und Forschungen über Diatomeen; erstere wurden vom Prinzen L. Buonaparte in den »Mémoires présentés etc.« und dessen »Conspectus avium« herausgegeben. Die Zahl seiner Gesammtpublicationen beträgt über 200.

Quellen s. bei Gurlt l. c. p. 199. Puschmann und v. Töply l. c.

Pagel.

Schirmer, Rudolf S., Augenarzt, Professor der Augenheilkunde, Director der Augenklinik in Greifswald und Geheimer Medicinalrath, wurde daselbst

am 10. März 1831 geboren. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, studirte er auch an der dortigen Universität seit 1852 Medicin und erlangte 1856 mit einer Dissertation über den Geschmackssinn die Doctorwürde. 1857 absolvirte er die Staatsprüfung und ging dann auf eine längere Studienreise, die ihn nach Göttingen, Berlin, Wien und Paris führte, wobei er in Berlin am längsten seinen Aufenthalt ausdehnte, um unter Albrecht von Graefe sich besonders fortab der Ophthalmiatrie zu widmen. Nach Greifswald zurückgekehrt habilitirte er sich dort 1860 als erster Privatdocent für dieses Fach und erreichte durch seine Wirksamkeit, dass 1867 die Augenheilkunde von der Chirurgie getrennt und ein besonderes Extraordinariat gebildet wurde, welches S. übertragen wurde. 1873 erhielt er sogar eine ordentliche Professur, die er bis zu seinem Rücktritt Ende des Sommersemesters 1893 bekleidete. Dann lebte er im Ruhestande und starb zu Greifswald am 27. Januar 1896. Von seinen wissenschaftlichen Leistungen führen wir besonders die beiden Monographieen an: »Die Lehre von den Refractions- und Accommodationsstörungen des Auges« (Berlin 1866) und »die Krankheiten der Thränenorgane« (als Theil des grossen von Graefe-Saemisch'schen Handbuchs der Augenheilkunde).

Quellen s. bei Gurlt l. c. p. 179 und Puschmann-v. Toeply l. c.

Pagel.

Schlesinger, Wilhelm, Arzt und Schriftsteller in Wien, Begründer der »Wiener Medicinischen Blätter«, wurde 1839 in Timye in Ungarn geboren, studirte in Wien, erlangte 1864 die Doctorwürde und habilitirte sich 1864 als Docent für Gynäkologie. Schon in jungen Jahren hatte er sich dem journalistischen Berufe zugewandt; er wurde Mitarbeiter des »Wanderer«; doch trat S., als das Blatt durch Kauf in die Hände des Sistirungsministeriums überging, mit einer Reihe von Collegen aus, da die neue Richtung seiner Ueberzeugung widersprach und widmete sich fortab 1878 ganz der medicinischen Forschung. 1878 im März rief er das oben genannte medicinische Journal ins Leben und gründete Ende der 80er Jahre das Frauenkranken-Institut »Charité«, das er bis zu seinem am 19. Juni 1896 in Vöslau erfolgten Tode leitete.

Wiener med. Blätter 1896.

Pagel.

Schmidt, Benno Gottlob S., ordentlicher Honorar-Professor der Chirurgie und Director des chirurgisch-poliklinischen Instituts in Leipzig, wurde am 3. März 1826 zu Kaditz bei Dresden geboren. Seine medicinische Fachausbildung erhielt er in Leipzig, besonders unter Gebrüder Weber, Clarus und Günther; unter des Letztgenannten Leitung namentlich widmete er sich chirurgischer Specialausbildung und wurde auch, nachdem er 1850 mit der Inauguralabhandlung »De tuberculosi testiculi« die Doctorwürde erworben und auf einer längeren Studienreise Prag, Wien und Paris besucht hatte, dessen Assistent an der chirurgischen Klinik des Leipziger Jakobs-Hospitals. In dieser Stellung verblieb er bis 1857 und habilitirte sich inzwischen als Docent für Chirurgie an der Leipziger Universität. 1865 wurde er Extraordinarius, 1869 Director der chirurgischen Poliklinik, 1870 begleitete er das sächsische Feldarmeecorps als consultirender General-Arzt. Später wurde er zum Geheimen Medicinalrath und ordentlichen Honorar-Professor ernannt. Sein Tod erfolgte in Wildungen am 6. Juni, wohin er sich zur Cur begeben hatte. S. hat sich als Lehrer wie als Forscher wohlverdient gemacht. Von

seinen zahlreichen litterarischen Arbeiten erwähnen wir eine zu Günther's Operationslehre 1860/61 beigesteuerte Abhandlung: »Ueber künstlichen After, Operationen am Mastdarm, am Hoden und Hodensacke, der Blasenscheidenfistel, der Unterleibsbrüche«; ferner: »Beiträge zur chirurgischen Pathologie der Harnwerkzeuge« (1865); »Ueber die Achsendrehung der Wirbelsäule bei habitueller Skoliose und ihre Behandlung« (Leipzig 1882, Festschrift zum 60jährigen Doctor-Jubiläum von Justus Radius, überreicht von der Medicin. Gesellschaft zu Leipzig). Für Pitha-Billroth's grosses Handbuch der Chirurgie bearbeitete er das Kapitel: »Die Unterleibsbrüche«; ausserdem rühren von ihm noch mehrere Journalaufsätze her, so: über Entstehung der Oberschenkelluxationen (Wiener med. Wochenschr. 1858); Ueber Entstehung der Unterleibsbrüche (ebenda); »Ueber Temperatur der Hydrocelenflüssigkeit« (Wagner's Archiv); »Darmeinklemmung bei grossem Nabelbruche (Chir. Centralblatt 1880). Interessant ist noch seine »Anatomie am Lebenden« für Studirende und eine historische Schrift »Geschichte des Leipziger chirurgisch-poliklinischen Instituts in dem ersten halben Jahrhundert seines Bestehens (1830—1880)«.

Quellen s. bei Gurlt l. c. p. 189; Puschmann und v. Töply l. c.

Pagel.

Schneller, Johann Julius Moritz, Arzt und tüchtiger Augenarzt in Danzig, wurde am 31. Januar 1834 in Heinrichswalde, Kreis Niederung, in Ostpreussen, geboren. Er besuchte das Gymnasium in Tilsit und bezog 1850 die Universität Königsberg, wo er besonders sich an Helmholtz anschloss, unter dessen Leitung er die Inauguralabhandlung »über die Harnstoffausscheidung im Fieber« anfertigte, mit der er 1854 in Königsberg die Doctorwürde erlangte. Nachdem er die Staatsprüfung absolvirt hatte, ging er nach Berlin, um sich hier unter Albr. v. Graefe dem Specialstudium der Augenheilkunde zu widmen. Dann liess er sich 1855 als Augenarzt in Danzig nieder, wo er 1858 eine private Augenheilanstalt ins Leben rief und eine grosse Specialpraxis erlangte. S., der am 9. November 1896 starb, genoss auch in wissenschaftlichen Kreisen wegen seiner mannigfachen litterarischen Arbeiten grossen Ruf. Dieselben betreffen die verschiedensten Abschnitte der Augenheilkunde und sind meist als casuistische Mittheilungen in v. Graefe's Archiv publicirt (mit Ausnahme einer 1855 erfolgten Veröffentlichung über »Veränderungen der Augen bei Cholera« in Berliner klin. Wochenschr.). Wir citiren: »Beiträge zur Kenntniss ophthalmoscopischer Befunde bei extrabulbärer Ursache von Amblyopien und Amaurosen« (l. c. VII); »Ein Fall von Embolie der Centralarterie der Retina« (ebenda VIII, beiläufig bemerkt der erste nach v. Graefe's berühmt gewordener Beobachtung); »Zur Lehre von der Accommodation und Refraction« (ib. XVII); »Studien über das Blickfeld« (ebenda XXII u. XXIII); »Zur Lehre von der Ernährung der Netzhaut« (ebenda XXIV); »Beiträge zur Lehre vom Schielen« (ebenda XXVIII); »Die Behandlung des Trachoms durch Excision der Uebergangsfalte« (ebenda XXX).

Quellen s. bei Gurlt p. 202; Puschmann, v. Töply l. c.

Pagel.

Wagener, Guido Richard, ordentlicher Honorar-Professor der Anatomie in Marburg, war in Berlin am 12. Februar 1822 geboren, studirte in seiner Vaterstadt, besonders unter Joh. Müller, und erlangte hierselbst 1848 die Doctorwürde. Bald danach wandte er sich dem Specialstudium der Anatomie zu, wobei er sich besonders der Förderung durch E. Brücke, damaligen Assi-

stenten von Joh. Müller zu erfreuen hatte, und wurde 1857 Assistent am anatomischen Museum. 1861 habilitirte er sich als Privatdocent für Anatomie, folgte 1867 einem Ruf als Extraordinarius und Prosector nach Marburg und wurde hier später zum ordentlichen Honorar-Professor ernannt. Von den Arbeiten W.'s, der am 10. Februar 1896 starb, betrifft ein Theil die Entomologie, speciell das Studium der Eingeweidewürmer; ein anderer Theil gehört der Embryologie an. Dazu kommen Arbeiten über den feineren Bau der Muskelfaser, so Aufsätze: »Ueber die quergestreifte Muskelfibrille«; »Die Entwickelung der Muskelfaser«; »Die Entstehung der Querstreifung an den Muskelfasern«; »Ueber einige Erscheinungen an den Muskeln lebendiger Corethra plumicornis-Larven«; Ueber das Verhalten der Muskeln im Typhus«. Die betreffenden Arbeiten sind theils im »Archiv für Anat.«, theils in »Pflüger's Archiv«, sowie in den Berichten der Marburger Gesellschaft für Natur- und Heilkunde publicirt.

Quellen zu dieser Biographie sind bei Gurlt l. c. p. 180, sowie bei Puschmann-v. Töply l. c. verzeichnet.

Pagel.

Wenzel, Ernst, Professor der Anatomie in Leipzig, wurde zu Oberwitz bei Zittau als der Sohn eines Landmannes 1840 geboren, machte erst die dortige Dorfschule durch, kam darauf in das Lehrerseminar zu Bautzen, absolvirte die Lehrerprüfung, widmete sich dann erst gymnasialen Studien und begann nach bestandenem Maturitätsexamen 1860 das Studium der Heilkunde in Berlin, besonders als Schüler von Nathanael Lieberkühn und Guido Wagener, die beide damals noch als Prosectoren bezw. anatomische Assistenten dort thätig waren, erlangte 1864 mit einer die Anatomie der Sinnesorgane betreffenden Abhandlung die Doctorwürde und bald danach die Approbation als Arzt. Dann wurde er Assistent an der chirurgischen Poliklinik in Leipzig unter Benno Schmidt, habilitirte sich 1868 als Docent für Anatomie, erlangte bereits 1872 eine ausserordentliche Professur und bekleidete dieselbe bis zu seinem am 25. October 1896 erfolgten Ableben, zugleich in einer ausgebreiteten Praxis als Arzt thätig. W. ist Herausgeber eines »Atlas des makroskopischen und mikroscopischen Baues des menschlichen Körpers«, sowie eines eben solchen der Gewebelehre des Menschen und der höheren Thiere. Im Uebrigen beschäftigte er sich besonders mit der anatomischen Unterweisung von Laien, namentlich Lehrern, denen er die Elemente der Anatomie und Biologie beibrachte, zu welchem Zwecke er regelmässige öffentliche Vorlesungen über Anatomie, Physiologie und Diätetik des menschlichen Körpers und einzelner Theile desselben, sowie der Sinnesorgane, hielt.

Pagel.

Habert, Johann, Kirchenkomponist, hinterliess folgende, hier zum erstenmal gedruckte kurze Selbstbiographie:

»Ich bin am 18. October 1833 in Oberplan im südlichen Böhmen geboren worden. Mein Vater hiess Lorenz Habert, die Mutter Josefa, war die Tochter des Lehrers von Adalbert Stifter, der ebenfalls in Oberplan geboren worden ist. Neben dem Grossvater wirkte noch der Bruder der Mutter, Onkel Franz, als Lehrer. Beide ausgezeichnete Lehrer. Den Musikunterricht ertheilte Onkel Franz und ich erhielt, da ich selbst den Beruf als Lehrer erwählte, einen genügenden Unterricht im Singen, Clavier-, Violin- und Orgelspiel, in verschiedenen Blasinstrumenten (Clarinette, Horn) und lernte später im Pädagogium noch Viola und als Lehrer Posaune. Auch im Fagott übten

wir Musikschüler uns selbst. Harmonielehre lernten wir, um bezifferte Bässe spielen zu können. Auf unserem Chore wurden Messen von Mozart und Haydn und von Bühler, Schiedermayer u. dgl. Componisten aufgeführt. An Streichquartetten von Pleyel, Krommer übten wir uns im Violinspiel und erfreuten uns privat an allen Ländlern für 2 Violinen, die wir von unseren Tanzgeigern erwischen konnten. Im Orgelspiel waren es die Versetten und Fugen von Albrechtsberger u. A., welche wir in grosser Zahl auswendig lernen mussten. Als Knabe versuchte ich bereits auf eigene Faust das Componiren. Da wir unter uns gerne Duetten spielten, so lag es nahe, ein Duo für zwei Violinen zu setzen. Unser Cooperator war ein enthusiastischer Verehrer Schubert's, desgleichen mein Onkel. Durch den Linzer Dom-Organisten Pranghofer, einen gebürtigen Oberplaner, erhielten sie die Lieder Schubert's, und schrieben sich dieselben ab. Ich habe für den Onkel vier Bände abgeschrieben. An Sonntagen und später, wenn ich in den Ferien zu Hause war, musste ich dem geistlichen Herrn die Lieder begleiten. Von Haydn waren es zwei Werke, die abwechselnd in der Charwoche zur Aufführung kamen, nämlich in einem Jahre die sieben Worte, im anderen das Stabat mater. Von beiden Werken wurden nicht alle Nummern aufgeführt, jede aber immer von uns und den Zuhörern mit grosser Verehrung gehört. Im Sommer kamen immer Lehrer auf Ferien und Studenten, dann wurden auch einzelne Nummern aus der Schöpfung versucht, die der Grossvater in Stimmen abgeschrieben hatte. Im September 1848 kam ich nach Linz, um mich für das Lehrfach auszubilden. Dazumal waren zwei Klassen Unterrealschule (sogenannte vierte Klasse) und zwei Jahre Pädagogium vorgeschrieben. Als Musiklehrer hatten wir Prof. Aug. Dürrnberger, ständischen Buchhalter, der unentgeltlich lange Jahre den theoretischen Musikunterricht nach einem eigenen Lehrbuche ertheilte, und Gesammtübungen im Gesange, sowie im Gesange mit Orchesterbegleitung leitete. Im Jahre 1852 kam ich im Herbste als Unterlehrer nach Naarn, im unteren Mühlviertel in Ober-Oesterreich, und blieb dort nicht ganz 5 Jahre. In dieser Zeit erschien der I. Band der Mus. divina von Proske und ein Theil des II. Bandes, welche Partituren ich von einem Linzer Buchhändler zur Einsicht erhielt. Da mich die Musik, die mir bis dahin fremd war, sehr interessirte, kaufte ich diese Bände und lebte mich nach und nach in diesen Stil hinein, obwohl ich damals ganz der Schule lebte und Musik nur auf dem Chore trieb, auf welchem nur Schiedermayer, Bühler und Consorten aufgeführt wurden. Der riesige Abstand zwischen diesen Auswüchsen der Instrumentalmusik und dem Palestrinastile wurde mir immer klarer. Im Sommer 1857 kam ich als Unterlehrer nach Waizenkirchen im Hausruckkreise, wo mein Vetter ebenfalls Unterlehrer und Herr Josef Lang, ein Violin- und Clavierspieler mit nahezu virtuoser Technik, Oberlehrer war. Dort hörte ich bessere Kirchenmusik, lernte Bach's Clavierwerke kennen und die Werke Mozarts, Haydn's, Beethoven's für Clavier und für Clavier und Violine. Hier wurden neben dem Studium Bach's, das der alte Meister aus der Mus. divina und aus Lück's Sammlung betrieben und wurden die ersten bedeutenderen Versuche in der Composition (Messen und Offertorien) gemacht. Das war mir dazumal schon klar, dass die Schuld an der Seichtigkeit gewisser Instrumentalwerke in dem Verlassen des polyphonen Stiles lag, und dass man wieder zu demselben zurückkehren müsse, auch in der Instrumentalkirchenmusik. In jener Zeit entstanden die Augustini-Messe, die später umgearbeitet wurde und die Calasaga-Messe für 4 Singst. Streichquartett und 2 Horn.

Da die Messe im Stile Bottis geschrieben ist, so liess ich zur Verstärkung das Streichquartett notengetreu mit den Singstimmen gehen, überzeugte mich aber bald, dass diese Instrumentirung überflüssig ist und liess sie daher später weg. Im Januar 1861 kam ich als Organist nach Gmunden, da es meine Freunde für besser hielten, dass ich mich ganz der Musik widme. Hier in Gmunden wurde ich nun in den praktischen Choralgesang eingeführt, was später zur Folge hatte, dass ich mich noch mehr mit ihm befasste, auch in der Theorie. Daneben wurden Sechter's und Kirnberger's Schriften durchgenommen und später Marpurg's Fugenlehre und der Gradus von Fux. Bach's Orgelcompositionen, Beethoven's, Haydn's und Mozart's Werke wurden ausgedehnter kennen gelernt. Im Jahre 1862 vielleicht trat ich in ein Streichquartett ein, das kurz vorher errichtet wurde, und lernte so die Quartetten von Mozart, Haydn, Onslow und die ersten neun von Beethoven kennen; zu unseren wöchentlichen Uebungen kamen auch hie und da andere Musiker, so dass wir Clavier-Trios u. s. w. und Symphonien im Arrangement spielen konnten. 1869 gründete ich einen Musikverein, der sich die Pflege der klassischen Orchestermusik zur Aufgabe setzte. So studirte ich nur Symphonien von Mozart, Haydn, Beethoven ein, und da wir den Chorgesang ebenfalls zur Abwechslung pflegten, so kamen nach und nach grössere Chorwerke von Haydn, Beethoven, Bach, Mendelssohn zur Aufführung. Auf diese Concerte, welche der verstorbene König von Hannover mit Familie regelmässig besuchte, übte die Anwesenheit des Claviervirtuosen Labor, Königl. hannoverscher Kammerpianist, einen grossen Einfluss aus. Es kamen durch seine Mithilfe verschiedene Kammermusikwerke (Suite von Goldmark für Clavier und Violine), Sonaten von Beethoven für Clavier allein oder mit Violine, das Forellenquintett von Schubert, das Clavierquintett von Schumann u. A. zur Aufführung und Clavierconcerte von Mozart und Beethoven und die Chorphantasien von Letzterem. 1868 erschien zum ersten Male die »Zeitschrift für katholische Kirchenmusik«, welche sich insbesondere auch die Verbesserung der kirchlichen Instrumentalmusik als Aufgabe stellte. Die vielfachen Studien in alten Partituren und in modernen brachten mich zur Ueberzeugung, dass der Verfall der katholischen Kirchenmusik den Hauptgrund darin hat, dass man den Choral als Cantus firmus für dieselbe ganz ausser Gebrauch gesetzt hat. In Folge dessen wurden die contrapunktischen Studien vernachlässigt, und die Kirchenmusik dann von Leuten geschrieben wie Schiedermayer und Bühler, denen diese Kunst ganz und gar unbekannt war. Nach der Versicherung eines Onkels von mir, der Lehrer in Urfahr war, und Schiedermayer persönlich gut gekannt hat, stammen die Versetten und fugirten Sätze in Schiedermayer's Messen nicht von ihm, sondern von einem andern Onkel, der dazumal als Priester in Pöstlingberg und später in Linz wirkte, und gemeinsam mit Schiedermayer arbeitete. Dieser Onkel war ein Contrapunktist und ich besitze von ihm »die Kunst der Fuge« von Bach. Ich habe daher in diesem Sinne in meiner Zeitschrift gewirkt und viele meiner Werke über Choralthemen geschrieben.

Die meisten meiner Werke sind noch Manuscript. Sie enthalten:

28 fertige Messen (darunter 11 über Choral-Motive, alle aber im polyphonen Stile); über 150 Einlagen zur Messe, bei 20 Litaneien, viele über den Choral, 20 Magnificat in den 8 Kirchentonarten über den Choral, Vesperpsalmen, Hymnen, Antiphonien u. s. w.

Für Orgel sind erschienen 4 Hefte, hauptsächlich für den praktischen

Gebrauch bestimmt, daher meist kurze Nummern (Versetten) enthaltend. Da mit der Pflege der Kirchenmusik das Orgelspiel verbunden ist, und die Erfahrung lehrte, dass zur Ausbildung derselben eine Schule und gute Orgeln nothwendig sind, so wurde durch die Zeitschrift und durch den Cäc.-Verein dahin gewirkt, dass Orgeln mit verstümmeltem Manuale und Pedale nicht mehr gebaut werden dürfen, dass letzteres 27 Tasten erhalten müsse. Zugleich wurde in der Zeitschrift mit der Veröffentlichung einer praktischen Orgelschule begonnen (1871). Von dieser Schule ist nun auch der 2. Bd. erschienen. Sie ist eingeführt im Conservatorium in Wien, in den kirchlichen Musikschulen in Aachen und Mecheln. Zur Heranbildung guter Chorkräfte, wurde eine Chorgesangschule verfasst, die in der Ebenhöch'schen Buchhandlung in Linz erschienen ist. Auch in weltlicher Musik habe ich manches versucht. Für Clavier sind erschienen Op. 4. »Mondnachtbilder« bei Spina in Wien; Op. 7. Variationen in As bei Haslinger in Wien; Op. 17. Variationen in B-dur, und Op. 38. Miniaturen bei Breitkopf & Härtel in Leipzig. Im Manuscript liegen noch vor: Kleine Stücke, 2 Sonatinen für 4 Hände und andere Clavierstücke, eine grosse Sonate für 2 Claviere zu 4 Händen, eine Sonatine für Clavier und Violine. Von Gesängen sind erschienen: ein Lied für eine Singstimme mit Piano, Op. 5 bei Spina in Wien, drei Männerchöre Op. 31, und fünf Damenquartette Op. 34 bei Breitkopf & Härtel. Andere Gesänge theils für Singstimme mit Clavier, für gemischten und Männerchor sind noch Manuscript; desgleichen drei Streichquartette und einige Orchesterwerke. Viele Werke sind im Manuscript aufgeführt worden, in der k. k. Hofcapelle in Wien, in den Domkirchen in Salzburg, Linz, St. Pölten, in vielen Stiften Oesterreichs, z. B. St. Florian, Schlägl, Seitenstetten, dann im Stifte Einsiedeln in der Schweiz u. s. w. Streichquartette sind aufgeführt worden von Kretschmann in Wien und dem Tonkünstlerverein in Berlin. Orchesterwerke hat Director Labitzky in Karlsbad aufgeführt, darunter in den Symphonieconcerten die Miniaturen für Streichorchester arrangirt und eine Serenade für grosses Orchester in 6 Sätzen.

In der Musiktheorie ist fertig: Die Lehre vom einfachen Contrapunkt im strengen Satze in den acht Kirchentonarten und im freien Satze in Dur und Moll. Die Lehre von der Nachahmung. Eine Harmonielehre ist halb fertig und technische Analysen des wohltemperirten Claviers sind ebenfalls in Arbeit.« —

Ergänzend bemerkt ein namhafter Musikhistoriker: H. wurde von der »Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur In Böhmen« zum correspondirenden Mitgliede ernannt. Dieselbe hat auch den 1. Band seines liber gradualis edirt in der Ges.-Ausg. s. Werke, die bei Breitkopf & Härtel erscheint. H. war ein self-made-man und beherrschte vollkommen den a-capella-Stil des 16. Jahrhunderts. In seinen Kirchenwerken hält er sich an Fux, orchestrirt aber mit den Mitteln der klassischen Wiener Schule. Zu seinen weltlichen Compositionen benutzt er vielfach Formen der vorklassischen Zeit, die er thematisch ausgestaltet. In anderen hält er sich an Mendelssohn. Immer und überall schlägt der Volkston durch, der seiner Heimath, des südlichen Böhmerwaldes, und besonders das Volkslied Ober-Oesterreichs, das seine zweite Heimath wurde. Die Gediegenheit seiner Satztechnik muss oft über den Mangel freier und interessanter Erfindung entschädigen. Der Ernst der künstlerischen Erfahrung erhebt den Hörer. Der Mann wusste sich nicht zu insceniren und lebte als Halbverschollener. Die

scharfe Feder, die er in der Kirchenmus. Ztschr. führte, brachte ihm auch keine Freunde. Erst kurze Zeit vor seinem Tode anerkannte man seine Verdienste. Er starb am 1. September 1896 zu Gmunden, 62 Jahre alt.

Sonderegger, Jakob Laurenz wurde geboren am 22. Oktober 1825 im Verwalterhause des Schlosses Grünenstein im St. gallischen Rheinthale. Daselbst verlebte er auch seine ersten Jugendjahre. Wie alle seine Vorfahren seit 1580 war sein Vater Gutsverwalter auf Grünenstein und nebenbei Ammann des Dorfes Balgach, zu dem das »Schloss« gehörte. »Kein Herr und kein Bettler dabei, kein Berühmter, kein Beschimpfter: Volk im gesunden Sinne des Wortes«, so sagt S. selbst von diesen Vorfahren. Die für bäuerliche Verhältnisse sehr gebildete Mutter, eine herzensgute und fromme Frau mit vorzüglichen Eigenschaften des Gemütes und Verstandes, erzog den jungen Laurenz mit grosser Sorgfalt und Liebe und noch in späteren Jahren gedenkt er ihrer mit Verehrung. Der intelligente Knabe war körperlich schwächlich und man konnte nicht daran denken, ihm die Pflugschar in die Hand zu geben, für die seine Kraft nicht ausreichte. Dafür sollte er ein Neues pflügen auf anderem Boden! Frühe schon erwachte in ihm der Genius, der ihm im dunkeln Drange die Wege wies, den Weg zur »gelehrten« Laufbahn. Robinson und Christoph Schmid's Jugendschriften waren seine treuen Begleiter, wenn er auf der Weide das Vieh hütete, und schon in den Knabenjahren regte sich in ihm der Wunsch, ein Helfer der leidenden Menschheit, ein Arzt zu werden. Nachdem er die Dorfschule zu Balgach durchlaufen, kam er in die Sekundarschule nach Rheineck. Daselbst wirkte damals ein vorzüglicher Lehrer, der Vielen vieles gewesen ist, J. J. Arbenz, ein Mann, wie S. selbst sagt, »von der Gestalt und auch vom Geiste Joh. Peter Hebel's«. Die Gymnasialstudien absolvierte S. in St. Gallen, im sogenannten Bubenkloster, neben einer Reihe von tüchtigen Jugendgenossen, von denen mancher mit ihm in inniger Freundschaft verbunden blieb auch im späteren Leben. Neben tüchtigen philologischen Studien wurden auch die naturwissenschaftlichen gepflegt; hier wirkte vor allem durch den Zauber und die Macht seiner Lehrerpersönlichkeit Professor Peter Scheitlin, ein Weiser nicht nur, sondern ein »Vater« auch der Armen und Hülflosen, der als Grabschrift das Wort sich wünschte: Incitavit. Sein Schüler S. ist nicht umsonst zu seinen Füssen gesessen. Dagegen meint dieser letztere, in den Geist des klassischen Altertums sei er dennoch nicht eigentlich eingedrungen. Es habe ihm damals mehr nur Spass gemacht, mit Horazischen Sentenzen und Homerischen Versen um sich zu werfen. Aber darum hat er doch sein Latein und Griechisch wohl besser und vollkommener erfasst, als der Durchschnittsstudent von heute. S. schrieb nicht nur, er sprach auch ein gutes Latein und setzte später manchmal andere, die auch studiert, in Verlegenheit durch gelegentliche lateinische Ansprachen. Man hatte ihm nämlich, als er 1848 nach Wien ging, gesagt, dass dort noch lateinisch doziert werde. Daraufhin machte er sich besonders sattelfest in dieser Sprache. In Wien wurde nun freilich deutsch gesprochen; aber sein Latein hat er behalten und das kleine Bändchen Horazischer Oden, sein Handexemplar, das er besass, ist ein so strapaziertes Stück, mit so viel Strichen, Zeichen und Anmerkungen von seiner Hand versehen, dass es wohl auch im späteren Leben nicht als Paradestück im Bücherschafte stand, sondern sein Freund und Begleiter geblieben ist. Seine spärliche Mussezeit widmete er überhaupt gerne der Lektüre und im Laufe der

Jahre sammelte er sich eine recht schöne Bibliothek, »die von vorne anwuchs und von hinten abstarb«, wie er launig bemerkt. Dass ihm auch neben der fachwissenschaftlichen und schöngeistigen Litteratur das »Buch der Bücher« nicht fremd, sondern allezeit eine Schatz- und Rüstkammer gewesen ist, aus der er »altes und neues« hervorzuholen wusste und für sich selber Gewinn gezogen hat, das weiss jeder, der seine Schriften kennt und den Geist, der aus ihnen spricht, den Geist eines lebendigen Christentums. 1845 bezog S. wohl ausgerüstet die Universität Zürich, ein fleissiger Student, der »in Wonne schwelgte über den vorzüglichen Unterricht berühmter Lehrer«, wie Oken, Oswald Heer, Nägeli, Kölliker, Hasse u. s. w. »Ich genoss das Glück«, schreibt er später, »einen schlechten Magen zu haben; viele brave, junge Leute sah ich an ihrem guten Magen zu Grunde gehen; mir war die Tugend leicht gemacht«. Er war dennoch fröhlich und genoss das Studentenleben mit vollem Herzen. 1847 war er unmittelbarer Zeuge der folgenschweren Ereignisse im Vaterlande. Er folgte nämlich als ärztlicher Begleiter einem Transport Verwundeter im Sonderbundskriege von Gisliskon nach Muri, später einem solchen von Aarau nach Zürich. Dann aber, 1848, gings nach Deutschland und zwar zuerst nach Würzburg. Auf der Durchreise Frankfurt berührend, versäumte er nicht, in der Paulskirche »die grossen, weisen Redner anzustaunen, die in den Wolken stritten und sich gar nicht darum kümmerten, dass sie keinen Boden unter den Füssen hatten«. Im Herbst 1848 treffen wir ihn in Wien, wo er sich für die grossen Lehrer begeisterte, die damals dort wirkten: Hebra, Skoda, Rokitansky, vor allem für Semmelweiss, den Geburtshelfer. Dieser machte ihm einen unauslöschlichen Eindruck durch seine erfolgreiche Bekämpfung des Puerperalfiebers, das damals noch eine erschreckende Zahl von Opfern forderte, und das dieser Vorgänger der aseptischen Methode mit so grossem Erfolge durch seine Desinfektionsmassregeln zu bekämpfen wusste. Das Bild des verehrten Lehrers schmückte später seine Studierstube und seine Hochachtung vor ihm war um so grösser, je mehr er zusehen musste, wie dessen Ideen nur verspottet wurden und keinen Eingang fanden. Bald nach seiner Ankunft in Wien brach die Revolution aus. S. blieb ruhig in der belagerten Stadt, u. a. mit seinem Kommilitonen Carl Zehnder von Zürich, dem späteren Med. Dr. und Sanitätsrat, mit dem er in seinem Streben und nachherigen Wirken so viel Verwandtes gehabt hat. Im Mai 1849 gings nach Prag, wo ihm die wissenschaftliche Thätigkeit der dortigen Hochschule imponierte. »Vor allem«, schreibt er, »glänzte Arlt, ein Arzt, Okulist, und Lehrer von Gottes Gnaden, der seine vielen Schüler und Praktikanten so begeisterte, dass fast ausnahmslos ein Jeder sich vornahm, alles andere im Stich zu lassen und Augenarzt zu werden.« Im Sommer sodann hatte er Gelegenheit, eine kleinere Choleraepidemie zu beobachten. »Mir graute vor dem Würgengel, bis ich die ersten Kranken sah und den ersten Leichenöffnungen beiwohnte. Nachher wurde die Sache mit aller Seelenruhe behandelt. Die Cholera galt damals als durchaus nicht ansteckend; die Kontagiosität wurde nur von einem Professor behauptet«, bis ein bestimmter Fall sie erwies. »Die Behandlung der Cholera war auf jeder Spitalabtheilung anders; überall fleissig und gewissenhaft, aber überall nutzlos. Es starben gut die Hälfte. In Leipzig endlich, wohin er sich zuletzt begeben, hörte S. bei Günther nur kurze Zeit, dann kehrte er 1849 nach Hause zurück, um noch im nämlichen Jahre das kantonale Staatsexamen zu machen, nicht ohne Angst, den Pass in der Tasche, um im Notfalle sogleich durchbrennen zu

können, natürlich aber mit der ersten Note. Ebenfalls noch 1849 machte er »Summa cum laude« das Doktor-Examen in Bern. Seine Dissertation handelte bezeichnenderweise über die Cholera. Und nun, am 1. Januar 1850, begann er, mit bescheidenen Erwartungen, fast zaghaft, in seinem Heimatdorfe Balgach die ebenso verdienst- als dornenvolle Laufbahn des praktischen Arztes aufzunehmen, welche er durch die Gediegenheit und den Reichtum seines Wissens, die Weite seines Blickes, die Wärme seines Herzens und den Adel seiner Gesinnung auf höhere Stufen zu heben erkoren war. Er lehrte seine Standesgenossen, die Aerzte, nicht nur das kranke Glied, sondern den ganzen Menschen, den Leib und die Seele, alle seine Verhältnisse und Umgebungen ins Auge zu fassen und zu behandeln und nach Möglichkeit zu heben. »Wissenschaftlich ist alles, wenn man es sorgfältig betreibt und menschlich bedeutungsvoll alles, wenn man nicht Maschinen-Reparateur, sondern Arzt sein will«, hat er sich später geäussert. Die Zahl seiner Patienten ward rasch eine grosse. Man hatte bald herausgefunden, dass der junge Doktor in Balgach einer sei, der etwas verstehe, und Einen verstehe, der für den leidenden Menschen auch ein Herz habe. »Es ist der beste Leutedoktor weit und breit«, so hiess es von S. bald im Rheinthale, im appenzellischen Vorder- und Mittelland, und drüben überm Rhein, im Vorarlberg und Lichtenstein. Auch aus der Hauptstadt St. Gallen war es eine wachsende Anzahl von Kranken, die seinen Rat und seine Hülfe nachsuchten, so dass er sich später veranlasst sah, jede Woche ein bis zweimal als konsultierender Arzt dorthin zu gehen. Ueber die ihn bei der Praxis leitenden Grundsätze äussert er sich selber folgendermassen: »Ohne persönliche Untersuchung habe ich nie jemanden behandelt und mich immer angestrengt, meinen Klienten das Widersinnige des Dispensierens auf blossen Bericht hin klar zu machen. Es half aber nicht viel. Der Mensch hat Bedürfnisse für Unklares wie für Unverdauliches und ich galt einfach für sonderbar, wo ich ehrlich gewesen. Ich musste in meiner Medizinstube immer an den Medizinmann der Indianer denken. Er macht einen Heidenlärm, die Sonnenfinsternis zu vertreiben, und sie vergeht auch richtig! Einen solchen Medizinmann will das Publikum haben und ein solcher darf der Arzt nicht sein: da steckt der Hacken! Ich gab Gebildeten sehr oft gar nichts, Ungebildeten etwas Milchzucker, damit sie stille halten und mir nicht mit Aderlassen und Pillen den ruhigen Ablauf des Prozesses stören. Wo eine runde klare Aufgabe vorlag, da verordnete ich, was zur Zeit gebräuchlich war. In Erfahrungssachen und auf anderer Kosten originell zu sein, ist eine Schlechtigkeit. Gott bewahre mich vor einem originellen Arzte! »Ich bin ein Narr auf eigne Hand« — dieses Wort Goethe's ist noch viel zu gelinde für den eiteln Tropf, der seinen Patienten zu seinem Versuchstiere macht.« Im Jahre 1851 gründete S. durch glücklichen Ehebund seinen eigenen Hausstand, indem er sich mit Sophie Bärlocher, der Pfarrerstochter von Rheineck, verehelichte, die ihm sein Haus »zur Burg machte, in der er sicher wohnen und aus der er mutig ausbrechen konnte in die Welt voll Arbeit und Sorge und oft voll Kampf.« Nach 13 Jahren seiner gesegneten Wirksamkeit in Balgach aber siedelte der Vielbeschäftigte nach dem grössern Altstätten über, in der Hoffnung, dort etwas mehr Ruhe zu finden. Diese ward ihm aber auch hier nicht zuteil. Immerhin hatte er es in vieler Beziehung besser und bequemer als bisher. »Mein Haus«, sagte er, »stand so schön im Garten, der Blumen und Früchte, Trauben und Feigen reichlich gewährte; unter mächtigen Bäumen plätscherte ein Brunnen. Von allen Sei-

ten strömte Luft und Licht herbei und der Ausblick war grossartig schön. Das war eine fröhliche Heimat für mich und die Meinigen.« Doch auch da sollte seines Bleibens nicht allzulange sein. Ein Mann, wie S., bedurfte eines noch grösseren und festeren Bodens, um die sich mehr und mehr dehnenden Kreise der grossen Ideen, die ihn bewegten, und der menschenfreundlichen Zwecke, die ihm vor den Augen schwebten, sicher ziehen, um mit einem Worte noch tiefgründiger und allgemeiner wirken zu können. Er bedurfte wohl auch der fortwährenden Anregung, der unmittelbaren Berührung mit den führenden Geistern und leitenden Persönlichkeiten. Darum verlegte er im März 1873 seinen Wohnsitz nach der Stadt St. Gallen, die nun für die Folgezeit bis zu seinem Tode die Stätte seines herrlichen und gesegneten Wirkens war und blieb, und deren Ruhm und Zierde er geworden ist. Was hat er hier alles gethan, geleistet, erstrebt und erzielt in den nun folgenden 23 Jahren bis zu der Stunde, da seiner müde gewordenen Hand »die Kelle und das Schwert«, die er beide unverdrossen geführt, entsank! Hier erreichte er den Zenith seiner immer vielseitiger und ausgebreiteter sich gestaltenden Wirksamkeit. Eine ganz wunderbare Fülle beruflicher, schriftstellerischer und philanthropischer Arbeit drängt sich in diese Jahrzehnte — eine Fülle, wie sie eben nur eine so reich organisierte Natur, ein so vielseitiger Geist und ein so tiefgehendes Streben, der rastlose Drang zu helfen und zu retten, ein seltener Reichtum der Menschenliebe, die ihm angeboren war, zu bewältigen vermochte. Mit demselben Idealismus, der ihn in seinen Lehr- und Wanderjahren so glücklich gemacht, hat er auch im späteren Leben alles erfasst und gethan und lebte und webte er in seinem Berufe, den er mit gründlichem Wissen und reicher Erfahrung vollständig beherrschte; aber nie ist er darin auf- und untergegangen. »Es giebt auf Erden nichts Grösseres und Schöneres«, sagt er in den »Vorposten« (pag. 536f.), »als der Mensch, er ist die schwerste und erhabenste Aufgabe des Denkens und Handelns, sein Werden und Sterben, sein Leben und Leiden Alles ist im höchsten Grade merkwürdig und rührend. Helle Augen und feine Ohren musst du mitbringen, ein grosses Beobachtungstalent und Geduld zum endlosen Lernen, einen klaren, kritischen Kopf mit eisernem Willen, der in der Not erstarkt, und doch ein warmes, bewegliches Herz, das jedes Weh begreift und mitfühlt; religiösen Halt und sittlichen Ernst, der die Sinnlichkeiten, das Geld und die Ehre beherrscht; nebenbei auch ein anständiges Aeusseres, Schliff im Umgang und Geschick in den Fingern, Gesundheit des Leibes und der Seele: das Alles musst du haben, wenn du nicht ein unglücklicher oder ein schlechter Arzt sein willst; du musst die Kameellast des Vielwissers schleppen und die Frische des Poeten bewahren, du musst alle Künste der Charlatanerie aufwiegen und dabei ein ehrlicher Mann bleiben; die Medizin muss, darauf läuft alles hinaus, deine Religion und Politik, dein Glück und Unglück sein!« Und wahrlich! dieses Ideal hat S. nicht bloss erstrebt, sondern hat es auch erreicht. Das bezeugen die vielen Tausende, denen er freundlich und verständnisvoll als ein rechter Nothelfer nahe trat, nicht nur mit seiner Kunst, sondern auch mit weisem Rat, mit einem guten, freundlich-theilnehmenden Wort. Er selbst meint zwar bescheiden am Schlusse der von ihm selbst geschriebenen Lebensskizze, die leider nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt ist: »Wenn ich in den Himmel komme, werde ich mich für die ersten fünftausend Jahre als Student der Medizin einschreiben lassen. Mit himmlischen Einsichten und Hülfsmitteln die alten Rätsel zu lösen — das müsste eine

Seligkeit sein!« Gewiss hat er Recht. Aber wir meinen, er habe auch schon hier auf dieser Erde etwas von himmlischer Seligkeit empfunden, wenn er, der so ganz die Bestätigung war zum Worte Billroth's: »Nur ein guter Mensch kann ein guter Arzt sein«, dem Drange seines liebenden Herzens genügen und seinen Mitmenschen menschlich nahe treten konnte. Hinter dem klaren Verstande, der mit ungewöhnlichen Scharfblicke die geheimnisvollen Vorgänge einer Krankheit zu erraten und die ersehnten Mittel zur Heilung — oft die einfachsten und ungesuchtesten — ausfindig zu machen wusste, ruhte ein warmschlagendes mitfühlendes Herz, stand eben zugleich der Mensch, der von sich sagen konnte: Humani nihil a me alienum puto, nichts menschliches ist mir fremd, und aus diesem von Liebe erfüllten Herzen drang mit Macht die zum Erlösen bereite That. Wie gross und anstrengend, ja geradezu aufreibend seine Praxis war — sie wurde für ihn nur der Antrieb und Ausgangspunkt zu einer noch umfassenderen Thätigkeit. »Es wächst der Mensch mit seinen grössern Zwecken.« Das gilt auch für S. »Die Hindernisse und Schwierigkeiten, mit denen der ernst angelegte Arzt zu kämpfen hat und an welchen schon so mancher gute, edle Geist sich abmühte, bis er schliesslich voller Bitterkeit mit Unverstand, Gleichgiltigkeit und Herzlosigkeit paktierte, der Dummheit ihre weite Domäne lassend, für sich den materiellen Lohn behaltend — das alles«, sagt ein Nekrolog, »förderte in ihm nur immer mächtiger den unerschütterlichen Willen, die Reform des ärztlichen Berufes, wie sie seinem innern Auge vorschwebte, auf das allein richtige Fundament zu gründen, nämlich auf eine verständige hygienische Bildung und Erziehung des Volkes in allen seinen Schichten. Darum griff der Mann, der den ganzen Tag von einem Kranken zum andern wanderte, von allen Seiten in Anspruch genommen, überall gerufen, überall gefordert, in später Stunde, wie todmüde manchmal! zur Feder; darum sprach er als Lehrer mit weithin über die Lande vernommener Stimme zu einer nach Millionen sich zählenden Gemeinde, sie unterrichtend und belehrend über die Elemente und »Vorposten« einer vernünftigen, auf die Kenntnis und Beobachtung der ewigen Naturgesetze gegründeten Gesundheits- und Krankenpflege.« Er selber äussert sich im Vorwort zur zweiten Auflage seines Buches, das erstmalig 1873 erschien, folgendermassen: »Vorposten« möchten diese Blätter sein, abgelöst zwar von der Armee der strengen Wissenschaft, aber nicht ohne Fühlung mit derselben; Vorposten, welche, auf die Gefahr hin, zusammengehauen oder vergessen zu werden, vom Generalstabe selbständiger Forscher vorgeschoben sind in Gebiete, die bisher der Gewohnheit und dem Unglücke Tribut zahlten. — Die Waffe solcher Vorposten soll das Schwert der Selbsterkenntnis sein, und ihre Parole: Humanität. Wenn ihnen auch bei dieser Expedition an Ausrüstung und Führung noch vieles fehlt, so sind sie doch erfüllt vom Bewusstsein ihrer Sendung und entschlossen, sich anständig und mit Ausdauer zu schlagen. Mögen sie manche Herzen und Häuser besetzen, wo gemütliche und gebildete Menschen wohnen und der naturwissenschaftlichen Auffassung des Lebens nicht bloss Achtung, sondern auch Liebe erobern helfen.« Das haben sie denn auch gethan, in reichstem Masse gethan. Das herrliche Buch war eine grosse That. Es vereinigt in sich alle Vorzüge, die dem Arzte und Menschenfreunde S. in so hervorragender Weise zu Gebote standen. Sorgfältige wissenschaftliche Grundlage, scharf abgegrenzte Begriffe, klare Definitionen und eine unendlich reiche Fülle von tiefster Lebensweisheit, eine prägnante, bilderreiche, durch und durch

originelle Sprache, wie sie nur einem so reich angelegten, vielseitigen, stets beobachtenden und feingebildeten Geiste, wie der S.'s eigen war und den Vorzug aller seiner Schriften, ihr eigentliches charakteristisches Merkmal, bildet. Wir müssen es uns versagen, auf den reichen Inhalt des Buches näher einzutreten. Es gilt und gelte hier eben auch das Wort: »Tolle, lege, »Nimm und lies!« Aber das wird jeder bestätigen, dem es vertraut geworden ist, dass er daran eine sozusagen unerschöpfliche Fundgrube an Lebensweisheit besitzt, die jedes Kapitel, ja jede Seite, zu einer Quelle der Belehrung und des Genusses macht. Es ist allerdings keineswegs eine leichte, aber eine ungemein anregende Lektüre, »ein Buch für Leute, die denken«, ein beredtes Zeugnis von der Geistesgrösse Eines, der um eines Hauptes Länge über die andern hinausragt. Und eine hochragende Gestalt ist er ja auch sonst gewesen, nicht bloss in seinem Heimatkanton, sondern im ganzen Schweizerlande. So recht als ein guter, tapferer Soldat ist er auf seinem Posten gestanden, allezeit zur Abwehr wie zum Angriff unerschrocken bereit. Seit dem Jahre 1863 als Mitglied des Sanitätsrates in die medizinische Verwaltung des Kantons St. Gallen eingetreten, hat er unentwegt seine Ziele verfolgt. Und diese giengen dahin, dem sanitarischen Schlendrian ein und für allemal ein Ende zu machen. Er ruhte und rastete nicht, bis es ihm gelungen war, neue gesetzliche Ordnungen für eine bessere Gestaltung des Sanitätswesens zu schaffen. »Liebenswürdig und nachgiebig in Nebensachen, aber zäh, kräftig und rücksichtslos, wenn es galt, einer neuen Idee zum Durchbruche zu verhelfen oder ein öffentliches Werk zu begründen und dessen Feinde zu bekriegen« — ja das ist die Art S.'s gewesen. Die Waffen gestreckt hat er, wenigstens in kantonalen Dingen, nie. Er kam immer wieder mit seinen Projekten bis sie durchdrangen. Der treffliche Rufer im Streit verstand es, eine immer grösser werdende Zahl von Bundesgenossen um sich zu sammeln. Wer hätte auch seiner rastlosen Energie, seinem zündenden Worte zu widerstehen vermocht! In allen grossen, bedeutungsvollen und segensreichen Reformen, welche sich in den letzten zwei Dezennien im engern und weitern Vaterlande vollzogen haben auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege, war er der Mittelpunkt, das eigentlich treibende Element, der Führer, zu dem seine Getreuen voll Vertrauen und Zuversicht aufblickten, und unter dem sie auch so manchen schönen Sieg erfochten haben gegen Engherzigkeit und Vorurteil. Auch in seinen spätern Lebensjahren noch besass seine originelle Persönlichkeit — denn dass er in seinem ganzen Wesen eine stark ausgesprochene Eigenart hatte, geht aus all' seinen Reden und Schriften deutlich genug hervor — etwas überaus anregendes und trotz der vorgerückten Jahre jugendlich frisches, das unwillkürlich packte und mitriss, aber auch alle, die ihm näher zu treten das Glück hatten, so angenehm und wohlthuend berührte. So erwarb er sich nach und nach eine unbedingte Autorität und schwang sich zu einem Ansehen empor, das seinem gesprochenen oder geschriebenen Worte von vorneherein das grösste Gewicht verlieh. Und wenn ihm auch nicht immer alles gelang, was seine impulsive Natur erzielen und sein weitausschauender Blick erstreben wollte — nie hat er darum verbittert und grollend sich zurückgezogen und seine scharf geschliffenen Geisteswaffen müde bei Seite gelegt. Sein Idealismus, sein Glaube an das Gute im Menschen, sein Drang zu helfen liessen ihn immer wieder vom schlecht unterrichteten an das besser zu unterrichtende Volk appellieren. Darin, in seiner Thatkraft, seiner Menschenliebe, seiner weisen Zurückhaltung, wo solche geboten war, und wiederum in seinem

energischen Vorwärtsdringen, wo der Augenblick günstig sich zeigte, lag das Geheimnis der grossen Erfolge, die er davongetragen, das war der Mutterschoss, aus dem all' seine Schöpfungen herausgeboren worden sind. Und es sind in der That hervorragende Schöpfungen — die S. ihr Dasein verdanken und die seinen Namen ruhmvoll tragen werden auch noch auf spätere Geschlechter. Wir nennen vorab die Schaffung des Kantonsspitals, die ganz wesentlich seiner Initiative zu verdanken ist. 1862 war er einer der Mitbegründer des ärztlichen Vereins des Kantons St. Gallen, der so recht eigentlich unter dem Zeichen der Forderung eines Kantonsspitals ins Leben gerufen wurde. S. war 15 Jahre lang sein geistreicher Präsident. »Die Stellung«, sagte er, »wurde mir sehr lieb, denn ich war ja zum Regimentstrompeter befördert und durfte Sturm blasen im zehnjährigen Kampfe um den Kantonsspital.« Seit der Mitte der 60er Jahre begann er mit Hochdruck die öffentliche Meinung hiefür zu bearbeiten. Je kühler er von den Behörden abgewiesen wurde, desto heftiger schrieb er und sprach er dafür. 1865 erschien seine Flugschrift: »Die Spitalfrage im Kanton St. Gallen, ein Wort an alle Gebildeten und Barmherzigen.« »Die Papiermenschen des ganzen Kantons«, sagte er, »haben den Spital als unnötig und als unmöglich bekämpft, der Bureaukratie sind soziale Fragen Torheiten, das wusste ich damals noch nicht; sie liebt weder Gott noch die Menschen, wohl aber fürchtet sie die Druckerschwärze, das fieng ich an zu verstehen«. Und wirklich gelang es ihm, den schweren Stein ins Rollen zu bringen. Der Grosse Rat fasste den Beschluss, für eine zu errichtende Anstalt eine Dotation von Fr. 300,000 auszusetzen. Aber noch vielfach erhoben sich dagegen kritelnde Stimmen und fehlte es an der rechten Entschlossenheit, den schönen Gedanken zu verwirklichen. Da war es wiederum S., der mit scharfer Feder 1867 ein Büchlein schrieb: »Der arme Lazarus im Culturstaate oder die öffentliche Krankenpflege im Kanton St. Gallen.« Damit schlug er durch. »Der erste, schwerste Schritt ist gethan«, heisst es in der Vorrede. »Sollen wir jetzt stille stehen und zuwarten? Und wie lange? Entweder ist die Frage der öffentlichen Krankenpflege ein schöner Traum — dann hätten wir sie besser gar nicht angefasst. Oder aber sie ist eine ernste, zeitgemässe Aufgabe, dann dürfen wir sie nicht auf unbestimmte Zeit verschieben. Nichts ist unser als die Gegenwart: wer ein Mann ist, benutzt sie und wer auf Erden seine Schuldigkeit thun will, der muss bei seinem Berufe damit anfangen. Darum erachtet es der ärztliche Verein als seine Pflicht, die Angelegenheit, für welche er zunächst verantwortlich ist, nicht einschlafen zu lassen und beauftragt seinen Berichterstatter ferner Thatsachen zu sammeln und zu veröffentlichen.« Sechs Jahre später, im Jahre 1873, war der Kantonsspital erstellt und dem Betriebe übergeben. S. aber widmete der neuen Institution, zwar nicht als behandelnder Arzt, wohl aber als unermüdlicher Inspektor und als allezeit treulich bedachter und besorgter medizinischer Leiter und Berater, seitdem ein vollgerütteltes Mass von hingebender, aufopfernder Liebe. Ein Jahrzehnt später, in die achtziger Jahre, fällt die Arbeit für die Gründung des kantonalen Asyls in Wyl. S. hatte das Material gesammelt zu welcher vom damaligen Reg.-Rat Dr. F. Curti (nunmehr Strafhausdirektor in Zürich) veröffentlichten Broschüre »Der barmherzige Samariter«, der die vorhandenen Uebelstände mit rückhaltsloser Offenheit darlegte. Am 20. November 1884 erfolgte der Beschluss des Gr. Rates, eine Anstalt für Altersschwache und Unheilbare zu gründen. Mit aller Energie arbeitete Dr. S. auf die Ver-

wirklichung des Projektes hin. Als Wortführer des kant. ärztl. Vereines veröffentlichte er ein in diesem gehaltenes Referat: »Das Asyl für Unheilbare, Kranke und Altersschwache in Kanton St. Gallen«, wiederum ausgezeichnet durch das Feuer, mit dem er für die Sache der Aermsten im Volke eintrat, und die Wucht seiner Argumente, mit der er, ein eisengepanzerter, reisiger Mann, mit Schwert und Speer auf die öffentliche Meinung eindrang. »Die Politik«, so schliesst er, »hat in den Gemeinden viel versäumt und mit einer oft gedankenlosen und grausamen Gewerbefreiheit viel versündigt; nun ist die Zeit gekommen einen Teil des aufgelaufenen sozialen Elendes zu heilen. Anstatt der Nebelbilder der Demokratie müssen wir dem Volke demokratische Thaten zeigen!« Im Sommer 1892 erfolgte die Eröffnung der reich ausgestatteten, grossartigen Schöpfung des St. Gallischen Gemeinsinnes, die nach Wil verlegt worden. S. begrüsste sie freudig, nicht am wenigsten im Hinblicke auf die allmälig unleidlich gewordenen Zustände in der chronisch überfüllten Heil- und Pflegeanstalt für Irre in St. Pirminsberg, welcher er ebenfalls als einsichtiger und treu besorgter Inspektor Jahre hindurch nahe gestanden. Was der unermüdliche Vorkämpfer auch sonst noch für die Interessen der Gesundheits- und Krankenpflege gethan, für die Sache der Lebensmittelpolizei, als Hauptbegründer des kantonalen chemischen Laboratoriums, zur Bildung von obligatorischen Ortskrankenkassen, als unerbittlicher Feind der Kurpfuscherei und des Geheimmittelschwindels, als Herausgeber der Jahresberichte der kantonalen Sanitätsverwaltung, die eine Fülle von Anregungen und geistvollen Bemerkungen enthalten, als Lehrer und Warner in Zeiten von drohenden und herrschenden Epidemien, in schlagfertiger Rede und mit gewandter Feder, das alles zu schildern, würde der Raum nicht ausreichen. Wir erhalten den Eindruck: Es ist unglaublich, wie viel sich in den Rahmen eines kurzen Menschenlebens zusammendrängt, wenn einer seine Zeit auszukaufen versteht, und was ein Einzelner zu leisten vermag, wenn er für eine Sache begeistert ist. Und doch, wie bescheiden urteilt er selber über seine Leistungen. »Bei meinem Weggange«, schreibt er, »war das St. gallische Sanitätswesen etwas besser, als es gewesen, da ich kam: Das ist alles. Sehr viel haben die Ortsgesundheitskommissionen geleistet, angefeuert und geleitet durch die Wandervorträge des Kantonschemikers und durch manche Bezirksärzte. Die Hygiene fing an, in das öffentliche Bewusstsein langsam einzudringen und als etwas Wichtiges betrachtet zu werden, nicht bloss als eine Grille der Aerzte!« Aber auch auf eidgenössischem Boden zu wirken fand der Unermüdliche Zeit und Kraft. In seiner Stellung als Präsident des ärztlichen Centralvereins und der schweizerischen Aerztekommission wurde er der häufige Berater des Bundesrates in sanitären Fragen. Da sind zu nennen: Die gesundheitspolizeilichen Paragraphen des Fabriksgesetzes, die Vorbereitung und Begutachtung des Gesetzes über Geheimmittel, die ihn zu der Broschüre »Der Geheimmittelmarkt« veranlasste, vor allem aber die Redaktion und Motivierung des eidgenössischen Epidemiegesetzes von 1881. Die Broschüre: »Das eidgenössische Epidemiegesetz, eine Humanitätsfrage, Zürich, 1881« war sein Beitrag zur Agitation hiefür. 1883 und 1884 war er Mitglied der eidgenössischen Cholera-Kommission. Seine populäre Schrift: »Zum Schutze gegen die Cholera« wurde wiederholt aufgelegt. Im Auftrage von Bundesrat Schenk, mit dem er allezeit so trefflich zusammenwirkte, schrieb er 1889 das Schriftchen: »Das Hygieine-Institut, eine schweizerische Hochschule für Gesundheitspflege«, das ihm die Genugthuung bereitete, dass an mancher schweizerischen Universität

für Hygieine nunmehr eigentliche Lehrstühle errichtet wurden. Zweimal, 1885 und 1887, war er Delegierter des Bundesrates bei internationalen Konferenzen, so an der grossen Cholera-Konferenz in Rom und beim Hygieine-Kongress in Wien, und 1893 nahm er mit grossem Interesse Teil an den Sitzungen der Kommission zur Begutachtung eines eidgenössischen Kranken- und Unfallversicherungsgesetzes. Nicht vergessen sei auch, wie S. auf allgemein menschlichem Boden eingetreten ist für alles, was die Hebung der Volkswohlfahrt betraf. Wie kräftig hat er den Kämpfern gegen das Verderben des Alkoholgenusses die Arme gestützt! Was für scharfe Hiebe hat er selbst in diesem Kampfe ausgeteilt, so z. B. wenn er gegen den »Frühschoppen« losziehend sagte: »Er macht durstig, fidel, nachlässig und arm; er ist der eleganteste und sicherste Weg zum Verderben«. Oder bei anderer Gelegenheit: »Nehmt dem Volke die Hälfte seiner Wirtshäuser und ihr könnet die Hälfte seiner Zucht- und Irrenhäuser schliessen!« Und bei dem allem stand er allezeit seinem eigentlichen Berufe, dem des viel beschäftigten Arztes, mit vollster Hingabe vor; allerdings seine Zeit und Kraft nicht im gesellschaftlichen Vielerlei zersplitternd und selten des Abends am Wirtstische sich einfindend, sondern meist an seinem Schreibtische arbeitend, stand er auf der Höhe der allgemeinen Bildung wie der modernen Wissenschaft, von der er aber nie hochmütig herabsah, sondern aus deren Ergebnissen er immer wieder die Eine Folgerung zog: »Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst!« Das Wort zeigt, wohin des nun Heimgegangenen Angesicht durch alles hindurch gerichtet war und woher sein Leben die tiefsten Impulse empfing. Aus diesen heraus ist auch seine letzte und schönste Liebesthat erwachsen, zu der er allerdings nur noch den Grund legen, deren Vollendung er aber hienieden nicht mehr schauen durfte, zugleich eine wahre Mannesthat — seine Bestrebungen für bessere Versorgung und Erziehung armer Waisenkinder. Die Stadt St. Gallen hatte es sich zur Ehre gerechnet, den bewährten Kämpen für alles, was recht ist, was wahr und gut, in die oberste Landesbehörde, den Gr. Rat, zu entsenden, dem er schon seit 1873, erst als Vertreter seiner Heimatgemeinde Balgach, angehörte. Er ist auch in ihm eine Zierde gewesen und hat in allen das Gemeinwohl betreffenden Fragen eine von allen Parteien gleich geachtete Autorität genossen, was wohl in einem so tief vom Parteiwesen durchfurchten Kanton viel heissen muss. Schon in der »Asylfrage« war sein Urteil von massgebendem und entscheidendem Einflusse, und nun drängte es ihn, auch der armen hülfsbedürftigen Jugend sich anzunehmen, die in den Armenhäusern neben oft sehr fragwürdigen Existenzen und eng mit oft ganz schlimmen Elementen zusammengepfercht, aufwuchs, und sich zu ihrem feurigen und beredten Sachwalter zu machen. An der Hand von langjährigen Erfahrungen, besonders auch auf Grund von Aussagen authentischer Zeugen, Erkundigungen aus allen Gemeinden und Angaben der kantonalen Strafanstalt und der Gerichtsstatistik schildert er in ebenso drastischer, wie herzergreifender Weise das Elend und die Gefahren, in welchen sich die armen Waisenkinder befinden, ihrer Gemeinde weder zum Nutzen noch zur Ehre. Es ist die Broschüre, die er 1893 unter dem Titel: »Waisenkinder im Kanton St. Gallen. Eine Bittschrift an die öffentliche Meinung« als Manuscript gedruckt ausgehen liess. Wie merkwürdig. Während seiner Rheinthaler Thätigkeit war der nimmerruhende Mann wie ein hagerer Schatten durch das Land gefahren und musste sich oft für seine »Cardialgien« eine Morphiumeinspritzung machen, um nur wieder für den Augenblick leistungsfähig zu sein. Er hustete viel, so erzählt einer seiner Collegen, und man erklärte ihn damals als Phthi-

siker. Das alles ward überwunden bei unverdrossener reichlicher Arbeit, und wer ihn dann die späteren 20 Jahre in St. Gallen antraf, sah ihn kräftig und gesund; nur selten befiel ihn noch ein heftiger Magenschmerz. Doch allmälig brach auch über seine Löwennatur das Alter mit seinen Gebrechen herein. 1888 bekam er eine Lungenentzündung und blieb nachher kurzatmig. »Ich hatte nun«, sagte er, »den längst erwarteten Wink des Schicksals, nach fast 38 Jahren sehr angestrengter Thätigkeit einen dicken Strich unter meine Lebensrechnung zu machen und abzuschliessen«. Wir wissen, wie er es gethan. Immerhin schränkte er seine ärztliche Praxis stark ein und führte ein ruhigeres Leben. Im Mai 1894 erkrankte er mit Bronchitis, Pleuritis, Herzschwäche und hatte das Gefühl des nahenden Todes. Doch noch einmal rang seine zähe Natur sich empor. Aber nun musste er allerdings seine Praxis gänzlich aufgeben. »Schweren Herzens nahm ich Abschied von so manchen lieben Familien, deren Hausarzt ich gewesen.« Am 22. Oktober 1895 erlebte er seinen 70. Geburtstag, allseitig gefeiert und beglückwünscht. »Uebrigens bin ich mir«, meinte er, »an diesem Greisentage vorgekommen, wie ein Nachtwandler, der angerufen und aufgeweckt, seiner gefährlichen Stellung bewusst wird und strauchelt«. Am 20. Juni ist der seltene Mann, eine wahrhaft monumentale Persönlichkeit, der durch sein ganzes Leben hindurch das Wort zur Wahrheit gemacht: aliis inserviendo consumor, der es verstanden, seinen ärztlichen, wie seinen allgemeinen menschlichen Beruf in das Licht einer höheren Auffassung zu rücken, der für seine Ideale allezeit unerschrocken eintrat und kein Opfer zu deren Verwirklichung scheute, der den ewigen Leitsternen in seiner Brust treu blieb bis in den Tod, der Mitwelt entrissen worden. Als die Nachricht von seinem Hinschiede sich verbreite, da erweckte sie nicht nur in St. Gallen, sondern durchs ganze schweizerische Vaterland die schmerzlichste Teilnahme, das Gefühl: Nun hat es einen seiner besten und treuesten Söhne verloren und stille gestanden ist ein für seine Mitmenschen so warm schlagendes, liebeerfülltes Herz, das Herz eines, der so wahr gemacht das Wort: »Ein Mensch sein, heisst ein Kämpfer sein!« »Der Verfasser hat allen Grund, den freundlichen Leser um Nachsicht zu bitten für den schrillen Misston, mit welchem er seine ernst und gut gemeinte Arbeit abschloss« mit diesen Worten beendigt S. seine »Vorposten«, in denen er zuletzt mit beissender Ironie den Kurpfuscher geschildert. »So aber«, fährt er fort, »schliesst auch manches Menschenleben ab, welches mühevoll nach hohen Zielen strebte; so ganz besonders bricht auch mancher brave Bürger zusammen, dem das Elend seiner Mitmenschen zu Herzen ging und der in seinem Wirkungskreise sich abarbeitete ihr Leben besser zu gestalten. Denken wir an Vincent de Paula, Heinrich Pestalozzi, Gabriel Riesser, Amalie v. Lassaulx, Gustav Werner und an so viele kleinere Helden, die wohl umzubringen, aber nicht zu besiegen waren! Es giebt nur Eine Macht, welche den Menschen vor der Verzweiflung und die Völker vor dem Untergange bewahrt: Das Wohlwollen, das Erbarmen mit der Not, die Freude am Wohlergehen der Mitmenschen, das Glück zu helfen. Das ist jedem möglich und dazu ist jeder verpflichtet!« Ihm ist's möglich gewesen, weil er sich in seinem Innersten dazu verpflichtet fühlte. Darum war er auch in seinem Leben und Streben so froh und so glücklich. Dass er's war, das bezeugen die Worte, mit denen er seine Autobiographie beginnt und die es verdienen auch seine Grabschrift zu bilden:

»Wandrer stehe still, hier liegt ein Glücklicher!«

Als S. an seinem Lebensende diese Worte schrieb, meinte er das nicht

so, dass er nun froh sei, »ein Leben hinter sich zu haben, in welchem wir den Schmerz viel tiefer empfinden als die Freude«, auch nicht im Sinne »des Unzufriedenen, dem es auf Erden recht wohl ergangen, wenn er von seiner Unverschämtheit ausruhen darf«, oder auch des »Armen, der fast nichts als Elend erlebt und sich dennoch mit Verzweiflung an sein Leben angeklammert hat«. Er fühlte sich wirklich als ein »Glücklicher, der nur mit warmem, herzlichen Danke geschieden ist«, weil er in seinem Leben »eine Unsumme von Liebe und Wohlwollen seiner Mitmenschen genossen und sich den grössten Teil seiner Jahre einer einheitlichen, widerspruchslosen Lebensanschauung erfreut. Diese hat er mit Schmerzen erkämpft. Seelenruhe war ihm nicht beschieden, aber er hat wie eine ordentliche Magnetnadel, wenn auch unter fortwährenden, oft ungebührlich grossen Abirrungen, immer um denselben festen Punkt herumgeschwenkt. Er hat an Leben, Familie, Ehre und Gut viel mehr erreicht, als er je erwartet; denn er erwartete fast nichts. Sein Leben ist köstlich gewesen, denn es war Mühe und Arbeit«.

W. Niedermann.

Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Constantin, erster Obersthofmeister des Kaisers von Oesterreich, geboren 28. September 1828 zu Rotenburg, gestorben 14. Februar 1896 zu Wien. — Als Heinrich IV. Jemandem eine anschauliche Charakteristik seiner drei Minister geben wollte, liess er zuerst Villeroi kommen und rief dem Eintretenden entgegen: »Sehen Sie den Balken dort, der umzustürzen droht?« Villeroi hob den ehrerbietig geneigten Kopf nicht empor, er sah sich den Balken nicht an, er besass keine Ahnung, wo derselbe stand, wie er aussah, ob er überhaupt existierte. »Ohne Zweifel!« erwiderte er. »Da muss augenblicklich Abhilfe getroffen werden. Ich eile, das Nöthige anzuordnen.« — Jeannin, welcher sodann berufen und mit derselben Frage empfangen wurde, antwortete nach einem kurzen scharfen Blick auf den Balken: »Man muss sich dessen jedenfalls vergewissern, ich werde ihn sofort untersuchen lassen.« — Der zuletzt herbeigeholte Sully besichtigte, ohne sich weiter um den König zu kümmern, mit einem skeptischen Lächeln den Balken und brummte: »Aber Sire, was fällt Ihnen denn ein? Der Balken wird Sie und mich überdauern.« —

Hohenlohe ist — Jeannin, der Mann mit dem Muth, seine Meinung geltend zu machen, jedoch auch mit der Feinfühligkeit für die geeignete Form. In sklavischer Unterwürfigkeit sich der eigenen Persönlichkeit zu entäussern wie Villeroi, oder dieselbe mit der derben Rücksichtslosigkeit Sully's aufzudrängen: für beides war Hohenlohe zu vornehm.

Es geschah im X. Jahrhundert, dass Adelheid aus dem Königshaus der Merowinger sich mit Heinrich Herzog von Franken vermählte und ihm einen Sohn gebar, den nachmaligen Kaiser Konrad II. den Salier. Die Nachkommen aus ihrer zweiten Ehe mit Hermann dem Salier nennen sich Hohenlohe nach ihrer Stammburg, ihre Tochter Hildegarde wird die Frau Konrads von Hohenstaufen. Hujus fundatrix Templi jacet hic tumulata, Cunradi Regis Genitrix, Adilheyda vocata — heisst es auf ihrem Grabmal in der Kirche zu Oehringen. Constantin Hohenlohe ist als schwärmerischer Jüngling zu der Gruft seiner Urahne Adelheid gewallfahrtet, welche des salischen Kaisers Mutter und die gemeinsame Stammesmutter des gewaltigen Kaisergeschlechtes der Hohenstaufen, sowie des Hohenloheschen Fürstenhauses ist. Von solcher Wallfahrt kehrt man nicht als Villeroi heim: man wird vielleicht ein höfischer Mann, jedoch nimmermehr ein Höfling. Aber auch zu einem Sully muss das Zeug

einem Fürsten fehlen, welchen der deutsche Kaiser als nahen Verwandten dutzt und die Königin von England als Vetter anspricht. Wenn ein solcher Mann über das glattgebohnte Hofparquet schreitet, vernimmt man nicht das Stampfen genagelter Stiefel und das Poltern eines Knüttels, sondern das sachte Gleiten dünnsohliger Schuhe und zuweilen das Klirren eines Degens, leise, fein, mit dem Metallklang des festen und doch elastischen Stahles.

Dass er der erste Würdenträger am Hofe der Habsburger werden würde, mochte der jugendliche Oehringer Pilger freilich nicht ahnen, als er aus seiner Heimath nach Oesterreich kam. Er folgte hiebei bewährten Beispielen seines Hauses. So war der heldenhafte Türkenbezwinger Wolfgang Julius Hohenlohe im XVII. Jahrhundert Feldmarschall und Hofkriegsrath des Kaisers Leopold gewesen, und im Ulmer Dom verzeichnet ein Denkstein den Heldentod zweier Hohenlohe, die als österreichische Reiteroffiziere gegen Napoleon bei Ulm gefallen sind. So blieb es auch, als nach der Auflösung des Deutschen Reiches das Fürstenthum Hohenlohe unter die Staatshoheit von Bayern und Württemberg aufgetheilt wurde. War es ja überhaupt ein gern geübter Brauch, dass die jüngeren Söhne regierender und mediatisirter Häuser sich Beruf und Heimath in der österreichischen Armee suchten. Nun war von den Brüdern Constantins der älteste, Victor — als Erbe des letzten Landgrafen Victor Amadeus von Hessen-Rheinfels-Rotenburg — Herzog von Ratibor und Fürst von Corvey geworden. Hiedurch ging Recht und Erbe eines ersten Sohnes auf den zweiten, Chlodwig, über, welcher nun der Fürst und das Haupt der Linie wurde. Dieser, erst bayerischer Ministerpräsident, dann deutscher Botschafter in Paris, zuletzt kaiserlicher Statthalter im Elsass, ist gegenwärtig deutscher Reichskanzler. Gustav, der dritte Sohn, war Cardinal-Bischof von Albano und Erzpriester von Sta. Maria Maggiore in Rom. Der vierte und letzte der Brüder, Constantin, folgte der Tradition jüngerer deutscher Fürstensöhne und trat in das österreichische Heer.

Der junge Prinz mit dem feingeschnittenen schönen Profil, den schwermüthig verhängten Augen, der eleganten zierlichen Gestalt, der raschen und doch anmuthigen Beweglichkeit, bot in der österreichischen Uniform eine wahre Augenweide. Wie manche zärtliche Frauenseele jener empfindsamen Tage, da man noch unter Thränen lächelte und unter Lächeln weinte, hätte den reizenden zwanzigjährigen Lieutenant gern wie eine Meissener Porzellanfigur unter einem grossen Glassturz vor Schnee und Regen und Staub, besonders aber vor anderen zärtlich empfindsamen Frauenseelen behüten wollen. Aber er taugte nicht unter den Glassturz mit seiner Thatengier und Kriegslust. Der schmucke Prinz war zugleich ein schneidiger Soldat, der sich nicht im mindesten um Staub und Regen, auch nicht um Flintenkugeln und Säbelhiebe kümmerte, als er den italienischen Feldzug von 1849 mitmachte. Vier Jahre später ist er bereits Rittmeister. Im Jahre 1854, zur Vermählung des Kaisers, wird er in den k. Hofstaat eingereiht — zuerst als dienstthuender Adjutant bei dem General-Adjutanten Grafen Grünne, 1859 avancirt als Flügeladjutant in den unmittelbaren Dienst des Kaisers.

Die Leitung des Obersthofmeisteramtes übernahm Prinz Hohenlohe am 6. Juli 1866. Das Datum giebt zugleich Beweggrund und Beleuchtung für diese Ernennung: sie erfolgte drei Tage nach dem Unheilstage von Königgrätz. Dieser hatte eine verzweifelte Stimmung gezeitigt, aus welcher sich das tief erschütterte Reich nur durch völlige Umgestaltung emporzuringen getraute — keine blosse Häutung, bei welcher sich auf der neuen Haut die

alten Flecken abheben. Das Gefühl der Bitterniss konnte sich in seiner Ekstase gar nicht genug thun. Aus Oesterreich sollte Oesterreich-Ungarn, und was in jenem grossgewachsen war — nicht etwa beschnitten, gepfropft, veredelt — sondern sammt der wurmstichtigen Wurzel herausgerissen und durch neues Wachsthum ersetzt werden, Alles: Regierung, Verwaltung, Armee, Hofstaat, Hofverwaltung.

Das war eine harte Aufgabe in harter Zeit, welche dem neuen Obersthofmeister zufiel. Reform und vermeintlich ersessenes Anrecht stiessen im Widerstreit aneinander. Es ist so unbequem, aus den altgewohnten Geleisen herauszulenken, darin es sich behaglich halb im Schlummer dahinrollen liess. Man hatte nur noch die Titel der Kapitel gelesen, nun soll man ein neues Buch Wort für Wort durchlesen. Manche verstehen es überhaupt nicht, und es ist dann wie Lichtenberg's Spiegel: wenn ein Affe hineinguckt, kann kein Apostel heraussehen. Andere suchen den Reformator nach dem Recepte Nietzsches zu behandeln: »Man kann jedermann so durch Unruhen, Aengsten, Ueberhäufung von Arbeit und Gedanken abmatten und schwach machen, dass er einer Sache, die den Schein des Complicirten hat, nicht mehr widersteht, sondern nachgiebt.« — Jene aber, die den ehrlichen Willen haben mitzuthun, möchten einen Augiasstall mit dem Federwisch einer Kammerzofe säubern.

Du wirkest nicht, Alles bleibt so stumpf,
Sei guter Dinge!
Der Stein im Sumpf
Macht keine Ringe —

dachte Hohenlohe mit Goethe und liess von allen Seiten frischen Quellensprudel hereinfliessen. Wo die Unken träumerisch gequackt hatten, ruderten nun hurtige Fische, und dass ihnen kein Moos auf den Köpfen wachse, dafür sorgten etwelche Hechte. Man riss die Augen auf: der neue Obersthofmeister besass so gar nichts von dem weitverbreiteten Talente, sich führen zu lassen, während man zu führen vermeint. Ja, er zeigte sogar nicht das geringste Verständniss dafür, wenn man die alten Dinge auf das Prokrustesbett spannen wollte, um sie gewaltsam dem neuen Massstab anzupassen. Dies Alles war höchst betrübend, und es blieb nur die Hoffnung auf die langsame aber unwiderstehliche Wirkung der Zeit, welche die schärfsten Zähne jedes Räderwerkes abwetzt.

Das was Prinz Hohenlohe als den leitenden Grundgedanken der Hofverwaltung vor Augen hatte, war der Centralismus, während in der Politik gleichzeitig der Dualismus, oder etwa gar der Trialismus, als allein seligmachendes Princip galt. Aber Hohenlohe liess sich von politischen Strömungen und Unterströmungen weder fortreissen, noch legte er selbst je Hand an die Schleusen, welche dergleichen stauen oder loslassen. Dies entsprach seinem Taktgefühl und überdies dem Landesbrauche. Was anderswo den Ministern das Leben so vergällt, die Einmischung der Frauen und Hofwürdenträger in die Politik, pflegt am österreichischen Hofe nicht vorzukommen. Man hat zwar einmal von Hohenlohe das Gegentheil behauptet — es war in der Zeit, welche dem Aufgange Hohenwart's und dem Niedergange Beust's voranging. Indess stak nichts weiter dahinter, als dass Prinz Hohenlohe im Auftrage des Kaisers mehrere Staatsmänner betreffs ihres Eintrittes in die Regierung zu sondiren hatte. Allem Widerstreit der Parteien hat er stets mit der gelassenen Zurückhaltung eines Turniervogtes zugeschaut: laissez faire, laissez aller!

Hohenlohe brachte Einheitlichkeit in die weit auseinanderstrebenden,

selbstherrlich aufgeschossenen Theile der Administration. Wo sich ein vielruthiges Strauchwerk aufgebuscht hatte, wuchs nun ein Baum. Daran war das Obersthofmeisteramt der Stamm, die übrigen Hofämter das Gezweige. Das kann man abschneiden, kürzen, pfropfen, zusammenbinden, in bestimmte Wachsthumsrichtungen zwingen, wofern nur der Stamm lebensfähig bleibt. Diesen aber nährt die Wurzel, durch dieselbe sendet er die Lebenssäfte empor bis in die letzte Spitze des letzten Blattes. Das war es: Gedanken und Wille sollten bis in die äusserste Verästelung jedes Hofdienstes von dem Obersthofmeister ausstrahlen. Dies war von der inneren Gluth des Thatendranges kühn und tapfer ersonnen, aber es ging über Menschenkraft hinaus. Darum hat es ihm auch das Leben verschattet, und man konnte nicht ohne eine gewisse unwillige Bewunderung zusehen, wie er schliesslich daran zu Grunde ging, dass er von dieser Illusion nicht lassen wollte.

Anfangs freilich im Feuereifer des ersten Anlaufes achtete er nicht der Ueberlast, die er sich aufgebürdet hatte. Er häufte im Gegentheil rings von allen Seiten noch mehr hinzu, ja er freute sich in überschäumender Schaffenskraft auch wohl der Hemmnisse, weil er alle leichtlich überwand. So konnte es nur in solchem frischen Vollgefühl der eigenen Persönlichkeit geschehen, dass er das feierliche Ceremoniell, die alte spanische Etiquette, mit den Anforderungen der Neuzeit zu verschmelzen suchte, ohne es, wie dies an anderen Höfen geschah, ganz preiszugeben. Das hatte zur Folge, dass alle Fragen nur von Fall zu Fall entschieden werden konnten; denn die Eventualitäten, die unsere raschlebige Zeit mit sich bringt, bedingten immer neue Formen, die mit dem Sinn der ererbten Traditionen in Einklang gebracht werden sollten. Es gehörte ein grosser Wagemuth dazu und ein vermessenes Vertrauen auf die eigenen Nerven, sich die Verantwortung noch selbst zu erschweren für einen ehrfurchtheischenden, majestätischen, erhabenen Aufbau, welcher durch das geringste Versehen des geringsten Lakaien zusammenstürzen kann, und du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas. Dergleichen ist von dem peinlich genauen Ineinandergreifen so vieler und so verschieden gearteter Menschen abhängig, dass hiebei das Gelingen jedesmal fraglich erscheint. So gilt es, tagtäglich dicht am Abgrund über eine unsichere Stelle hinwegzuschlüpfen. Und dies noch dazu unter den scharf und richtig blickenden Augen des Kaisers, welchem ausserhalb derartiger Feierlichkeiten — wo er in der That die Majestät des Herrscherthums im höchsten Grade zu ehrfurchtweckender Geltung bringt — die einengende Etiquette nur der schmale Bergpfad ist, der zur weiten Rundschau freier Höhen hinanführt. Denn im gewöhnlichen Tagesleben ist ihm eine vornehme Ungezwungenheit, eine distinguirte Natürlichkeit eigen, um welche ihn der eleganteste Edelmann seines Reiches beneiden könnte; im Verkehr giebt er sich einfach und — mehr als blos leutselig und herablassend — gemüthvoll; mit dem Landvolk geht er in treuherziger Schlichtheit und Heiterkeit um, welche Vertrauen aus den zaghaftesten oder sprödesten Seelen und einen Redefluss von den wortkargsten Lippen lockt.

Nun trat für Hohenlohe noch der erschwerende Umstand ein, dass sich die Zahl der sonst üblichen Festlichkeiten durch Fürstenbesuche vervielfachte, wie sie Wien seit der Congresszeit so zahlreich nicht erlebt hatte. Und gerade diese farbenreichen inhaltslosen Scenen spielen sich nach einem Ceremoniell ab, das peinlich abgezirkelt, jeden Schritt regelt und nicht einmal den Dialog der Improvisation anheimgiebt. Sultan Abdul Aziz, der Wien im

Sommer 1869 besuchte, fasste freilich bei allen diesen feierlichen Veranstaltungen seinen Eindruck immer wieder in die Worte zusammen: »Ach, wie heiss ist es hier!« Auch der Schah von Persien schien sich 1873 aus der spanischen Etiquette weit weniger zu machen als die Wiener aus seinen Diamanten. Aber dasselbe Jahr brachte Mitglieder aller europäischen Regentenhäuser nach Wien zur Ausstellung, und bei Hofe gab es eine fast ununterbrochene Reihe von feierlichen Empfängen und Verabschiedungen, grossen und intimeren Festen.

Das was Prinz Hohenlohe unverändert aus seiner früheren Dienstzeit übernommen hatte, war die tägliche Dienstleistung um die Person des Kaisers. Es galt hiebei einem Herrn gerecht zu werden, welcher in ernster Auffassung seiner Regentenpflichten schon am Arbeitstisch zu finden ist, wenn seine Unterthanen noch im besten Schlummer liegen; welcher sich einer Thätigkeit, die niemals eine Abirrung der Aufmerksamkeit gestattet, mit einer beispiellosen Hingebung widmet, ohne sich hiebei die Rast zu gönnnen, auf die auch der geringste seiner Beamten Anspruch erhebt; welcher jederzeit und allüberall eine Widerstandskraft, Ausdauer, Elastizität entwickelt, die einen von Natur aus stahlharten und überdies kunstgerecht trainirten Sportsmann stolz machen würde. Wer um die Person eines solchen Herrn beschäftigt ist, sollte eigentlich alle diese Eigenschaften in höherer Potenz besitzen oder, weil dies hier ja kaum denkbar ist, er muss sie wenigstens in annähernd zulänglichem Masse bethätigen.

Aber an Hohenlohe trat auch eine Aufgabe heran, die seinen Amtsvorgängern nie den Schlaf gestört hatte, und deren Grösse sie im Wachen für ein phantastisches Traumbild gehalten hätten. Das kaiserliche Handschreiben vom 20. December 1857 an den Minister Bach hatte die Beseitigung der einengenden Umwallung, der Fortificationen und Stadtgräben von Wien angeordnet. Freiherr von Ebner-Eschenbach, der Gemahl unserer grossen Dichterin, damals Major und Vorstand der technischen Abtheilung des Genie-Comité's, legte im März 1858 in die Stadtwälle die erste Bresche. Hierbei erzielte dieser geniale und gelehrte Erfinder der elektrischen Zündmethode durch die gleichzeitige Zündung schwacher aber zahlreicher Bohrschüsse die Wirkung einer starken Demolirungsmine, jedoch ohne deren weitreichende Erschütterung, welcher die Basteihäuser zum Opfer gefallen wären. Durch das Ineinandergreifen von einem halben Hundert seiner verbundenen Bohrschüsse warf Freiherr von Ebner-Eschenbach die mächtigen Wälle wie Kindertand nieder. Nun war freie Entwicklung ermöglicht, die so lange innerhalb der Umwallungen gestaute Baulust warf sich mit der ganzen angesammelten Kraft auf den weiten Flächenraum der demolirten Mauern, der ausgefüllten Stadtgräben, der Glacisanlagen. Staats-, Gemeinde-, Privatgebäude schossen wie Pilze empor, und der Hof betheiligte sich in grossartiger Weise an dem Wettbauen. Dergleichen war seit Karl VI. nicht dagewesen, und das war gut so: was für unglückliche Bauten hätte die Geschmacklosigkeit aufgehäufelt, die von jenem kunstverständigen Fürsten ab grassirte. Nun lockte der freigewordene Raum, alles Versäumte nachzuholen, und auch das war gut so: denn ein gnädiges Geschick hatte für die grossen Werke, die erstehen sollten, auch die grossen Männer erstehen lassen, Architekten, Bildhauer, Maler, Meister des Kunsthandwerks. Auf einmal trat der blendende Reichthum zu Tage, welchen Wien an aufgespeicherter verhaltener Künstlerkraft besass. Dieselbe hervorzulocken und in verständnissinniger Weise zu verwerthen, war bezüglich der

Hofbauten dem Obersthofmeister anheimgestellt. Welche umfassende verantwortungsschwere Thätigkeit Hohenlohe in dieser Richtung zu entfalten hatte, lässt sich daraus ermessen, dass die Vollendung des Opernhauses, der Bau des naturhistorischen und des kunsthistorischen Hofmuseums, des neuen Burgtheaters, der Burgfaçaden auf dem Michaelerplatze, sowie des linken Flügels der neuen Hofburg auf dem äusseren Burgplatz in die Zeit seiner Amtsführung fallen. Auch die grossen Veränderungen im Prater sind sein Werk. Die Donauregulirung und die Weltausstellung hatten ihm theilweise Eingriffe aufgenöthigt, und diese gaben in der Folge den Anstoss zur weiteren Umgestaltung, die sich nach und über das Ganze erstreckte.

Die Oberleitung von Theatern ist auch inmitten normaler Zustände nie und nirgends eine Sinekure gewesen. In diesen künstlerischen Kleinstaaten ist die scheinbar ruhigste Evolution doch immer nur eine heimlich glimmende Revolution. Nun aber hatte Prinz Hohenlohe als oberster Chef der Hoftheater in diesem interessanten Ausschnitt seiner Wirkungssphäre nicht etwa einem naturgemässen Fortgange gemächlich zuzusehen, sondern für ausserordentliche Entwicklungsphasen ausserordentliche Massnahmen zu treffen. Ihm fiel die Aufgabe zu, sowohl die Oper als auch das Schauspiel aus den alten bescheidenen Wohnsitzen in ihre neuen Prachtresidenzen zu überpflanzen und daselbst heimisch zu machen. Es war eine heikle Doppelarbeit, die prunkvollen Paläste der schlichten Grösse einer edlen Kunsttradition anzupassen und dann diese vornehme Schlichtheit schicksam in den noch neugrellen Prunk einzufügen.

Das Burgtheater gab überdies auch in seinen inneren Verhältnissen seinem obersten Chef zu schaffen, kaum dass er das Amt angetreten hatte. Laube, der 18 Jahre lang die Direktion ausserordentlich geschickt und erfolgreich geführt hatte, gerieth plötzlich in Competenzstreitigkeiten mit dem Freiherrn von Münch-Bellinghausen, der Direktor mit dem Intendanten, der Dichter mit dem Dichter. Der weiche Halm obsiegte, der harte Laube unterlag und legte die Direktion 1867 zurück. Das Schifflein, welches seine rauhe Hand so lange sicher gelenkt hatte, trieb ohne Steuermann auf den Wellen. Hohenlohe berief den Mann, welcher ihm das neue Opernhaus mit der Künstlergenossenschaft des alten Kärntnerthortheaters zu schöner Harmonie zusammengestimmt hatte — Baron Dingelstedt. Er kam herüber zögernd, langsam, obzwar er ungemein lange Beine hatte, und fasste mit einer herrischen eleganten Bewegung das Steuer. Es sah sich nonchalant an, wie er mit den langen Armen antauchte, aber es gab aus. Ein Autokrat wie Laube, herrschte er durch lächelnde Ironie, wie jener durch die bärbeissige Rauhheit eines alten Polizeikorporals. Er liess das Steuer auch nicht los, als er schon schwerkrank darniederlag, und wenn etwas nicht nach seiner Despotenlaune ging, klagte er: »Weh dem, der liegt!« Er starb 1882 und hinterliess Hohenlohe die Sorge, abermals nach einem Direktor zu fahnden. Die Wahl fiel auf Wilbrandt, einen bedeutenden sinnigen Dichter und einen guten Menschen, der nicht als Tyrann über, sondern als Freund und Kamerade inmitten von seinen Schauspielern dirigiren wollte. Es konnte nicht ausbleiben, dass bei solchen Regierungsmaximen die zarte Besaitung seiner Poetennatur bis zu unerträglicher Disharmonie verstimmt ward. Die Nerven eines Theaterdirektors sind etwas Besonderes für sich, und es wird schon noch kommen, dass ein scharfsichtiger Anatom das Abweichende ihrer Struktur herausfindet. Wilbrandt war so einsichtig zu erkennen, dass er dergleichen

nicht besitze, und so klug, die Consequenzen aus dieser Erkenntnis zu ziehen. Er schied freiwillig 1887, und Hohenlohe berief den gegenwärtigen Direktor Burkhardt an seine Stelle.

Es wurde dessen allgemach zu viel und zu vielerlei, worüber die letzte Entscheidung bei Hohenlohe lag. Wenn in einer unübersehbaren Wirkungssphäre Alles bis auf das Detail von Einem Hirn und Einer Hand gelenkt werden soll, so giebt es keinen Gedanken mehr, der beim Auftauchen nicht schon von einem anderen verdrängt, kein Thun, darein sich nicht schon ein anderes mengen würde. Eine Retorte darf nicht geschüttelt werden, wenn sich etwas krystallisiren soll. Wenn Hohenlohe erstaunt aufblickte, weshalb eine Sache nicht nach seiner Anordnung geschehen war, so stellte sich heraus, dass nicht die wohl überdachten, sondern gerade die im Drange der Geschäfte achtlos hingeworfenen Worte bestimmend eingegriffen hatten. Jene wusste man Silbe für Silbe, wofern er nur nicht mehr davon sprach, hatte sie jedoch vergessen, sobald er danach fragte. Elektrizitätsleiter, die eben noch geladen waren, wurden zu todten Metallen, wenn er ihnen den Rücken und sich im hastigen Arbeitseifer Anderen zugewendet hatte.

Bei allem dem musste es kommen, dass Prinz Hohenlohe, der seine Verwaltung derart centralisirte, hiedurch sein Leben decentralisirte, zersplitterte, zerfaserte, und la charpie n'est pas du linge. Dies konnte auf sein erregbares Temperament nachgerade nicht ohne Einfluss bleiben und erklärt zur Genüge die zeitweilige Beweglichkeit seiner Stimmung. Wie der Wind aus einer Harfe wechselndes Getöne lockt, das ineinander rinnt, so spielte das ruhelose friedeleere Mühen auf seinen Nerven. Wenn hiebei einmal ein ungestümer Sturmstoss einen Missklang hervorrief, konnte das heissblütige Naturell für Augenblicke auch wohl der Hut einer sorgsamen Selbstzucht entschlüpfen. Dem folgte jedoch alsbald eine gewinnende Weichheit, bei welcher der betroffene Gegner die Waffen sachte hinabgleiten liess und die gekrampften Finger ausstreckte, um die entgegenkommende Hand zu fassen. Es war wie bei Vesuveruptionen: sind die Schlacken einmal ausgeschleudert, wächst auf dem Lavaboden der edelste Wein.

Auch sonst wohl durchbrach diese hinreissende Weichheit die ruhige schlichte Würde, mit welcher Prinz Hohenlohe, ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, seinen grossen Namen trug. Und mit derselben schlichten Würde trug er die Ehre, viele Feinde zu besitzen. Die Einen konnten es ihm nicht verzeihen, dass er die Wahrheit nicht durch einen Schleier oder wenigstens en profil, sondern unverhüllt en face sehen liess; Andere verletzte es, dass er seine eigenen Ansichten weder verhehlte, noch in bestrickenden Phrasen verschwemmte, noch auf das Eis legte; Manche waren erbost, dass er in seinem weitgedehnten Schaffensbereich gerade ihre Interessen nicht glatthändig angefasst hatte. Die meisten dieser Feinde schuf aber, wie gewöhnlich, der scheelsüchtige Neid auf seine Macht, auf den Glanz seiner Stellung, auf die hohen Ehren, die ihm zuströmten. Seinen sonstigen Würden hatte sich die Ernennung zum Geheimrath und Mitglied des Herrenhauses, zum Ritter des goldenen Vliesses, zum Regiments-Inhaber, zum General der Cavallerie angereiht, Grosskreuze der höchsten Orden aller Staaten sammelten sich um ihn. Er wusste jeweilig nicht mehr, ob er einen davon schon besass, und es hätte ihm genau so ergehen können wie Metternich, als er in seiner Ordensammlung durchaus nicht das Grosskreuz jenes Landes auffinden konnte, dessen Gesandter ihm eben zu einer feierlichen Audienz angemeldet worden war.

Rasch schickte er zum Juwelier um den betreffenden Orden, legte ihn an, und empfing den Audienzbewerber, der ebenso verblüfft auf den Kanzler starrte, wie dieser auf ihn. Der Gesandte überbrachte im Auftrage seines Souveräns die Ordens-Insignien, welche Metternich in der That noch nicht besessen hatte.

Was Feinde und Neider aufbrachten, war schliesslich doch nichts Anderes als seichte Paraphrasen von Grillparzer's: »Mit Monarchen ist's wie mit der Sonne; die Menschen, die ihr am nächsten sind, sind auch die schwärzesten.« Wohl — aber der Weisse, der sich am Aequator ansiedelt, wird hiedurch kein Neger. Dass er als Weisser wieder heimkehrt, davon konnte sich jeder überzeugen, dem je ein Blick in dieses Heim gegönnt war. Man musste H. inmitten seiner Kinder sehen, um zu erkennen, wie weich geartet der Mann war. In der Liebe zu ihnen konnte er sich kaum je genug thun, aus Blick und Wort sprach eine fast mütterliche Zärtlichkeit, all sein Trachten ging darauf aus, ihnen eine Freude zu machen. Er strafte nicht, er vermochte einem Missfallen keine Worte zu geben — er hörte nur auf zu lächeln. Und dies Verschwinden des Sonnenscheines wirkte mehr als bei Anderen polternder Donner. Mochte er auch noch so verstimmt nach Hause kommen, sobald er unter die Kinder trat, war er selbst wie ein Kind, das urplötzlich in seiner Verdrossenheit innehält, um höchst vergnügt ein Zuckerplätzchen zu knuspern. Der ernste Mann lachte, spielte, tollte alsbald unter und mit ihnen wie eines von ihnen. Wenn er in der Welt liebenswürdig sein konnte, hier war er würdig geliebt zu werden. Da trat erst zu Tage, dass sein Leben dort draussen nur die Kehrseite eines ungestillten gemüthstiefen Idealismus war. Ist ihm dies etwa von seinem Ahnen, dem Minnesänger Gottfried v. H. vererbt worden? Genug, es warf einen Widerstreit zwischen sein äusseres und inneres Leben. Denn mittelst derartiger Herzensregungen lässt sich ebenso wenig ein Hofregiment führen als ein Schachproblem lösen. Auf dem Hintergrunde solcher Idealbildung erstanden nothwendiger Weise manche unangenehme Verwickelungen; andererseits wurde wieder durch das Gegengewicht herzerfreuender Illusionen manches Widrige der Wirklichkeit ausgeglichen.

Der Adel sass ihm nicht allein im Geblüte, sondern auch im Gemüthe — das ist der Schlüssel zu dem oft scheinbar widerspruchsvollem Wesen Hohenlohe's. Dies Gemüth trieb nicht blos daheim die schönen Blüthen der Zärtlichkeit zu den Kindern, sondern auch draussen einen reichen Blüthenstrauss der Anhänglichkeit an den Kaiser — wie etwa ein Rosenstämmchen zur Stube herein und andererseits zum Fenster hinaus der Sonne entgegen seine Blumen leuchten und duften lässt. Es war rührend, wie sein Herz an dem kaiserlichen Herrn hing, wie sein Sinnen und Streben sich um ihn bewegte, wie treu er um ihn sorgte. Man musste es sehen, wie bei der blossen Erwähnung des Kaisers die sonst das Auge schwermüthig verschattenden Lider sich aufthaten und es unter ihnen sich plötzlich aufhellte gleich der Dämmerung, in die ein jäher Fackelschein hereinleuchtet.

Dies feinbesaitete Gemüth, wenn es verstimmt war, umzustimmen, dass es angeklungen sich wieder harmonisch austönte, ohne zu ahnen, woher ihm dies angeflogen — diese schwere Kunst verstand in bewundernswürdigem Grade die Frau, welche ihm ein gnädiges Geschick als Lebensgefährtin beschieden hatte. Prinzessin Marie zu Hohenlohe war das einzige Kind der durch Geist und Wissen berühmten Fürstin Caroline Wittgenstein. In Gesellschaft dieser hochgebildeten Mutter hatte sie während ihrer Jugendzeit Kunst

und Künstler, Wissenschaft und Gelehrte allerorten in ihren Wohnsitzen aufgesucht, in aller Welt das Schöne, Wahre, Gute in die junge Mädchenseele eingesogen. Zuletzt, als sei das Ziel solcher Pilgerschaft vor der Fürstengruft erreicht, in welcher Göthe und Schiller ruhen, liess sie sich auf der Altenburg in dem kleinen grossen Weimar heimisch nieder. Grossgezogen mit dem Geiste aller Culturvölker, aus seinen Quellen getränkt durch den Verkehr mit seinen grössten Trägern, gerieth diese Kosmopolitin als Prinzessin Hohenlohe in den kleinen Kreis, welchen etliche hundert Leute in Wien »die Welt« nennen. Ihr weiter Weltblick mochte sich wohl an dieser eng zusammengeschnürten Rundlinie stossen. Gewohnt an das anziehende, festhaltende, überwältigende Wesen eigenartiger Dichter, Künstler, Gelehrter, interessanter Menschen aus allen Ständen, mochte sie wohl ermüdet werden von der Einförmigkeit, manchmal auch von dem Mangel an Inhalt. Wie in einem streng abgeschlossenen Familienleben unterlag hier Alles unabänderlich für Alle einer gemeinsamen Schablone: Benehmen, Geberden, Ansichten, Gesprächsstoffe, selbst Worte, ja deren Aussprache und Betonung. Sie besass ein zu zartes Taktgefühl, um sich diesem Niveau nicht äusserlich anzustimmen, aber »die Welt« wird aus ihrem Wesen gleichwohl bald ein Zuviel, bald ein Zuwenig herausgewittert haben.

Ihre Erscheinung war hoheitsvoll und poetisch zugleich: Kaulbach hat sie als Tasso's Leonore gemalt, Hähnel hat seiner Raphaelstatue ihren Kopf aufgesetzt. Die ungemein wirksam hohe schlanke Gestalt, das feingerundete Oval des Antlitzes mit der unveränderlichen Farbe des pentelischen Marmors, die tiefschwarzen Haare, deren Last das Haupt kaum zu ertragen schien, zumal aber die braunen Augen mit ihrem sammetartig weichen Glanz und den traumhaften Blicken bezauberten und hielten doch zugleich mit einer gewissen Ehrfurcht jenen zurück, der nur die Frau sah und nicht die Fürstin kannte.

Und der letztere Fall trat oft ein. Denn sie war keine Christin der blossen Theorie nach, sondern übte praktisches Christenthum, indem sie unerkannt die Noth in ihren düstersten Siedlungen aufsuchte. Brentano erzählt von einem alten General, der einmal einen höchst kummervollen Menschen in den Schlosshof hereinschleichen sah, und als dessen elendes Aussehen sein starkes Herz rührte, den Armen einem Bedienten zeigte und sprach: »Prügle er mir den Menschen dort vom Hofe hinweg, denn der Kerl erbarmt mich!« Prinzessin H. besass die Kraft, sich zum Anblick des Elendes zu zwingen und die Scheu vor Krankheit und Siechthum zu überwinden, um eine opferbereite Mildthätigkeit in zielbewusster Weise anzuwenden. Auch bei gemeinnützigen Unternehmungen, wie bei der Leopoldstädter Volksküche, bei dem Feriencolonien-Verein hiess sie nicht allein die Protektorin, sondern mühte sich mit Wort und That unablässig für deren Gedeihen. Diese energische Thatkraft hier und überall, wo es Noth that, ein gutes oder ein schönes Werk zu fördern, hätte der Uneingeweihte in der Frau mit den still vor sich hinsinnenden Augen nie vermuthet. Am allerwenigsten aber, dass sie hiebei zwei Worte aus ihrem Sprachschatz ganz und gar verbannt hatte: Kleinmuth und Muthlosigkeit. Selbst ihren Gemahl und ihre Kinder lehrte sie es verlernen, wenn dergleichen etwa in einer dunklen oder dämmerungsschweren Stunde dieselben überfallen wollte.

Sie war es auch, welche dem Prinzen H. als Egeria zur Seite stand, wo es galt, in Kunstfragen eine inhaltschwere Entscheidung zu treffen. Kunstsinnig und eine Kunstkennerin im umfassendsten Sinne des Wortes, mit den

Künstlern in aller Welt nicht blos flüchtig bekannt geworden, sondern auch in beständiger Fühlung geblieben, mit dem anerzogenen weiten Weltblick die jeweiligen Verhältnisse in unbefangener Freiheit überschauend, war sie ganz ungewöhnlich befähigt, in solchen Dingen ein richtiges Urtheil abzugeben. Mit fast instinktiver Sicherheit lehnte hiebei ihre Feinfühligkeit jegliche Unnatur und Affektirtheit ab und wies dieselbe, wenn sie sich dreist vordrängte, in ihrer vornehm zurückhaltenden Weise in die Schranken.

Im Augarten formte sich allgemach um und durch sie auch eine kleine »Welt«, wo die Herren nicht ausschliesslich von der letzten Jagd und dem nächsten Rennen redeten, wo die Damen nicht allein Toiletten analytisch und Genealogien synthetisch behandelten, wo sich endlich beide nicht aus einem Sandmeer hergebrachter Gemeinplätze zu dem grünen Rasenfleckchen des Whisttisches zu retten brauchten. Das Augarten-Palais war une maison bien-causante geworden, weil die Hausfrau, von Kind auf gewohnt, eine Aristokratie des Geistes anzuerkennen, auch dessen Hochadel um sich versammelte. Es sind nicht immer vollendete Weltleute darunter, und manchem wird in der »Gesellschaft« zu Muthe, als ob er aus seinem bequemen Flaus gezerrt und in ein steifleinenes zu eng verschnittenes Gewand gestopft worden wäre.

Nun war es ein interessantes Schaustück, wie Prinz H. solche verschüchterte oder verdrossene Theoretiker des Gesellschaftslebens dahin brachte, dass sie diese unnatürliche Gewandung vergassen und ganz lustig und unbefangen die Ellbogen rührten. Wie Jemand, der sich an einem Feuer, das er eigenhändig angemacht hat, selbst erwärmen kommt, durchwärmte sich H. selbst immer mehr, je besser es ihm gelang, die vornehme Kälte äusserer Förmlichkeit durch eine Temperatur zu verscheuchen, in der sich Alles gemüthlich und heimisch fühlte. Wenn diese behagliche Stimmung einmal eine unliebsame Geschmacksentgleisung herbeiführte, oder wenn eine Pedanterie allzu breit zu werden drohte, lenkte der Hausherr mit einer zwingenden Grazie sachte ab, ohne dass der Betreffende etwas merkte. Er stak dabei voll launiger Einfälle, besass eine starke Begabung zu allezeit schlagfertigem Witze, war ein trefflicher Erzähler von Geschichten, in denen drollige Glanzlichter nur so herumtanzten wie die Sonnenfunken zwischen bewegtem Laube, und malte Menschen wie Dinge mit humoristischem Schnellpinsel vor seine höchst amüsirten Gäste.

Am nächsten standen ihm darunter die Musiker. Da war er vom Fach — nicht in dem Sinne, als ob ihm eine virtuosenhafte oder auch nur bedeutende Fingertechnik auf dem Klavier zu Gebote gestanden wäre. Aber er besass ein richtiges Verständniss und ein unfehlbares Gefühl für gute Musik und einen ungemein ausdruckstiefen Vortrag. So kam es, dass er mit seiner mässigen Technik Treffliches leistete und selbst aus dem Schnörkelwerk verwickelter Compositionen den schlichten Kern fassbar und schön hervorschälte. Sein Spiel blendete nicht, es entlastete und rührte das Gemüth — ihm selbst sowie dem, der ihm lauschte.

Der Salon des Augarten-Palastes versammelte neben heimischen auch die jeweilig in Wien anwesenden Geistesgrössen aller Nationen. Es waren dies alte Bekannte aus den Lehr- und Wanderjahren der Prinzessin H. oder bedeutende Männer, die noch keine Bekannte von ihr waren, aber es werden wollten. Es waren dies dramatische Dichter und Compositeure, die ein neues Werk für das Burgtheater oder für die Hofoper mitgebracht hatten; Maler

und Bildhauer, die eben in Wien ausstellten, oder schufen, oder schaffen wollten; Intendanten, Dramaturgen, Musiker, Dichter, Gelehrte, die zu einem Congresse oder in Verfolgung persönlicher Zwecke nach Wien gekommen waren. Es fand sich da jederzeit eine edle Auslese von interessanten Menschen zusammen, welche das geistige Niveau ihres Volkes oder Völkchens um einen Kopf überragten und diesen Kopf vor der Frau beugten, die alle ihre Eigenarten zu einer reizenden Harmonie zu einen wusste.

Am schönsten aber war es an Frühlingsabenden, wenn der Empfang hinaus verlegt wurde mitten in den herrlichen Palaisgarten vor jenen Pavillon, in dem Josef II. so gerne gesiedelt, auf die Terrasse, von welcher aus Pius VII. das Volk von Wien feierlich gesegnet hat. Schöne und bedeutende Frauen, fremde Diplomaten, hervorragende Männer des Hochadels, der Kirche, der Armee, Dichter, Künstler, Gelehrte bilden reizvolle Gruppen, zwischen denen die Causerie bald leichtbeschwingt zu den Steilhöhen des Geistes emporschnellt, bald tiefsinnig in dessen Abgründe niedertaucht. Nur kein Schleichen, nur nicht im Flachen, im Niederen hin! Da und dort schiebt irgend ein Sprachgewaltiger einen Monolog dazwischen, wie Richard Wagner, der eben aus der Schweiz zu Besuch gekommen ist. Er hat das Wort an sich gerissen und lässt es sich nicht wieder nehmen, obzwar ein kaiserlicher Prinz, der ausgezeichnet musikalische Erzherzog Wilhelm, und die geistsprühende, gleichfalls sprachgewaltige Fürstin Pauline Metternich rechts und links von ihm auch etwas zu sagen hätten.

Dafür lehnt gegen das Terrassengitter ein Mann, der nichts redet und dafür eine Cigarrette nach der anderen raucht. Das ist der Seeheld Tegetthoff. Als ihm vorhin die Prinzessin H. aus ihrem Salon ein Bild der Seeschlacht von Lissa auf die Terrasse holen liess und seine Meinung darüber abfragte, hat er gemurmelt: »Bügeleisen!« Ob er damit tadelnd sagen wollte, dass die Landratte von Maler den Schiffen die Gestalt dieses Hausgeräthes gegeben habe, oder ob das eine geringschätzige Nach- und Grabrede auf die furchtbaren italienischen Panzerkolosse war, die er vernichtet hatte — hierüber liess er sich nicht weiter aus. Es war dies einmal so seine bündige Manier im Reden, ganz so wie damals im Handeln, als er mit seinen wenigen alten Holzschiffen kurz und bündig als Keil die starke gepanzerte Schlachtlinie der Italiener durchbrach und besiegte. »Bügeleisen!« Er wandte sich von dem Bilde zu der Prinzessin mit den Worten: »Pardon, hab' zu Hause ein viel schöneres Bild von Lissa — Lithographie — soll im Volk sehr beliebt sein. Sitze da in grosser Uniform, mit dem Zweispitz auf den fliegenden Haarbüscheln, hoch zu Ross und kommandire so vom Ufer aus die Seeschlacht. Seh' unglaublich imposant aus!« — Damit hat er nun schon ganz Ausserordentliches im Reden geleistet und bleibt fortan stumm. Dicht an seiner Seite lehnt auch gegen das Terrassengitter und raucht, gleich stumm, eine Cigarette nach der anderen der Mann, der in Farben schwelgt und in Worten kargt, Hans Makart. Er ist ein ebenso verhärteter Schweiger wie Tegetthoff, vielleicht weil die Welt nicht aufhört, über beide zu reden. Sie scheinen sich vortrefflich mit einander zu unterhalten, trotzdem sie noch kein Wort gewechselt haben.

Nebenbei fehlt es ihnen auch nicht an anderem Zeitvertreib in nächster Nähe: dort brennt eben Hellmesberger sein unauslöschliches Feuerwerk von Witzen ab, und Baron Leopold Hofmann, einst »Vicekanzler«, dann gemeinsamer Finanzminister und Hoftheater-Intendant, erzählt. Er erzählt gut, inter-

essant, pikant. Er weiss Alles, er ist überall zu Hause, man sieht ihn bei Hof, in den Salons des Adels und der Finanzwelt, in Clubs, im Conservatorium und in allen Ateliers, vor und hinter den Coulissen, auf Bällen und Soiréen, auf dem Präsidentensitz aller erdenklichen künstlerischen, litterarischen, gemeinnützigen Vereinsversammlungen. Es giebt glaubwürdige Leute, die morgen behaupten werden, dass sie ihn zur selben Zeit, während er hier erzählt, im adeligen Casino bei einer Whistpartie angetroffen, Andere wieder, dass sie ihn zur selben Stunde bei Fossati ein riesiges Bouquet ankaufen gesehen haben. Wie er das anstellt, weiss kein Mensch, aber er besitzt nun einmal die schöne Gabe der Allgegenwart.

Die Sophaecke nächst der Terrassenstiege scheint der Prädestination zu unterliegen. Ein wunderlicher Zufall fügt es nämlich, dass diese selbe Ecke, welche heute sich Lord Bulwer-Lytton ausgewählt hat, in späteren Zeiten mit unwandelbarer Vorliebe Graf Nigra oder Don Juan Valera aufsuchen werden — alle drei scharfsinnige Diplomaten und feinsinnige Dichter. Eitelberger hat sich an Semper's Seite niedergelassen. der wieder einmal nach Wien geeilt ist, um sich als hl. Geist über Hasenauer niederzulassen. Dort hat sich der ewig jugendliche Arneth zu Zumbusch gesellt, der Geschichtsschreiber Maria Theresias zu ihrem dereinstigen Bildner.

Die Hochgewachsensten der Gesellschaft überragt um ein gutes Stück ein Mann mit feingeschnittenem Profil und den Allüren eines grand seigneur. Aus seinem ganzen Wesen spricht jene ungezwungene Vornehmheit, die es nicht nöthig hat, jemanden nachzuahmen oder sich etwas anzumassen, weil sie selbst zu hochgestellt ist. Das ist der ehemalige Gymnasiallehrer, Freiheitsdichter, Demokrat, Umsturzmann und jetzige Hoftheaterdirektor, Hofrath und Freiherr von Dingelstedt. Wenn man den Kopf näher betrachtet, um welchen er über die Anderen herausragt, drängt sich Einem der Gedanke auf, dass dieser grand seigneur nicht ohne Erfolg den Mephisto spielen könnte. Und wenn man ihn reden hört, vermeint man wieder, dass dieser Mephisto nicht ohne Erfolg den grand seigneur spiele. Die grobschlächtige Satire des jungen demokratischen Dichters war ein Kinderspiel gegen die feine Spötterei des alternden Freiherrn. Das sind haarscharf zugespitzte Pfeile, die urplötzlich heranschnellen und noch hinterdrein in der Wunde zischen; sie fliegen täglich, zu jeder Stunde, Niemanden verschonend. One stitch in time, saves nine — ein Stich zur rechten Zeit erspart Einem hinterdrein deren neun — denkt dabei der Schütze, freut sich schmunzelnd des Schreckens, der vor ihm hergeht, und züchtet ihn mit klugem Bedacht und schönem Erfolge. Jetzt spielt er eben, wie die Katze mit der Maus, mit Mosenthal und Weilen, »den Dichtern der inneren Stadt«, wie er sie nennt. Alles dies ist aber doch nur nebensächliches Kleb- und Schnörkelwerk. Der Mann ist nicht nur äusserlich, sondern auch innerlich hochgewachsen, und seine langen Fortschrittsbeine hätten ihm nicht viel genützt, wenn sein Geist nicht eben so weit und tüchtig ausschreiten würde. Man muss ihn bei der Arbeit beobachten, als Dramaturgen, als Direktor, als Regisseur; man muss es sehen, wie grossartig und stimmungsvoll die Scenen sich abheben, die seine Meisterhand gestellt hat; man muss es — wie bei seinen unvergesslichen Shakespearevorstellungen — erlebt haben, wie ihm auch in dem äusserlichen Nebenwerk von Schauplatz, Coulissen, Costümen, Möbeln, Hausrath, Beleuchtung nichts zu geringwerthig erschien, um es nicht in bewundernswerther Weise zur Steigerung der Illusion heranzuziehen. Es lag in dem Mann eine grosse Fülle und Stärke

von Begabung aufgestapelt — auch eine merkwürdige Vielseitigkeit. Er hätte vielleicht in gleicher Art als Parlamentarier, als Minister, als Diplomat Grosses geleistet. Es war auch der Schmerz seines Lebens, dass er nicht das Alles und manches Andere zugleich sein konnte.

Ein alter Bekannter Dingelstedt's von Weimar her hat sich in den Windschutz der Pavillonmauer geflüchtet. Wer in aller Welt kennt ihn nicht, den Mann mit dem langen schlicht niedergleitenden Haupthaar, dem farblosen durchgeistigten Antlitz, der hohen schlanken Gestalt im Priesterkleide? Wer ist unbewegt geblieben, wenn dieser Orpheus des 19. Jahrhunderts in die Tasten griff, wen hat der unvergleichliche Zauber seines Geistes nicht berückt, wenn er zu reden anfing? Und wie Wenige von allen Diesen kennen das Schönste an ihm: dass er ein unvergleichlich guter Mensch ist. Liszt hat ansehnliche Vermögen erworben und wieder verschenkt, er hat karg gelebt, um Anderen verschwenderisch zu helfen. Und dies Alles immer im Stillen, heimlich, dass die Linke nicht wusste, was die Rechte that — erst jetzt nach seinem Tode sickert hie und da in indiskret veröffentlichten Briefwechseln etwas hievon durch. Er hatte, wie der liebe Gott, viele und zuweilen wunderliche Kostgänger, auch ungeberdige und undankbare — Richard Wagner dort drüben gehört zu ihnen. Aber nach allem Ansturm und argen Enttäuschungen blieb er — wieder wie der liebe Gott — unentwegt der Allerbarmer. Er lehnt abgemüdet im Fauteuil, die lange Fahrt von Rom nach Wien scheint ihn angegriffen zu haben. Auch ist er schon in Rom vor der Abreise unwohl gewesen, so dass seine Umgebung mit drängenden Bitten nicht nachliess, bis er feierlich versprach, in der I. Wagenklasse zu fahren. Gern hat er es nicht gethan: er fährt sonst immer in der II. Klasse und hat mit diesem Grundsatz im Laufe seines langen Reiselebens schon erkleckliche Summen zusammengespart — für Andere. Aber er hat es nun einmal versprochen, und so löst er denn seufzend auf dem Römischen Bahnhof ein Billet I. Klasse zunächst bis Triest, wo er die Fahrt einige Stunden zu unterbrechen gedenkt. Da er in Triest aussteigt und den Perron entlang schreitet, kommt er an einem Mönch vorbei, der sich an einen Pfeiler lehnt. Es ist ein dürftig aussehender Kapuziner in geflickter und nicht allzu reinlicher Kutte, mit einem bleichen wehmüthigen Gesicht, aus dem ein Paar matter Augen harmvoll in die Luft starren. Liszt kann an ihm nicht vorüber, ohne ihn anzusprechen — selbstverständlich: der Mann sieht ja kummervoll aus! Der Ordensbruder klagt über Unwohlsein und Schwäche vor — Hunger: er hat den ganzen Tag keinen warmen Bissen genossen. Es ist Freitag, und doch giebt es auf allen diesen gottlosen Stationen nur Fleischspeisen. Liszt schiebt den geflickten schäbigen Kuttenärmel unter seinen Arm, führt den kummervollen Faster zum Perronausgang, setzt sich mit ihm in einen Fiaker, fährt in das vornehmste Hotel von Triest, und lässt ein grossartiges Fastendiner auftragen, wie es der arme Mönch noch nie genossen hat und wohl nie wieder geniessen wird. Was er nicht aufessen kann, muss der Kellner zu einer Flasche Bordeaux gut verpacken, worauf Liszt den Geatzten sammt dessen Proviantbündel wieder im Fiaker nach dem Bahnhof zurückbringt. Der Kapuziner scheint nicht allein etliche versäumte Mahlzeiten nachgeholt, sondern sich auch vorsorglich für einige Zeit im Vorhinein sattgegessen zu haben — die Hotelrechnung ist recht ansehnlich ausgefallen. Liszt lächelt darob mit seinem besten barmherzigen Lächeln, aber dasselbe verschwindet auf einmal. Es fällt ihm da ein gewisser Brief ein, in welchem gestern ein gewisser Mensch

an seinen bewährten Edelsinn appellirt hat, natürlich auch ein kummervoller Mensch. Plötzlich zuckt das Lächeln wieder auf, immer noch barmherzig, aber mit ein wenig Schelmerei untermengt wie bei einem kleinen Streiche, den man guten Freunden spielen will. Dann geht er hin und löst am Schalter für die Strecke Triest—Wien ein Billet — II. Klasse.

Jetzt ruhen die beiden barmherzigen Hände auf den Armlehnen aus, und Makart betrachtet unverwandt diese wunderbaren Werkzeuge, wie sie die Natur vielleicht nicht ein zweites Mal schaffen wird. Aber sein Blick lässt jählings ab sie nachzuzeichnen, da eine weisse Frauenhand in seinen Sehbereich geräth, die sich ruhsam gegen die Wange legt. Er vergisst zu rauchen, er vergisst sich anzulehnen, er vergisst, wo er sich befindet. Er ist nur noch Auge. Und schon malt die gestaltende Phantasie zu dieser Hand einen Arm, eine Büste, einen Leib. Plötzlich versagt sie, da sie den geistigen Ausdruck eines Antlitzes schaffen soll, gegen welches sich diese Hand stimmungsvoll legen könnte. Da ist die Grenze des grossen Meisters der farbenglühenden Körperlichkeit — er muss anhalten, wo das seelisch Bedeutende beginnt. Diese selbe Hand aber, die Hand der Prinzessin H. hat Carus in seiner Symbolik abgezeichnet. Sie erschien ihm als das vollkommenste Modell für die vollendetste höchste, die psychische Form, für die Hand »der schönen Seele«, der unbefangenen einfachen Grossartigkeit im Gemüthe. Solche Hände musste, wie D'Arpentigny meint, jenes orientalische Weib haben, von dem Joinville erzählt, dass es während der Belagerung von Damaskus durch Ludwig den Heiligen ein Becken mit glühenden Kohlen und ein Gefäss mit klarem Wasser dahintrug. Ein Mönch der Franken, der sie zwischen Stadt und Lager begegnete, fragte verwundert: »Was willst du thun mit diesem Wasser in deinem Gefässe, und was mit der Gluth dieser Kohlen?« — »Ich trage sie« — erwiderte das Weib — »um mit der Gluth zu verbrennen das Paradies, und mit dem Wasser zu verlöschen die Flammen der Hölle, damit die Menschen künftighin Gott lieben und ihm dienen mögen nur und ausschliessend um der Liebe willen.« —

Aus dem saftstrotzenden Lenzgrün des Rasens hebt sich die Terrasse mit dem feuerfarbenen Damast der Sitze wie ein glührother Blüthenstand. In der Höhe haben die mächtigen Kastanien an unzählbaren Kandelabern ihre weissen und rothen Blumenlichter angezündet, die ganze Tiefe ist ein einziger violetter Schimmer von Fliederbüschen. Der Abendhauch weht bald süssen Duft heran, bald aus dem Baumdunkel des öffentlichen Augartens weichverhallenden Waldhornklang, und verweht beide wieder sachte in den Blättern der Riesenplatane, welche an der Seite der Terrasse wolkenan ragt. Platanistos — die Weitgebreitete: ein wohlverdienter Name für sie, die da ihre ungeheueren Aeste rings auslangend über den Rasenkreis gewaltig hindehnt. Sie mahnt an jene Platane auf dem Wege nach Sardes, welche Xerxes wegen ihrer Schönheit mit einem goldenen Schmucke behängte, und der er für ewige Zeiten einen eigenen Wächter stiftete. Auch dieser herrliche Baum hat einen Wächter, welcher ihm den Morgen und Abend kündet: die Amsel, die in seinem ragenden Wipfel nistet. Nun flötet sie für Frau und Kinder im Neste das Schlummerlied. Nach jeder Strophe setzt sie ab, um eine Weile nachdenklich den Menschenstimmen auf der Terrasse unten zu lauschen. Daselbst bewegt sich der Hausherr mit der ihm eigenen Beweglichkeit, die nie ein elegantes Ebenmass überschreitet, verbindend, ausgleichend, anregend zwischen den Gruppen. Die Hausfrau plaudert indessen zurückgelehnt mit

dem Lächeln, das sinnt, mit dem Blicke, der träumt. Die sammetweichen braunen Augen schauen in die Ferne, in die Traumweiten der Hoffnung oder der Erinnerung. »Flügel! Flügel!« sagt der sehnsüchtige Blick. — —

Das ist nun vorüber, wie Alles vorübergeht, und ist, als wäre es nie gewesen. Denn es kam dann auch hier allmählig, wie es hat kommen müssen. Die wuchtende Bürde, welche H. zu tragen hatte, drückte ihn empfindlich, dann schmerzhaft, zuletzt mit einem chronischen Wundgefühl. Er war es, der sie auf seine Schultern geladen und sich dadurch recht schlecht gegen sich selbst benommen hatte. »Ohne mich selbst ginge es mir prächtig!« — hätte auch er sagen können. Den frischen Wagemuth des jungkräftigen Mannes konnte die gezeitigte Erfahrung des alternden nicht ersetzen — ihre grelle Flamme zehrte eher in beschleunigter Gier an dem Oele seines Lebenslämpchens. Die Hemmnisse, deren er sich ehedem gefreut hatte, weil er seine Kraft an ihnen erproben konnte, thürmten sich allgemach Hügel auf Hügel, Berg auf Berg. Tiefer senkte sich die Beschattung der Lider über das Auge wie ein stiller ruhiger Vorhang über eine ruhelos bewegte Scene. Das Lächeln umschlich die Lippen nur noch als höfliche Gewohnheit, die Miene hatte den Ausdruck weltmännisch verhaltener Enttäuschung. Es lag eine eigenthümliche Anmuth auch noch in diesem Abblühen, eine schwermüthige Liebenswürdigkeit dann noch in dem Welken. Er war sich klar darüber, dass er vor Uebermüdung zusammenbreche: und dies empörte ihn gegen sich selbst, der Stolz bäumte sich gegen die Schwäche auf, die ihn verletzte und kränkte. Mit solchen Gedanken aber wird Schweres noch schwerer zu tragen. Denn »die Seele ist unter allen Giften das stärkste« — sagt Novalis — »sie ist der durchdringlichste diffusibelste Reiz; alle Seelenwirkungen sind daher bei Localübeln und entzündlichen Krankheiten höchst schädlich.« — Und H. war krank. Man lehrt, das Herz sei nichts weiter als eine fleischerne Druck- und Saugpumpe und verspüre nicht die mindeste Empfindung, selbst wenn es blosgelegt, angefasst, gepresst, ja sogar angestochen wird. Wohl — wie aber dann, wenn die Pumpe ohne Rast mit unablässiger Hast und anhaltendem Ungestüm bewegt wird? Dann versagt sie jählings — wie so häufig bei den überhasteten Menschen unserer Tage — mit dem Glück eines blitzschnellen Todes, oder sie versagt nach und nach — wie bei H. — mit dem Leiden eines langsamen Sterbens.

Wenn er sich einmal auf wenige Wochen ausspannte und nach seinem Schlosse Friedstein im Ennsthal oder nach seinem Jagdhaus in Wildalpen aufbrach, voll freudiger Erwartung, wie ein Student am ersten Ferientag, wie ein befreiter Staatsgefangener am ersten Freiheitstag — nach der ersten Woche schon zeigte es sich: sie war nicht echt gewesen, diese Ferienstimmung, diese Freiheitslust. Die ländliche Musse erquickte ihn nicht, weil die Gedanken in Wien weilten, die Zeit schlich endlos, weil nicht jede Minute schon im Vorhinein ihre bestimmte Verwendung hatte, das Essen schmeckte ihm nicht, weil er ohne Störung essen konnte, das behagliche Hinleben behagte ihm nicht, weil es behaglich war. Er konnte nicht mehr leben ohne die rastlose Beweglichkeit, die an seinem Leben nagte. Als es damit schlimmer wurde, als die aufreibende Thätigkeit nur mehr mit Kämpfen aufrecht zu erhalten war, bei welchen der Sieg jedesmal durch schmerzliches Leiden errungen wurde — selbst da dachte er nicht daran, seine Würden niederzulegen. Die Familie, die Aerzte bestärkten ihn darin: sie wussten, dass bei dem vorgeschrittenen Stadium seiner Krankheit die plötzlich eintretende Ruhe sein Tod wäre. Auch

der Kaiser wusste darum und war in rührender Weise bemüht, ihn zu entlasten, ohne dass er es merkte — er wollte ihn mit der Illusion seiner Unersetzlichkeit sterben lassen. Vor Allem wäre es H. ja ganz unverständlich gewesen, dass er nicht täglich den Kaiser sehen sollte. Er konnte sich auch durchaus nicht in die Lebensphilosophie eines Metternich finden, der aus seinem Exil Brighton an Pückler-Muskau schreibt: »Ich kenne auf der Welt nur zwei Plätze, den auf der Bühne oder den in einer Loge. Von der Bühne abgetreten, habe ich die Loge bezogen. In den Coulissen weiss ich nicht zu stehen, im Parterre finde ich die Gesellschaft zu gemischt, und das Paradies suche ich nicht in dieser Welt. Sie wissen also, wo ich zu finden bin.« — H. hätte es nie über sich gebraeht, sich von der Bühne in eine Loge zurückzuziehen — er wäre daran zu Grunde gegangen; er ist zu Grunde gegangen, weil er es nicht über sich gebracht hat.

Und so liess er buchstäblich bis zum letzten Augenblick nicht ab, unentwegt und standhaft zu erfüllen, was er als die Pflicht seines Daseins ansah. Er hat dabei viel gelitten und ist schwer gestorben. Aber wer in dieser Welt geht sonder Bitterniss zu dem dunklen Kahne des Schattenreiches, wer lächelt erwartungsvoll, wenn er dem düsteren Fährmann sein Fährgeld in die Hand drückt? Das ist Menschenloos.

Auf dem kleinen Dorffriedhof unterhalb seines steyrischen Schlosses Friedstein hat nun der vielbeneidete mächtige Mann Frieden gefunden. Von der Abendseite dunkelt der gewaltige Felsriese Grimming herüber. Auch an ihm nagen die elementaren Kräfte und werden ihn dereinst dem Erdboden gleichmachen, nur dass es länger währt: für ihn zählt es noch lange keine ganze Sekunde, das nahezu siebzigjährige Leben des stillen Mannes da unten. Auch die ungeheuren Welten dort oben am Himmel kreisen ihrer Vernichtung entgegen, nur dass es länger währt: für sie zählt es noch lange kein Billiontel einer Sekunde, das Leben des ganzen Geschlechtes von jener Cunradi Regis Genitrix, Adilheyda vocata, bis zu dem stillen Schläfer hier. Früher oder später — zu Ende geht Alles. Jener Stern des Sternbildes Aurigae hat denselben Strahl, welcher in diesem Augenblick über dem Gruftstein schimmert, gerade damals von sich ausgesandt, als der Mann, welcher unter dem Stein den letzten Schlaf schläft, seinen ersten Schlaf in der Wiege schlief. Siebzig Jahre braucht das Licht, um von ihm zur Erde zu gelangen — vielleicht ist er inzwischen längst verlöscht und erstorben, indess er für die Erdenpilger noch fortleuchtet. Solches Leuchten nach dem Erlöschen gleicht der Erinnerung der Nachlebenden an den Todten. Seit Jahr und Tag ruht er verlöscht und erstorben in der Tiefe, aber es schimmert noch etwas herauf von dem Herzen, das brechen musste, weil es sich nicht vererzen konnte.

Wien 1897. Karl Erdm. Edler.

Weber, Robert, wurde den 5. August 1824 in Rapperswyl am Zürichsee geboren. Nachdem er die Stadtschule und die Sekundarschule durchlaufen hatte, kam er 1840 ans obere Gymnasium nach Zürich und bezog drei Jahre später daselbst die Hochschule. Er studirte Theologie, Philologie, Geschichte und Philosophie, beeinflusst namentlich von Ferdinand Hitzig und Alexander Schweizer; bei Oken hörte er naturwissenschaftliche Collegia. Für eine von der theologischen Facultät gekrönte Preisschrift erhielt er ein Reisestipendium, das er, nach absolvirtem Staatsexamen, dazu verwandte, seine Studien auf der Universität Tübingen fortzusetzen, die er im Frühling 1847

bezog. Hier hörte er namentlich den Aesthetiker Vischer und den Theologen Bauer. Als die Universität im folgenden Jahre wegen des Ausbruchs der Revolution geschlossen wurde, kehrte W. in die Schweiz zurück und wurde 1850 Pfarrer in Rifferswyl (im Kanton Zürich), nachdem er an zwei anderen Orten als Vikar geamtet hatte. Hierauf wurde er Pfarrer in Oberstrass-Zürich, resignirte aber 1860 auf diese Stelle nach verschiedenen unliebsamen Vorgängen und zog den geistlichen Rock für immer aus. In dieser Zeit kam er auch mit Gottfried Keller in Berührung. Von 1860—1864 führte er die Redaktion der »Berner Zeitung« in Bern und lebte als Journalist und Privatgelehrter, von Nöthen und Sorgen aller Art heimgesucht, wie er denn von Jugend auf mit Mangel zu kämpfen hatte. Von 1867—1873 wirkte er als Lehrer und Rektor der Bezirksschule zu Seon im Kanton Aargau, dann kam er nach Aarau als Redakteur des »Aargauer Anzeigers«, übernahm 1875 das Feuilleton der »Basler Nachrichten« in Basel und hierauf die Chefredaktion des Basler »Volksfreundes«. 1877 verheirathete er sich zum zweiten Male, nachdem schon mehr als zwanzig Jahre vorher die erste Ehe geschieden worden war, und gründete die illustrirte Monatsschrift »Helvetia«, die heute noch besteht. Das letzte Jahrzehnt seines Lebens verdüsterte Krankheit aller Art und hinderte ihn beinahe gänzlich am Arbeiten. Er starb den 7. December 1896 in Basel. Robert W. entfaltete eine vielseitige schriftstellerische Thätigkeit. Aber er brachte es nirgends zu einer einigermassen bedeutenden, bleibenden Leistung, so dass er bei seinem Tode schon fast völlig in den Hintergrund getreten war. — Seine poetischen Schöpfungen sammelte er selbst in den sieben Bänden seiner »gesammelten Schriften« (Basel 1881—1886). Die Bände IV bis VII umfassen seine ziemlich belanglosen Novellen, die drei ersten seine Gedichte, deren erste Sammlung schon 1848, die letzte (»Wolken, letzte Lieder«) 1871 erschien. Er verfügte über eine gewandte Formgebung, nicht selten über viel Farbe, und zuweilen überraschen eindringliche Bilder; allein es mangelte ihm die Ursprünglichkeit der Empfindung und Erfindung und der Nachdruck der Individualität. — Die lateinische, von der theologischen Facultät der Universität Zürich 1846 gekrönte Preisschrift wurde nie gedruckt. Die Handschrift ging zu Grunde, und die Arbeit existirt nur noch in einer deutschen handschriftlichen Uebersetzung. Während der zwölfjährigen Thätigkeit als Seelsorger veröffentlichte W. eine Reihe von Predigten, so 1856 seine Antrittspredigt in Oberstrass-Zürich; er publicirte ferner: »Das Evangelium Jesu, eine Kraft Gottes« u. s. w., »Die christliche Kinderzucht als Grundlage u. s. w.« 1856; »Stimmen der Religion aus allen Jahrhunderten« 1861; »Der Geist des Christenthums im alten und neuen Testament« 1872; ferner »Religion und Kunst, ein Dialog«; hierher gehört auch »Hiob, ein religiöses Lehrgedicht« 1882. Seine bedeutendste und umfangreichste und bei ihrem Erscheinen von Autoritäten sehr günstig aufgenommene Arbeit auf diesem Gebiet ist: »Die poetischen Bücher des alten Testamentes. Neu aus der Grundsprache des Hebräischen, im Versmass des Originals verdeutscht« u. s. w. 1852 bis 1858. Er gründete auch eine »religiöse Zeitschrift für Geistliche« (1851—1852). Auch als Literarhistoriker trat er hervor; er gab 1866 und 1867 in drei Bänden heraus: »Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz. Musterstücke aus den Dichtungen der besten schweizerischen Schriftsteller von Haller bis auf die Gegenwart.« Der Werth dieses Werkes, das J. J. Honegger 1876 durch einen vierten Band vervollständigte, beruht freilich so ziemlich ausschliesslich auf den biographischen Skizzen, die, wenigstens im zweiten und

dritten Band, meistens auf direkten schriftlichen Mittheilungen der Schriftsteller beruhen, so z. B. im dritten Band diejenige Gottfried Keller's. Eine verwandte Publication ist: »Die Schweiz, ihre Natur, Geschichte und ihr Volksleben im Spiegel der Dichtung. Basel 1880«. Er gründete auch die »schweizerische Nationalbibliothek«. Schliesslich sei noch erwähnt, dass er über »die Ernährung des Volkes« schrieb und »das Problem der Volksbildung in der schweizerischen Republik« behandelte.

Ad. Frey.

Beyrich, Heinrich Ernst. Am 9. Juli 1896 verstarb zu Berlin nach kurzem Krankenlager der Verwaltungs-Direktor des dortigen Museums für Naturkunde, Geheimer Bergrath Professor Dr. Beyrich im nahebei vollendeten 81. Lebensjahre. H. E. B. ward am 31. August 1815 in der Hauptstadt Preussens geboren, besuchte dort das Gymnasium zum Grauen Kloster, in dessen Prima er Mitschüler des Fürsten Bismarck war und bezog bereits mit 16 Jahren die Universität, um Naturwissenschaften zu studieren. Schon als Student trat er mit einer Arbeit hervor, die in Poggendorf's Annalen veröffentlicht wurde; sie betraf das Phenakit, dessen Vorkommen im Elsass er entdeckt hatte. Nachdem der junge Geologe zwei Jahre lang zu Fuss Deutschland und einen Theil von Frankreich durchzogen hatte, brachte er 1837 seine Studien in Berlin durch die Doktorpromotion zum Abschlusse und wurde hier Assistent am mineralogischen Museum. Nach dem Tode seines früheren Lehrers, des bekannten Mineralogen und Krystallographen Chr. Sam. Weiss (Oktober 1856), wurde B. mit der Leitung der paläontologischen Sammlung betraut; 1875 trat er als Nachfolger von Gustav Rose an die Spitze des gesammten Museums. Seit 1841 Privatdocent, wurde er 1846 ausserordentlicher und 1865 ordentlicher Professor in der philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität. Seine Lehrthätigkeit kam gleichzeitig auch der Königl. Bergakademie zu gute. Im Jahre 1853 ward er in die Königliche Akademie der Wissenschaften berufen und nahm den Platz ein, den vor ihm Leopold von Buch inne gehabt hatte. B.'s zahlreiche paläontologische Schriften wurden entscheidend für die Altersbestimmung der Gesteinsschichten, zugleich aber auch bedeutsam für das System der Zoologie. Seine stratigraphisch-geotektonischen Arbeiten erschlossen das Verständniss des inneren Zusammenhangs einer Reihe von Gebirgszügen. Letzteres gilt insbesondere von seiner Erforschung der Tertiärgebilde des nördlichen Deutschland (1853 bis 1857). Diese Untersuchungen gingen von der Entdeckung fossiler Reste in der Mark Brandenburg aus und wirkten bahnbrechend für die Feststellung der jüngeren Formationen, indem sie zu neuen Gruppirungen der Schichten führten. Für alle Zeiten bleibt B.'s Name mit der Einführung der Oligocänformation verbunden. Schon mit 22 Jahren schrieb er seine »Beiträge zur Kenntniss der Versteinerungen des rheinischen Uebergangsgebirges« (Berlin 1837); später dehnte er seine Forschungen auf den Harz, das Flötzgebirge Schlesiens und das Muschelgebirge der Alpen aus. Seit Jahrzehnten war der Verstorbene der Mittelpunkt und Hauptförderer aller geologischen Unternehmungen seines Vaterlandes und darüber hinaus. Als akademischer Lehrer wusste er das Interesse für exakte geologische Forschungen im Sinne seines Vorgängers in der Akademie der Wissenschaften stets neu zu beleben. Als Mitdirektor der geologischen Landesanstalt seit dem Bestehen derselben (1873) leitete er die wissenschaftlichen Arbeiten dieser Anstalt und machte sich be-

sonders um das Zustandekommen einer genauen geologischen Karte von Deutschland verdient, deren Grundlage die unter B.'s Leitung geschaffene neue »Geologische Karte von Preussen und den thüringischen Staaten« war. Auch bei dem neuen Museum für Naturkunde bewährte sich B.'s vielerprobtes Organisationstalent. Von den selbstständigen Veröffentlichungen des Verstorbenen heben wir noch folgende hervor: 1. Ueber einige böhmische Trilobiten (Berlin 1845); 2. Untersuchungen über Trilobiten (ebenda 1846, 2 Bände); 3. Konchylien des norddeutschen Tertiärgebirges (das. 1853—1857, 6 Hefte); 4. Die Krinoiden des Muschelkalks (das. 1857); 5. Ueber Semnopithecus pentelicus (das. 1860); 6. Ueber eine Kohlenkalkfauna von Timor (das. 1865), und 7. Ueber einige Kephalopoden aus dem Muschelkalk der Apen (das. 1867). Zahlreich waren seine Beiträge zu den Veröffentlichungen der Akademie der Wissenschaften, in Fachblättern u. s. w. H. E. B.'s Gattin in langjähriger glücklicher Ehe war die unter dem Namen Klementine Helm bekannte Jugendschriftstellerin. Ehrungen wurden dem Verstorbenen in reichem Masse zu Theil. Hohe Orden schmückten seine Brust. Er besass die grosse goldene Medaille für Wissenschaft und ward noch im Jahre vor seinem Tode durch die Verleihung der Comenius-Medaille ausgezeichnet.

E. Blenck.

Guischard, Wilhelmine Konstanze, wurde am 5. März 1826 zu Kolberg in Pommern geboren, verlor frühzeitig ihre Eltern, erhielt aber durch die liebevolle Unterstützung ihrer Verwandten eine sehr sorgfältige Erziehung und Bildung. In ihren jüngeren Jahren wirkte sie längere Zeit als Erzieherin; später wurde sie Schriftstellerin und ihre Romane »Die Hunyady. Ein histor. Roman« (III, 1858), »Black Douglas. Ein australischer Roman« (1860), »Die Foscari. Ein histor. Roman« (III, 1863) und »Eine Verschwörung in Venedig. Historischer Roman aus dem 17. Jahrhundert« (II, 1867) fanden wohlwollende Anerkennung. Dann trat eine lange Pause in ihrer schriftstellerischen Thätigkeit ein. Jahre lange Krankheit nötigte die Schriftstellerin teils zur Ruhe, teils zu Erholungsreisen. Erst 1877 erschien von ihr wieder ein Werk »Venezia, die Königin der Meere. Bilder und Schilderungen«, das sie auf Antrieb ihres Verlegers schrieb, und das von vielen nach Italien Reisenden gern gelesen wird. Im Jahre 1879 wurde von G. im Nationaltheater in Berlin ein Drama »Parisina« aufgeführt. Seitdem hörte man von der Schriftstellerin erst wieder, als die Zeitungen ihren Tod berichteten, der im April 1896 zu Berlin erfolgte, wo sie seit vielen Jahren ihren ständigen Wohnsitz gehabt hatte.

Persönliche Mitteilungen.

Franz Brümmer.

Ebeling, Adolf, geboren am 24. Oktober 1827 in Hamburg, war der Sohn eines protestantischen, sehr angesehenen Arztes und einer katholischen, aus Brasilien stammenden Mutter. Der Vater starb schon 1833, und da der Sohn als Kind schon eine gewisse Neigung zur katholischen Religion zeigte, so wurde er nun seinem Oheim, einem dänischen Propst, zur Erziehung übergeben. Später genoss er den Unterricht der berühmten Pädagogen Zerrenner in Magdeburg und Niemeyer in Halle, besuchte darauf das Johanneum in Hamburg und ging von hier zum Studium der Philosophie nach Heidelberg, wo er sich besonders an den Professor Freiherrn von Reichlin-Meldegg anschloss. Aus seiner Studienzeit stammen auch seine ersten »Gedichte« (1847). Nachdem sich E. in Heidelberg die Würde eines Doktors der Philosophie

erworben, unternahm er eine Reise nach Bahia in Brasilien zu Verwandten seiner Mutter, über welche Reise er später in seiner Schrift »Bruchstücke aus der Beschreibung einer Reise in Brasilien« (1849) berichtete. Nach Europa zurückgekehrt, lebte er einige Zeit als Lehrer zu Schöneberg im Mecklenburgischen und veröffentlichte in dieser Zeit die Novelle »Jenny, die schwedische Sängerin« (1850) und seine, auf Thatsachen beruhende Erzählung »Eine Mutter im Irrenhause« (1851), welche grosses Aufsehen in Hamburg machte und eine ganze Reihe von Gegenschriften hervorrief. Inzwischen war E. zu Anfang des Jahres 1851 nach Paris gegangen; hier mit Ravignan, Veuillot, Montalembert u. A. in Verbindung getreten und vollzog hier auch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche. Bis zum Ausbruch des deutsch-französischen Krieges lebte E. in Frankreich, meist in Paris, und war für deutsche Zeitungen ein tüchtiger Korrespondent. Ein Teil dieser Artikel erschien dann später in 5 Bänden gesammelt als »Lebende Bilder aus dem modernen Paris« (1863—1867). Seit dem Jahre 1862 war E. auch Mitglied der Universität und Professor an der kaiserlichen Handelsakademie. Seinem Pariser Aufenthalt entstammt noch ein Bändchen Ghaselen »Regenbogen im Osten« (1868). Als 1870 auch ihn das Ausweisungsdekret traf, liess er sich erst in Düsseldorf, später in Köln nieder und wurde nach dem Frieden durch den Civilkommissar Kühlwetter nach Metz berufen, wo er bei dem Präsidenten einen Vertrauensposten bekleidete, der sich besonders auf die deutschen und französischen Pressverhältnisse in den Reichslanden bezog. Von hier aus leitete er auch einige Jahre die Redaktion des »Deutschen Künstleralbums« und sandte seine Bretonische Dorfgeschichte »Thurine« (1871) in die Welt. Im Jahre 1874 folgte er einem Rufe nach Kairo, um im dortigen Unterrichtsministerium eine hervorragende Stellung einzunehmen und gleichzeitig als Lehrer an der dortigen Kriegsschule zu wirken. Vier Jahre blieb er in diesen Stellungen, und seine »Bilder aus Kairo« (II, 1878—1879) sind eine Frucht dieses Aufenthaltes. Seit 1878 lebte E. erst in Düsseldorf, dann in Köln, fortgesetzt litterarisch thätig. So veröffentlichte er die Erzählungen »Fürstin und Professor« (1881), »Verloren« (1884), »Das Geheimnis des Priesters« (1887) und sein Drama »Nero« (1885), während er sich dann in der Folge ausschliesslich der Memoiren-Litteratur widmete. Die Memoiren der Gräfin Remusat und der Generalin Durand über »Napoleon I. und sein Hof« (IV, 1881) und die vom Herzog Albert von Broglie herausgegebenen »Memoiren des Fürsten Talleyrand« (V, 1892—1893) brachte er in deutscher Bearbeitung, während er in dem Werke »Napoleon III. und sein Hof 1851—1873« (III, 1892—1893) seine eigenen französischen Erlebnisse und Erinnerungen niederlegte. E. starb in Köln am 21. Juli 1896.

Persönliche Mitteilungen. — Joseph Kehrein: Biographisch-litterarisches Lexikon der katholischen Schriftsteller pp. Würzburg 1868—70. Bd. I, S. 80.

Franz Brümmer.

Backhaus, Wilhelm Emanuel, wurde am 26. März 1826 zu Petershagen in Westfalen als der Sohn eines Apothekers geboren, empfing seinen Unterricht erst in der dortigen Bürgerschule, dann durch einen akademisch gebildeten Privatlehrer und widmete sich darauf, den eigenen Wunsch nach Besuch einer Universität zurückdrängend und dem Willen seines Vaters folgend, dem Handelsstande. Nachdem er sich in einem Grosshandelshause Westfalens für diesen Beruf vorbereitet, genügte er seiner Militärpflicht als Einjährig-Freiwilliger und machte sein Offizierexamen. Dann ging er nach

Bremen, wo er erst in verschiedenen grossen Geschäften thätig war und 1854 ein eigenes Handelshaus gründete. Einige Jahre später ward er Mitglied der gesetzgebenden Körpenschaft in der freien Hansestadt und gehörte derselben zwölf Jahre an. In dem letzten Jahrzehnt seines Lebens zog er sich von allen Geschäften zurück und lebte nur seinen wissenschaftlichen und poetischen Neigungen. Er starb am 27. Februar 1896. B.'s schriftstellerische Thätigkeit war eine sehr vielseitige. Sein erstes Buch »Schutz der Arbeit! Schutz der Freiheit! Ein Beitrag zur Lösung der Gewerbefrage« (1858) schrieb er im Auftrage der Bremer Gewerbekammer, unter deren Mitwirkung er dann auch eine Zeitschrift zur Förderung gewerblicher und industrieller Interessen ins Leben rief, die »Norddeutsche Hansa«. Von seinen weiteren Schriften »Der Liberalismus, Fürst Bismarck und die Parteien« (2. Aufl. 1884), »Schutt und Aufbau« (1886) und »Allen die Erde« (1893), wurden die beiden ersten von dem »Wettstreit zur Verbesserung der Lage der Arbeiter« in Köln 1890 mit einem Preise gekrönt. B. nahm auch Teil an der Gründung und Pflege verschiedener gemeinnütziger Vereine, namentlich des Bremischen Künstlervereins und des Bremischen Gewerbe- und Industrievereins. Sonst ist B. litterarisch noch hervorgetreten in folgenden Schriften »Zum Gedächtnis Schiller's. Ein lyrisches und allegorisches Spiel« (1860); »Hausaltäre. Ein Familienalbum« (1882); »Christliche Weisheit aus der vorchristlichen Zeit. Sprüche in Reimen« (1887); »Vom Baume der Erkenntnis. Gedanken und Ideen« (II, 1887—1888); »Samenkörner für Geist und Herz« (1888); »Odinskinder«, zwei epische Dichtungen (1890) und »Litterarische Essays« (1895).

Persönliche Mitteilungen. — Adolf Hinrichsen: Das litterarische Deutschland. 2. Aufl. Berlin 1891, S. 43.

Franz Brümmer.

Ascharin, Andreas, war russischer Nationalität und griechisch-orthodoxen Glaubens, aber in Sprache und Gesinnung ein Deutscher und als deutscher Dichter ein Vermittler zwischen ost- und westeuropäischer Litteratur. Er wurde am 12. (24. n. St.) Juni 1843 zu Pernau in Livland geboren und kam frühe nach Dorpat, wo er seine Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung erhielt. Von Jugend auf viel kränkelnd, so dass er oft Monate, ja Jahre lang ans Bett gefesselt war, absolvierte er erst spät das Gymnasium in Dorpat und konnte erst 1865 an die dortige Universität übertreten, an der er bis 1874 Mathematik und Jurisprudenz studierte. Als graduirter Student der Rechte (d. h. nach Erstehung der Staatsprüfung) verliess er Dorpat und begab sich nach Petersburg, wo er Mitarbeiter an einigen ausländischen und an den beiden deutschen Zeitungen »Herold« und «St. Petersburger Zeitung« war. Im Jahre 1879 erhielt er einen Ruf als Lehrer der deutschen Sprache und Litteratur an das russische Alexander- und Lomonossow-Gymnasium in Riga, an welchem er, nachdem er 1883 noch das Oberlehrerexamen für die genannten Fächer abgelegt hatte, bis zum Jahre 1895 wirkte. Dann trat er in den Ruhestand; doch erfreute er sich desselben nicht lange, da er bereits am 12. (24. n. St.) Dezember 1896 starb. A. bringt in seinen Uebersetzungen der »Dichtungen von Puschkin und Lermontoff« (1877) dem Geiste und Empfinden der russischen Dichter Verständnis entgegen. Das gilt auch von seinen »Nordischen Klängen, russischen Dichtungen in deutscher Uebertragung« (1894) und seinem »Russischen Novellenschatz« (II Bde., 1882). Wie tief die deutsche Bildung auf ihn gewirkt, beweisen A.'s eigene deutsche »Gedichte«

(1878). Ausserdem war A. namhafter Schachspieler der Neuzeit. Seine letzte litterarische Arbeit »Schach-Humoresken« wurde 1894 veröffentlicht.

Album Academicum der Universität Dorpat, 1867. — Jeannot Emil Freiherr von Grotthuss: Das Baltische Dichterbuch. Reval 1894, S. 339.

Franz Brümmer.

Kröber, Adolph, demokratischer Reichstagsabgeordneter, geboren in Kaiserslautern am 6. April 1834, gestorben in Lussin Piccolo an der dalmatinischen Küste am 2. April 1896, ein selbstgemachter Mann. Sein Vater war ein angesehener Arzt, seine Mutter stammte aus einer Hugenottenfamilie. Sein mütterlicher Onkel Franz Joseph Brunk hatte im Grossherzogthum Hessen-Darmstadt eine politische Rolle gespielt und von 1821 bis 1848 der Ständekammer als oppositionelles Mitglied angehört, war dann in das Frankfurter Parlament gewählt worden, schloss sich der Linken an und starb aus Gram über die Enttäuschungen, die das Ende des Jahres brachten. Sein Einfluss hat sich auf die religiösen und politischen Anschauungen des Neffen schon früh geltend gemacht. K.'s Vater starb schon im Jahre 1846 und hinterliess zwar viele Kinder, aber wenig Vermögen und so war die Mutter in keiner glänzenden Lage. Adolph K. hat sich selbst das Zeugniss gegeben, dass er kein musterhafter Schüler gewesen sei, weder was Fleiss noch was Betragen anbetrifft. Den Religionsunterricht liebte er ganz zu versäumen, und den Rektor der Volksschule, dem man ihn übergeben hatte, hat er einmal sehr ernsthaft mit dem Messer bedroht. Dabei liebte er doch aber ausserhalb der Schule durch Privatlektüre zu lernen und hat sich in Geschichte und Naturwissenschaften manche gute Kenntniss erworben. Das Jahr 1848 ergriff den vierzehnjährigen Knaben mächtig; er besuchte fleissig die Volksversammlungen und wiederholte den Inhalt der dort gehörten Vorträge vor seinen Mitschülern im Klassenzimmer. Als die Erhebung in der Pfalz und in Baden ausbrach, duldete es ihn nicht zu Hause; in einem sehr desolaten Anzuge trat er als ein fünfzehnjähriger Bursche in die Reihe der Freiheitskämpfer, stand unter der Führung von Ludwig Blenker und betheiligte sich an dem abenteuerlich angelegten und nothwendig misslungenen Angriff auf die Festung Landau. Er holte sich dreimal eine Verwundung und entging nur mit Noth der Gefangenschaft und ihren Folgen. Von Rückkehr in die Schule konnte keine Rede mehr sein; er gab sich bei einem Brauer in die Lehre und bestand nach vier Jahren die Prüfung als Braumeister gut, doch hatte dies nur die Folge, dass er fortan unlustig war als Braubursche zu arbeiten und als Braumeister fand er niemals eine dauernde Stellung. So begann denn ein ziemlich abenteuerliches Wanderleben durch Oesterreich, Ungarn, Italien, Frankreich, wobei überall das Handwerk um ein Nachtlager, einen Trunk Bier und eine Suppe begrüsst ward. Beim Ausbruch des Krimkrieges liess er sich in der Schweiz für eine englische Fremdenlegion anwerben und kam nach dem Orient. Nach dem Pariser Frieden versuchte er für kurze Zeit die Brauerarbeit wieder aufzunehmen, gerieth aber bald in eine französische Fremdenlegion, die nach Algier ging. Das Soldatenleben brachte ihm manche Dornen und er hielt es für gerathen, ihm zu entfliehen, was sich nicht ohne Fährlichkeiten durchführen liess. Er entkam schliesslich nach Amerika und hat noch die Vereinigten Staaten weit durchwandert. Es ist nicht zu leugnen, dass bis hierher der Most sich recht absurd geberdet hat, und manche seiner Abenteuer, über die hier kurz hinweggegangen ist, lesen sich wie ein Kapitel aus dem Simplicissimus. Aber schliesslich hat es doch einen Wein gegeben. Eines

Tages fing er an, über sich nachzudenken und das erste Resultat, zu welchem er gelangte, war, dass es ihm bis dahin recht schlecht gegangen war, und daran schloss sich das zweite Resultat, dass er selbst die Schuld daran trage. Er entschloss sich einen Strich unter seine Jugend zu machen und fortan ein Mann zu werden. Um mit einem Jugendfehler zu brechen, der ihm bis dahin manchen schlimmen Streich gespielt, gelobte er sich an, für längere Zeit dem Biere und seinen Verwandten gänzlich fern zu bleiben und sein Leben strenger Arbeit zu weihen. Er kehrte nach Europa zurück, und da seine Mutter inzwischen in die Lage gekommen war, ihm mit einem kleinen Kapital beizustehen, begründete er ein Holzgeschäft. Das geschah im Jahre 1860. Einer seiner Brüder, mit welchem er zusammen wirkte, hatte beobachtet, dass die neu eröffnete Bahnstrecke Schwandorf—Fürth Aussichten für einen günstigen Holzbezug biete; Adolph K. hatte aus Amerika Kenntnisse vom Maschinenwesen mitgebracht und so pachteten sie eine augenblicklich in schlechtem Zustand befindliche Holzsägerei, die sie zur Blüthe brachten. In Cham begründete K. damals seinen Hausstand. Nach dem französischen Kriege siedelte er aus der Pfalz nach München über, betrieb dort ein Holzgeschäft und eine Dampfsägerei, die ihn zum reichen Manne machten. Seine politische Thätigkeit hatte er sehr bald wieder aufgenommen. Ihr verdankte er es, dass er in Kaiserslautern in den Gemeinderath gewählt wurde; in München war er von 1884 bis 1890 Gemeindebevollmächtigter und von da ab Magistratsrath. Hier hat er mit praktischem Blick die Strassenpflasterung, die Strassenbahnen und ihren elektrischen Betrieb gefördert und für gerechte Besteuerung gewirkt. Die Lücken seiner theoretischen Bildung hatte er dadurch ausgefüllt, dass er sich im Jahre 1867 für einige Semester aus dem Geschäfte losriss und in Heidelberg in geschichtlichen Vorlesungen hospitirte. Im Jahre 1884 hatte ihn der Wahlkreis Ansbach-Schwabach in den deutschen Reichstag gewählt, wo er sich der deutschen Volkspartei anschloss. Im Jahre 1887 unterlag er, wie seine sämmtlichen Parteigenossen bei den Wahlen, die in Folge der Auflösung wegen der Septennatsfrage nothwendig geworden war; als aber im Jahre 1888 eine Nachwahl erforderlich wurde, wurde er wieder gewählt und war nun der einzige Vertreter seiner Partei. Im Jahre 1890 unterlag er von Neuem, hat aber von 1893 an bis zu seinem Tode denselben Wahlkreis wieder vertreten. K. war in seiner Jugend hoch aufgeschossen; in späteren Jahren gewann sein Körper an Muskelkraft, so dass er nun den Eindruck eines Hünen machte. Seiner politischen Richtung nach war er der unverfälschte Achtundvierziger geblieben, der letzte, den die deutschen Parlamente noch aufzuweisen hatten. Die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung und der eigenthümliche Humor, mit dem er sie vorzutragen wusste, machte ihn aber auch bei Mitgliedern beliebt, die von seinen Anschauungen weit abwichen. Er war kein kunstgerechter Redner; er sprach unumwunden aus, was er dachte und wurde nicht befangen, wenn er mit seiner Ansicht allein stand. Dass er beim Gebrauch von Fremdwörtern entgleiste, konnte wohl vorkommen, aber es machte ihm keine Pein. Und es machte auch anderen keine Pein, denn er wusste aus seinen Erfahrungen so viel Material beizubringen, dass man die Mängel der Form übersah. Er war ein Sachverständiger ersten Ranges in den Fragen der Holzzölle und hier trat er mit grosser Entschiedenheit für den Freihandel ein, obwohl für sein persönliches Interesse der Schutzzoll nicht ungünstig war. Ein Sachverständiger war er auch in Fragen der Unfallsversicherung, da er der Bairischen Holzindustriegenossenschaft als Vor-

stand angehörte. Wo er nicht aus dem Vollen schöpfen konnte, oder nicht über eine Sache sprechen konnte, die ihm am Herzen lag, da liebte er zu schweigen. So gross die Entschiedenheit war, mit welcher er seine Ansichten vertrat, hat er doch niemals verletzt, weil der zwar derbe, aber gutmüthige Humor, den er ausgoss, mildernd wirkte. Dem deutschen Schützenbunde hat er lange Jahre angehört und im Jahre 1881 die Organisation des Schützenfestes in München übernommen. Er wurde Anfang 1896 von einer Lungenentzündung befallen, zu der sich dann Blasenentzündung gesellte und starb auf einer Reise, die er zu seiner Kräftigung angetreten hatte. In ihm verlor der deutsche Reichstag eine seiner charaktervollsten Gestalten. Er hat handschriftliche Aufzeichnungen über sein Leben in sechszig enggeschriebenen Folioseiten hinterlassen, die bei dieser Darstellung benutzt werden konnten und bis zu seiner Rückkehr aus Amerika reichen. Ein liebevoll geschriebener Nekrolog findet sich in dem bairischen Volkskalender für 1897 »der deutsche Michel«.

Alexander Meyer.

Baumbach, Karl, deutscher Politiker, geboren 9. Februar 1844 in Meiningen, gestorben 21. Januar 1896 in Danzig als Oberbürgermeister. Er war ein Sohn des Hofmusikers B. und ein Bruder des Dichters Rudolph B. Er studirte in Jena, Leipzig, Heidelberg und Berlin Rechts- und Staatswissenschaften, wurde Dr. jur. und trat in den Meiningischen Justizdienst ein. Im Jahre 1878 wurde er Landrath des industriereichen Kreises Sonneburg in Thüringen. Diese Stellung hat nicht wie die gleichnamige in Preussen eine kommunale Grundlage, sondern bezeichnet lediglich einen Verwaltungsbeamten. Er war neben der tadellosen Ausübung seines Amtes mit vielen politischen und volkswirthschaftlichen Interessen befasst und insbesondere ein gründlicher Kenner des Genossenschaftswesens. Diese politische Thätigkeit führte ihn mit Lasker zusammen, mit dem ihn bald eine innige Freundschaft verband. Lasker war seit dem Jahre 1871 Reichtagsabgeordneter für Sonneburg, B. wurde 1880 zum ersten Male für den andern Meiningischen Wahlkreis gewählt. Alsbald nach seinem Eintritt hatte er einen heftigen Zusammenstoss mit dem Fürsten Bismarck, der ihm vorwarf, seinen amtlichen Einfluss für die Wahl Laskers eingesetzt zu haben, dem Bismarcks Sohn als Gegenkandidat entgegen gestanden hatte. B. trat ihm mit grosser Energie entgegen; er wies siegreich nach, dass er als Beamter vollste Unbefangenheit bewahrt habe, nahm es aber als sein Recht in Anspruch, nach seiner Ueberzeugung zu stimmen und einen Freund in seinem Hause gastlich aufzunehmen, auch wenn derselbe beim Reichskanzler nicht beliebt sei. B. trat 1881 mit den sogenannten Secessionisten aus der nationalliberalen Partei aus und 1884 nahm er an der Fusion zwischen den Secessionisten und der Fortschrittspartei Theil. Dem Reichstage gehörte er bis zum Jahre 1893 an; als sein Meiningischer Wahlkreis ihn im Stich gelassen hatte, erhielt er ein Mandat vom fünften Berliner Wahlkreise. Von 1890 bis 1893 war er erster Vicepräsident des Reichstags. Im Jahre 1893 unterlag er der Socialdemokratie, nachdem er bei der Spaltung der freisinnigen Partei, entgegen seinen früheren Freunden zur Richterschen Gruppe gehalten hatte. Im Reichstage liess er es sich besonders angelegen sein, die Gewerbefreiheit gegenüber dem zünftlerischen Ansturm zu vertreten. Bei Gelegenheit des grossen westphälischen Bergarbeiterstrikes im Jahre 1889 entwickelte er mit Erfolg eine vermittelnde Thätigkeit. Im Jahre 1890 wurde er an Winters Stelle zum

ersten Bürgermeister von Danzig gewählt und wurde in diese Stellung am 8. Januar 1891 eingeführt. Er wurde alsbald zum Mitgliede des Westpreussischen Provinziallandtages gewählt und als Vertreter der Stadt Danzig in das Herrenhaus berufen. Im Jahre 1892 erhielt er den Titel Oberbürgermeister. Im Jahre 1895 nahm ein Herzleiden, das im Stillen schon längere Zeit an ihm genagt haben mochte, eine bedrohliche Gestalt an und setzte seinem Leben ein schnelles Ende. Der Magistrat von Danzig widmete ihm die Anerkennung, dass er stets das Gute habe verwirklichen wollen, dass er endlich bemüht gewesen sei, die geistigen, sanitären und wirthschaftlichen Interessen der Stadt zu fördern und seine Kräfte in dem Dienste aufgeopfert habe. Er war ein begabter Mann, der mit unerschütterlichem Muth für seine Ueberzeugungen eintrat und dabei stets versöhnliche Formen innehielt. Erst als die Krankheit ihn ergriffen hatte, begegnete es ihm einige Male, in persönliche Konflikte verwickelt zu werden. Auch schriftstellerisch hat er eine umfassende Thätigkeit entwickelt. Für das Meyersche Konversationslexikon hat er sämmtliche juristische Artikel bearbeitet; für denselben Verlag ein Staatslexikon herausgegeben. Die »Volkswirthschaftlichen Zeitfragen«, eine Sammlung von Flugschriften im Verlage von Leonhard Simion in Berlin hat von ihm folgende Beiträge gebracht: »Der Kolportagebuchhandel und die Gewerbenovelle«, »der Normalarbeitstag«, »Zünftlerthum«, »Frauenarbeit und Frauenschutz«, »der Kolportagehandel und seine Widersacher«. Die tückische Krankheit, der er erlag, entriss ihm dem Kreise seiner Freunde zu einem Zeitpunkt, wo man berechtigt war, auf seine Zukunft noch grosse Hoffnungen zu setzen. Er trat für seine liberalen Anschauungen mit Entschlossenheit ein, obwohl seine persönliche Stellung ihm mehr Schwierigkeiten verursachte, wie einem seiner Parteigenossen. Wie er ein furchtloser Charakter war, war er auch ein grader und offener Mensch und manche Bitterkeit, die er in seinen letzten Jahren erfahren musste, war ein unverdientes Schicksal.

Alexander Meyer.

Rössler, Constantin, deutscher Publicist, geboren 14. November 1820, gestorben 14. Oktober 1896 als wirklicher Legationsrath ausser Diensten, der eifrigste Vertheidiger der Bismarckschen Politik in der Presse. Karl Constantin R., Sohn des Superintendenten R. an der Stadtkirche in Merseburg, wurde hier geboren, erhielt von seinem Vater, den er mit neunzehn Jahren verlor, den ersten Unterricht, besuchte von 1834 bis 1839 das Domgymnasium zu Merseburg und studirte dann in Halle und in Leipzig zuerst Theologie, dann Philosophie und Staatswissenschaften. Er wandte sich der Hegelschen Philosophie zu und blieb dem Glauben an die absolute Dialektik treu. Alle Charakterzüge des echten Hegelianers finden sich bei ihm; ein unverwüstlicher Optimismus, eine unglaubliche, freilich nicht zerstreuende Vielseitigkeit der Interessen, die Neigung und Fähigkeit, sich schnell in eine fremde Gedankenwelt hineinzuversetzen, sie aber ein wenig anders zu wenden, so dass sie als seine eigene Schöpfung erscheinen kann. Zeitweise schien es, als ob das ästhetische Interesse bei ihm jedes andere überwöge; zu andern Zeiten und auf die Dauer wandte er sich politischen Interessen zu. Frühzeitig wurde er mit Gustav Freytag und Julian Schmidt, deren Altersgenossen er war, innig bekannt und hat beiden treue Freundschaft für das Leben bewahrt. J. S. wandte er in der Allgemeinen deutschen Biographie eine sehr

eingehende Lebensbeschreibung und Charakterschilderung zu; für F. trat er als ein Herold auf, der dessen poetische Bedeutung verkündete und selbst für die weniger anerkannten Werke wiederholt begeisterte Worte fand. Wenn in dem mittlern Theile seines Lebens dieses ästhetische Interesse mehr zurücktrat, gewann es in den letzten Jahren wieder die Oberhand. Als sich unter Erich Schmidt's glänzender Leitung in Berlin der »Verein für deutsche Literatu« bildete, wurde R. eines seiner eifrigsten Mitglieder. Seine Vorträge fanden selten Zustimmung, aber stets gespannte Aufmerksamkeit. So hielt er einst einen Vortrag, in welchem er den Inhalt von Heinrich von Kleists verlornem Robert Guiscard bis in die kleinsten Einzelheiten erzählt; E. S. fasste sein Urtheil dahin zusammen, möglich sei Alles, was er erzählt hat, aber erwiesen Nichts. Nach R. Tode widmete ihm E. S. im Verein einen Nachruf, dessen Inhalt sich in dem Worte zusammenfasst: »Eigensinnig häufig, sinnig immer!« Lange hat R. zwischen dem akademischen und dem journalistischen Beruf geschwankt. Im Dezember 1845 erwarb er in Halle die philosophische Doktorwürde, habilitirte sich 1848 als Privatdocent in Jena und wurde 1857 zum ausserordentlichen, aber unbesoldeten Professor ernannt. In der Zwischenzeit war er aber wiederholt lange Zeit von Jena abwesend, so dass er nicht einmal Kollegien ankündigen konnte. Im Jahre 1860 sagte er der akademischen Laufbahn für immer Lebewohl, ohne es zu einem Erfolg gebracht zu haben. Seine journalistische Thätigkeit hatte er 1849 bei den Grenzboten begonnen, mit deren Herausgebern F. und S. er nicht allein in literarischer, sondern auch in politischer Beziehung übereinstimmte; dann ging er nach Berlin, um unter Hayms Leitung für die »Konstitutionelle Zeitung«, das damalige Organ der Altliberalen, thätig zu sein. Im Jahre 1860 wurde er durch das Ministerium Auerswald veranlasst, von Neuem nach Berlin zu kommen, und wenn auch dieses Ministerium sehr bald vom Platz weichen musste, so nahm er doch an dem Federkriege, den die damals schwebenden Fragen hervorriefen, einen überaus lebhaften Antheil, theils in der »Berliner Allgemeinen Zeitung«, theils in selbständigen Brochuren. Seine politischen Ueberzeugungen standen fest; ein unter Preussens Führung geeinigtes Deutschland und eine den Grundsätzen des gemässigten Liberalismus entsprechende innere Verfassung. Aber um das durchzuführen, bedurfte es eines Helden. Dieser Held musste kommen und er würde sein Herold sein. Und dieser Held fand sich. Im September 1862 trat Bismarck sein Ministerium an und es ist bekannt, dass er in der ersten Zeit von den liberalen Parteien mit dem entschiedensten Misstrauen in seine Fähigkeiten betrachtet wurde. R. war der erste, der dieses Misstrauen überwand. Eines Tages, als die Wortführer der liberalen Partei im vertraulichen Kreise sich über die politische Lage und die Massregeln des Ministeriums Bismarck unterhalten hatten, sass R. stillschweigend bei allen Klagen und Vorwürfen und brach zum Schlusse nur in die Worte aus: »Er hat aber einen wunderschönen Augenaufschlag«. Tags darauf schrieb er einen Brief an Bismarck, in welchem er seine politischen Gedanken entwickelte. Dieser Brief erregte Bismarcks Aufmerksamkeit in so hohem Grade, dass er den Verfasser einlud, ihn zu besuchen und sich eingehend mit ihm unterhielt. Es ward eine Verbindung geknüpft, die zunächst den Erfolg hatte, dass R. 1865 bis 1868 in Hamburg mit dem Auftrage lebte, für die Regierung journalistisch thätig zu sein. Im Jahre 1879 wurde er zum Direktor des unter dem Ministerium des Innern stehenden Literarischen Bureaus ernannt

und erhielt den Titel eines Geheimen Regierungraths. Seine Stellung brachte es mit sich, dass er die Journalisten, die im Sinne der Regierung thätig sein wollten, mit Instruktionen versah, selbst aber bei wichtigeren Fragen in allen Zeitungen, die er sich zugänglich machen konnte, mit Arbeiten eintrat. R. war einer der lautersten Charakter, die je auf Erden gelebt haben, ein »liebes gewaschenes Seelchen«, wie nach Goethes Zeugniss ein Lieblingsausdruck auf Hiddensee lautet, und wenn er viele Jahre hindurch jede Wendung der Bismarckschen Politik mit Hingebung vertreten hat, so duldet das schlechthin keine andere Erklärung, als dass er in der That der Ueberzeugung war, Bismarck habe in allen Dingen Recht. Er war eine vornehm denkende Natur, die nicht gegen ihre Ueberzeugung zu schreiben vermochte und kaum den Gedanken fasste, dass ein Anderer so zu handeln vermöge. Aber es ist nicht zu verkennen, dass sein Eifer ihn zuweilen zu literarischen Leistungen trieb, die selbst bei Gleichgesinnten Bedenken erregten. Im Jahre 1875 brachte die »Post« in Berlin einen vielbesprochenen Artikel unter dem Titel: »Ist der Krieg in Sicht?«, der ein ungemessenes Aufsehen erregte. Es ist viel darüber gestritten worden, von wem der Artikel herrührt. Jetzt kann authentisch versichert werden, dass kein Anderer als R. der Verfasser war. Ob der Artikel, der unleugbar mit der Kriegsgefahr spielte, nothwendig und heilsam war, darüber mag die Geschichte entscheiden. Einige Jahre später wiederholte sich derselbe Vorgang mit einem ebenso häufig besprochenen Artikel, der den Titel führte: »Auf des Messers Schneide«. Die Grenzboten, die längst aus den Händen von F. und S. in andere Hände übergegangen waren, brachten wiederholt unter der Chiffre eines Kometen aufregende Artikel, die bald Moritz Busch, bald Lothar Bucher zugeschrieben wurden. Auch sie rührten von R. her. Durch alle diese Artikel ging ein stark polemischer Zug, den man einem friedliebenden, im persönlichen Verkehr so überaus feinsinnigen Mann nicht zutrauen wollte, und in allen war der leitende Gedanke der, dass Deutschland vor schweren Gefahren nur dadurch beschützt werden könne, dass es sich widerstandslos der Führung Bismarcks überliess. Die journalistische Thätigkeit R. war eine, so weit sie sich auf Tageszeitungen erstreckte, unabsehbare. Von Monatsschriften, für welche er unter seinem Namen thätig war, mögen noch die Preussischen Jahrbücher erwähnt werden. Von Büchern und Flugschriften, die von ihm ausgegangen sind, erwähnen wir: »System der Staatslehre«, (Leipzig 1857), rein philosophisch gehalten, das Werk, welches ihm den Professortitel eintrug; »Sendschreiben an den Politiker der Zukunft« (1859) anonym, wurde hier und dort für ein Programm des Herrn von Bismarck gehalten, empfahl ein Bündniss mit Oesterreich und England, als Gegenmittel gegen die drohende Allianz der slavischen und romanischen Völker; »Preussen und die italienische Frage« (Berlin 1859) erlebte in kurzem vier Auflagen; »der Grundsatz der Nationalität und das europäische Staatensystem« (Berlin 1859); »die Krisis der preussischen Verfassung« (Berlin 1862) forderte nach dem Rücktritt des Ministeriums Hohenzollern die Annahme der Militärreform, für welche R. von Anfang an eingetreten war, zugleich aber ein liberales Ministerium; »Studien zur Fortbildung der Preussischen Verfassung« (Zwei Abtheilungen, Berlin 1863 und 1864). »Graf Bismarck und die deutsche Nation« (Berlin 1877, Mittler und Sohn), »das deutsche Reich und die kirchliche Frage« (Berlin 1875) auf den Kulturkampf bezüglich; diesen politischen Schriften mögen von seinen zahlreichen politischen Artikeln, die in Journalen erschienen,

die folgenden aus den Preussischen Jahrbüchern angereiht sein: »Die Vorgänge der inneren Politik seit der Thronbesteigung Kaiser Wilhelms II.« (1888); »die Zukunft der Völker von Mitteleuropa« (1890), »die Socialdemokratie (1894): »eine Weltkrisis und ihre Aerzte« (1895). Auch an Artikeln literaturgeschichtlichen und ästhetischen Inhalts war er fruchtbar; im Jahre 1883 schrieb er in den Grenzboten über die Entstehung des Faust und liess nach Auffindung des Urfaust im Jahre 1887 einen zweiten Artikel in den Preussischen Jahrbüchern folgen. Seine letzte Arbeit im August 1896 galt Shakespeares Hamlet und der Beurtheilung dieses Werkes durch Kuno Fischer. Sein Interesse für Musik bethätigte er durch eine Schrift über Wagners Nibelungen (1894). Nicht verschwiegen darf werden, dass er, nachdem Fürst Bismarck vom Schauplatz abgetreten war, mit dessen späterer Haltung häufig nicht übereinstimmte. Er war ein Mann von wunderbarer Vielseitigkeit der Interessen und unermüdlicher Regsamkeit des Geistes; über die Richtigkeit seiner Ansichten konnte häufig gestritten werden; über die Lauterkeit seiner Gesinnung nie.

Alexander Meyer.

Albrecht, Siegfried Wilhelm, geboren 22. Oktober 1826 in Hildesheim, gestorben 25. Januar 1896 in Hannover, deutscher Politiker. Er war der Sohn des Justizraths und Bürgermeisters Albrecht in Hildesheim und zeigte früh eine grosse Begabung, so dass er schon mit siebzehn Jahren die Universität beziehen konnte. Er gehörte der feurigen Jugend an, welche in jenen Tagen von der festen Ueberzeugung erfüllt war, dass Deutschland an seinem grossen Wendepunkte seiner Geschicke stehe. Mit mehreren guten Freunden, zu denen auch Planck gehörte, der in den letzten Jahren durch seine hervorragende Arbeit für das bürgerliche Gesetzbuch Deutschlands sich grosse Verdienste erworben hat, begründete er auf der Universität Göttingen einen Studentenverein »Progress«, in welchem kühne Pläne für Deutschlands Einheit und Freiheit geschmiedet wurden. Als nach Beendigung seiner Studienzeit die Märzrevolution ausbrach, erhielten seine Hoffnungen neue Nahrung; es duldete ihn nicht in der Heimath und trotz beschränkter Mittel machte er sich auf die Reise nach Frankfurt, um dort das deutsche Parlament mit eigenen Augen zu sehen und seine Redner zu hören. Was er dort erlebte, ist ihm stets eine seiner liebsten Erinnerungen geblieben. Zurückgekehrt, nahm er seinen Wohnsitz in Hannover, und hier fand er Gelegenheit, die Deputation, welche unter Simsons Führung dem Könige Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone anbieten sollte, in einer feurigen Rede zu begrüssen. Es geschah auf offenem Markte, und um besser gehört zu werden, hatte er seinen Platz auf dem Rücken eines Freundes, des späteren Stadtdirektors Rasch eingenommen. Seine Begeisterung für die deutsche Einheit war so gross, dass in seinem Herzen für welfische Begeisterung kein Platz übrig blieb. Im Jahre 1852 wurde er Obergerichtsanwalt, und im Jahre 1854 wurde er in die hannoversche Ständekammer gewählt, wo er sich der Schaar anschloss, die unter Bennigsens glänzender Leitung das System Borries bekämpfte. Er zeigte sich als glänzender und mitunter leidenschaftlicher Redner, so dass der allzeit bedachtsame Bennigsen wohl hin und wieder zu seinen Ergüssen den Kopf schüttelte. Im Jahre 1857 trat er in den Gemeinderath, von Hannover gewählt, und im Jahre 1863 Präsident dieser Versammlung; »Bürgervorsteher-Worthalter« war der hannöversche Titel für diese Stellung. Die Betheiligung

an kommunalen Fragen zog ihn in so hohem Grade an, dass, als er bald darauf zum Syndikus der Stadt Hannover gewählt wurde, er keinen Anstand nahm, dem Anwaltsberuf, der sich für ihn sehr erfolgreich gestaltet hatte, zu entsagen. Das Jahr 1866 brachte ihm die Erfüllung seiner politischen Wünsche und es verstand sich von selbst, dass fortan sein Platz im deutschen Reichstage war. Der Wahlkreis Einbeck-Uslar-Osterode sendete ihn in den Reichstag des Norddeutschen Bundes und blieb ihm auch treu, als der Norddeutsche Bund sich zum Deutschen Reich erweitert hatte. Im Reichstage ist er als Redner nicht so hervorgetreten, wie man erwartet hatte. Seine Rednergabe war ihm allerdings treu geblieben und er hat sie bei verschiedenen anderen Gelegenheiten bethätigt. Als die Versammlung der deutschen Aerzte und Naturforscher in Hannover tagte, als die letzten Besatzungstruppen aus Frankreich in ihre hannöversche Garnison zurückkehrte, beim deutschen Juristentage, der 1873 in Hannover tagte, hat er in Festreden eine glänzende oratorische Begabung an den Tag gelegt. Im Reichstage aber suchte er sich ein besonderes Arbeitsfeld; er trat in die Petitionskommission ein und der Fleiss, den er hier entwickelte, wurde die Ursache, dass er als Vorsitzender an die Spitze gestellt wurde. Nun war es sein eifrigstes Bemühen, dahin zu wirken, dass alle Petitionen deutscher Staatsbürger zu ihrem Rechte kämen. Das Petitionsrecht sollte kein blosses Schaustück sein. Er beraumte tägliche Sitzungen an; jedesmal eine Stunde vor Beginn des Plenums trat die Kommission zusammen und durch zweckmässige Anordnungen in Beziehung auf die Auswahl sachverständiger Referenten brachte er es auch dahin, dass in jeder Session der grösste Theil der Petitionen erledigt wurde. Die Kollegen, die ihm nicht arbeitslustig genug erschienen, wusste er durch scherzende Strafpredigten anzufeuern. Forckenbeck, der damals Präsident des Reichstages war, hatte sich den Ehrennamen des »grossen Tyrannen« erworben; A. erhielt für sein Verfahren den kaum minder ehrenden Namen des kleinen Tyrannen. Im Jahre 1877 trat der Oberverwaltungsgerichtshof für Preussen in das Leben. Zum ersten Male wurde eine Einrichtung geschaffen, durch welche auch für Fragen des öffentlichen Rechts eine geordnete Rechtsprechung eintrat. Zu Mitgliedern dieses Gerichtshofes wurden überwiegend Ministerialräthe ernannt; A. war der einzige, der aus den Kreisen der Kommunalverwaltung und des bürgerlichen Lebens hinzutrat und mit Gneist fast der einzige, der in liberalen Anschauungen gross geworden war. Er nahm diese Stellung gern an und entsagte dem parlamentarischen Wirken im Jahre 1878 für immer. Die politische Thätigkeit hatte ihren Reiz für ihn verloren. In der Richtung des Fürsten Bismarck war ein Umschlag eingetreten. A. konnte sich öffentlich von Bennigsen nicht gut trennen, aber innerlich entstand eine Kluft zwischen den beiderseitigen Ansichten. Es war für A. eine Wohlthat, sich einem neuen Felde zuzuwenden, auf dem eine schöpferische Thätigkeit möglich war. Er wurde das fleissigste Mitglied des Gerichtshofes und hat darauf hingewirkt, dass sich feste, den ewigen Grundsätzen der Gerechtigkeit entsprechende Grundsätze in seiner Judikatur ausbildeten. Etwa im Jahre 1890 zeigten sich bei ihm die Spuren eines Herzleidens, das sich verschlimmerte, weil er es nicht verstand, sich bei der Arbeit zu schonen. So sah er sich genöthigt, im Jahre 1893 seine Pensionirung nachzusuchen und verlegte seinen Wohnsitz nach Hannover zurück, wo er noch drei Jahre lebte. Er gehörte zu den Männern, die mehr gewirkt als geglänzt haben. Auf die ihm näher stehenden Kreise hat er stets einen grossen Einfluss aus-

geübt. Er hat fortgefahren, die Politik im Herzen zu tragen und war zu jeder Zeit merkwürdig gut über alle Vorkommnisse unterrichtet. Der Mitwisser vieler Geheimnisse wusste unendlich gut zu erzählen, ohne sich jemals einer Indiskretion schuldig zu machen. Schriftstellerisch hat er Nichts hinterlassen; um so mehr verdient er, dass die Verdienste, die er sich erworben, nachdrücklich hervorgehoben werden. Ihn zeichnete bei Erfüllung der Pflichten, die er übernommen hatte, eine Gewissenhaftigkeit aus, die durch Nichts übertroffen werden kann. Als Reichstagsabgeordneter versäumte er nicht allein keine Sitzung, wenn nicht dringende Nothwendigkeit ihn verhinderte, sondern folgte auch jedem Redner mit gespannter Aufmerksamkeit, oft die Hand am Ohr. In seinen gerichtlichen Urtheilen wog er Gründe und Gegengründe mit der peinlichsten Sorgfalt ab. Dass die Gewissenhaftigkeit nicht in Pedanterie umschlug, verhinderte ein behaglicher Humor, der sich aber stets in strengen Grenzen der Sitte hielt. Es mag selten einen Mann gegeben haben, dem um seiner Charaktereigenschaften so viel Vertrauen entgegengetragen wurde, wie ihm.

Alexander Meyer.

Neumann, Franz Ernst. Der Wirkliche Geheime Rat, Excellenz Franz Ernst N., in dem wir den ersten Vertreter, ja den Schöpfer der mathematischen Physik als einer selbständigen Disciplin verehren, war am 11. September 1798 als der Sohn eines Landmannes zu Joachimsthal in der Uckermark geboren und starb am 23. Mai 1895 zu Königsberg in Preussen. Er machte seine Gymnasialstudien in Berlin und trat in seinem 16. Lebensjahre, als der Ruf an die deutsche Jugend erging, das Joch des französischen Welteroberers abzuschütteln, als freiwilliger Jäger in das Colbergische Regiment ein. In der Schlacht bei Ligny erhielt er eine schwere Verwundung, die ihn jedoch nicht hinderte, nach 6 Wochen wieder in das Heer einzutreten und den siegreichen Freiheitskampf bis zum Ende mitzumachen. In seine Heimat zurückgekehrt, vollendete er seine unterbrochenen Gymnasialstudien, widmete sich dann auf Wunsch seines Vaters der Theologie, gab aber dieselbe 1819 wieder auf, da ihn seine Neigung mit unwiderstehlicher Kraft zu den Naturwissenschaften und insbesondere zur Mineralogie zog. Dabei betrieb er eifrig privatim mathematische Studien, da über Mathematik damals in Berlin überhaupt nicht gelesen wurde. Von seinen durch Unglück verarmten Eltern in keiner Weise unterstützt, hatte N. damals mit der bittersten materiellen Not zu kämpfen, aber gerade in dieser schweren Zeit machte er sich jene Bedürfnislosigkeit zu eigen, die ihn auch in späteren behaglichen und glücklichen Tagen niemals verliess und die Grundlage jener Zufriedenheit bildete, die aus seinem ganzen Wesen sprach. Allmälig besserte sich jedoch seine Lage durch die werkthätige Unterstützung, die ihm sein Lehrer, der Mineraloge Weiss, angedeihen liess, der zuerst N.s vorzügliche Begabung erkannte, und so konnte er 1826 seine Doktorpromotion ablegen, ging dann noch im Herbst desselben Jahres, gleichzeitig mit Jacobi und Dove, als Privatdocent nach Königsberg, wurde daselbst 1828 ausserordentlicher und auf eine spezielle Empfehlung Bessels schon im folgenden Jahre ordentlicher Professor für Mineralogie. Zugleich begann er aber auch über Erdphysik zu lesen und beschäftigte sich mit solcher Intensität mit mathematisch-physikalischen Problemen, dass er in Zeit von drei Jahren das ganze Gebiet der theoretischen Physik in seinen Gesichtskreis gezogen hatte. Welch' immense

Arbeit hiebei zu leisten war, wird man begreifen, wenn man bedenkt, dass es damals noch kein Lehrbuch in diesem umfassenden Gebiete gab, so dass er alles aus den zerstreuten Originalabhandlungen herausarbeiten musste. Aber gerade hierdurch stählte sich N.s geistige Kraft und Selbständigkeit so, dass er schon in den dreissiger Jahren bahnbrechende Untersuchungen im Gebiete der Optik, dem er sich zunächst mit besonderer Vorliebe zuneigte, veröffentlichen konnte. Der Ausgangspunkt seiner wissenschaftlichen Forschung war die Krystallographie. Schon in seinen Beiträgen zur Krystallonomie von 1823, in seiner Dissertation von 1826 und in seiner umfassenden Arbeit »Das Krystallsystem des Albits und der ihm verwandten Gattungen« von 1830 hatte er wichtige neue Gedanken zur Untersuchung der geometrischen Gestaltung der Krystalle entwickelt, aber, was noch wertvoller war, gerade diese Studien führten ihn zum Ausbau der von Fresnel auf der Annahme der Aetherschwingungen basirten theoretischen Optik. Dadurch dass er nämlich die Elastizitätstheorie zur Grundlage seiner Untersuchungen machte, gelang es ihm, die Resultate seines Vorgängers wesentlich zu überholen, indem er (1835) in einer umfassenden Arbeit die Gesetze der Brechung und Reflexion des Lichtes an der Grenze krystallinischer Körper behandelte und 1837 zum ersten Male die Gesetze der totalen Reflexion in befriedigender Weise ableitete. Den Höhepunkt seiner optischen Untersuchungen aber bezeichnet eine Arbeit von 1841, die für immer als ein Vorbild dafür gelten kann, wie eine mathematisch-physikalische Untersuchung geführt werden muss. Aber nicht nur die Methode, sondern auch die Resultate, zu denen der geniale Forscher in ihr gelangte, waren von hervorragendster Bedeutung. Ausser der Feststellung der Gesetze für die Doppelbrechung in gleichförmig comprimirten oder dilatirten Mitteln war namentlich die Entwickelung einer Theorie der Farben von Wichtigkeit, welche entstehen, wenn die Temperaturvertheilung in durchsichtigen unkrystallinischen Mitteln eine verschiedene ist. Noch grossartiger als die Leistungen in der Optik waren N.s Erfolge in der mathematischen Beschreibung der Elektrizitätslehre. Ihm gelang es (1845 und 1846) zum ersten Male, eine theoretische Ableitung der Gesetze der von Faraday in den dreissiger Jahren entdeckten elektrischen Induktion zu geben, das von ihm abgeleitete Grundgesetz für inducirte Ströme trägt für ewige Zeiten seinen Namen und das gleiche gilt von seinem elektrodynamischen Potential zweier geschlossener Ströme aufeinander (1848). Diese beiden Entdeckungen gehören zu den »grossartigsten und wichtigsten Schöpfungen im ganzen Gebiete der mathematischen Physik«. Auch in der Wärmelehre hat N. bedeutendes geleistet, namentlich inbezug auf die Bestimmung der spezifischen Wärme, und ausserdem ist er als Erfinder einer Reihe vorzüglicher Messinstrumente zu nennen. Sind es auch N.'s physikalische Leistungen, die seinem Namen einen Platz unter den hervorragendsten Gelehrten dieses Jahrhunderts anweisen, so dürfen doch auch seine Arbeiten auf dem Gebiete der reinen Mathematik keineswegs gering angeschlagen werden. Namentlich gilt dies von seinen Abhandlungen über die Kugelfunktionen, deren Theorie N. (1838, 1848 und 1878) wesentlich erweiterte und vervollständigte. Mit der Erwähnung dieser so verschiedenen Arbeiten ist jedoch das Gesamtbild der wissenschaftlichen Thätigkeit des grossen Gelehrten durchaus nicht erschöpft. Vielmehr enthalten seine Vorlesungen über mathematische Physik, sowie die unzähligen Probleme, die er in seinem 1835 gegründeten mathematisch-physikalischen Seminar stellte und auf das eingehendste behan-

delte, eine so enorme Fülle neuer Ideen und origineller Methoden, dass die Nachwelt sich glücklich schätzen darf, wenigstens einen Theil derselben durch Veröffentlichung von der Hand seiner Schüler zu besitzen. Eine stattliche Anzahl von Jüngern der Wissenschaft hat N. während seiner langen Lehrthätigkeit herangebildet, und unter ihnen finden sich die hervorragendsten Namen. Aber sein Lehrtalent war auch ein seltenes und wurde unterstützt von grosser Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, die aus der ihm eigenen idealen Auffassung des Lehrberufes hervorging, zu dessen Gunsten er die ganze Kraft seines mächtigen Könnens einsetzte. Trotz glänzender Anerbietungen, die ihm gemacht wurden, hat N. Königsberg nie verlassen und daselbst seine Lehrthätigkeit bis zum Jahre 1875 ausgeübt, wo er auf Ansuchen von seinen Vorlesungen entbunden wurde. Doch auch dann war er noch nicht müssig, sondern benützte, geistig frisch bis zu seinem Tode, die lange Zeit, die ihm noch vergönnt war, zu rastlosem Fortarbeiten in seiner Lieblingswissenschaft. — N. war zweimal verheiratet, und seiner ersten Ehe entsprossen drei Söhne, die hervorragende Universitätsstellungen einnehmen, sowie eine Tochter, welche die treue Pflegerin seines selten hohen Alters war. Dieses wurde noch verschönt durch die zahlreichen Ehrungen, welche ihm, bei Gelegenheit der Feier seines fünfzig- und sechzigjährigen Doktorjubiläums zu teil wurden und ihm bewiesen, mit welchem Stolze ihn die Universität Königsberg und die Vertreter seiner Wissenschaft den ihrigen nannten.

A. v. Braunmühl.

Wiener, Christian. Der am 31. Juli 1896 verschiedene Geheime Hofrat Dr. Christian W. wurde zu Darmstadt am 7. December 1826 als Sohn des Grossherzogl. Kriminalrichters Wiener geboren. Seine besondere Begabung für mathematische und technische Studien, die sich schon frühzeitig zeigte, veranlasste ihn, sich dem Studium des Ingenieur- und Baufaches zu widmen, nach dessen Vollendung an der Universität Giessen er seinen ersten Lehrauftrag für Physik, Mechanik und Hydraulik sowie für darstellende Geometrie an der höheren Gewerbeschule, der nachmaligen Technischen Hochschule zu Darmstadt, erhielt. Zwei Jahre später, 1850, erwarb er sich den Doktorgrad und habilitirte sich in Giessen, ging aber dann nach Karlsruhe, namentlich durch Redtenbacher angezogen, mit dem er in engen Verkehr trat. Schon nach einem Jahre für das Lehramt der darstellenden Geometrie an der Polytechnischen Schule daselbst berufen, wurde er 1852 ordentlicher Professor für dieses Fach und blieb bis an sein Lebensende in dieser Stellung. Durch die technische Vorbildung, die er genossen und die ebenso gründlichen mathematischen Kenntnisse, die er sich angeeignet hatte, war er aber auch, wie kein anderer, zum Lehrer dieses Faches geeignet, und in der That erfreute er sich bald weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus eines bedeutenden Rufes und gehörte zu den beliebtesten Lehrern der Hochschule an der er wirkte. Hiezu trug übrigens auch, neben der Ruhe und Klarheit, durch welche sich sein gehaltvoller Vortrag auszeichnete, die herzliche Liebenswürdigkeit bei, die aus seinem ganzen Wesen sprach, und das Wohlwollen, das er namentlich jüngeren Leuten stets entgegenbrachte. Schreiber dieses erinnert sich noch mit Vergnügen daran, mit welch gewinnender Freundlichkeit der bedeutende Mann ihm entgegenkam, als er vor mehr als einem Jahrzehnt als junger Privatdocent bei Gelegenheit einer Versammlung

ihm vorgestellt wurde. — W. war zweimal verheiratet und hinterliess drei Söhne, von denen zwei in die Fussstapfen des Vaters eintraten. Während seiner vier und vierzigjährigen segensreichen Thätigkeit als Lehrer am Karlsruher Polytechnikum, welchem er dreimal als Direktor vorstand, schenkte er auch der Organisation der technischen Hochschulen seine volle Aufmerksamkeit; und da diese Schöpfungen der neueren Zeit ihr Zuhörermaterial naturgemäss aus den alt gewordenen Mittelschulen beziehen, so war ihm die Reform der letzteren stets eine Herzensangelegenheit. Davon zeugen unter anderem die Flugblätter des Vereines für Schulreform, die er noch in den letzten Jahren seines Lebens herausgab und in denen er manche beachtenswerte Gedanken niederlegte. Ueberhaupt war W. ein durchaus selbstständiger Kopf. Das beweisen seine zahlreichen stets originellen und gedankenreichen wissenschaftlichen Abhandlungen, die die Gebiete der Mathematik, der Physik und der Philosophie in gleicher Weise umfassen. Sein zweibändiges Lehrbuch der Darstellenden Geometrie (1884 und 1887) zeigt ihn nicht nur als Meister in seinem Fache, das er durch verschiedene neue Methoden bereicherte, von denen wir nur die geometrische Methode des Unendlichkleinen hervorheben wollen, sondern es beweist auch namentlich durch die vorzügliche historische Einleitung, die man die erste Geschichte der Darstellenden Geometrie nennen kann, wie gründlich es W. mit seinen Studien nahm und welche Wichtigkeit er der Kenntnis des allmäligen Werdens und Entstehens einer Wissenschaft beilegte. Da er ein ausgebildetes Anschauungsvermögen als die sicherste Grundlage geometrischer Forschung erkannte, so suchte er dasselbe durch geometrische Modelle, die er teils selbst schuf, teils durch seine Schüler anfertigen liess, kräftig zu unterstützen. Das reiche Kabinet der Karlsruher Sammlung giebt von dem eminenten Geschick, das er hierin entwickelte, Zeugnis, und noch bei der Ausstellung mathematischer Modelle, die im Jahre 1893 in München stattfand, war er durch mehrere Serien der interessantesten neuen Flächenmodelle vertreten. Aber auch wissenschaftliche Abhandlungen aus den meisten Gebieten der Geometrie, ja sogar aus der ihm ferner liegenden Analysis gingen aus seiner Feder hervor, und immer waren es bedeutende, oder doch mindestens praktisch interessante Probleme, mit denen er sich beschäftigte. Sein umfassender Geist begnügte sich jedoch nicht nur mit den Gegenständen seines speziellen Faches, sondern er brachte auch den Naturwissenschaften ein tiefes Verständnis entgegen. Seine Arbeit über die Stärke der Bestrahlung der Erde durch die Sonne wird von den Meteorologen als grundlegend betrachtet, seine auf Experimenten beruhenden Arbeiten über Molekularphysik und namentlich seine hervorragenden Leistungen im Gebiete der Lichttheorie beweisen den geschulten Blick des physikalischen Forschers. Den Druck des letzten diesem Gebiete angehörigen Werkes: »Die Helligkeit des klaren Himmels«, an welchem er zehn Jahre gearbeitet hatte, hat er leider nicht mehr erlebt. Er hatte sich hierin die schwierige Aufgabe gestellt, die Verteilung der Helligkeit am Himmel auf Grund der neuesten physikalischen Forschungen theoretisch darzustellen. — Die Vielseitigkeit von W.'s Veranlagung zeigt sich aber besonders in seinen Schriften philosophischen Inhaltes. Wie einst Galilei es sich zur Lebensaufgabe setzte, Beobachtung und Experiment als die einzig sichere Grundlage zur Erforschung des ursächlichen Zusammenhanges der Naturerscheinungen zu erweisen, so hat W. in seinem grossen Werke »Die Grundzüge der Weltordnung« (1863) die exakte naturwissenschaftliche Methode auch auf die Er-

forschung des Geistes angewendet und auf dieser sicheren Basis ein neues System geschaffen. Da das Werk nicht von einem Berufsphilosophen stammte, so fand es in den Kreisen jener auch nicht die ihm gebührende Beachtung, obwohl dasselbe bei wohlthuender Einfachheit und Klarheit der Sprache eine Fülle neuer und origineller Gedanken enthält und sehr wohl geeignet wäre, der naturwissenschaftlichen Untersuchungsmethode auch in der Philosophie Bürgerrecht zu verschaffen. Auch später ist W. noch oft und gern auf die in diesem Werke niedergelegten Gedanken zurückgekommen, sowohl in einzelnen Publikationen als in Vorträgen und Reden, immer und überall aber trat er ein für das Recht der freien Forschung, in dem er nicht nur keine Gefahr für die Sittlichkeit, sondern vielmehr das mächtigste Instrument zur Erkenntnis der Wahrheit erblickte.

A. v. Braunmühl.

Sell, Eugen, wurde am 5. April 1842 zu Bonn als Sohn des dortigen Professors der Rechte Geheimen Justizraths Dr. Karl S. geboren. Nach einer theils in seiner Vaterstadt, theils in London unter Leitung von A. W. Hoffmann am Royal College of Chemistry sowie an der School of Mines verbrachten Studienzeit promovirte er im Juli 1863 an der heimischen Universität als Doktor der Philosophie und bestand im Mai 1864 die Prüfung als Kandidat des höheren Schulamts. Sodann widmete er sich im gleichen bezw. im nächsten Jahre in Heidelberg und Paris noch weiter chemischen Studien, arbeitete an letzterem Orte im Laboratorium der medicinischen Fakultät und wurde im Oktober 1865 Assistent am Universitätslaboratorium zu Berlin, in welcher Stellung er bis zum März 1868 verblieb. Ein Jahr später habilitirte er sich ebenda, wurde 1870 Lehrer an der Königlichen Gewerbeakademie und im April 1878 ausserordentlicher Professor der Chemie an der Friedrich-Wilhelms-Universität. Am 1. Juli 1877 erfolgte seine Berufung als Hilfsarbeiter und technischer Leiter des Laboratoriums in das Kaiserliche Gesundheitsamt, welcher im Januar 1879 seine Bestallung als Kaiserlicher Regierungsrath und Mitglied des bezeichneten Amtes folgte, in dem er, im Mai 1888 anlässlich der Thronbesteigung Kaiser Friedrich's durch den Charakter als Geheimer Regierungsrath ausgezeichnet, bis zu seinem am 13. Oktober 1896 nach langem Krankenlager erfolgten Tode verblieb. Seine Stellung im Reichs-Gesundheitsamte gab S. Anlass zu einer umfassenden Thätigkeit auf dem Gebiete der Hygiene und insbesondere der Nahrungs- und Genussmittel-Gesetzgebung. Von den im Drucke erschienenen hervorragenden Arbeiten des Verstorbenen haben wir zunächst zu nennen:

1. »Seine Grundzüge der modernen Chemie«. 1. Band. »Anorganische Chemie«. Berlin (2. Auflage. 1877). Deutsche Bearbeitung der Naquet'schen Principes de chimie.

Ferner finden wir in den »Arbeiten aus dem Kaiserlichen Gesundheitsamte« folgende Aufsätze von E. Sell:

2. Ueber Kunstbutter (Band I).
3. Beiträge zur Kenntniss der Milchbutter und der zu ihrem Ersatz in Anwendung gebrachten Fette (ebenda).
4. Technische Erläuterung zu dem Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Verwendung gesundheitsschädlicher Farben (Band II).
5. Ueber Branntwein, seine Darstellung u. s. w. (Band IV).
6. Technische Erläuterungen zu dem Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Besteuerung des Branntweins (Band V).
7. Ueber die Reinigung von Rohspiritus u. s. w. (Band VI).
8. Ueber Cognac, Rum und Arak (ebenda).

9. Desgl.; II. Mittheilung (Band VII).
10. Beiträge zur Brotfrage (Band VIII).
11. Ueber das Butterprüfungsverfahren von R. Brullé (Band XI).

In den »Mittheilungen aus dem Kaiserlichen Gesundheitsamte« trägt seinen Namen weiter

12. eine Arbeit »Ueber Wasseranalyse« (Band I),
in den »Comptes rendues« (1865, Band I),
13. eine solche »Ueber Erythritsäure«,
in den »Annalen der Chemie und Pharmacie« (1863, Bd. 126),
14. eine fernere unter der Benennung »Beiträge zur Kenntniss der Tolylreihe, während endlich
15. seine Inauguraldissertation (1863) »De Toluidino substanciisque ab eo derivatis« handelte.

S. war seit dem April 1879 in kinderloser Ehe verheirathet. Sein Tod riss eine schwer zu ersetzende Lücke in den Kreis der wissenschaftlichen Hygieniker.

E. Blenck.

Lamezan, Ferdinand Freiherr von, deutscher Generalkonsul in Antwerpen. Am 10. April 1843 zu Landau in der Pfalz geboren, trat er im Mai 1859 als Junker in das 1. bayerische Artillerie-Regiment Prinz Luitpold, ward nach etwa Monatsfrist Unterlieutenant und machte 1870 als Oberlieutenant im 3. bayerischen Artillerie-Regiment den Krieg gegen Frankreich mit, in dem er sich namentlich in der Schlacht bei Beaugency-Cravant am 8. Dezember 1870 auszeichnete; denn, obwohl ihm ein Granatsplitter den rechten Fuss zerschmettert hatte, führte er, der schweren Verwundung nicht achtend, am Boden liegend, das Kommando über die beiden ihm anvertrauten Geschütze fort und leitete mit grösster Kaltblütigkeit das Feuer auf die nur noch etwa 500 Schritt entfernten feindlichen Schützen. Das eiserne Kreuz II. Klasse und das Ritterkreuz 2. Klasse des bayerischen Militär-Verdienstordens waren sein Lohn dafür. Infolge seiner Verwundung sah sich Frhr. v. L. genöthigt aus dem aktiven Militärdienste auszuscheiden. Er widmete sich hierauf in München dem Studium der Rechte und Staatswissenschaften und trat im Jahre 1874 in das Auswärtige Amt ein. Zwei Jahre später wurde er zunächst als Vicekonsul an das Kaiserliche Generalkonsulat in Odessa entsandt und bekleidete dann bis zu seiner im März 1892 erfolgten Ernennung zum Generalkonsul in Antwerpen nach einander die Konsularposten in Helsingfors (April 1878), in Tiflis (November 1884) und in St. Petersburg (Juni 1887). Frhr. v. L. war ein ausgezeichneter Beamter von reicher Begabung und umfassenden Kenntnissen, der sich in allen ihm übertragenen Stellungen bewährte. Seine während einer langjährigen Thätigkeit in Russland erworbene Vertrautheit mit den dortigen wirthschaftlichen Verhältnissen erwies sich als besonders werthvoll bei den deutsch-russischen Handelsvertragsverhandlungen im Jahre 1893/94, zu denen er als Kommissar zugezogen worden war. Im Jahre 1882 veröffentlichte er einen Aufsatz über »Die Entwickelung der deutschen Kolonie in Finland« im Korrespondenzblatt des deutschen Schulvereins in Berlin, 1884 einen eingehenden Bericht über »Die Wälder und die Waldnutzungen in Finland vom wirthschaftlichen Standpunkte«, mit zwei Tafeln graphischer und kartographischer Darstellungen im XXIV. Jahrgange der Zeitschrift des Königl. Preussischen Statistischen Bureaus. Die Verdienste des Verstorbenen in Krieg und Frieden wurden neuerdings aus Anlass der 25-jährigen Wiederkehr des Tages von Beaugency-Cravant noch besonders durch

die Verleihung des Königlichen Kronenordens II. Klasse anerkannt. Er starb ganz plötzlich in München am 18. September 1896.

Zeitschrift des Königl. Preuss. Statist. Bureaus.

Geffcken, Friedrich Heinrich, Geheimer Justizrath. Am 9. December 1830 zu Hamburg geboren, entstammte er einer reichen Senatorenfamilie, studierte in Bonn, Göttingen und Berlin die Rechte und wurde 1854 Legationssekretär in Paris. Ein volles Jahrzehnt war er dann Vertreter Hamburgs in Berlin, von 1856 bis 1866, zuerst als Geschäftsträger, dann als hanseatischer Ministerresident. In jener Zeit knüpfte G. eine Menge politischer, wissenschaftlicher und diplomatischer Beziehungen an. Viele Verbindungen aus der Berliner Zeit sind für ihn noch später von Bedeutung geworden. Er war ein Mann von grosser Belesenheit, von umfassendem Wissen, von juristischem Scharfsinn. Deshalb gewann er einen weit über seine Amtsthätigkeit hinausreichenden Einfluss. Dazu kam, dass ihm eine nicht gewöhnliche Darstellungsgabe zu eigen war; er war ein guter Schriftsteller auf volkswirthschaftlichem, finanzwissenschaftlichem und geschichtlichem Gebiete, ein tüchtiger Feuilletonist und Essayist, und selbst an Bühnenstücke hat sich der Gelehrte gewagt. G. erfreute sich der Gunst des preussischen Königspaares und besonders des Vertrauens des Kronprinzen. Auch mit Herrn von Bismarck-Schönhausen war er nahe bekannt, so dass man in einer Denkschrift über die Verfassung des deutschen Bundesstaats, die G. während des Krieges mit Frankreich erscheinen liess und dem Kronprinzen in das Hauptquartier sandte, vielfach Gedanken begegnet, die, wenn sie nicht vom Kanzler eingegeben waren, jedenfalls von ihm ausgeführt wurden. 1872 wurde G., der zuvor noch Ministerresident in London und dann Hamburgischer Syndikus gewesen war, zum Professor der Staatswissenschaften und des öffentlichen Rechts an der neuen Universität Strassburg ernannt, deren Kurator sein Freund Roggenbach war. Auch in den reichsländischen Staatsrath wurde er berufen. Aber er war zu unruhig, zu nervös, als dass es ihn dauernd im Lehramte geduldet hätte. Er nahm 1882 aus Gesundheitsrücksichten Urlaub und trat aus dem Lehrkörper aus, um bald in München, bald in Hamburg zu leben. Eine grosse Zahl von Schriften der verschiedensten Art zeugt von seiner Vielseitigkeit; insbesondere veröffentlichte er umfassende Bearbeitungen einzelner Theile des Völkerrechts in Holtzendorff's Handbuch, wie er auch Heffter's Lehrbuch des Völkerrechts und Martens' Guide diplomatique neu herausgab. Ebenso rühren in Marquardsen's Handbuch grosse und wichtige Artikel namentlich nationalökonomischer Materie von ihm her. Besondere Schriften behandeln die Reform der preussischen Verfassung, den Staatsstreich von 1851, die Alabamafrage, die Geschichte der orientalischen Frage, Staat und Kirche, die Bankfrage; seine »Politischen Federzeichnungen« wurden vom Allgemeinen Verein für deutsche Literatur herausgegeben. In der jüngsten Zeit hatte G. über Tagesfragen eine Reihe von Aufsätzen und Gutachten in Zeitungen veröffentlicht. Da er zu dem engsten Vertrauenskreise des Kronprinzen gehörte, wurden ihm auch die Tagebücher des edlen Hohenzollern zugänglich. Nach dem Tode Kaiser Friedrich's, für den er beim Regierungsantritte die Aufrufe an sein Volk verfasst hatte, glaubte G. dessen Kriegstagebuch im Auszuge veröffentlichen zu sollen. Fürst Bismarck sah darin einen schweren Angriff auf seine Stellung und einen strafbaren Landesverrath. Das Oktoberheft der »Deutschen Rundschau« wurde beschlagnahmt und G. am 29. September 1888 bei seiner

Rückkehr von Helgoland in Hamburg verhaftet, am 5. Januar 1889 aber auf Beschluss des Reichsgerichts in Freiheit gesetzt. — Kirchlich war G. zu der positiven Partei, politisch zu den Konservativen zu rechnen; doch war er viel zu selbständig, als dass er sich in eine Parteischablone hätte fügen können. Er fand seinen Tod in München am 1. Mai 1896 durch Ersticken in Folge eines Zimmerbrandes, der durch die Explosion einer Petroleumlampe hervorgerufen war.

Vossische Zeitung.

Spieker, Dr. Paul Emanuel, Königl. Preussischer Oberbaudirektor a. D. 1826 in Trarbach geboren, studierte er in den fünfziger Jahren in Berlin und ging bald nach Ablegung der Baumeisterprüfung (1859) in den Privatdienst. So wirkte er u. a. von 1864—1867 als Stadtbaumeister in Essen, trat aber dann in den Staatsdienst und zwar zunächst als Landbaumeister bei der Regierung zu Koblenz. Er bewährte sich hier als Künstler wie als Verwaltungsbeamter in hohem Grade, wurde 1869 Bauinspektor, 1874 Regierungs- und Baurath und wirkte seit 1878 als vortragender Rath im Kultusministerium, bis 1892 seine Berufung zum Oberbaudirektor erfolgte. Neben dem Kirchenbau, der durch ihn eifrig gepflegt wurde, galt seine Hauptsorge der Hebung der wissenschaftlichen Lehranstalten und Institute, für deren Verbesserung und Einrichtung nach den neuesten Erfahrungen er unermüdlich zu wirken wusste. Sein bekanntestes Werk ist die Sonnenwarte auf dem Telegraphenberge bei Potsdam, das sogenannte astrophysikalische Observatorium, für dessen Errichtung insbesondere Kaiser Friedrich als Kronprinz sich interessirte. Mit Männern, wie Adler und Persius, stets in enger Verbindung, war er ein warmer Freund der vaterländischen Denkmäler und ist für den Dom zu Köln, für die Wiederherstellung der Marienburg und andere Arbeiten eifrig eingetreten. Durch seine frühere private Thätigkeit war er von etwas freierer Anschauung als andere Beamte, und sein offenes Wort hat besonders in der Akademie des Bauwesens sowie bei der Berathung von Reformen für das Baufach viel genützt. Noch kurz vor seinem Abgange im August 1895 beschäftigten ihn die Fragen des Neubaues der Charité und der Verlegung des Botanischen Gartens, ferner die durch Fr. Schulze aufgestellten Entwürfe für den neuen Landtag, die er noch eingehend mit durchberathen hat. In Berlin baute er u. a. die Universitätsbibliothek in der Taubenstrasse und das metronomische Institut bei der Sternwarte, ferner das pharmakologische, physiologische, naturwissenschaftliche und medicinische Institut. Bei der Planung der verschiedenen grossen wissenschaftlichen Institute kam er mit Gelehrten wie Helmholtz, du Bois-Reymond und Siemens in nahe Beziehung. Die Universität Berlin erkannte seine Verdienste um die vortreffliche Einrichtung ihrer Institute durch Verleihung des Ehrendoktors an. Spieker starb in Wiesbaden am 30. November 1896.

Vossische Zeitung. — Centralblatt der Bauverwaltung. 1896.

Pfeil-Burghausz, Ludwig Graf von, erbliches Mitglied und Alterspräsident des Herrenhauses. Geboren am 19. März 1803 in Pilgramsdorf bei Glogau wurde Graf v. Pf. in den feudalen Traditionen der schlesischen Magnatenfamilien erzogen. In der Konfliktszeit in den 50er und 60er Jahren war er Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses; seine reaktionären Anschauungen, die er mit grossem Eifer auf der Parlamentstribüne vertrat, stiessen in der Aera Manteuffel selbst bei der Regierung auf Widerspruch. Ende der 80er Jahre

erbte er von dem Grafen Friedrich v. Burghausz die bedeutende Majoratsherrschaft Laasan im Kreise Striegau und erhielt für sich und den jedesmaligen Nachfolger im Besitze dieses Fideikommisses am 19. November 1889 die Erlaubniss den Namen v. Pfeil-Burghausz zu führen, wurde auch am 25. Juli 1890, bereits 87 Jahr alt, in das preussische Herrenhaus berufen, in dem er keine wesentliche Rolle mehr spielte. Er war auch vielfach schriftstellerisch im Sinne seiner politischen Anschauungen thätig und kämpfte bis in die letzte Zeit rüstig gegen das allgemeine und gleiche Wahlrecht und andere Errungenschaften des modernen Staats. Er starb im 93. Lebensjahre am 1. Januar 1896 in Hirschberg.

Zedtwitz, Frhr. von, Legationsrath und früherer Gesandter des deutschen Reichs. Geboren im Jahre 1851, trat er, nachdem er die beiden juristischen Prüfungen bestanden hatte, im Jahre 1878 in den auswärtigen Dienst ein und wurde im folgenden Jahre der Botschaft in Petersburg zur Beschäftigung überwiesen. Noch in demselben Jahr zum Legationssekretär ernannt, war er als solcher nach einander bei den Gesandtschaften in Petersburg, Tokio, Stockholm und Washington beschäftigt. 1888 wurde er Deutscher Gesandter in Mexiko, liess sich aber Ende 1891 nach Europa beurlauben und schied 1892 aus dem Reichsdienste aus. Seitdem lebte er seinen literarischen, künstlerischen und sportlichen Neigungen. Er verunglückte am 18. August 1896 beim Wettsegeln in South-Sea, indem seine Yacht mit der des Deutschen Kaisers zusammenstiess, wobei er von der herunterfallenden Takelage erschlagen wurde.

Sulzer, Wirklicher Geheimer Kriegsrath. Ende der 40er Jahre in den preussischen Militär-Intendanturdienst getreten, wurde er 1851 Intendanturrath beim brandenburgischen Armeekorps und 1859 Intendant des V. Armeekorps in Posen. Im Kriege 1866 war er Intendant der Elbarmee, dann wurde er Intendant des VIII. Armeekorps in Koblenz. Beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich wurde er Armee-Intendant der I. Armee, dann während der Occupation Präfekt der Picardie. Als Wirklicher Geh. Kriegsrath heimgekehrt, trat er 1872 in den Ruhestand und lebte seitdem in Berlin, wo er am 18. August 1896 verstarb.

Gieschen, Dr., Mitglied der Bürgerschaft und Rechtsanwalt in Hamburg. Im öffentlichen Leben seiner Vaterstadt bereits seit längerer Zeit thätig, wurde Dr. G. bei den deutschen Reichstagswahlen von 1881 von der Fortschrittspartei als Kandidat für die Wahlkreise Husum-Tondern und Elmshorn-Pinneberg aufgestellt und in beiden Kreisen gewählt. Er nahm die Wahl für Elmshorn-Pinneberg an, lehnte aber nach Ablauf der Wahlperiode 1884 die Kandidatur ab und nahm seither nur theil an dem kommunalen Leben seiner Vaterstadt, in der am 11. Mai 1896 verstarb.

Dejanicz von Gliszczynski, Edmund Josef, Generalmajor z. D. und preussischer Landtagsabgeordneter. Geboren am 17. März 1825 und im Kadettenkorps erzogen, trat er 1842 als Lieutenant beim Kaiser Franz-Regiment ein, wurde 1852 Premierlieutenant und 1856 Hauptmann. 1860 kam er als Compagniechef in das 4. Garde-Grenadier-Regiment, mit dem er den Krieg von 1864 in Schleswig-Holstein mitmachte. Während desselben wurde er zum Major und 1868 zum Oberstlieutenant befördert. Im Kriege gegen

Frankreich kommandirte er als Oberst erst das 2. Garde-Grenadier-Landwehr-Regiment, dann das mecklenburgische Füsilier-Regiment Nr. 90. Er wurde am 2. Dezember 1870 bei Loigny schwer verwundet und erwarb sich das Eiserne Kreuz I. Klasse. 1873 wurde er Kommandant von Stralsund, nahm aber, nachdem er 1874 Generalmajor geworden war, im Juli 1875 den Abschied. 1882 wurde er zum Abgeordneten für den schlesischen Wahlkreis Kreuzburg-Rosenberg als Kandidat des Zentrums in das preussische Abgeordnetenhaus gewählt, dem er seitdem angehört hat. Er starb am 15. Oktober 1896 auf seinem Gut Kostau bei Rosenberg in Oberschlesien.

Buchka, Hermann, von, Dr. Grossherzoglich Mecklenburgischer Wirklicher Geheimer Rath. Am 19. Juni 1821 zu Schwanbeck in Mecklenburg-Strelitz als Sohn eines Predigers geboren, studirte er von 1837 an auf der Landesuniversität zu Rostock und erlangte 1841 die juristische Doktorwürde. Noch in demselben Jahre wurde sein Name bekannt durch Herausgabe einer Umarbeitung einer von der juristischen Fakultät zu Heidelberg gekrönten Preisschrift: »Der unvordenkliche Besitz des gemeinen deutschen Zivilrechts«. Am 28. Juni 1841 wurde Dr. B. als »Auditor ohne Votum« beim Amte Toitenwinkel angestellt, jedoch auf seinen Wunsch am 4. Februar 1843 entlassen, da er sich als Privatdozent an der Universität zu Rostock habilitiren wollte. Bereits im Wintersemester 1843/44 begann er seine Vorlesungen über »Gemeinen deutschen Zivilprozess«. 1846/47 erschien im Druck: »Der Einfluss des Prozesses auf das materielle Rechtsverhältniss«. Am 2. Oktober 1848 wurde B., der inzwischen das Richterexamen bestanden hatte, von dem Grossherzog von Mecklenburg-Strelitz zum Justizrath bei der Justizkanzlei in Neu-Strelitz, sowie zum Konsistorialrath beim Konsistorium dort ernannt. Während des Jahres 1848 erschienen im Druck: »Gedanken über die Reform des Mecklenburgischen Zivilprozesses nebst einleitenden Bemerkungen über die künftige Organisation der Mecklenburgischen Gerichte«. Vom 8. September 1848 bis 11. September 1849 wurde Dr. B. widerruflich mit Sitz und Stimme in das Regierungskollegium entsendet. 1852 erschien: »Die Lehre von der Stellvertretung bei Eingehung von Verträgen«. Ostern desselben Jahres wurde er zunächst zum Hülfsarbeiter bei dem Oberappellationsgericht zu Rostock und darauf von der Landschaft beider Mecklenburg für die offene Rathsstelle gewählt, am 1. Februar 1853 von beiden Landesherren zum Oberappellationsrath ernannt. Seit 1855 erschienen von ihm gemeinsam mit dem späteren Oberlandesgerichtspräsidenten Dr. Budde herausgegeben: »Die Entscheidungen des Oberappellationsgerichts«. Am 2. Januar 1866 wurde der zum Staatsrath ernannte Dr. B. von Grossherzog Friedrich Franz II. als Nachfolger des verstorbenen Ministers v. Schröter in das Amt des Justizministers eingeführt. B.'s Verdienste, namentlich bei der Durchführung der neuen Reichsgesetzgebung, ehrte der Grossherzog durch Ordensauszeichnungen, Verleihung des Prädikats »Excellenz«, sowie im Jahre 1880 durch Belehnung mit dem heimgefallenen ritterschaftlichen Lehngut Wietow. Am 2. Januar 1891 wurde B. aus Anlass seines 25jährigen Ministerjubiläums durch den Grossherzog Friedrich Franz III. geadelt. Nach 27jähriger Thätigkeit in seinem verantwortungsvollen Amte schied er wegen zunehmender Kränlichkeit aus dem aktiven Staatsdienste und lebte von da an in Schwerin. Er starb am 15. Juni 1896.

Mecklenburgische Zeitung.

Busse, Karl, Geheimer Ober-Regierungsrath und früherer Direktor der Reichsdruckerei in Berlin. 1834 geboren, wurde B. nach vorausgegangener praktischer Thätigkeit in Quedlinburg und in Halberstadt, wo er am Dombau beschäftigt war, sowie nach einer italienischen Studienreise 1866 als Baumeister in die Verwaltung der preussischen Staatsdruckerei übernommen, indem er Stellvertreter und Assistent des Direktors, Geheimen Regierungsraths Wedding, wurde. Die seit 1852 bestehende preussische Staatsdruckerei hatte damals gerade einen grossen Aufschwung genommen, und ihr ausserordentlich verdienter Direktor bedurfte bei der Ausdehnung des Instituts und seinem vorgeschrittenen Lebensalter einer jüngeren, geschickten Hülfskraft. B. bewährte sich in dieser Stellung sehr; er wurde 1869 stellvertretender Direktor, und im April 1873 nach dem Tode des Geheimen Regierungsraths Wedding Direktor der Staatsdruckerei. Unter seiner Leitung ging die preussische Staatsdruckerei unter Vereinigung mit der Decker'schen Hofbuchdruckerei in den Besitz des deutschen Reichs über und wurde allmählich das erste und bedeutendste Institut dieser Art. In ihm werden nicht nur die Banknoten, Kassenscheine und Postwerthzeichen angefertigt, sondern auch die meisten Drucksachen der Zentralbehörden und Parlamente des Reichs und Preussens werden oft unter den schwierigsten Verhältnissen in der Reichsdruckerei hergestellt. Auch für Privatpersonen ist die Reichsdruckerei thätig, und ihre künstlerischen Verdienste im Gebiete der Reproduktion alter Druckwerke, Stiche u. s. w. finden überall ihre vollste Anerkennung. Als sich in den siebziger Jahren die Nothwendigkeit herausstellte, die in der Oranienstrasse gelegenen Bauten der Reichsdruckerei zu erweitern, entwarf B. selbst die Pläne für den Bau, der von 1879 bis 1893 zur Ausführung gelangt ist und in seiner eigenartigen architektonischen Haltung auch künstlerische Bedeutung in Anspruch nehmen darf. 1879 wurde B. zum Geheimen Regierungsrath und 1888 zum Geheimen Ober-Regierungsrath ernannt. B., dessen grossartige Verdienste auf dem Gebiete des Druckwesens als schöpferischer Organisator in künstlerischer und technischer Beziehung überall anerkannt wurden, hatte als erste Autorität auf seinem Gebiet eine grosse Anzahl von Nebenämtern. Von 1869 bis zu seinem Tode war er Mitglied der technischen Deputation für das Gewerbewesen. Lange Zeit gehörte er auch als nichtständiges Mitglied dem Reichs-Patentamte an; er war ferner Mitglied des künstlerischen Sachverständigenvereins und des photographischen Sachverständigenvereins. Seit Anfang der neunziger Jahre war er auch ausserordentliches Mitglied der preussischen Akademie des Bauwesens. 1895 nöthigte ihn Kränklichkeit in den Ruhestand zu treten. Er starb am 3. December 1896 in Berlin.

Glatzel, Albert, Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrath und Präsident des Preussischen Oberlandeskulturgerichts, geboren 1833. Nach Vollendung seiner juristischen Studien trat er 1853 als Auskultator beim Oberlandesgericht in Breslau in den Justizdienst, wurde im April 1855 zum Referendarius und am 13. Juni 1858 nach bestandener grosser Staatsprüfung zum Gerichtsassessor ernannt und liess sich im folgenden Jahre zu der sogenannten landwirthschaftlichen Verwaltung beurlauben, um bei der Generalkommission in Breslau beschäftigt zu werden. Er arbeitete sich hier in die Landeskultursachen ein und wurde dann Spezialkommissar in Kreuzburg in Oberschlesien, wo er eine selbständige Thätigkeit in der Durchführung der sogenannten Ge-

meinheitstheilungen, Auseinandersetzungen u. s. w. entfalten konnte. Im Juni 1866 schied er endgültig aus der Justizverwaltung aus und wurde als Regierungsassessor in die landwirthschaftliche Verwaltung übernommen. Bald darauf kam er als Regierungsrath und etatsmässiges Mitglied an die Generalkommission in Breslau zurück. 1875 wurde er nach Berlin als Hülfsarbeiter in das landwirthschaftliche Ministerium berufen und dort im folgenden Jahre zum Geheimen Regierungsrath und Vortragenden Rath ernannt. Im Jahre 1881 wurde er Präsident des Oberlandeskulturgerichts, des höchsten Gerichtshofes für die Landeskulturangelegenheiten in Preussen. In dieser Stellung hat er eine sehr vielseitige Thätigkeit entfaltet und vierzehn Jahre hindurch mit unermüdlicher Pflichterfüllung die gesammten Arbeiten des Gerichtshofes geleitet, zu dessen Kompetenz nicht nur die höchste Rechtsprechung in allen Auseinandersetzungs-Streitigkeiten, sondern auch eine grosse Verwaltungsthätigkeit und nicht zum geringsten eine Mitwirkung in allen Fragen der agrarischen Gesetzgebung gehört. Bei seinen vielseitigen Pflichten kam ihm eine stets zum praktischen Ziele strebende juristische Verstandesschärfe und ein aussergewöhnliches positives Wissen zu statten. Ausserdem besass er eine Arbeitskraft, die den grössten Ansprüchen gewachsen war und vor keiner Mühe zurückscheute. Seine Thätigkeit blieb nicht auf sein Hauptamt beschränkt; abgesehen davon, dass er auch Mitglied des Landesökonomie-Kollegiums, der höchsten berathenden Behörde in allen landwirthschaftlichen Angelegenheiten, war, gehörte er seit langen Jahren, zuerst als Mitglied, dann seit 1882 als Stellvertreter des Vorsitzenden der Prüfungskommission für den höheren Verwaltungsdienst an. Er hatte in dieser Stellung Gelegenheit den jungen Nachwuchs der preussischen Verwaltungsbeamten kennen zu lernen und dadurch seine umfassenden Personalkenntnisse zu erweitern. Waren die Anforderungen, die er an die Prüfungskandidaten stellte, nicht gering, wie es meist bei denjenigen der Fall ist, die über ein bedeutendes eigenes Wissen verfügen, so waltete er doch auch hier seines Amtes mit grösster Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit. Seit 1. April 1884 war er auch Mitglied des Staatsraths und im Frühjahr 1895 wurde er aus besonderem Allerhöchsten Vertrauen in das Herrenhaus berufen. Mitten in seiner umfassenden Thätigkeit erkrankte er an einer Lungenentzündung, der er am 14. Januar 1896 erlag.

Krüger, Dr. Daniel Friedrich, ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister der Freien und Hansestädte in Berlin. Geboren in Lübeck am 22. September 1819, studirte er von 1839 bis 1843 in Bonn, Berlin und Göttingen die Rechte, wurde 1844 als Advokat in Lübeck immatrikulirt und war 1850 Mitglied des Erfurter Parlaments. Im Jahre 1856 ging er zur diplomatischen Laufbahn über und war zunächst als hanseatischer Ministerresident in Kopenhagen thätig. 1864 wurde er zum Bundestagsgesandten in Frankfurt a. M. und 1866 zum Ministerresidenten in Berlin ernannt. Seit 1868 vertrat er Lübeck, seit 1873 auch Hamburg und Bremen im Bundesrath. Staatsmännisch hervorragend begabt und den schwierigsten Geschäften gewachsen, entwickelte er im Bundesrath eine umfangreiche Thätigkeit, namentlich in den Ausschüssen, für die er viele wichtige Berichte erstattete. Er liess sich stets die Erhaltung bundesfreundlicher Beziehung der Bundesstädte zu den übrigen deutschen Regierungen angelegen sein. Seine Mussestunden widmete er wissenschaftlichem und künstlerischem Schaffen u. a. der Aquarellmalerei. Er starb nach kurzem Leiden in Berlin am 17. Januar 1896.

Lorenz, Otto Ferdinand, Königl. preussischer Oberbaudirektor und vortragender Rath im Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Im Jahre 1838 in Königsberg in Preussen geboren, legte er im Jahre 1860 die Bauführer- und im Jahre 1866 die Baumeisterprüfung mit gutem Erfolge ab, wurde dann zunächst im Regierungsbezirk Potsdam mit Bauausführungen beschäftigt und erhielt im Jahre 1868 die specielle Bauleitung des neuen Strafgefängnisses am Plötzensee. Der unermüdliche, ernste und hingebende Eifer und das hervorragende architektonische und administrative Geschick, mit dem er diese seine erste grössere Bauausführung erfasste und zu vollem Gelingen brachte, lenkte die Aufmerksamkeit der Regierung auf ihn, und er wurde, nachdem er in der Zeit vom 8. April 1872 bis 12. August 1873 als Landbaumeister bei der Regierung in Liegnitz thätig gewesen war, als Bauinspektor an die Ministerial-, Militär- und Baukommission in Berlin versetzt. Bei dieser Behörde, der die sämmtlichen fiskalischen Bauangelegenheiten in der Stadt Berlin übertragen sind, hatte er Gelegenheit eine umfassende Thätigkeit zu entfalten und leitete u. a. auch den Bau des grossen Kriminalgerichtsgebäudes in Moabit. Am 16. April 1884 wurde er zum Regierungs- und Baurath in Potsdam ernannt, blieb dort aber nicht lange, wurde vielmehr zur kommissarischen Beschäftigung in das Ministerium der öffentlichen Arbeiten einberufen. Am 26. Juni 1888 wurde er bei diesem Ministerium zum Geheimen Baurath und vortragenden Rath in der Abtheilung für die Verwaltung des Bauwesens ernannt. Im Jahre 1893 rückte er zum Geheimen Oberbaurath auf und am 31. Juli 1895 wurde er unter Ernennung zum Oberbaudirektor mit dem Range der Räthe I. Klasse mit der technischen Direktion der gesammten Angelegenheiten des Hochbaus beauftragt. Im Nebenamt war er Mitglied des technischen Ober-Prüfungsamts und gehörte auch der preussischen Akademie des Bauwesens als ordentliches Mitglied an. Er war ein Mann von grosser Arbeitskraft und seltener Schaffensfreudigkeit, der für seinen Beruf eine ungemeine Begabung zeigte. In den letzten Wochen seines Lebens arbeitete er noch die Bauprojekte für den Neubau der Charité und die Neuanlage des Botanischen Gartens in Berlin aus. Nach kurzer, ursprünglich leicht auftretender Influenza erlag er am 15. Januar 1896 einer hinzugetretenen Lungenentzündung.

Liebeherr, Otto Fr. Maximilian, von, Dr. theol., jur., med. et phil., Vizekanzler der Universität Rostock. Geboren am 21. Februar 1814 in Steinhagen i. Mecklenb., trat L. frühzeitig in den mecklenburg-schwerinschen Staatsdienst und wurde 1849 bei Gelegenheit der Einführung einer konstitutionellen Verfassung in Mecklenburg vom Grossherzog Friedrich Franz II. an die Spitze des neugebildeten Justizministeriums berufen, blieb aber nur kurze Zeit in dieser Stellung, da die Verfassung im folgenden Jahre wieder aufgehoben wurde. Nach dem Tode des Universitätsvizekanzlers von Booth erhielt L. diese Würde, auch erfolgte seine Ernennung zum Direktor des grossherzoglichen Konsistoriums. Bei der Einführung der gemeinsamen deutschen Gerichtsverfassung am 1. Oktober 1879 wurde er Präsident des Landgerichts in Rostock und bekleidete diese Stellung, bis er sich 1887 in den Ruhestand versetzen liess. Er starb in Rostock am 13. September 1896.

Vossische Zeitung.

Schröder, Wilhelm, Geheimer Oberjustizrath und vortragender Rath im preussischen Justizministerium. Geboren 19. November 1841, trat Sch. 1865 in den preussischen Justizdienst, wurde 1870 Gerichtsassessor und erhielt im

folgenden Jahre seine Anstellung als Kommerz- und Admiralitätsrichter in Danzig. Bei der Justizreorganisation von 1879 blieb er dort als Landrichter, wurde 1881 Landgerichtsrath, 1883 Oberlandesgerichtsrath in Stettin und 1885 Kammergerichtsrath. 1892 wurde er unter Ernennung zum Geheimen Justizrath in das Justizministerium berufen, in dem er 1895 zum Geh. Oberjustizrath aufrückte. Im Nebenamt war er lange Jahre Mitglied der Justiz-Prüfungskommission für das Staatsexamen der preussischen Juristen. Er war ein ungewöhnlich begabter und kenntnissreicher Jurist, dem eine reiche Erfahrung zur Seite stand, und den eine nie ermüdende Schaffenskraft beseelte. Seine Thätigkeit erstreckte sich auf die verschiedensten Zweige der Justizverwaltung und war überall fruchtbringend. Nicht zu unterschätzen war die grosse Bedeutung, die er in seiner einflussreichen Stellung für die Personalverhältnisse der Juristen hatte. Er starb in Berlin am 29. November 1896.

Lassen, Hans, Gutsbesitzer in Lysabbel, früherer preussischer Landtagsabgeordneter. Geboren am 11. Februar 1831 auf der Insel Alsen, wurde L. unter dänischer Herrschaft erzogen und ist bis an den Tod seinem Patriotismus für Dänemark treu geblieben. In die Oeffentlichkeit trat er 1876, als er als Kandidat der dänischen Partei bei der Bewerbung um das Mandat für den 2. schleswig-holsteinschen Wahlkreis (Apenrade-Sonderburg) des preuussischen Abgeordnetenhauses auftrat. Er wurde gewählt und gehörte seitdem ununterbrochen dem Abgeordnetenhause an, wo er zuletzt neben dem Vertreter des haderslebener Wahlkreises der einzige sogenannte Däne war. Während der Legislaturperiode von 1880—1883 gehörte er auch dem Reichstage an und seit 1886 war er Mitglied des Provinziallandtages für Schleswig-Holstein. Er starb am 20. Januar 1896.

Levy, Meyer, Justizrath, Rechtsanwalt und Notar in Berlin. Geboren am 17. Januar 1833 in Wollstein in der Provinz Posen, hat der Verstorbene, ein durch seine theoretischen wie praktischen Arbeiten ausgezeichneter Jurist, dessen tragisches Ende weite Kreise erschüttert hat, sich aus kleinen Verhältnissen mit bescheidenen Mitteln herausgearbeitet, indem er sich durch eigene mühevolle Arbeit den Weg durch das Studium der Rechte und die Jahre unentgeltlicher Praxis bahnen musste, bis er nach mehrjähriger Thätigkeit als Assessor in Berlin zum Rechtsanwalt in Fraustadt ernannt wurde. Schon dort entfaltete er eine reiche literarische Wirksamkeit und suchte bereits durch juristische Vorträge sein Publikum zu belehren. Seit dem Jahre 1872 wirkte L. in Berlin als Rechtsanwalt und Notar zunächst beim Stadtgericht, dann beim Landgericht I, zuletzt beim Kammergericht. Er war als schlagfertiger und scharfsinniger Praktiker einer der gesuchtesten und bekanntesten Anwälte Berlins und wurde besonders gern mit grösseren Verwaltungen und deren Regulirung betraut. Seine wissenschaftlichen Leistungen sichern ihm ein dauerndes Andenken in den Annalen der deutschen Rechtswissenschaft. Vornehmlich hat er sich durch den Kommentar zur deutschen Zivilprozessordnung bekannt gemacht, den er in Gemeinschaft mit dem Geh. Justizrath v. Wilmowski herausgegeben hat. In den letzten Jahren hatte er sich besonders dem Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch gewidmet, über das er noch zum jüngsten Juristentag ein glanzvolles Referat geliefert hat. Ein gross angelegter Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch erfüllte seinen Geist noch kurz vor seinem Tode derart, dass er in Gedanken den Inhalt schon bis ins Kleinste geordnet hatte. Trotz seiner umfassenden praktischen

und wissenschaftlichen Arbeitsleistungen fand er immer noch Zeit, sich sowohl der Interessen seines Standes mit besonderem Eifer anzunehmen, wie dies auf dem letzten Anwaltstage in Berlin geschah, als auch allgemeinen socialen und wissenschaftlichen Bestrebungen ein reges Interesse zuzuwenden. Levy war Vorsitzender des Berliner Anwaltsvereins, Mitglied der Anwaltskammer des Kammergerichtsbezirks, und gehörte auch der ständigen Deputation des deutschen Juristentages an. Er fiel am Morgen des 18. Oktobers 1896 zu Berlin den Dolchstichen von Raubmördern zum Opfer.

Illustr. Zeitung etc.

Schrader, Karl, Frhr. von, preussischer Ceremonienmeister. Der einem tragischen Schicksal zum Opfer Gefallene war am 30. September 1848 geboren. Er stand ursprünglich im Militärdienst, wurde während des Krieges gegen Frankreich Lieutenant im Königs-Husaren-Regiment Nr. 7, erwarb sich auch das Eiserne Kreuz. Nach Beendigung des Krieges trat er zu den Reserveoffizieren über, war dann von 1873—1875 wieder noch aktiver Offizier im 5. Ulanen-Regiment in Düsseldorf, um demnächst wieder zur Reserve zurückzutreten. Er widmete sich nunmehr der Verwaltung seines Fideikommissbesitzes bei Lauenburg, trat 1878 als Kammerjunker in den Hofdienst, wurde 1881 Kammerherr und 1887 Ceremonienmeister. Sein Ende hängt zusammen mit den anonymen Schmähschriften, durch die seit längerer Zeit die Berliner Hofgesellschaft bis zu ihren höchsten Spitzen beunruhigt wurde. Als sich endlich, nachdem man längere Zeit die Angelegenheit der Oeffentlichkeit gegenüber verheimlicht hatte, die Staatspolizei genöthigt sah Untersuchungen zu veranstalten, gab der Ceremonienmeister Frhr. v. Sch. an, dass er den Ceremonienmeister von Kotze für den Verfasser der Schmähbriefe halte. Herr von Kotze wurde daraufhin verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt, das indess auf Freisprechung erkannte. Hierauf strengte Herr v. Kotze eine Klage wegen Verleumdung gegen Frhr. v. Sch. an, ohne indess damit durchzudringen. Nunmehr forderte von Kotze, nachdem ihn inzwischen das Militärgericht als satisfaktionsfähig erklärt hatte, seinen Gegner vor die Pistole. Am 10. April fand bei Potsdam das Duell statt, bei dem Frhr. v. Sch. einen Schuss in den Unterleib erhielt, der am folgenden Tage seinen Tod veranlasste.

Reindl, Magnus Anton, Geistlicher Rath und Stadtpfarrer in Günzburg a./D., deutscher Reichstags- und bayerischer Landtagsabgeordneter. Geboren am 17. December 1832 in Lauterschach im schwäbischen Bezirksamt Oberdorf, besuchte er von 1843 bis 1851 das Gymnasium in Kempten, dann bis 1854 die Universität München und demnächst bis 1856 das Seminar in Dillingen, wurde dann Pfarrer in Untermeitingen und 1874 Stadtpfarrer in Memmingen, von wo er 1882 als Stadtpfarrer und Bezirkskämmerer nach Günzburg kam. R., der durch grössere Reisen seinen Gesichtskreis erweitert hatte, wurde 1881 Abgeordneter im bayerischen Landtage, dem er seitdem mit geringen Unterbrechungen angehört hat. Ebenfalls im Jahr 1881 wurde er als Kandidat des Centrums im vierten schwäbischen Wahlkreise Illertissen in den Reichstag gewählt, dessen Mitglied er alsdann bis zu seinem Tode ununterbrochen war. Er starb am 7. April 1896 in Rosenheim.

Brausewetter, Landgerichts-Direktor am Königlichen Landgericht I. zu Berlin. 1862 in den Justizdienst getreten, war Br. Auskultator und Referendar im Bezirk des Ostpreussischen Tribunals in Königsberg. Am 21. Juni 1867 zum Gerichtsassessor ernannt, war er zunächst kommissarisch beim

Stadtgericht in Königsberg beschäftigt und wurde Anfang 1870 als Kreisrichter in Neidenburg angestellt. Im Frühjahr 1875 kam er als Stadtrichter nach Berlin, wurde hier 1878 zum Stadtgerichtsrath ernannt und blieb bei der Justizreorganisation von 1879 in der Reichshauptstadt, indem er Rath am Landgericht I. in Berlin wurde. Am 22. Mai 1888 wurde er zum Landgerichtsdirektor bei demselben Gericht ernannt und übernahm den Vorsitz in einer Strafkammer, nachdem er schon vorher seit langer Zeit stets in Strafsachen beschäftigt worden war. Er leitete die Verhandlungen in vielen grösseren Strafsachen und wurde dadurch in weiten Kreisen bekannt. Oft führte er unter besonders schwierigen Verhältnissen den Vorsitz und hatte ganz besonders gegenüber den Vertheidigern eine schwere Stellung. Seine Thätigkeit in dem sogenannten Judenflintenprozesse (gegen den bekannten Antisemitenführer Ahlwardt) und im »Gummischlauchprozesse« (gegen Anarchisten) zogen ihm viele Anfeindungen zu und von seinen Aeusserungen sind manche, so vornehmlich die, dass es keine Oeffentlichkeit gebe, in entstellter Form in die Oeffentlichkeit gebracht und viel besprochen worden. B., durch seine anstrengende und aufregende Thätigkeit aufgerieben, starb am 18. Januar 1896 in einer Nervenheilanstalt bei Berlin.

Buhl, Dr. F. A., Gutsbesitzer in Deidesheim, früher Mitglied des deutschen Reichstags. Am 2. August 1839 in Ettlingen geboren, studirte B. in Heidelberg, promovirte dort und wurde dann Mitinhaber der Firma F. P. Buhl in Deidesheim. Er machte sich bald einen Namen in den kommerziellen und landwirthschaftlichen Kreisen seiner engeren Heimath und wurde Mitglied der pfälzischen Handelskammer, Vorstand des Gremiums für Handel und Gewerbe für den Bezirk Neustadt-Dürkheim, Vorstand des landwirthschaftlichen Bezirkskomités Neustadt, Mitglied des Kreiskomités für die Pfalz u. s. w. Von 1881 bis 1886 war er auch Präsident des Landraths der Pfalz und wurde demnächst Reichsrath der Krone Bayern auf Lebenszeit. 1871 wurde er als nationalliberaler Vertreter des fünften pfälzischen Wahlkreises Homberg-Kusel in den Reichstag gewählt, dem er dann bis 1893 ununterbrochen angehört hat. Er nahm im Reichstage eine hervorragende Stellung ein und bekleidete von 1887 bis 1890 das Amt eines ersten Vicepräsidenten. Er starb am 5. März 1896 in Deidesheim.

Schlabrendorff-Seppau, Alfred, Graf von, Mitglied des Preussischen Herrenhauses. Geboren am 7. November 1829, war Graf Sch. der Senior des zweiten Hauptstammes der alten schlesischen Grafenfamilie. Er war Majoratsherr eines grossen Grundbesitzes in den Kreisen Glogau und Guhrau und wurde auf Präsentation des Verbandes des alten und befestigten Grundbesitzes im Fürstenthum Glogau und Herzogthum Sagan durch Königlichen Erlass vom 24. August 1877 auf Lebenszeit in das Herrenhaus berufen. Er betheiligte sich lebhaft an den Sitzungen und Arbeiten des Hauses, in das er am 22. Oktober 1877 eintrat. Er hatte auch die Würde eines Erb-Oberlandesbaudirektors im Herzogthum Schlesien. Sein Tod erfolgte am 4. Juli 1896 in Seppau.

Gmelin, Ferdinand von, Reichsgerichtsrath. Geboren am 21. Mai 1824 als Sohn des Oberjustizraths G. in Esslingen, stand er bis zu seiner Ernennung zum Reichsgerichtsrath im württembergischen Justizdienst. 1850 wurde G. Gerichtsaktuar in Göppingen, 1853 Oberjustizassessor in Ulm, 1861 Oberjustizrath dort und 1870 Obertribunalsrath und Vorstand der Zivilkammer des

Kreisgerichtshofs Stuttgart. Mehrere Jahre führte er den Vorsitz des Stuttgarter Handelsgerichts, bis er in das frühere württembergische Obertribunal versetzt wurde, bei dem er von 1873 bis 1879 thätig war. Am 1. Oktober 1879 wurde v. G. in das Reichsgericht in Leipzig berufen und gehörte hier dem II. Zivilsenat an. Am 1. Dezember 1891 trat er in den Ruhestand und starb in Freiburg i. B. am 1. Mai 1896.

Franken, Alex, Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Jena. Geboren im Jahre 1848, hat der im besten Mannesalter Verstorbene schon seit längerer Zeit mit schweren Leiden gekämpft und sich wiederholt aller Arbeit enthalten müssen. 1878 wurde er mit 30 Jahren ausserordentlicher Professor an der Universität Greifswald, von wo er nach drei Jahren als Ordinarius nach Jena kam. Sein Lehrauftrag war dort sehr umfangreich. Er unterrichtete in der deutschen Rechtsgeschichte, im Zivilprozess und im Handels- und Wechselrecht. F. war eine eigenartige Persönlichkeit. Scharfsinnig und dazu hinneigend eigene Wege in der Forschung zu gehen, nahm er das Studium gerade solcher Fragen in Angriff, die das Wesen des Rechts betreffen. Seine Schriften tragen zumeist auch äusserlich einen eigenen Charakter; insbesondere liebte er es, aphoristisch zu schreiben. Diese Eigenheit tritt am schärfsten in seinen Gelegenheitsschriften hervor. An erster Stelle ist hier das zweitheilige Werk »Romanisten und Germanisten« zu nennen. In dessen erstem Theile erörtert F. den Dualismus, der in der Rechtswissenschaft als der Kampf zwischen Romanisten und Germanisten bezeichnet wird. Er versucht zu erweisen, dass dieser Gegensatz ein allgemeiner und durchgängiger ist, der schon bei den Römern bestand und auf der Differenz des gewordenen Rechts und des werdenden Rechts beruht. Er sieht in den Romanisten »unbewusste Revolutionäre, Apostel der Idee von der Freiheit und Gleichheit des Individuums.« Den zweiten Theil des Buchs bildet eine glänzende Denkrede auf Karl Friedrich Eichhorn. Zu erwähnen ist hier ferner F.'s Beitrag zu der Schrift der Jenenser Juristenfakultät zu Ehren Gneist's, betitelt »Vom Juristenrecht«. Besondere Beachtung fanden darin die Auslassungen über das Gewohnheitsrecht. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete F. mit einer rechtsgeschichtlichen Untersuchung über das französische Pfandrecht im Mittelalter. Die Untersuchung ist deswegen wichtig, weil in den französischen »Coûtumes« wichtige Aufschlüsse zum germanischen Recht enthalten sind. Bisher hatten nur wenige Forscher sich an diese Arbeit gewagt; sie verlangt die völlige Beherrschung von Wissen verschiedener Art. F.'s erster Versuch auf diesem Gebiet fand allgemeine Anerkennung bei seinen Fachgenossen, und es wurde sehr bedauert, dass er die Arbeit nicht im grossen Stile weiter führte. Zu erwähnen ist noch von den selbständigen Werken F.'s sein »Lehrbuch des deutschen Privatrechts», das von 1889—1894 erschien. F., der im Nebenamt aueh Rath bei dem Oberlandesgericht in Jena war, starb am 5. Oktober 1896.

Vossische Zeitung.

Engel, Ernst. Am 11. December 1896 ward auf dem Trinitatiskirchhofe zu Dresden ein Mann beigesetzt, dessen Name genannt werden wird, so lange es eine wissenschaftliche, eine amtliche Statistik giebt. Von Adolf Quetelet auf den Weg zur Socialphysik gewiesen, folgte der Verstorbene jenem mit der Vorsicht des eigenen, aus sich selbst herausgewachsenen Denkers und Forschers und verstand es, mit grossem organisatorischem Talente begabt,

insbesondere die preussische Landesstatistik, die er nicht ganz ein Vierteljahrhundert zu leiten hatte, zu einem hohen Grade der Vollendung zu führen. Christian Lorenz Ernst Engel ward am 26. März 1821 aus kleinbürgerlicher Familie zu Dresden geboren. Ueber seine wissenschaftliche Vorbildung fehlen uns nähere Nachrichten. Im Jahre 1842 finden wir ihn aui der Bergakademie zu Freiberg in Sachsen. Nach Vollendung seiner berg- und hüttenmännischen Studien bereiste er 1846 und 1847 die Hüttendistrikte von Deutschland und Belgien, wo er in Brüssel A. Quetelet kennen lernte, sodann von England und Frankreich; die Winterhalbjahre 1846 und 1847 benutzte er zu eingehenden technisch-theoretischen und wissenschaftlichen Arbeiten in Paris. Durch seine vielseitigen Kenntnisse auf technischem und staatswissenschaftlichem Gebiete sowie durch seine Sprachgewandtheit bereits bekannt geworden und auch schriftstellerisch hervorgetreten, ward der junge Bergingenieur E. E. 1848 vom Minister Oberlaender in die zur Erörterung der Gewerbs- und Arbeitsverhältnisse des Königreichs Sachsen errichtete Kommission berufen. Bald an ihre Spitze getreten, erhielt er 1850 den Auftrag, die allgemeine deutsche Gewerbeausstellung in Leipzig einzurichten, und that dies mit so ausserordentlichem Erfolge, dass er noch in demselben Jahre mit der Leitung des neu errichteten statistischen Bureaus im Königl. sächsischen Ministerium des Innern betraut wurde. Er hatte dieses Amt, zuletzt zum Regierungsrath ernannt, bis zum August 1858 inne, wo er, der Unmöglichkeit gegenüber, die von ihm für nöthig erachtete Neuordnung der sächsischen amtlichen Statistik durchzusetzen, seinen Abschied nahm. Er wandte sich nunmehr dem Gebiete des Realkredits zu und gab durch eine von ihm verfasste Denkschrift über Hypothekenversicherung Anlass zur Gründung der Sächsischen Hypotheken-Versicherungsgesellschaft, an deren Spitze er trat und verblieb, bis er, nach dem Tode des Wirklichen Geheimen Ober-Regierungs-Raths Dr. Karl Dieterici zum Direktor des Königlich preussischen statistischen Bureaus berufen wurde. Er übernahm sein, von der bisherigen Verbindung mit der Professur der Staatswissenschaften an der Friedrich-Wilhelms-Universität losgelöstes neues Staatsamt am 1. April 1860 als Geheimer Regierungsrath (mit dem Range eines Rathes III. Klasse) und behielt dasselbe, 1863 zum Geheimen Ober-Regierungsrath (mit dem Range eines Rathes II. Klasse) ernannt, bis zum 1. Juli 1882 bei, wo er, schon seit Jahren an einem organischen Herzfehler leidend, durch die sich immer bemerkbarer machenden Folgen einer schweren Erkrankung an der Brust- und Rippenfell-Entzündung (1877) genöthigt und bereits vom 1. April desselben Jahres ab beurlaubt, seinen Abschied nahm und seinen Wohnsitz auf sein Tuskulanum in Serkowitz bei Dresden verlegte. Hier nahm er neben einer reichen gemeinnützigen Wirksamkeit auf gemeindlichem Gebiete sowie einer erfolgreichen Thätigkeit als Mitglied des Aufsichtsrathes verschiedener grossen Versicherungs- und Aktiengesellschaften seine früheren wissenschaftlichen Arbeiten und Untersuchungen wieder auf, insbesondere diejenigen über die Betheiligung der Angestellten und Arbeiter am Reingewinne (Industrial Partnerships), über die Messung der Familien- und Volkswohlfahrt sowie über die Lebenshaltung der verschiedenen Volksklassen und ihre Haushaltungsbudgets. Mitten in all' diesen Arbeiten traf ihn am 14. Januar 1890 der Tod seiner Lebensgefährtin (einer geborenen von Holleuffer), mit welcher er über 41 Jahre in glücklicher Ehe verheirathet war, so schwer, dass er diesen Verlust nie verwinden konnte, sondern nun selbst das Ende herbeisehnte, das den bald 76 Jahre

alten müden Streiter am 8. December 1896 abrief. Drei Kinder, eine verheirathete Tochter und zwei Söhne, deren ältester auch verheirathet, betrauerten ihn. — Ernst E.'s gesammte Bestrebungen auf dem Gebiete der Statistik gingen von der Erkenntniss der Nothwendigkeit aus, dass die amtliche Statistik alle Zweige der Verwaltung gleichmässig umfasse und sich durch zweckmässige Erhebung, Sammlung, Zusammenstellung und Veröffentlichung des betreffenden Urstoffes in einem den zeitlichen Anforderungen an diese Wissenschaft entsprechenden Geiste nützlich erweise. Die Statistik war ihm »Zustandsschilderung im Allgemeinen«, im engeren Sinne dagegen »sowohl die Schilderung oder Beschreibung des Zustandes menschlicher Gemeinschaften und ihrer Einrichtungen in einem gegebenen Zeitmomente, als auch die Darlegung (und Erklärung?) der ununterbrochen vor sich gehenden Veränderungen dieses Zustandes und dieser Einrichtungen innerhalb bestimmter Zeitabschnitte«. Er folgerte hieraus, dass die Statistik einestheils eine ganz selbständige Wissenschaft sei, anderntheils aber auch (und zwar zeitlich noch im vorherrschenden Grade, gewissermassen als Methode) im Dienste aller anderen Wissenschaften und so natürlich auch der Verwaltungswissenschaft und der Verwaltungspolitik stehe. Die methodische Massenbeobachtung war ihm die Grundlage aller statistischen Thätigkeit, und fort und fort war er bemüht, allen seinen Arbeiten die naturwissenschaftlichen Methoden der Forschung und des Nachweises der Ursächlichkeit, der Erklärung und Darstellung zu Grunde zu legen. Dieser seiner schon früh ausgesprochenen und später nur im Wortausdrucke veränderten Ueberzeugung vom Wesen und der Aufgabe der Statistik mit allen ihren Folgerungen blieb der Verstorbene während seiner gesammten amtlichen und privaten, praktischen und wissenschaftlichen Thätigkeit getreu; ihr suchte er auch schon als Leiter des Königlich sächsischen statistischen Bureaus, soweit angängig, Rechnung zu tragen. Zwar musste er dort von seinem, später in Preussen in der Hauptsache verkörperten Ideale, der Schaffung eines der statistischen Centralstelle zur Seite stehenden amtlichen Organes, das insbesondere, wie die belgische statistische Central-Kommission, »allen Einzelerhebungen ein gemeinschaftliches Princip unterlegt und sie nach einem gemeinsamen Mittelpunkte leitet«, Abstand nehmen; dagegen zeigten alle seine damaligen Veröffentlichungen das unausgesetzte Streben nach jenen vorangedeuteten Zielen. In die ersten Amtsjahre E.'s (1851/52) fällt die Herausgabe der »Statistischen Mittheilungen aus dem Königreich Sachsen«, auf Grund deren er unter dem 11. April 1853 an der Universität Tübingen die Würde eines Doktors der Staatswissenschaften erlangte. »Land und Leute, Wohnplätze und materielle Hülfsquellen« schilderte er im I. Bande des 1853 nachfolgenden »Jahrbuchs für Statistik und Staatswirthschaft des Königreichs Sachsen« in Zahl und begleitendem Texte, gleichwie er es sich in der als Fortsetzung des Jahrbuches seit 1855 erschienenen »Zeitschrift des statistischen Bureaus des Königlich sächsischen Ministeriums des Innern« zur Aufgabe machte, den todten Ziffern Leben einzuhauchen und nach und nach eine Reihe der wichtigsten socialen und wirthschaftlichen Fragen zur Besprechung zu bringen. Als Quellenwerk behandelten daneben von 1851 bis 1855 die schon erwähnten »Statistischen Mittheilungen aus dem Königreich Sachsen« in vier Bänden Stand und Bewegung, die Berufs- und Erwerbsverhältnisse sowie die Sparthätigkeit u. s. w. der Bevölkerung. Mit Feuereifer stürzte E., entsprechend seinen Vorstudien und persönlichen Beziehungen, sich auch in die internationale Statistik, ward bald einer ihrer Hauptführer und der Mit-

begründer des internationalen statistischen Kongresses, an dessen sämmtlichen neun Versammlungen er sich in hervorragender Weise betheiligte, wie er denn auch der permanenten statistischen Kommission, so lange dieselbe bestand, sowie dem 1886 errichteten internationalen statistischen Institute als Ehrenmitglied werkthätig bis zu seinem Tode angehörte und an den nationalen und internationalen Ausstellungen jeder Zeit regsten Antheil nahm. Auf die Verbesserung und Sicherung der Methode der Erhebung richtete er schon in Sachsen seine volle Aufmerksamkeit, wovon u. a. eine im Jahre 1855 veröffentlichte »Sammlung aller bei der Volkszählung und Produktions- und Konsumtionsstatistik des Königreichs Sachsen u. s. w. zur Anwendung gekommenen Listen, Fragebogen und sonstigen Schriftstücke« Zeugniss ablegt. In Preussen ging der neue Direktor mit frischem Eifer an die Verfolgung jener alten Ziele. Die veröffentlichende Thätigkeit des Königlichen statistischen Bureaus, welche unter Hoffmann und Dieterici grösstentheils mit deren eigenen wissenschaftlichen Arbeiten zusammenfiel, erfuhr eine vollständige Um- und Neugestaltung. Noch im Jahre 1860 erschien die Nr. 1 des ersten Jahrganges der »Zeitschrift des Königlich preussischen statistischen Bureaus«. In dem dieser Nummer beigegebenen Programme weist der Herausgeber darauf hin, dass, obwohl die statistischen Forschungen, namentlich wenn ihre Ergebnisse der Zeit und dem Gegenstande nach vergleichbar mit einander sind, zu immer werthvollerem geschichtlichen Stoffe heranreifen, je älter sie werden, die Gegenwart doch das nächste und unbestreitbarste Anrecht auf dieselben habe; denn die Statistik sei hauptsächlich Zustandsschilderung der Gegenwart. Damit die Statistik aber auch der Gegenwart von Nutzen sei, müsse die Darlegung ihrer Ergebnisse den Begebenheiten nicht nur so rasch wie möglich auf dem Fusse folgen, sondern es müsse ihr auch die grösstmögliche Verbreitung deshalb gegeben werden, weil die Oeffentlichkeit das befruchtende und berichtigende Element für die Statistik sei. Das neue Organ sollte demnach insbesondere: 1. den neuesten statistischen Stoff aus der Monarchie und deren einzelnen Theilen veröffentlichen, und zwar, soweit angängig, sich auf das Land und die Bevölkerung, die Wohnplätze, die materiellen Hülfsquellen, die sittlichen und geistigen Kulturverhältnisse, die Staats- wie Gemeindeverwaltung u. s. w. erstreckend, 2. wichtige, das Interesse der Gegenwart berührende statistische und staatswissenschaftliche Fragen besprechen, 3. die staatswirthschaftlichen Zustände Preussens und seiner Gebietstheile unter sich selbst und mit denen anderer Länder vergleichen, 4. ein Verzeichniss der statistischen und staatswirth-schaftlichen Litteratur geben. Nach diesem Plane bietet die Zeitschrift in den von ihrem Begründer selbst herausgegebenen Jahrgängen (1860/61 bis 1881) ein überaus reiches, für den Statistiker und den Volkswirth vorzüglich brauchbares Material, dessen Vielseitigkeit sich für den bezeichneten Zeitraum aus dem im Jahre 1880 veröffentlichten Inhaltsverzeichnisse ihrer bis dahin erschienenen 20 Jahrgänge ergiebt. Wenige Wochen nach der Ausgabe der ersten Nummer der »Zeitschrift« trat die 1870 reorganisirte »preussische statistische Central-Kommission« ins Leben. Ihre Aufgabe war und ist es, »ein einheitliches Zusammenwirken sämmtlicher Zweige der Staatsverwaltung dahin zu vermitteln, dass auf allen der Statistik zugänglichen Gebieten — sowohl für das Bedürfniss der Gesetzgebung, der Verwaltung und des öffentlichen Lebens überhaupt, als auch mit Rücksicht auf die Anforderungen der Wissenschaft — hinsichtlich der Grundlagen, der Ausdehnung und der Art der statistischen Erhebungen nach

gleichmässigen Grundsätzen methodisch und planmässig verfahren, die Ausführung und Zuverlässigkeit der Erhebungen mit den zu Gebote stehenden Mitteln sichergestellt und die Verarbeitung und Verwerthung der gewonnenen Ergebnisse in zweckentsprechender Weise bewirkt werde«. Die neue Kommission begann ihre Thätigkeit bereits im Mai 1861 und war dem Direktor eine wesentliche Stütze bei der Durchführung der Neuordnung der amtlichen Statistik sowohl bezüglich der Methode der Erhebungen und der Aufbereitung des durch dieselben gewonnenen Stoffes, wie insbesondere bei der schrittweisen Ausdehnung des Geschäftsbereiches der preussischen statistischen Landes-Centralstelle. Sie hat in dieser Beziehung bis in die Gegenwart hinein segensreich gewirkt; damals hatte sie sich insbesondere mit jener bekannten, die gesammten praktischen Verbesserungen und Fortschritte einleitenden E.'schen Denkschrift über »die Methoden der Volkszählung u. s. w.« zu beschäftigen, deren Hauptbedeutung in der Heranziehung und Mitwirkung der Bevölkerung bei den Erhebungen zu suchen ist. Man ging nunmehr zunächst auf dem Boden der Volkszählung schrittweise von den Ortslisten mit der Zählung durch Beamte über die Haushaltungs- und Hauslisten, welche von den Haushaltungsvorständen auszufüllen waren, zu den Zählkarten mit Haushaltungsverzeichnissen sowie zur centralisirten Aufbereitung des durch die Erhebung gewonnenen Urmaterials mit allen in dieser Methode liegenden Vortheilen über. Die Zählkartenmethode, auf welche der Verstorbene einen so hohen Werth legte, ward in Preussen zuerst im Jahre 1869 bei der damals neu eingeführten Statistik der Verunglückungen und Selbstmorde in Anwendung gebracht, 1871 bei der Volkszählung weiter durchgeführt und seitdem festgehalten bezw. in Anwendung gebracht bei der überwiegenden Zahl der fortlaufenden, zeitweise wiederkehrenden und einmaligen Arbeiten des Königlichen statistischen Bureaus, wie wir dies für den hier in Frage kommenden Zeitraum in unserem Berichte über »Das Königliche statistische Bureau in Berlin beim Eintritte in sein neuntes Jahrzehnt«[1]) des näheren dargelegt haben. Welche hohe Bedeutung Ernst E. der Betheiligung der Bevölkerung an den statistischen Erhebungen beimass, das zeigt auch sein, dem Jahrgange 1869 der »Zeitschrift« mit einem vollständigen Statutenentwurfe beigegebener »Aufruf zur Begründung eines statistischen Vereinsnetzes für die Länder deutscher Zunge«, hinausgehend auf die dauernde organisirte Mitwirkung der Bevölkerung für die engeren und weiteren, amtlichen und privaten Aufgaben der Statistik. Von so hochidealen Gesichtspunkten diese Gründung ausging, scheiterte sie doch, auch nach ihrer Begrenzung auf Preussen, an den Schwierigkeiten ihrer Durchführung oder, sagen wir es offen, an der Trägheit der menschlichen Natur und der schon damals recht vereinsmüden Bevölkerung, und auch die Wiederaufnahme des Gedankens seitens seines Vaters im Jahre 1875 blieb erfolglos. Neben der Zeitschrift begegnen wir im Juni 1861 schon dem ersten Hefte der »Preussischen Statistik«, des eigentlichen amtlichen Quellenwerkes für die preussische Landeskunde. Es ist für die Aufnahme und ausführliche tabellarische und textlich erläuternde Veröffentlichung aller derjenigen grösseren Arbeiten des Königlichen statistischen Bureaus bestimmt, welche in keiner Publikationsreihe desselben genügenden Platz finden. Die »Preussische Statistik« erscheint in zwanglosen Heften, von denen bis zum Ausscheiden E.'s

[1]) Zeitschrift des Königl. preussischen statistischen Bureaus, Jahrg. XXV, S. 1 ff.; auch im Sonderabdrucke erschienen.

aus dem preussischen Staatsdienste 62 vorlagen. Im Mai 1862 erschien auch der I. Theil des ersten Jahrganges des »Jahrbuchs für die amtliche Statistik des preussischen Staates«, dessen Zweck war, Nachrichten über alle Zweige der Statistik und über das gesammte Gebiet des preussischen Staats- und Volkslebens in der Weise zu geben, dass die in den verschiedenen umfänglichen eigenen und fremden Quellenwerken angehäuften und dort systematisch bis in die kleinsten Einzelheiten durchgearbeiteten statistischen Stoffe denjenigen, die einen häufigeren Gebrauch davon machen wollen, in gedrängter, übersichtlicher und leicht benutzbarer Form dargeboten werden. Auch hier lag E. das belgische Muster vor. Von dem Jahrbuche wurden von ihm, zum Theil in grösseren Zwischenräumen, bis 1882 in stets erweitertem Umfange, im wesentlichen aber unter Festhaltung der ursprünglichen Anordnung, vier Jahrgänge ausgegeben. Ernst E. war sich von Anfang an klar darüber, dass, wenn er der amtlichen Statistik die oben angedeutete Ausdehnung über alle Zweige der Verwaltung mit Erfolg geben wolle, es dazu der Heranbildung statistisch vorbereiteter Staatsbeamter bedürfe. Diese Vorbereitung müsse nach einheitlichem Systeme und nach bestimmten, in der Centralstelle der amtlichen Statistik festgelegten Gesichtspunkten bei dieser selbst erfolgen, zumal sich das theoretische Studium auf den Universitäten mit der Lehre der eigentlichen Technik der Statistik, auf welche in der Praxis so viel ankomme, nicht befassen könne. Auf solchen Erwägungen beruhte die im Sommer 1862 erfolgte Einrichtung des »theoretisch-praktischen Kursus zur Ausbildung in der amtlichen Statistik«, des s. g. »Statistischen Seminars«, dessen erster Lehrgang im November 1862 eröffnet wurde. Die neue Bildungsgelegenheit sollte auf theoretischem Gebiete hauptsächlich die Theorie und Technik der Statistik sowie die Wechselbeziehungen zwischen der Gesetzgebung, der Verwaltung und Statistik umfassen, auf praktischem Gebiete sich aber auf die Ausarbeitung statistischer Themata und die Mitwirkung bei den laufenden Arbeiten des Bureaus erstrecken. Bestimmt war dieselbe zunächst für diejenigen jüngeren Verwaltungsbeamten, welche die letzte Prüfung für den höheren Verwaltungsdienst zurückgelegt hatten. Als Lehrer am Seminar wirkten neben E. eine Anzahl von Beamten und Professoren; er war und blieb aber die Seele des Ganzen. Wenn er in seiner Gedächtnissrede[1]) auf Adolf Quetelet gelegentlich der IX. und letzten Versammlung des internationalen statistischen Kongresses hervorhob, »die Werke eines grossen Mannes seien nicht bloss das werth, was sie lehren, sondern auch das, was sie anregen«, so gilt von E. als Lehrer das Gleiche. Mehr Anregungen als er hat wohl kaum je ein Lehrer gegeben; darüber sind alle die einig, welche seinem Vortrage beiwohnen konnten, der, weit entfernt von strenger Systematik, oft an ein Tagesereigniss anknüpfend und das Hauptthema nur streifend, seinen Schülern eine Menge von neuen ungeahnten Gesichtspunkten eröffnete, — und ein Gleiches gilt von allen denen, welche unter und mit ihm, dem wissenschaftlich und technisch so hoch gebildeten und viel belesenen Manne arbeiten durften. Als ganz besonders zweckdienlich für die jungen Verwaltungsbeamten erwiesen sich übrigens die von Anfang an in den Lehrplan des Seminars mit aufgenommenen Besuche von gewerblichen und wissenschaftlichen, privaten und staatlichen Anlagen und Anstalten, welchen jeweilig einleitende und unterrichtende Vorträge seitens des Direktors u. s. w. vorangingen oder auch nach-

[1]) Zeitschrift des Königl. preuss. stat. Bureaus, Jahrg. 1876, S. 207 ff.

folgten. Gelegenheit sich in hervorragender Weise auszuzeichnen, gab dem Verstorbenen auch die unter seinem Vorsitze vom 4. bis 12. September 1863 in Berlin stattgehabte fünfte Tagung des internationalen statistischen Kongresses. Im Jahre 1864 erschien das I. »Ergänzungsheft zur Zeitschrift des Königlich preussischen statistischen Bureaus«; diese Ergänzungshefte waren und sind bestimmt, umfänglichere amtliche und halbamtliche Arbeiten, welche nicht auf den eigenen grösseren Erhebungen des Königlichen statistischen Bureaus beruhen, aufzunehmen, und behandelten in den zehn unter E. zur Ausgabe gelangten Heften: Beiträge zur Handelsstatistik, das Versicherungswesen und seine gesetzliche Regelung, das Submissionswesen, die Finanzstatistik der Gemeinden und Kreise in Preussen, Beiträge zur Statistik des Reichsheeres sowie die öffentlichen Volksschulen. Dem 1848 ins Leben getretenen, unter besonderer technischer Leitung stehenden und mehr äusserlich mit dem statistischen Bureau verbundenen »meteorologischen Institute« konnte E. bei seiner Arbeitsüberhäufung eine besondere Aufmerksamkeit nicht zuwenden; dagegen wurden von ihm die amtlichen Kalendermaterialien, welche die 1852 mit dem Königlichen statistischen Bureau vereinigte »Kalenderdeputation« herauszugeben hat, unter Mitwirkung der Königlichen Sternwarte in den Jahren 1869/70 nach Form und Inhalt einer umfassenden Umgestaltung unterzogen. Endlich gründete der Verstorbene im Jahre 1874 die »Statistische Korrespondenz« mit der Bestimmung, in erster Linie die Hauptergebnisse der im amtlichen Quellenwerke, im Jahrbuche und in der Zeitschrift des Königl. statistischen Bureaus ausführlich veröffentlichten Forschungen in kurzen, für die Tagespresse geeigneten Aufsätzen zur Darstellung zu bringen, zugleich aber auch die amtlichen Ergebnisse aus anderen Staaten des Reiches, aus dem Reiche selbst und aus dem Auslande sowie die hervorragendsten Erscheinungen der statistischen Litteratur zu berücksichtigen. Das statistische Bureau liefert damit insbesondere der Tagespresse die statistische Scheidemünze, deren diese für ihre Zwecke bedarf. Eine Anzahl weiterer, unter Ernst E. erschienenen besonderer Veröffentlichungen müssen wir hier übergehen und können auch dieserhalb nur auf unsern Bericht über »das preussische statistische Bureau u. s. w.«[1]) Bezug nehmen; desgleichen weisen wir hier nur kurz auf den vom Verstorbenen bewirkten systematischen Aus- und Fortbau der Bücherei des Königlichen statistischen Bureaus hin, welche zu Anfang 1882 bereits über 86000 (jetzt ungefähr 150000) Bände und Broschüren, abgesehen von periodischen Zeitschriften zählte. Für die stete Ausdehnung der Geschäfte, wie sie neben der Verschmelzung der früheren hannöverschen, schleswigholsteinischen, kurhessischen und nassauischen statistischen Aemter mit dem preussischen statistischen Bureau schon durch die weitere Durchführung der Centralisation der Arbeiten bedingt waren, genügten bald die Diensträume des Bureaus in den von ihm seit 1815 bewohnten Hause in der Lindenstrasse nicht mehr. Insbesondere fehlte es an Platz für das Archiv, die Kartensammlung und die Bücherei. Ein Um- und Neubau in den Jahren 1867/69 sowie, nach Ankauf eines Nachbargrundstückes, ein Erweiterungsbau in den Jahren 1874/75 schafften Abhülfe, so dass sich schon am 1. Januar 1869 Raum für die mit der Zunahme der eigenen Veröffentlichungen nicht länger zu umgehende Errichtung der eigenen »Verlagshandlung des Königlichen statistischen Bureaus« fand. In hervorragender Weise war Ernst E. auch bei dem Ausbau

[1]) Siehe Note 1 auf S. 225.

der Reichsstatistik betheiligt. Er gehörte der »Kommission zur weiteren Ausbildung der Statistik des Zollvereins«, deren so bedeutungsvolle Arbeiten in den Jahren 1870 und 1871 die Grundlagen der Reichsstatistik boten, welche wiederum mit ihren erhöhten Ansprüchen an die Statistik der Einzelstaaten deren Arbeitsgebiet an erster Stelle z. Th. weit über das frühere Maass hinaus erweiterten, als eines der thätigsten Mitglieder an und nahm an den späteren Berathungen der Vorstände der statistischen Centralstellen des Reiches und der Bundesstaaten in fördernster Weise Theil. Was der Verstorbene auf praktischem und wissenschaftlichem Gebiete, amtlich und privatim, was er auf dem Gebiete gemeinnütiger u. s. w. Bestrebungen in verhältnissmässig kurzer Zeit geleistet, übersteigt weit das Mass einer einzelnen Menschenkraft. Vorübergehend gehörte er auch dem preussischen Abgeordnetenhause an, in welchem er von 1867 bis 1870 den Wahlkreis Schleiden-Malmedy-Montjoie als Mitglied der nationalliberalen Partei vertrat, ganz in Uebereinstimmung mit seiner politischen und wirthschaftspolitischen Ueberzeugung, der er, der s. g. Vater des Kathedersocialismus, stets unverhohlen Ausdruck gab. Wir müssen schon aus Raummangel darauf verzichten, die zahlreichen Arbeiten, Abhandlungen und Schriften aus der eigenen Feder Ernst E.'s, welche er amtlich in der Zeitschrift des Königl. sächsischen und Königl. preussischen statistischen Bureaus sowie privatim, unter seinem Namen und pseudonym, veröffentlicht hat, hier einzeln zu verzeichnen. Berühren sie doch das ganze, von uns gekennzeichnete Gebiet der Statistik und Volkswirthschaft und darüber hinaus besondere wirthschaftliche und technische Fragen, auf welche ihn sein Bildungs- und Lebensgang geführt, und sind wir doch schon an anderer Stelle[1]) dem Gedächtnisse Ernst E. auch in dieser Beziehung annähernd gerecht geworden. Nur auf das Ergebniss seiner in Serkowitz betriebenen wissenschaftlichen Privatarbeiten möchten wir hier noch kurz hinweisen. Ernst E. wollte seine bezüglichen Forschungen unter dem Namen »Demos« zusammenfassen und damit drei Bände füllen, von denen dem ersten die »Messung der Volkswohlfahrt« (auch unter dem Titel: Die Aufgabe der amtlichen Statistik), dem zweiten die »Messung der Familienwohlfahrt« (auch u. d. T.: Der Privathaushalt), dem dritten die »Messung der Einzelwohlfahrt« (auch u. d. T.: Der Werth des Menschen) zugewiesen war. Von diesen drei Bänden erschien zunächst nur der erste Theil des dritten Bandes unter dem Namen: »Der Kostenwerth des Menschen«[2]), während dem zweiten Theile der Ertragswerth des Menschen vorbehalten war. Ernst E. fasst in diesem nur kleinen Büchlein von etwa 80 Seiten, das sich an einen von ihm im November 1882 in der Volkwirthschaftlichen Gesellschaft zu Berlin gehaltenen Vortrag anschloss, das Ergebniss eigener und fremder Untersuchungen über den Anschaffungs- oder Kostenwerth des Menschen, der nicht mit dessen Ertrags- oder dessen ethischem Werthe verwechselt werden darf, unter Benutzung eines reichen statistischen Materials in musterhafter Weise zusammen und zeigt uns, mehr oder weniger hypothetisch, was die Maschine kostet, der Adam Smith den Menschen vergleicht. — Alles was die Menschen thun, geschieht nach E. der Consumtion wegen und lässt sich unter den Gesichtspunkt der Consumtion bringen. Davon sind nach ihm weder die feinsten Arbeiten des Geistes noch die edelsten Regungen der

[1]) Siehe Zeitschrift des Königl. preuss. stat. Bureaus, Jahrg. 1896, S. 231 ff.
[2]) Berlin 1883.

Seele ausgenommen. Die Feststellung der menschlichen Consumtion schien ihm nur dürftig ausgebildet; hier Wandel zu schaffen, sollte das Schlusswerk seines Lebens sein. Die letzte, auch in das »Bulletin de l'Institut international de Statistique« übernommene Arbeit E.'s knüpft an jene Schrift über den Kostenwerth des Menschen an; ihr Titel lautet: Die Lebenskosten belgischer Arbeiterfamilien früher und jetzt. Ermittelt aus Familien-Haushalts-Rechnungen und vergleichend zusammengestellt, Dresden 1895. Das Ergebniss dieser, methodologisch und wissenschaftlich hochbedeutsamen Untersuchung lässt sich dahin zusammenfassen, dass, bei nahe gleichen Preisen der Lebensmittel, die Lebenshaltung der belgischen Arbeiterfamilien in den Jahren 1853 bis 1891 erheblich gestiegen, ein Ziel, das nicht ohne Kampf zwischen den beiden Productionsfactoren erreicht ist. Direkt hat nun zwar die Statistik mit diesem Kampfe nichts zu thun; indirekt aber kann und wird sie viel zur Milderung des Kampfes beitragen, wenn es ihr durch Erforschung der Lebenskosten von Familien aller Gesellschaftsschichten gelingt, nachzuweisen, dass die allzugrossen Unterschiede jener Kosten sich immer mehr ausgleichen und dass die niedrigsten Kosten dabei Schritt für Schritt auf die Stufe gehoben werden, welche schon Jos. Lang ganz im Sinne Leopold Krug's als die des Volkswohlstandes bezeichnet hat. Dieser Zustand darf als gekommen und vorhanden betrachtet werden, wenn die vernunftgemässe physische Erhaltung nirgends mehr als 80 Hunderttheile des Einkommens in Anspruch nimmt und 20 Hunderttheile desselben als freies Einkommen, im Sinne Wilhelm Roscher's, übrig bleiben und Verwendung finden. Ernst E. beabsichtigte, wie er in dem, aus Oberlössnitz-Radebeul vom Juni 1895 datirten Vorworte zu dieser letzten Schrift sagt, wofern der allgütige Gott ihm noch fernerhin Kraft und Gesundheit genug lasse, diesem Anfange noch im Laufe des Jahres die Ergebnisse ähnlicher, aber in viel grösserem Massstabe unternommener Untersuchungen in den Vereinigten Staaten von Amerika folgen zu lassen, denen sich später die Darlegung der Lebenskosten deutscher Familien verschiedener Wohlstandsgrade, sodann die der Lebenskosten französischer, schweizerischer, englischer, niederländischer, skandinavischer und russischer Familien anreihen werde. Leider konnte er seine Absicht nicht ausführen. Ein sich insbesondere auf die zusammenfassenden Untersuchungen seiner letzten Lebensjahre erstreckendes, systematisch geordnetes, reiches Material und werthvolle Manuskripte liegen für die letzte Bearbeitung und die Veröffentlichung bereit. Die Aufgabe, welche Ernst E. der Statistik im engeren und weiteren Sinne zuertheilen wollte, hat er in seinem, bereits 1851 entworfenen, von da ab weitergebildeten und 1871 für die Zwecke des statistischen Seminars veröffentlichten »Systeme der Demologie« ausführlichst dargelegt[1]). Er unterscheidet in demselben die philosophische, die positive und die praktische Demologie und weist — bei weitgehendster Untergliederung — jener ersten zu: den Menschen und die ihn umgebende Natur nach Raum und Zeit, die menschlichen Gemeinschaften, ihr gemeinsames Prinzip und die hieraus hervorgehenden Arten, das Leben und die Lebensäusserungen der menschlichen Gemeinschaften, die Organisation der letzteren zur Feststellung und Ausführung ihres Willens sowie die Lebensbeeinflussungen, Lebensstörungen, Krankheiten, den Tod und Untergang jener Gemeinschaften, während er die posi-

[1]) Zeitschrift des Königl. preuss. statist. Bureaus, Jahrg. 1871, S. 121 ff., S. 198 ff.

tive Demologie in eine allgemeine (das sog. System der Statistik enthaltend), eine konkrete (die Demologie bestimmter Gemeinschaften, bestimmter Zustände und Zustandsveränderungen derselben umfassend), eine vergleichende und eine pragmatische scheidet, unter der praktischen Demologie (Statistik als Methode) aber behandelt: die Methoden und Hülfsmittel der Demologie (die Methoden der Forschung, die Quellen der Demologie, die demologische Beobachtung, die Ermittelung des Kausalzusammenhanges der beobachteten Erscheinungen, das Gesetz der grossen Zahlen und die Wahrscheinlichkeitsrechnung sowie die Methoden der Darstellung der Ergebnisse), die Verwendung der sämmtlichen demologischen Methoden (im Dienste der Gesetzgebung, der Verwaltung, der Wissenschaften und Künste sowie der Privatwirthschaften), die Werkstätten und Werkplätze der Demologie und die demologischen Leistungen und Bestrebungen (Geschichte und Litteratur der Demologie). An diesem Systeme, das die Erfassung der Durchdringung der Raumgemeinschaften durch die Interessengemeinschaften zum Endziele hat, hielt der Verstorbene bei allen seinen Arbeiten fest. Er wollte es in einem grossen wissenschaftlichen Werke, einem »Systeme der Demologie« oder »der Demographie« ausführen, fand aber, solange er im aufreibenden amtlichen Dienste mit dessen täglich wachsenden Ansprüchen war, nicht die Musse dazu, während ihm in der späteren Ruhezeit das benöthigte Handwerkszeug geistiger und mechanischer Art abging, auch jene alten, ihn gleichfalls seit vielen Jahren beschäftigenden Fragen näher traten, von denen wir eben und weiter oben sprachen. Ernst E.'s wissenschaftliche Bedeutung lag hauptsächlich in seiner Lehrthätigkeit, in der Verschmelzung des Abstrakten und Konkreten, der Theorie und Technik. Den leitenden Gedanken seines ganzen Lebens hat er selbst in trefflichster Weise in jener Abhandlung, in welcher er sein System der Demologie mittheilt, ausgesprochen, deren Schlussworte lauten: »Wer nicht von rücksichtslosem und unerschrockenem Streben nach Wahrheit beseelt ist, in wem nicht Ordnung und Fleiss zu Fleisch und Blut geworden sind, der lasse ab vom Studium der zur Naturlehre der menschlichen Gemeinschaften erhobenen Statistik. Er hilft ihr nichts, und sie hilft ihm nichts.« Der Verstorbene gehörte, wie wir oben schon andeuten konnten, einer grossen Anzahl von wissenschaftlichen, fachwissenschaftlichen, wirthschaftspolitischen und gemeinnützigen Vereinigungen, Gesellschaften und Vereinen als Ehrenmitglied, ordentliches oder korrespondirendes Mitglied an. Wir nennen ausser dem internationalen statistischen Institute nur die Gesellschaft für Geographie und Statistik zu Frankfurt a. Main, die Royal statistical Society, die Société de Statistique de Paris, die schweizerische statistische Gesellschaft, die Königlich ungarische Akademie der Wissenschaften, den Verein zur Beförderung des Gewerbfleisses, die Polytechnische Gesellschaft, die Volkswirthschaftliche Gesellschaft zu Berlin u. a. m. Anerkennungen und Ehren wurden ihm reich zu Theil; hohe und höchste Orden des In- und Auslandes schmückten seine Brust. Dem genialen Denker und Führer, dem schöpferischen Geiste, dem nimmermüden, zur Nacheiferung anspornenden Kämpfer, dem liebenswürdigen und gerechten Vorgesetzten werden alle die ein treues Andenken bewahren, die ihm näher zu treten und ihn näher kennen zu lernen Gelegenheit hatten, die unter ihm arbeiten und mit ihm lernen durften.

E. Blenck.

Götzinger, Ernst, Germanist und Historiker, geboren am 23. September 1837 in Schaffhausen, gestorben am 10. August 1896 in St. Gallen. Götzinger gehörte einer ursprünglich sächsischen Gelehrtenfamilie an, in welcher der Trieb zu literarischer Arbeit gleichsam erblich war. Der Urgrossvater Johann Karl betätigte sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf theologischem Gebiete. Der Grossvater Wilhelm Leberecht († 1818) schrieb als Pastor in Neustadt bei Stolpen ein Werk über Schandau und seine Umgebungen und lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Schönheiten der »Sächsischen Schweiz«. Der Vater Max Wilhelm († 1856) wandte sich der pädagogischen Laufbahn zu, kam als Lehrer in das Fellenberg'sche Institut nach Hofwil und wirkte seit 1827 als Professor der deutschen Sprache und Literatur am Gymnasium in Schaffhausen. Hier lebte er sich völlig ein, erhielt das Bürgerrecht und verheiratete sich mit Johanna Barbara Kirchhofer, einer feinsinnigen und herzensguten Frau. Er war ein Mann von unermüdlicher Arbeitskraft, geistvoll und kenntnisreich. Durch seine eindringenden literar-historischen Forschungen und durch seine zahlreichen, dem Sprachunterrichte dienenden Schriften (»Deutsche Sprachlehre«, »Stilschule«, »Dichtersaal«, »Deutsche Dichter« etc.) gewann er in Schul- und Gelehrtenkreisen hohes Ansehen. Dem Sohne gab er die Richtung auf die Wissenschaft und das feine sprachliche Formgefühl. — In Schaffhausen, unter äusserlich bescheidenen Verhältnissen, wuchs G. auf. Er durchlief das Gymnasium, wurde durch Rob. Adolf Morstadt in die klassischen Sprachen, durch den jungen Rechtshistoriker Knies in die Geschichte eingeführt und bezog im Frühjahr 1856 die Universität Basel. Nach kurzem Schwanken entschied er sich für die germanistischen Studien, schloss sich eng an Wilhelm Wackernagel, den Freund seines Vaters, an, hörte aber auch die Philologen Wilhelm Vischer und Karl Ludwig Roth, sowie den Philosophen Karl Steffensen, dessen Persönlichkeit und Lehre den tiefsten Eindruck auf ihn machten. Im Herbst 1857 begab er sich für zwei Semester nach Bonn und lernte dort die Berühmtheiten jener Jahre: Ritschl, Jahn, Welcker, Diez und Brandis kennen. Zum Abschluss seiner Universitätsstudien aber gelangte er nach drei weiteren Semestern in Göttingen, wo er in Wilhelm Müller und Leo Meyer Germanisten fand, die ihn auf seinem Specialgebiete weiter führten. Ausgedehnte Fussreisen, die er inzwischen als kräftiger und fröhlicher Wanderer durch die Rheinlande, die Eifelgegend, durch Thüringen und Sachsen unternahm, mehrten die Lebenserfahrung und die allgemeine Bildung. Am 10. März 1860 verlieh ihm die Göttinger philosophische Facultät nach rite bestandenem Examen »propter egregiam philologiae antiquae et literarum germanicarum scientiam« den Doctortitel. Seine Dissertation handelte über die dem Mönche Caedmon zugeschriebenen angelsächsischen Dichtungen. Noch im gleichen Frühjahr wurde ihm die Stelle eines Professors der deutschen Sprache und der Geographie an der ein Gymnasium, eine technische und eine mercantile Abteilung umfassenden Kantonsschule in St. Gallen übertragen. An dieser Stelle blieb er 36 Jahre lang bis an das Ende seines Lebens. Die Schwierigkeiten, die einem akademisch gebildeten jungen Manne beim Eintritt in die pädagogische Praxis zu begegnen pflegen, blieben ihm nicht erspart; allein er überwand sie rasch und sicherte sich unbedingte Achtung in seinem Wirkungskreis. Unmittelbar nach seinem Antritt nahm er wissenschaftliche Arbeiten an die Hand, die seinen Namen in weitere Kreise trugen. Eben war in St. Gallen durch den Historiker Hermann Wartmann, mit dem er in Bonn

und in Göttingen enge Freundschaft geschlossen hatte, ein Historischer Verein gegründet worden. Er stellte sich der Gesellschaft mit den Ergebnissen seiner Studien zur Verfügung, und sie bot ihm ihrerseits eine schätzbare Stütze für seine Publicationen. Mindestens seit dem Jahre 1865 fiel eine Frucht seines Schaffens nach der andern ab. Zunächst edierte er den Kopp'schen und den Murner'schen Kalender vom Jahre 1527 und die von Johannes Kessler verfasste Vita Vadians. Diese Stücke führten ihn auf die zum Teil noch ungehobenen Schätze, welche die Stadtbibliothek aus der Reformationszeit bewahrte. In den Jahren 1866—68 gab er in den »Mitteilungen« (5—10) des Historischen Vereins die Sabbata, die anmutigen Aufzeichnungen Johannes Kesslers heraus. Zum ersten Mal wurde dieses Werk nach der Originalhandschrift vollständig dargeboten und als eine Quelle erschlossen, die nicht nur wertvolle Nachrichten zur Geschichte des Reformationszeitalters in der Schweiz und in Süddeutschland überliefert, sondern auch einen eigenartigen Reiz durch die liebenswürdige Persönlichkeit des Verfassers übt. An Kessler reihte sich etwa 10 Jahre später Vadian, dessen deutsche historische Schriften, voran die Chronik der Aebte des Klosters St. Gallen, er auf Veranstaltung des Historischen Vereins und mit Unterstützung des Kaufmännischen Directoriums in drei umfangreichen Bänden dem Drucke übergeben konnte (St. Gallen, 1875—79). Vadian (Joachim von Watt), der gelehrte Humanist und Geschichtschreiber, der besonnene Staatsmann und Reformator, wurde seine Lieblingsgestalt und beschäftigte ihn bis zu seinem Tode. Noch 1895 schrieb er im Auftrag des Vereins für Reformationsgeschichte die Biographie Vadians, der »als deutscher Geschichtschreiber den ersten Namen seines Jahrhunderts beigezählt werden muss«. — Während dieser Editionsarbeiten lebte sich G. vollkommen in die Formen des 15. und 16. Jahrhunderts ein, und es machte ihm nun Vergnügen, gelegentlich in kleinen Schriften den treuherzigen Chronikstil mit seinem alamannischen Lautstand nachzuahmen. So entstanden bei festlichen Veranstaltungen des Historischen Vereins seine »gelben Büchlein«, die verschiedenartige lokalgeschichtliche Gegenstände mit umsichtiger Kritik und zugleich köstlichem Humor behandelten. Eine dieser Gelegenheitsschriften, die »Warhafftige nuwe zittung des jungst vergangnen tutschen kriegs« fand weite Verbreitung auch in Deutschland; sie führte mit unvergleichlicher Frische und Anschaulichkeit die grossen Kämpfe der Jahre 1870 und 71 vor und wurde auch von Gelehrten, wie Friedrich Zarncke und Julius Weizsäcker, mit Entzücken gelesen. Die schlichten Büchlein sind scheinbar leicht hingeworfene Skizzen; bei näherer Betrachtung aber erweisen sie sich als kleine Kunstwerke von wahrhaft poetischem Reiz, die nur ein gründlicher Kenner der historischen Vorgänge und des sprachlichen Lebens mit souveränem Behagen formen konnte. — Eben die Freude an dem urwüchsigen, kernhaften Sprachgut der Reformationsepoche reizte ihn auch, das »Lob der Torheit« von Erasmus in der deutschen Form, die Sebastian Frank diesem populärsten Werke des berühmten Humanisten gegeben hatte, wieder aufzuwecken und es in neuem Gewande, von zahlreichen Anmerkungen begleitet, ausgehen zu lassen (Leipzig 1884). Aber mit derselben Lust und Kraft versenkte er sich in die neuern Perioden der deutschen Literatur. In angestrengter Arbeit besorgte er neue Ausgaben des »Dichtersaals« und der »Deutschen Dichter« seines Vaters. Die Klassiker kannte er gründlich. Am nachhaltigsten jedoch beschäftigte er sich mit Göthe, dessen Genius er wie wenige verstand

und dessen reine Humanität verwandte Saiten in seiner eigenen Persönlichkeit erklingen liess. Daneben folgte er gern den einfach innigen Offenbarungen des menschlichen Gemütes. Er lauschte den Weisen des Volksliedes. Er erforschte die »Geschichte des evangelischen Kirchengesanges« und der schon im 17. Jahrhundert gegründeten »Singgesellschaft zum Antlitz in St. Gallen« (beide Arbeiten in seinen »Litteraturbeiträgen aus St. Gallen«, 1870). Ein tiefer Zug des Gemütes führte ihn auch zu dem naturfrohen Sohne des badischen Oberlandes, Johann Peter Hebel, hin. Wiederholt kam er in öffentlichen Vorträgen auf ihn zu sprechen, und im Jahre 1873 veranstaltete er eine neue Ausgabe seiner »Alemannischen Gedichte« (Arau, Sauerländer). Er versah sie mit philologischem und sachlichem Commentar und leitete sie mit einer Geschichte der oberalemannischen Mundart ein. Denn jeweilen suchte er die literarischen und sprachlichen Erscheinungen in ihrem historischen Zusammenhang zu erfassen und das Einzelne in den allgemeinen Aufriss des wissenschaftlichen Gebäudes einzufügen. So stellte er auch die »Deutsche Grammatik« in einem 1880 erschienenen Lehrbuche genetisch dar. — Gegen Ende der siebenziger und zu Anfang der achtziger Jahre erreichte G. die Höhezeit der Schaffensfreude und der productiven Kraft. Kaum waren die Schriften Vadians ediert und die Deutsche Grammatik abgeschlossen, als er im Auftrage des Leipziger Verlegers Woldemar Urban das umfangreiche »Reallexikon der deutschen Altertümer« in Angriff nahm und mit eisernem Fleisse in der ihm eingeräumten Frist vollendete (1882). Das Werk mochte einige von den Germanisten strenger Observanz gerügte Mängel haben; denn unmöglich konnte der Verfasser die zahllosen Gebiete, über die er sich auszusprechen hatte, gleichmässig und mit erschöpfender Berücksichtigung der massenhaften Literatur beherrschen. Aber er wandte sich auch nicht an Gelehrte von Beruf, sondern einfach an »Freunde und Liebhaber des deutschen Altertums, welche ohne besondere Studien dieser Art zu pflegen, einen in seiner Art ausgiebigen Ratgeber gerne zur Seite haben«. Und diesen Kreisen tat das Werk vollauf Genüge. Schon 1885 erschien eine zweite, erweiterte Auflage, die mit gutem Recht als ein Hand- und Nachschlagebuch des deutschen Volkes bezeichnet werden durfte. — Zwischenhinein schrieb G. eine Menge kleinerer Aufsätze über sprachliche, literarische und historische Gegenstände, die er in verschiedenen Zeitschriften niederlegte. Sie bezeugten in ihrer Ausführung, dass er immer seine Lust daran hatte, »das Lokale an das Allgemeine zu knüpfen, den Beziehungen nachzugehen, in denen das Kleine zum Grossen, das Besondere zum Allgemeinen gestanden hat«. Eingeleitet durch die schöne Abhandlung »Vaterland und Heimat« sind etwa ein Dutzend dieser Arbeiten in dem mit seinem Bildnis versehenen Buche: »Altes und Neues« (St. Gallen 1891) zusammengestellt. — Durch alle Jahre war G. ein äusserst tätiges Mitglied und neben Hermann Wartmann, dem Herausgeber des Urkundenbuchs der Abtei St. Gallen, die Hauptstütze des St. Galler Historischen Vereins. Wie aus einem unergründlichen Born des Geistes und der Kenntnisse flossen die Vorträge, die er im Schosse der Gesellschaft hielt, und die wissenschaftlichen oder populären Arbeiten, die er in ihren Publicationen niederlegte. Eben in der ersten Serie der »Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte« erschien Kesslers Sabbata. Im 14. Hefte (1872) legte er zwei Beiträge zur St. Gallischen Reformationsgeschichte nieder. Die zweite Dekade beschloss er mit einer Ausgabe der gleichfalls der Reformationszeit angehörenden Chronik des Bischofzeller Klerikers Fridolin Sicher

(1885). Endlich in einem Bande der dritten Folge (XXIV, 2. 1891) veröffentlichte er die bedeutsamsten Dichtungen und Briefe des durch freie und edle Bildung ausgezeichneten Statthalters Franz Jos. Benedict Bernold von Walenstadt, des »Barden von Riva«. Für die seit 1861 in ununterbrochener Folge erschienenen Neujahrsblätter des Vereins behandelte er die St. Gallischen Minnesänger »Ulrich von Singenberg und Konrad von Landegg« (1866), die »Feldnonnen bei St. Leonhard« zur Zeit der kirchlichen Umgestaltung in St. Gallen (1868), »Joachim von Watt als Geschichtschreiber« (1873), die St. Gallische »Herrschaft Bürglen im Turgau« (1884), die »Familie Zollikofer« (1887), den »armen Mann im Toggenburg« (1889) und den »Statthalter Bernold von Walenstadt« (1890). Eine bemerkenswerte Arbeit, die er noch ganz zuletzt dem Historischen Verein vorlegte, das nach der Reimart des Originals übertragene »Leben des heiligen Gallus«, wurde nach seinem Tode, 1896, gedruckt. Der Verein bewahrt ihm das dankbarste Andenken. Mit seiner Fülle der geistigen Kraft und des positiven Wissens, seiner feinen Gestaltungsgabe und der sonnigen Heiterkeit des ganzen Wesens hat er den Mitgliedern durch ein ganzes Menschenalter hindurch Anregung und Belehrung, Erhebung und edelsten Genuss bereitet. — Häufig griff G. auch als Mitglied des Schweizerischen Lehrervereins zur Feder, und es mag noch erwähnt werden, dass er in dessen Auftrag eine Broschüre »Zur Durchführung der Orthographiereform« verfasste (Frauenfeld 1874). Die Frage einer Vereinfachung der deutschen Orthographie beschäftigte ihn aufs lebhafteste; aber angesichts der auf dem ganzen deutschen Sprachgebiete herrschenden conservativen Gegenströmung konnten seine entschiedenen Vorschläge nicht die erhoffte Wirkung im Sinne einer folgerichtigen Umwandlung der deutschen Schreibweise üben.

Ueberschaut man seine literarischen Arbeiten, so wird man sagen dürfen, dass er als Germanist und Historiker mit seltener Kraft die wissenschaftliche Bewegung förderte und mit selbstloser Treue für die Verbreitung ihrer Ergebnisse Sorge trug. — Seine Tätigkeit als Lehrer an der Kantonschule nahm inzwischen ihren ruhigen Fortgang. Seit 1864 war ihm der deutsche Unterricht am obern Gymnasium, seit 1867 auch an einem neugegründeten Kurse für Candidaten des Secundarlehramts übertragen. Sein Ansehen wuchs von Jahr zu Jahr: auf Generationen von Schülern übte er den nachhaltigsten Einfluss aus. Sein Unterricht regte die Strebenden unter den jugendlichen Geistern mächtig an und förderte in Wort und Beispiel mit ihrer intellectuellen auch ihre ethische Entwicklung. Indem er mit grossem Sinn und weitem Blick die Muttersprache, ihre Geschichte und Literatur lehrte, war er der Verwalter und Uebermittler des centralen Gutes der allgemeinen Bildung an der st. gallischen Schule. Immer wieder behandelte er die Nibelungen oder die Lieder Walthers von der Vogelweide, um die Schüler in die Sprache und Culturformen des Mittelalters einzuweihen und ihnen zugleich das historische Verständnis der neuhochdeutschen Sprache zu erschliessen. Am tiefsten aber wirkten seine Göthe-Stunden. »Alle legitime Sehnsucht des jugendlichen Geistes« — so äusserte sich einer seiner verständnisvollsten Schüler —, »alle Begeisterungsfähigkeit, die noch ungestutzt geblieben, alle Ahnungen einer höhern Existenz der Genialität drängten auf diese Stunden hin, in denen Meister G. den grossen Dichter und universalen Menschen vor uns wachsen und ins Grandiose sich ausweiten liess«. Er war ohne Frage ein ausgezeichneter Lehrer, in der äussern Schulführung gleich weit entfernt von fahriger

Disciplin wie von kleinlich steifer Ordnung, im Umgang mit den Schülern von jener sichern Vertraulichkeit, die das Herz gewinnt und doch jeden Missbrauch ausschliesst. Nicht anders als »Götz« nannten sie ihn unter sich; sie freuten sich der behaglich kurzen Form, aber sie legten zugleich Respect in diesen Namen, denn sie fühlten, dass dem Träger etwas von jener kernhaften Kraft und Tüchtigkeit, von jener Wahrheit, Herzlichkeit und Wärme innewohnte, die Göthe seinem reisigen Berlichingen zugeschrieben hat. In der Geschichte der st. gallischen Kantonsschule wird ihm als einem Lehrer und Gelehrten von Geist und Kraft ein Ehrenplatz gesichert bleiben.

G. war seit 1862 verheiratet und lebte in glücklichen Familienverhältnissen. Schwer traf ihn freilich (1886) die Nachricht vom jähen Tode einer Tochter, die eine Stelle als Erzieherin in Palermo übernommen hatte. Doch überwand der starke Mann solche Schicksalsschläge rasch. Schon näherte er sich dem sechzigsten Lebensjahre; aber noch immer erschien er kerngesund: eine breitschultrige, überragende Gestalt, mit leicht zur Seite geneigtem Kopf, hoher Stirn, hellen, lebhaften Augen, heiter, gesprächig, arbeitsfreudig. Da brach er beinahe plötzlich zusammen. Mitte Mai 1896 zeigten sich Symptome einer Cerebralgeschwulst, die binnen wenigen Monaten seine Lebenskraft zerstörte. Am 10. August starb er. Sein Grab auf dem städtischen Friedhof ist durch ein schlichtes Denkmal mit seinem Bilde in Marmorrelief bezeichnet.

Vgl. Ernst Götzinger. Ein Lebensbild von Johannes Dierauer. St. Gallen 1897. (Mit Portrait in Heliogravüre und einer chronologischen Uebersicht der literarischen Arbeiten Götzinger's.)

J. Dierauer.

Staub, Fritz, wurde am 30. März 1826 zu Männedorf am Zürichsee geboren. Da der Vater sehr früh starb, stand seine und der Geschwister häusliche Erziehung ausschliesslich der treuen und energischen Mutter zu. Der erste Unterricht wurde ihm in einer Privatschule seines Heimatortes zuteil; später besuchte er die dortige Sekundarschule. An dieser wirkte damals ein ungewöhnlich tüchtiger Lehrer, von dem St., wie er stets dankbar bekannte, reiche und nachhaltige Anregung empfing. Selbst der Plan zu seinem Lebenswerke scheint damals in ihm geweckt worden zu sein; wenigstens begann er schon als Sekundarschüler die heimatliche Mundart aufzuzeichnen. 1839 bezog St. das Gymnasium in Zürich, wo er vermöge seiner Begabung und seines rastlosen Fleisses bald einer der ersten Schüler seiner Klasse wurde. Besondere Liebe wandte er von Anfang an den Sprachfächern zu, speziell dem Deutschen, worin u. a. Albert Schott, der sich durch seine Forschungen über die Deutschen am Monte Rosa einen Namen gemacht hat, und der bekannte Germanist Ludwig Ettmüller seine Lehrer waren. 1845 bestand er mit vorzüglichem Erfolg die Maturitätsprüfung; ihm fiel es auch zu, die übliche Abiturientenrede zu halten, deren Gegenstand eine Vergleichung der Ilias mit dem Nibelungenlied bildete. An der Universität, die er zu Ostern desselben Jahres bezog, liess er sich zwar als stud. theol. einschreiben, besuchte aber von theologischen Vorlesungen fast nur diejenigen von Prof. Hitzig, der ihn als ausgezeichneter Philologe anzog, und hörte im übrigen an der philosophischen Fakultät vorzugsweise philologische Kollegien bei Sauppe, J. C. von Orelli, H. Schweizer, J. Frei, S. Vögelin neben historischen bei Mittler und Hottinger, philosophischen bei Bobrik und A. Schweizer. Als der aus dem Strausshandel bekannte Pfarrer Bernhard Hirzel im Sommer 1846 an der Universität über zürcherische Grammatik las — beiläufig be-

merkt wohl überhaupt das erste und auf lange hinaus einzige Universitätskolleg über Mundart — da befand sich unter den vier dafür eingeschriebenen Zuhörern auch unser St., ein Beweis seines fortdauernden Interesses für die heimische Volkssprache. Nachdem St. vier Semester in Zürich verweilt hatte, während des letzten als erklärter stud. phil., begab er sich zum Abschluss seiner Studien nach Bonn. Aber sein sehnlicher Wunsch, längere Zeit im Ausland bleiben zu dürfen, ging nicht in Erfüllung: die Mutter rief ihn nach Hause zurück, wo in dem angesehenen Institut eines väterlichen Freundes (Billeter) eine Lehrstelle für ihn offen stand. Und als kurz darauf der Leiter des Instituts in die kantonale Regierung berufen wurde, liess sich St. bestimmen die Anstalt selbst zu übernehmen. — Unterstützt von seiner trefflichen Mutter, die der Wirtschaft in vorzüglicher Weise vorstand, arbeitete er sich rasch in seine neue Stellung hinein. Dem entsprach auch der äussere Erfolg: die Anstalt erfreute sich aus dem In- und Ausland eines stetig wachsenden Zuspruchs. Freilich fehlten dem Licht auch die Schatten nicht. Schwer traf St. der Verlust seiner Gattin, die ihm 1853 nach kaum einjähriger Ehe entrissen wurde. Und ein anderer Umstand schuf ihm fortwährende Unruhe: dass ihm neben der anstrengenden Arbeit des Berufes so wenig Zeit blieb, seine wissenschaftlichen Interessen zu verfolgen, insbesondere seine sprachlichen Studien, die sich mehr und mehr auf die Mundart konzentrierten, fortzusetzen. So erklärt sich der bedeutsame Schritt von selbst, den er im Spätjahr 1858 that: er übergab das Institut seinen bisherigen Mitarbeitern und siedelte nach Zürich über, um ganz der Wissenschaft leben zu können. Vorerst aber verwirklichte er seinen alten Wunsch die Welt zu sehen; das Jahr 1859 fand ihn in England, wo er sich tüchtige Kenntnisse in der englischen Sprache erwarb und daneben eifrig das einheimische Volksleben studierte. Zurückgekehrt, ging er mit der ihm eigenen Energie daran, sich in die neuere germanistische Forschung, namentlich nach der sprachlichen Seite hin, gründlich einzuarbeiten. Dabei erkannte er immer deutlicher den eigentümlichen wissenschaftlichen Wert der Volkssprache, der schweizerischen voran, und immer deutlicher empfand er es als wissenschaftliche und zugleich patriotische Pflicht, die unter dem Einfluss der modernen politischen und kulturellen Verhältnisse rasch und unwiederbringlich dahinschwindenden Sprachschätze der Heimat zu sammeln und für die Nachwelt zu retten. — Dieser Gedanke war freilich keineswegs neu. Andere deutsche Gebiete waren mit der Sammlung ihres mundartlichen Wortschatzes vorangegangen; so besass, um nur ein Beispiel zu nennen, das benachbarte Bayern schon seit Dezennien sein vortreffliches Schmellersches Wörterbuch. Aber auch auf dem Boden der Schweiz waren ähnliche Bestrebungen und Unternehmen längst zu Tage getreten. Schon 1756 suchte der berühmte Bodmer in Zürich einige junge Geistliche zur Anlage eines Zürcher Idiotikons zu bereden, und er selbst machte sich an die Arbeit, von der er 1757 eine Probe veröffentlichte. Wohl direkt durch Bodmer angeregt, verfasste der bernische Gymnasiarch Schmid sein Idioticon Bernense und der Basler Professor Spreng ein »Idioticon Rauracum oder Baselisches Wörterbuch«. Weit überboten aber wurden diese an sich recht verdienstlichen Anfänge durch Franz Joseph Stalder, Pfarrer zu Escholzmatt im Entlibuch, der 1806 und 1812 in zwei Bänden den »Versuch eines schweizerischen Idiotikons« veröffentlichte, in dem er zwar in erster Linie den Sprachschatz seiner engern Heimat niederlegte, diesem aber auf Grund von Beiträgen aus den übrigen deutschen Kan-

tonen weiteres reiches Material beifügte. Eine zweite stark vermehrte Bearbeitung konnte, obwohl druckfertig, der Ungunst der Zeiten wegen nicht zur Ausgabe gelangen und ging nach dem Tode des Verfassers an die Bürgerbibliothek in Luzern über, mit der Bestimmung, dass das Manuskript, sofern je ein neuer, schweizerischer Sprachforscher und Liebhaber der schweizerischen Sprachkunde es zu veröffentlichen gedächte, demselben nicht verweigert werden sollte. An Stalder reihte sich 1837 der »Appenzellische Sprachschatz« des Dr. Titus Tobler, der, obschon er sich auf Ausschöpfung der Mundart eines einzelnen kleinen Kantons beschränkte, beinahe den Umfang des Stalderschen Idiotikons erreichte. Einen neuen Anlauf zur Sammlung eines umfassenden schweizerdeutschen Wörterbuchs nahm 1845, einer von aussen an sie ergangenen Aufforderung folgend, die Antiquarische Gesellschaft in Zürich durch einen von ihrem Vorsitzenden Ferdinand Keller und dem Germanisten Ludwig Ettmüller unterzeichneten Aufruf. Es sollte nicht nur die lebende Sprache, sondern auch die ältere und älteste Litteratur des alemannischen Landes planmässig ausgebeutet werden. Der Aufruf hatte wohl mehrere Anerbietungen und Zusicherungen der Mitarbeit zur Folge, zum beabsichtigten Ziele führte er nicht. Erst in St. fand sich der Mann, der mit der Einsicht in die Dringlichkeit eines solchen Unternehmens vom sprachwissenschaftlichen und patriotischen Standpunkte aus und mit der notwendigen philologischen Bildung auch die zur Durchführung desselben unerlässliche Energie und Ausdauer verband und zudem über ausreichende Musse verfügte. Am 15. Februar 1862 hielt St. in der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich einen Vortrag über »Wert und Bedeutung des Dialektes«, worin er in ebenso feiner, als witziger Weise, wie der Sitzungsbericht sagt, das Verhältnis von Mundart und Schriftsprache auseinandersetzte und die eigentümlichen Vorzüge der erstern durch treffend gewählte Beispiele beleuchtete. Die sich anschliessende Besprechung ergab allgemeine Zustimmung zu den Ausführungen des Vortragenden und endigte mit der Wahl einer Kommission, die über Mittel und Wege zur Sammlung der in den schweizer-deutschen Dialekten enthaltenen sprachlichen Schätze beraten und von sich aus die zur Verwirklichung des Planes geeigneten Schritte thun sollte. Noch im selben Jahr erging ans Schweizervolk ein von St. verfasster »Aufruf betreffend Sammlung eines schweizer-deutschen Wörterbuchs.« Unterzeichnet war derselbe im Namen des auf Veranlassung des erwähnten Ausschusses in Zürich gegründeten »Vereins für das schweizerdeutsche Wörterbuch«, dem schon am Gründungstag auch aus andern Kantonen eine Anzahl einflussreicher Männer beitraten. Binnen verhältnismässig kurzer Zeit strömte der Zentralstelle in Zürich ein gewaltiges Material zu. Es stellte sich auch heraus, dass bereits vor dem Aufruf des Jahres 1862 in verschiedenen Teilen des Landes einzelne grössere oder kleinere Sammlungen von Idiotismen angelegt worden waren, die jetzt dem neuen Unternehmen zu gute kamen; auch das schon erwähnte wertvolle Staldersche Manuskript wurde von der Luzerner Bürgerbibliothek bereitwillig zur Benutzung ausgeliefert. St. war, unterstützt von seinen angesehenen Freunden, von Anfang an die Seele des Unternehmens; unermüdlich war er bestrebt, der guten Sache neue Freunde zu werben und sie zur Mitarbeit anzuleiten, die alten Freunde zu neuen Leistungen zu ermuntern; die einlaufenden Beiträge wurden gesichtet und geordnet, bereits Gedrucktes für das Wörterbuch ausgezogen — alles in allem eine unglaubliche Arbeit, die nur ein Mann so viele Jahre hindurch zu bewältigen vermochte, der, wie St., von der idealen

Bedeutung seiner Aufgabe durchdrungen, ganz in ihr aufging. 1863 erstattete er in vier Nummern der schweiz. Lehrerzeitung eingehenden Bericht über den Stand der Arbeiten. Die versprochene Fortsetzung unterblieb aus unbekannten Gründen. Um aber bereits ungeduldig gewordenen Freunden und Mitarbeitern den Beweis zu leisten, dass ihre Mühe und Teilnahme nicht »auf Nimmerwiedersehen in einen bodenlosen Schlund gefallen sei,« veröffentlichte St. 1868 bei Hirzel in Leipzig die 186 Oktavseiten starke Schrift: »Das Brot im Spiegel schweizerdeutscher Volkssprache und Sitte. Aus den Papieren des schweizerischen Idiotikons«. Es war die Erweiterung eines Vortrages, den er am 1. Oktober 1866 in der Antiquarischen Gesellschaft gehalten hatte. Hier konnte nun jedermann an einem allerdings fruchtbaren Beispiele sehen, welche erstaunliche Fülle von Stoff im Laufe der verflossenen sechs Sammeljahre sich bereits angehäuft hatte. Im Herbst desselben Jahres erschien zu weiterer Beruhigung aller Beteiligten ein ausführlicher Rechenschaftsbericht der Kommission für das Idiotikon, ein engbedrucktes Heft von 80 Seiten, ebenfalls aus der Feder St.'s, worin die bisherige Entwickelung und der gegenwärtige Stand des Unternehmens mit Angabe sämtlicher Mitarbeiter und Beiträge dargelegt, zugleich aber auch auf die empfindlichen Lücken hingewiesen wurde, die in den Sammlungen noch vorhanden waren und noch nicht erlaubten, wie von verschiedenen Seiten gewünscht wurde, an Abschluss und Veröffentlichung zu denken. Schon in der Anleitung für Mitarbeiter, die dem Aufruf von 1862 beigelegen hatte, war die Heranziehung der ältern Litteratur für das Idiotikon als wünschbar bezeichnet worden; noch war man aber darin nicht über die ersten Anfänge hinausgekommen, da die Sammlung der lebenden Sprache mit Recht als dringlicher erschien. Erst 1874 wurde die Ausbeutung der ältern Sprache ausdrücklich ins Arbeitsprogramm aufgenommen, nachdem durch staatliche Zuschüsse das Unternehmen eine breitere und gesichertere Grundlage und der bisher einzige vielgeplagte Redaktor in der Person seines Freundes, des Germanisten Ludwig Tobler, einen treuen Genossen erhalten hatte, der schon früher einer der thätigsten und bedeutendsten Mitarbeiter gewesen war und nun sein umfassendes Wissen und seine reiche Arbeitskraft zum grossen Teil in den Dienst des Idiotikons stellte. Im gleichen Jahre 1874 erschienen, 32 Quartseiten stark, die von beiden Redaktoren bearbeiteten »Proben« aus dem gesammelten Material, die in Format, Ausstattung und Ausführung der darin behandelten Artikel ein Bild von dem künftigen Wörterbuch geben sollten. Nur die Wahl der Anordnung wurde späterem Entschlusse vorbehalten. Zur Abklärung dieser wichtigen und schwierigen Frage schrieb St. 1876 die umfangreiche Broschüre: »Ueber die Reihenfolge in mundartlichen Wörterbüchern«, deren klare und erschöpfende Ausführungen die Annahme des Schmeller'schen Systems zur Folge hatten. Nun erst konnte das Material endgültig geordnet werden, wiederum eine äusserst mühsame und zeitraubende Aufgabe. Daran schlossen sich die Bemühungen um einen Verleger und die übrigen Vorbereitungen für den Druck. Vor allem musste jetzt die eigentliche, abschliessende Redaktion in Angriff genommen werden. Wohl lag zu jedem Stichwort das Material auf Zetteln gesammelt vor, aber noch war viel Arbeit vonnöten, bis daraus ein druckfertiger Wörterbuchartikel gestaltet war: nochmalige sorgfältige Prüfung und Sichtung des Materials, Ausscheidung alles dessen, was nicht in den vorgeschriebenen Rahmen des Werkes hineinpasste, Ergänzung ungenauer Angaben durch Fragen an die Mitarbeiter, Feststellung der Form, sowie des

Bedeutungsumfangs und -inhaltes, etymologische und sachliche Erklärung u. s. w. Endlich nach beinahe zwanzigjährigen Vorarbeiten erschien 1881 das langersehnte erste Heft des Idiotikons, von der Kritik des In- und Auslandes einhellig mit freudiger Anerkennung begrüsst. Wie dieses erste, so wurden auch die nächstfolgenden Hefte von St. und Tobler allein redigiert; sehr bald aber zwang der eigene Wunsch und das Drängen der subventionierenden Behörden nach rascherem Erscheinen des Werkes zur Vermehrung des Redaktionspersonals. Diese brachte es mit sich, dass das Manuskript der verschiedenen Redakteure, um dem Wörterbuch den einheitlichen Charakter zu bewahren, einer einheitlichen Schlussredaktion unterworfen werden musste. Es verstand sich von selbst, dass St. diese Aufgabe übernahm, und er entledigte sich ihrer mit bewundernswertem Takt und Geschick. Vor allem kam ihm dabei seine einzig dastehende Kenntnis der schweizerischen Mundarten, sowie des schweizerischen Volkslebens überhaupt zu statten. Und zwar verdankte er diese Kenntnis nicht bloss dem im Bureau aufgehäuften Material, das er allerdings wie kein zweiter beherrschte, weil ihm sozusagen jeder Zettel mehrfach durch die Hand gegangen war, sondern ebensosehr persönlicher Anschauung und Erfahrung. Wenn immer möglich, pflog er auch mit den auswärtigen Mitarbeitern mündlichen Verkehr. Selten verging eine Woche, ohne dass er einen von ihnen unter seinem gastlichen Dache bewirtete oder beherbergte und wenn sich Gelegenheit fand, erwiderte er den Besuch. Liebe zum schweizerischen Volkstum bildete das einigende Band; da gabs kein Ansehen der Konfession oder politischen Partei; so unterhielt er, der überzeugte Protestant, mit einer Reihe katholischer Priester die herzlichsten Beziehungen. Seit Jahrzehnten verbrachte er jeden Sommer die Ferienwochen abwechselnd in dieser oder jener Gegend des Vaterlandes, wobei er mit begreiflicher Vorliebe die abgelegensten Hochthäler aufsuchte, die für seine Studien den reichsten Gewinn versprachen. Stets trachtete er mit dem Volk in vertrauliche Berührung zu treten, und es war köstlich, ihn erzählen zu hören, wie ers anfing, dem zugeknöpften Wesen und Misstrauen der Leute beizukommen, bis der Quell zu sprudeln begann, aus dem er mit voller Hand seine Schätze schöpfte. Für alles Geschaute und Gehörte hatte er ein scharfes Auge und ein ungewöhnlich feines Gehör und bewahrte es in treuem Gedächtnis, das ihn kaum jemals im Stiche liess. Dazu kam noch ein anderes. Schon in jungen Jahren hatte St. angefangen, alles, was er nur an Handschriftlichem und Gedrucktem schweizerischer Herkunft, an bildlichen Darstellungen vaterländischer Trachten, Sitten und Gebräuche, Gegenden, Ereignisse und Persönlichkeiten auftreiben konnte, zu sammeln, und diese Thätigkeit, mit unermüdlichem Eifer Dezennien fortgesetzt und unterstützt durch einen feinen Spürsinn, ergab schliesslich eine Sammlung von Helvetica, wie sie in ähnlicher Reichhaltigkeit kaum in den öffentlichen Bibliotheken zu finden ist. Bei solch intimer Vertrautheit mit der Sprache, den Sitten und Anschauungen des Volkes begreift sich die Sicherheit, mit der St. als Redakteur in dem zur Bearbeitung vorliegenden Material Echtes von Unechtem, aus dem Volke Stammendes von Gemachtem, Einheimisches von Fremdem zu scheiden wusste. Hierin that es ihm keiner nach. Daneben verfügte er über eine gediegene philologische Bildung und war gründlich und gewissenhaft, auch im kleinen. Mit der fachwissenschaftlichen Forschung suchte er stets Schritt zu halten, und er schätzte das Glück hoch, das ihm in der Person seines Freundes Heinrich Schweizer einen bewährten Führer

auf diesem Gebiete beschieden hatte. Auch sonst ergriff er jede Gelegenheit, sich wissenschaftlich zu fördern; noch in den letzten Jahren sah man ihn z. B. auf den Bänken der Zürcher Hochschule als aufmerksamen Zuhörer. Von ergiebiger litterarischer Thätigkeit ausserhalb des Wörterbuches konnte bei St. natürlich keine Rede sein. Immerhin sind noch einige wertvolle Arbeiten zu nennen. Im 7. Bande von Frommann's Zeitschrift: die deutschen Mundarten (1874) veröffentlichte er eine lautgeschichtliche Abhandlung über »die Vokalisierung des N bei den schweizerischen Alemannen«, die erweiterte Gestalt eines Vortrages, den er am 5. Oktober 1873 im Interesse des Idiotikons vor den in Zürich versammelten Gymnasiallehrern gehalten hatte. Der Aufsatz ist nach jeder Richtung, sowohl was die Fülle und Gruppierung des Stoffes, als auch die Feinheit der Beobachtung und den Reichtum der Ergebnisse angeht, mustergültig. Nicht minder Lob verdient die flüssige, humorvolle Diktion — übrigens ein Vorzug, der allem, was St. geschrieben hat, eigen ist und seine Arbeiten auch über den trockensten Gegenstand zu einer anziehenden Lektüre macht. 1879 besorgte er für A. Israels »Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts« eine Ausgabe von Zwinglis Lehrbüchlein in der vom Verfasser selbst herrührenden deutschen Uebersetzung und fügte erläuternde sprachliche Anmerkungen hinzu. Als Mitglied der Kommission für das Pestalozzistübchen, der er von ihrer Entstehung an bis anfangs der 90er Jahre angehörte, nahm er hervorragenden Anteil an der Herstellung der Jubiläumsausgabe von Pestalozzis »Lienhard und Gertrud« (1881—84); ihm fiel insbesondere die Bereinigung des Textes und dessen sprachliche Erklärung zu, auch die darauf bezüglichen Teile der Vorreden scheinen, dem Stil nach zu schliessen, aus seiner Feder zu stammen. Gross war sein Einfluss auf die Gründung der schweizerischen Landesbibliothek, über deren Einrichtung er in einer ausführlichen Denkschrift an das eidgenössische Departement des Innern sich aussprach. Für die Bibliographie der schweizerischen Landeskunde übernahm er, gewiss der Berufenste dazu, die Bearbeitung der mundartlichen Litteratur; leider war es ihm nicht mehr vergönnt, seine Zusammenstellung, die bereits auf mehrere tausend Zettel angewachsen war, abzuschliessen. Von 1861—1869 gehörte St. als eifriges Mitglied der Aufsichtskommission des kantonalen Gymnasiums an. 1871 trat er, nachdem er sich kurz zuvor das städtische Bürgerrecht erworben hatte, in den Dienst der Zürcher Stadtbibliothek, zuerst als zweiter, dann (von 1880 an) als erster Unterbibliothekar. Im Sommer 1885 wurde er zur Mitleitung der Bibliothek berufen. Schon im November des gleichen Jahres aber erbat er sich einen längern Urlaub und nahm im Mai 1887 seine Entlassung, weil ihm ein stetig zunehmendes Augenleiden die gewissenhafte Erfüllung der übernommenen Pflichten unmöglich machte. Weitere öffentliche Stellungen hat St. meines Wissens nicht bekleidet und sicher auch nicht gesucht; denn nichts widerstrebte seiner stillen, anspruchslosen Natur mehr, als eine sogenannte öffentliche Rolle zu spielen. Dessenungeachtet nahm er an allen Fragen, die die engere und weitere Heimat bewegten, den lebendigsten Anteil. Freilich ohne mit der neuern Entwickelung der Dinge im Herzen einig zu gehen; die fortschreitende Centralisation, die wachsende Freizügigkeit auf allen Gebieten, die ganze moderne Kultur mit ihren ausgleichenden Tendenzen und ihrem internationalen Charakter schienen ihm in eben dem Masse, wie sie der kantonalen und schweizerischen Eigenart Abbruch thaten, eine Gefahr für die schweizerische Unabhängigkeit und Freiheit. Aber wie wir der Liebe zu

einem uns teuren Wesen erst dann recht inne werden, wenn wir es gefährdet sehen, so wurde St.'s Liebe zu seinem Vaterlande dadurch nur um so inniger. Sein Patriotismus war aber nicht von jener Art, die sich in tönender Phrase ergeht und erschöpft, sondern der wahre, der seine Befriedigung in der stillen, selbstlosen Arbeit zum Wohl und zur Ehre des Ganzen findet. Die gewaltige Arbeit für das Idiotikon hat St. mehr als zehn Jahre lang ohne jedes Entgelt gethan, und als es seit 1874 endlich möglich wurde, ihm eine Entschädigung zu gewähren, war sie bescheiden genug und stand zu seinen Leistungen und Verdiensten jedenfalls in keinem Verhältnis. Kein Opfer an Kraft, Zeit und Geld war ihm zu hoch, das er dem nationalen Werke bringen konnte. Welch ein Triumph wäre es für ihn gewesen, es abgeschlossen vor sich zu sehen! Aber er verzichtete gerne darauf, als er einsah, dass derselbe uur durch eine Schmälerung des Wertes des Idiotikons zu erreichen war, und er sträubte sich gegen den alles Ernstes gemachten Versuch, dieses durch Fortlassung aller jener Zuthaten, wie Sprichwörter, Redensarten, Volkswitze, Spiele, Aberglauben u. s. w. zu einem dürren Wörterverzeichnis herabzudrücken. Solcher Selbstlosigkeit gesellte sich eine rührende Bescheidenheit. Nichts lag St. ferner, als sich auf seine Verdienste etwas einzubilden, im Gegenteil, niemand konnte geringer davon denken als er, während er auf der andern Seite gar zu sehr geneigt war, die Arbeit anderer ins Licht zu stellen. Niemals drängte er sich, auch wo es ihm von rechtswegen zugekommen wäre, in die vorderste Reihe. Im Oktober 1868 verlieh ihm die philosophische Fakultät der Zürcher Hochschule unter dem Dekanat von Professor G. von Wyss »auf Grund seiner für die Wissenschaft so bedeutenden Vorarbeiten für das Schweizer Idiotikon und wegen seiner soeben erschienenen Schrift über das Brot« den Doktortitel honoris causa. Nur weils nicht wohl anders ging, nahm er die Ehrung an, deren er sich für unwürdig hielt; nie hat er sich selbst mit dem doch so wohlverdienten Titel geschmückt, und es war ihm am liebsten, wenn ihn auch andere damit verschonten. Einfach und anspruchslos war auch seine Lebensweise und sein Auftreten. Niemand hätte hinter dem unscheinbaren Aeussern ein so reiches inneres Leben gesucht. Wer ihm aber näher zu stehen das Glück hatte, erfreute sich seiner treuen Gesinnung und seines reinen, heitern Gemüts. Ein treffendes Scherzwort stand ihm, wo es am Platze war, allezeit zu Gebote, und oft hat sein liebenswürdiger Humor in geselligem Kreise Sonnenschein verbreitet. Allen Armen, vom Schicksal Verfolgten war er ein teilnehmender Freund, und die reinste Freude bereitete es ihm, im stillen wohlzuthun. Wo er unlauteres Wesen und selbstsüchtige Motive zu erkennen glaubte, hielt er mit scharfem Urteil nicht zurück. Am liebsten war ihm der Umgang mit Kindern, und gern beteiligte er sich noch im spätern Alter an ihrem harmlosen Spiel. Gross war auch seine Freude an der schönen Gottesnatur, und er konnte in heiligen Zorn geraten, wenn er sah, dass Menschenhand sich roh und gewissenlos an ihr versündigte. Auf die Ausbildung und Abhärtung des Körpers legte er grosses Gewicht; er war ein ausgezeichneter Fussgänger und jahrelang ein fleissiges Mitglied des Zürcher Männerturnvereins. Seit längerer Zeit plagte ihn ein schweres Augenübel, das er sich ohne Zweifel bei der Arbeit am Wörterbuch zugezogen hatte und das ihm schliesslich Lesen und Schreiben nur noch notdürftig gestattete. Dass er trotzdem bis zuletzt so ausgiebig an der Redaktionsarbeit teilnehmen konnte, dankte er seinen Angehörigen und einer treuen Bureaugehilfin, die ihm durch Vorlesen die verlorene Sehkraft, soweit es mög-

lich war, ersetzten. Tief erschütterte ihn im Jahre 1895 der Tod seines Freundes und langjährigen Mitarbeiters Ludwig Tobler, der nächst ihm den grössten Anteil am Gelingen des nationalen Unternehmens hat; Todesahnungen beschlichen ihn: »Auch mein Stündlein wird nun bald schlagen«, äusserte er oft. Seine Ahnungen täuschten ihn nicht: mitten aus seiner Arbeit ist er nun abberufen worden. In Landegg bei Rorschach, wo er sich mit seiner Familie in den letzten Ferien einige Erholung gönnte, zog er sich bei einem Gewitter eine Erkältung zu. Eine Brustfellentzündung entwickelte sich, zu der eine Lungenentzündung hinzukam, und diesem wuchtigen Angriff vermochte sein ohnehin geschwächtes Herz nicht zu widerstehen. Wohl gelang es noch, nachdem er bereits sechs Tage schwer gelitten, ihn nach Hause überzuführen; hier aber trat bald ein Schwächezustand ein, der keine Täuschung über den Ausgang mehr zuliess. Ohne Fieber, schmerzlos, bei vollem Bewusstsein ging er am 3. August zur ewigen Ruhe ein. Das Geschick hat es gut mit ihm gemeint: ein träges Siechtum blieb ihm, dem ein Dasein ohne Arbeit undenkbar war, erspart; auf dem Höhepunkt der Reife ist sein schönes, reichgesegnetes Leben erloschen. Sein grosses Werk hat er unvollendet hinterlassen, aber der Weg ist geebnet, auf dem es rüstig fortschreiten kann. Ich schliesse mit den Worten, die ein Freund dem Heimgegangenen am Grabe nachgerufen hat: »Das Denkmal, das er seinem Namen gestiftet, ist dauerhafter als Stein und Erz, und so lange es eine schweizerische Eidgenossenschaft giebt, wird Fritz Staub zu den besten und treuesten ihrer Söhne gezählt werden.«

A. Bachmann.

Diemer, Johannes. Wieder hat das Schicksal einen jener Auserwählten aus unserer Mitte gerissen, welche berufen waren, die Würde und Weihe des Oberammergauers Passionsspiels zu erhalten und durch ihr Beispiel auf die jüngere Generation zu vererben. Johannes D., der weltbekannte Chorführer in den Passionsspielen 1860, 70, 71 und 80 ist am 8. Mai 1896 nach längerem mit unbeschreiblicher Geduld und Liebenswürdigkeit ertragenen Leiden sanft entschlafen. Johannes D. geb. 1832 als der Sohn des damaligen Bürgermeisters Diemer, entwickelte früh eine eminente Begabung für die darstellende Kunst. Die Familie stammt aller Wahrscheinlichkeit nach aus Italien; ein Zweig derselben scheint schon zur Zeit, wo die Römerstrasse über das Bayrische Gebirg führte, dort zurückgeblieben zu sein. Ein anderer Zweig wanderte von Trier her in Bayern ein, der ebenfalls auf römischen Ursprung hinweist. D.'s ganze Persönlichkeit bestätigte diese Familientradition: Der südlich klassische Typus des Gesichts, die weiche Stimme, die künstlerische Individualität. Eigenthümlichkeiten, die ihn zum unerreicht vollendeten Darsteller jener Gestalt machten, in welcher sich der biblische Character mit dem Gedanken des antiken Chorführers vereint. — Seine grossartige künstlerische Begabung, mit der er Jeden entzückte, der ihn als Prolog sah, ist es aber nicht allein, was wir ihm nachzurühmen haben. Wenn es in Schiller's Wallenstein heisst: »denn Viele sind, die seine Anmuth und seiner Sitten Freundlichkeit erfahren,« so ist dieses Wort vor allem auf unsern verklärten Mitbürger anzuwenden. Nach jeder Seite unseres Gemeindelebens hat D. sich nützlich gemacht und durch seine Freundlichkeit und Sanftmuth wie durch seinen scharfen Verstand friedlich und segensreich gewirkt. Sowohl als Präsident des »Liederkranzes«, der seinem hohen musikalischen Sinn, die

schönsten Anregungen verdankt, als auch auf praktischem Gebiete in seiner Eigenschaft als Vorsteher gemeinnütziger Vereine, hat er gleich Ausgezeichnetes geleistet. Ja sogar als bereits seine tödtliche Krankheit die Axt an die Wurzel seines Lebens gelegt hatte, raffte er noch seine letzten Kräfte zusammen, um in bewunderungswerther Pflichttreue seine Obliegenheiten zu erfüllen und beschleunigte dadurch sein Ende. Wir haben hier nicht Raum genug, um uns über diesen seltenen Charakter, diese feine Künstlernatur, deren verschlossenes Wesen nicht jedem zugänglich war, näher auszusprechen. Aber seinen Sinn für seine Gemeinde, seine Hilfsbereitschaft, die Selbstlosigkeit mit welcher er den künstlerischen Zwecken Ammergaus diente, können wir nicht unerwähnt lassen, so z. B. wirkte er 50 Jahre lang als Sänger mit und war während dieser ganzen Zeit eine Stütze unseres Kirchenchors. Unter grossartiger Beteiligung der Gemeinde und feierlicher Grabmusik haben wir den tief Betrauerten zur letzten Ruhe bestattet. Es war ein ergreifender Anblick, als die älteren Passionsdarsteller Christus und Kaiphas den Kranz auf das Grab ihres einstigen Chorführers niederlegten. Und wie eine Besiegelung seines ganzen Lebens fügte es die Vorsehung, dass auf dem Wege zu seinem Grabe die Fahnen des Friedensfestes flatterten, welches am 10. Mai 1896 in Deutschland gefeiert wurde. Friede seiner Asche!

Oberammergau. Wilhelmine von Hillern.

Dittes, Friedrich, einer der bedeutendsten Pädagogen der Neuzeit und daneben ein Mann, der sich durch eisernen Fleiss und nie ermüdende Zähigkeit aus den bescheidensten Verhältnissen bis zu der Höhe einer Autorität auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts emporgearbeitet hat, wurde am 23. Septbr. 1829 zu Irfersgrün im sächsischen Vogtland als der Sohn eines schlichten, mit Kindern reich gesegneten Landmanns geboren. Er erhielt seinen Unterricht in der Dorfschule und durch den Pfarrer des Orts, entschloss sich dann, Lehrer zu werden, und trat deshalb 1844 in das Seminar zu Plauen ein, in welchem er bis zum Jahre 1848 verblieb. Als Schulvikar in Thalheim bei Chemnitz begann er seinen Lehrerweg; ein Jahr später finden wir ihn als Bürgerschullehrer in Reichenbach, von wo aus er die in Sachsen vorgeschriebene zweite Lehrerprüfung und bald darauf auch das Rektoratsexamen ablegte. Da letzteres in Sachsen den Volksschullehrer berechtigt, Vorlesungen an der Universität hören zu dürfen, und D. sich ausserdem seit seinem Austritt aus dem Seminar besonders dem Studium der alten Sprachen gewidmet hatte, so nahm er für anderthalb Jahre Urlaub, liess sich in Leipzig als Hörer inscribieren und studierte Mathematik, Naturwissenschaften, Geschichte und Philosophie. Der Verbrauch seiner Mittel nötigte ihn, nach Reichenbach in den Volksschuldienst zurückzukehren. Im folgenden Jahre (1853) trat er an die Bürgerschule zu Plauen über, wo er vier Jahre wirkte, die er redlich benutzte, nicht nur zum tieferen Eindringen in die humanistischen Studien, sondern auch zur Bethätigung als philosophisch-pädagogischer Schriftsteller. Von seinen in Plauen entstandenen Schriften »Das menschliche Bewusstsein, wie es psychologisch zu erklären und pädagogisch auszubilden sei« (1853), »Das Aesthetische nach seinem eigentümlichen Grundwesen und seiner pädagogischen Bedeutung dargestellt« (1854), »Ueber Religion und religiöse Menschenbildung« (1855) und »Die Naturlehre des Moralischen und Kunstlehre der moralischen Erziehung« (1856) wurden die beiden ersten mit einem Preise gekrönt. Im Jahre 1857 kam D. an die

von Dr. Vogel geleitete I. Bürgerschule in Leipzig, holte hier 1858 das Abiturientenexamen nach und bezog nun zum zweitenmale die Universität, an der er durch vier Semester bei den Professoren Hartenstein, Drobisch, Fechner, Klotz, Stallbauer, Wachsmuth, Wuttke, Handel, Möbius, Neumann, Weisse, Marbach u. a. philosophische, pädagogische, historische und philologische Vorlesungen hörte. Dieser Studienzeit entstammen auch die von der Universität Leipzig mit dem ersten Preise gekrönte Schrift »Ueber die sittliche Freiheit, mit besonderer Berücksichtigung der Systeme von Spinoza, Leibnitz, Kant« (1859) und die Abhandlung »Ueber Eudämonismus« (1860). Nachdem D. im Jahre 1860 das Examen für das höhere Lehramt bestanden und sich bald darauf die Würde eines Dr. phil. erworben hatte, wurde er noch in demselben Jahre als Subrektor an die mit einem Progymnasium verbundene Realschule zu Chemnitz berufen, wo er sich sehr bald die Achtung seiner Kollegen zu erwerben wusste, so dass sie ihn zum Vorsitzenden des pädagogischen Vereins wählten. Weit über die weiss-grünen Grenzpfähle des Sachsenlandes hinaus wurde sein Name bekannt, als er auf der sächsischen Lehrerversammlung in Chemnitz (1864) die sächsischen Lehrerseminare einer so scharfen Kritik unterzog, dass die Regierung sich veranlasst sah, diese Anstalten nicht bloss revidieren zu lassen, sondern auch zu reformieren. Als daher im folgenden Jahre die gothaische Regierung an Stelle des verstorbenen Dr. Karl Schmidt einen neuen Direktor des Seminars zu Gotha suchte, konnte Diesterweg keinen geeigneteren Mann vorschlagen als D., der denn auch am 15. April 1865 seine Wirksamkeit als Seminardirektor, Schulrat und Landesschulinspektor in Gotha begann. Mit heiligem, sittlichem Ernst ging D. an seine Aufgaben heran, die er in dem Lehrplan des Seminars selbst in folgenden Worten formulierte:

»Das Seminar soll seine Zöglinge nicht zu routinierten Stundengebern und Schulhaltern abrichten, welche handwerksmässig nach einer gewissen Schablone arbeiten; es soll vielmehr erziehende Lehrer bilden, deren gesamte Berufsthätigkeit auf die harmonische Entwickelung, auf die leibliche und geistige Wohlfahrt der ihnen anvertrauten Kinder gerichtet ist. Die persönliche Tüchtigkeit der Volksschullehrer ist die beste Garantie der Volkserziehung; alle Aufsichts- und Verwaltungsmassregeln im Schulwesen erweisen sich als unzulänglich, wenn den Lehrern die Einsicht in das Wesen ihres Berufs, die Fähigkeit freier Bewegung nach pädagogischen Normen und das lebendige Interesse für die Entfaltung der kindlichen Individualitäten gebricht .... Ueberdies muss jeder aufrichtige Menschenfreund wünschen, dass vernünftige Ansichten über Erziehung und eine richtige Weise der Erziehung mehr und mehr im Volke Fuss fassen; wer sollte aber geeigneter sein, auch in diesem Sinne als Volksbildner zu wirken, als gerade der Volksschullehrer? Wenn endlich die Volksschullehrer in gesetzlich geregelter Weise auch an der Verwaltung und Leitung des Schulwesens teilnehmen sollen, was von erleuchteten Regierungen als heilsam, ja als notwendig anerkannt wird, so müssen sie vor allem zu urteilsfähigen Männern herangebildet werden.«

Nur etwas über 3 Jahre war es D. beschieden, in Gotha zu wirken. Da trat an ihn ein ehrenvoller Ruf heran, dem er im Interesse der guten Sache folgen zu müssen glaubte. Bereits im Jahre 1864 war im Gemeinderat zu Wien die Idee aufgetaucht, das öffentliche Schulwesen auch durch Steigerung der Lehrerbildung zu verbessern, und zwar durch Errichtung einer Fortbildungsanstalt für bereits geprüfte Lehramtskandidaten und Lehrer, einer Anstalt also, die dem seit 1855 in Oesterreich geltenden Konkordate nicht unterworfen werden musste. Nach langwierigen Verhandlungen mit der von der Geistlichkeit beeinflussten Staatsbehörde wurde endlich am 1. Novbr. 1867 die Genehmigung zur Errichtung des Pädagogiums erteilt und Schulrat D.

— obwohl er sich gar nicht um das Amt beworben hatte — mit 118 gegen 2 (geistliche) Stimmen zum Direktor der neuen Schöpfung gewählt, die am 12. Oktbr. 1868 eröffnet ward. Im Jahre 1870 wurde er vom Wiener Gemeinderat auch in den niederösterreichischen Landesschulrat entsandt und 1873 auch (ohne sein Zuthun) in den österreichischen Reichsrat gewählt. In allen diesen Positionen hat D. mannhaft gegen alle Intrigen, Anfeindungen und Verleumdungen gekämpft, die ihm, dem Protestanten, nicht nur von der katholischen Geistlichkeit, sondern schliesslich auch von klerikal gesinnter Seite in den deutschen Gebieten zuteil wurden, und die Saat, die er durch Wort und Schrift ausgestreut hat, ist nicht vom Winde verweht worden. Das bezeugt auch die grosse Verbreitung der von D. in Wien verfassten Schriften: »Lehrbuch der Psychologie« (7. Aufl. 1882), das vom Papste 1879 auf den Index gesetzt wurde, »Lehrbuch der praktischen Logik« (9. Aufl. 1885), »Grundriss der Erziehungs- und Unterrichtslehre« (10. Aufl. 1890), «Methodik der Volksschule« (4. Aufl. 1878) und »Geschichte der Erziehung und des Unterrichts« (9. Aufl. 1890), welche dann alle zu einer Gesamtausgabe unter dem Titel »Schule der Pädagogik« (5. Aufl. 1894) vereinigt wurden. Nach 13jährigem, höchst verdienstlichem Wirken trat D. am 1. August 1881 mit allen Ehren in den Ruhestand, auch in der Folge noch bestrebt, seinen Einfluss auf die Lehrer geltend zu machen. Und dazu fand sich hinreichend Gelegenheit in der von ihm 1879 gegründeten Monatsschrift für Erziehung und Unterricht »Pädagogium«, die er erst Ostern 1896 eingehen liess. D. starb in Wien am 15. Mai 1896.

Sonntagsblatt der Preussischen Lehrerzeitung. Jahrg. 1883. Nr. 28 u. 29. — Jahrg. 1896, N. 28—30.

Franz Brümmer.

Harms, Johann Caspar Christian Georg, geboren am 8. April 1819 zu Ellwürden im Grossherzogtum Oldenburg, besuchte erst das Seminar zu Oldenburg, um sich zum Volksschullehrer auszubilden, studierte dann aber an der Universität Berlin Mathematik. Bei Gründung der Ober-Realschule in Oldenburg 1843 wurde H. als Lehrer an dieselbe berufen und hat an ihr 45 Jahre gewirkt. Im Jahre 1852 wurde er Oberlehrer und 1872 Professor; Ostern 1888 trat er in den Ruhestand. Neben seinem Lehramt versah er auch seit 1852 die Leitung der Gewerbeschule, die er auch nach seiner Pensionierung noch eine Zeit lang führte; ferner war er 1862—77 Mitglied der Ackerbauschul-Kommission, 1876—88 Mitglied der städtischen Schulkommission für höhere Schulen, 1869 Mitglied der Kommission zur Beratung des Seeschiffer-Prüfungswesens und seit 1879 mit dem wissenschaftlichen Rechnungsabschluss der Landes-Witwen-, Waisen- und Leibrenten-Kasse betraut. Er starb am 8. Novbr. 1896. Als Schriftsteller ist er Verfasser mehrerer Unterrichtsbücher für den mathematischen und Rechenunterricht, von denen besonders sein mit Dr. Kallius herausgegebenes »Rechenbuch für Gymnasien, Realschulen etc.« (1870, 12. Aufl. 1896) die weiteste Verbreitung gefunden hat. Seine »Fabeln, Parabeln und Rätsel für die Jugend« (1847) sind Originaldichtungen.

Nach dem Selbstbericht in H. Kühn: Lehrer als Schriftsteller. Leipzig 1888, S. 60.

Franz Brümmer.

Gurlitt, Hans Christian Emanuel, wurde am 24. Januar 1826 zu Altona als der Sohn eines Fabrikanten geboren, besuchte anfänglich die gewöhnliche Bürgerschule, später das Institut von Michel Andresen daselbst und trat nach

seiner Konfirmation, Ostern 1842, bei dem bekannten Chronometermacher der dänischen Marine, Kessels in Altona, in die Lehre mit der Verpflichtung, während einer achtjährigen Lehrzeit auszuharren. Als er 6 Jahre dieser Lehrzeit hinter sich hatte, erfolgte die Erhebung des schleswig-holsteinischen Volkes gegen die dänische Herrschaft, und G. trat im Juni 1848 in die Reihen der Vaterlandsverteidiger ein. In der Schlacht bei Kolding am 25. April 1849 als Fähndrich verwundet, avancierte er am 26. Juli 1849 zum Offizier, trug aber ein Jahr später in der Schlacht bei Idstedt eine so schwere Verwundung davon, dass er in der Folge durch Exostikulation den linken Fuss verlor. Im August 1851 bei Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee als Ganzinvalide unter Zusicherung einer lebenslänglichen Pension entlassen, die ihm aber erst vom 1. Juli 1867 ab gezahlt wurde, siedelte er, gänzlich mittellos, 1853 nach Husum über, wo er ein kleines Gewürzwaarengeschäft gründete, das er zwanzig Jahre lang weiterführte. Im Jahre 1873 wählte ihn die Bürgerschaft von Husum zu ihrem Bürgermeister, und dieses Amt verwaltete er bis zu seinem Tode, den 13. Juli 1896. Auch war er wiederholt Abgeordneter zum Provinziallandtage. G. ist mit seinem poetischen Talent erst sehr spät hervorgetreten; seine »Weinsprossen, Lieder und Sprüche« (1876) sind erst in den Jahren 1874—75 entstanden, und Emanuel Geibel urteilt über sie: »Die Beeren sind noch nicht alle gleich reif und süss, aber es sind doch treffliche darunter.« Deutlicher tritt das lyrische Talent des Dichters in seinen plattdeutschen Gedichten »Von de Nordseestrand« (1880) zu Tage, während seine harmlosen Lustspiele »Der verhängnissvolle Schlüssel« (1878); »Der neue Schulrat« (1879); »Incognito oder ein Muster-Bürgermeister« (1879); »Erst en Näs un denn en Brill« (1889) und »Hausmittel« (1893) wohl nur vorübergehende Anerkennung beanspruchen konnten.

Persönliche Mitteilungen.

Franz Brümmer.

Berthelt, Friedrich August, wurde 1813, kurz nach der Völkerschlacht bei Leipzig, zu Grossröhrsdorf bei Pulsnitz in Sachsen geboren, wo sein Vater Lehrer war. Dieser kam 1817 nach Krippen bei Schandau, und hier verlebte der Sohn seine Kindheit. Bis zu seinem 15. Jahre genoss er des Vaters Unterricht in den einfachsten Elementarfächern, später den Privatunterricht eines jungen Pfarrers im Nachbardorfe, worauf er 1829 in das königl. Lehrerseminar zu Dresden-Friedrichstadt eintrat, das er vier Jahre lang besuchte. Nach bestandener Lehrerprüfung wurde er im Herbst 1833 als Lehrer an der mit dem Seminar in Verbindung stehenden sogenannten Realschule in Dresden angestellt, die später in eine Bürgerschule umgewandelt wurde, und zu Anfang des Jahres 1842 zum Direktor der I. Bezirksschule in Dresden ernannt. Als solcher gehörte er auch seit 1844 der Prüfungskommission für die Anstellungs- und Beförderungsprüfungen der Volksschullehrer an. Im Jahre 1846 erfolgte seine Ernennung zum Direktor an der I. Bürgerschule, welches Amt er bis 1874 verwaltete. In diese Zeit fällt nun die eminente, fruchtbringende Thätigkeit B.'s als Schriftsteller und Redacteur. Bereits 1845 hatte er mit seinen Freunden Jäckel, Petermann und Thomas zwei »Handbücher für Schüler« herausgegeben, ein »grösseres« für höhere, ein »kleineres« für niedere Volksschulen bestimmt, welche in Kürze den Stoff der sogenannten Realien enthielten und den Schülern sowohl zur Vorbereitung auf den Unterricht als auch zur Wiederholung dienen sollten. An diese Handbücher schlossen sich

eine Reihe von Kommentaren, die dem Lehrer zu seiner Vorbereitung dienen und auch von den Schülern zum Selbststudium benutzt werden sollten. B. verfasste in dieser Reihe die Kommentare über »Chemie« (1853), »Geographie« (1855), »Naturlehre« (1853) und »Pflanzenkunde« (mit Ernst Besser, 1861). Auch ein Lesebuch für Oberklassen »Lebensbilder« (IV, 1848—50) und »Biblische Geschichten mit Bildern« (1860) gab er mit seinen Freunden heraus. Eine hervorragende Rolle spielte B. im Vereinsleben der Volksschullehrer. Im Jahre 1844 gründete er mit andern Pestalozzi-Jüngern den »Sächsischen Pestalozzi-Verein« zur Unterstützung der bedrängten Hinterbliebenen der Lehrer, und Jahrzehnte lang hat er als Vorsitzender an seiner Spitze gestanden. Im Jahre 1848 gab er die Anregung zur Bildung des »Allgemeinen Sächsischen Lehrervereins« und des »Allgemeinen Deutschen Lehrervereins«, und wenn der letztere auch bald wieder einging und erst nach Jahren als »Allgemeine Deutsche Lehrerversammlung« wieder erstand, so hat B. in allen diesen Vereinigungen doch stets eine führende Stellung eingenommen, wie er denn auch mit Gründung der »Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung« (1849), des Organs des Deutschen Lehrervereins, die Redaktion derselben übernahm und durch ein volles Vierteljahrhundert leitete. Mit unerschrockenem Mut und zäher Kampfesfreudigkeit ist er im fortschrittlichen Sinne stets für die drei Hauptbedingungen eines guten Schulwesens eingetreten: für Lehrerbildung, Lehrerstellung und Lehrerbesoldung, und wenn auf diesem Gebiete etwas erreicht worden ist, so hat B. ein grosses Verdienst daran. Im Jahre 1874 wurde B. vom sächsischen Ministerium des Kultus zum Bezirksschulinspektor für Dresden I. mit dem Titel Schulrat ernannt, welches Amt er zum Segen der ihm unterstellten Schulen bis zum 1. April 1885 verwaltete. Dann trat er unter Verleihung des Titels Oberschulrat in den Ruhestand, nahm aber noch fort und fort regen Anteil an den Bestrebungen der deutschen Lehrerschaft und an ihren Verhandlungen auf den Lehrertagen. Am 26. April 1896 ist er in Dresden gestorben.

Sonntagsblatt zur Preussischen Lehrerzeitung. Jahrg. 1896. S. 346.

Franz Brümmer.

Helm, Clementine, eine bekannte Jugendschriftstellerin, wurde am 9. Oktbr. 1825 zu Delitzsch in der Provinz Sachsen als die Tochter des Kaufmanns Helm geboren. Früh verwaist, wurde sie im Hause ihres Onkels, des Schulrats Weiss in Merseburg, und später bei dessen Bruder, dem bekannten Mineralogen Weiss in Berlin, erzogen, bis sie zu ihrer weiteren Ausbildung in die königliche Luisenstiftung zu Berlin kam. Im Jahre 1848 verheiratete sie sich mit dem Professor der Geologie, Geh. Bergrat Beyrich in Berlin zu einer überaus glücklichen Ehe, die erst durch den Tod des Gatten am 9. Juli 1896 gelöst wurde[1]). Wenige Monate später, am 26. Novbr. 1896 folgte die Witwe dem Heimgegangenen im Tode nach. Clementine H. war eine sehr fruchtbare Schriftstellerin für die Jugend und besonders für heranwachsende Mädchen; denn die Zahl ihrer Schriften, die sie in den Jahren 1859—96 veröffentlichte, beträgt nicht weniger als 36. Der ersten, einem »Märchenbuch« (1859, 3. Aufl. 1896), folgten »Kinderlieder« (1862), und dann das bekannte Buch »Backfischchens Leiden und Freuden« (1862), dessen grosser Erfolg — es erlebte in 23 Jahren 15 Auflagen — die Schriftstellerin

[1]) Vgl. Beyrich's Nekrolog von E. Blenck o. S. 193.

immer weiter in die »Backfisch-Litteratur« hineinführte, so dass sie sich nicht mit eigenen Erfindungen »für unsere heranwachsenden Mädchen« begnügte, sondern auch verschiedentlich Stoffe aus dem Französischen für dieselben frei bearbeitete.

Persönliche Mitteilungen. — Leipziger Illustrierte Zeitung. Jahrg. 1896. Bd. 107, S. 150.

Franz Brümmer.

Ludorff, Franz, geboren am 21. Mai 1852 zu Münster in Westfalen als der Sohn eines Rendanten, besuchte seit 1861 das dortige Realgymnasium, das er 1869 mit dem Zeugnis der Reife verliess, legte im folgenden Jahre die Gymnasial-Reifeprüfung ab und studierte 1870—1873 in Münster und Löwen neuere Sprachen, hielt sich während dieser Zeit auch vier Monate in London auf. Nachdem er im August 1873 in Giessen zum Dr. phil. promoviert worden war und sich 1874 in Münster das Oberlehrerzeugnis erworben hatte, wurde er kommissarisch als Lehrer an der höheren Bürgerschule in Geisenheim am Rhein beschäftigt, 1875 zum Rektor der höheren Bürgerschule in Olpe befördert und Ostern 1878 zum 1. Lehrer und stellvertretenden Rektor der höheren Bürgerschule in Köln berufen. Er leitete dieselbe bis Ostern 1882, liess sich dann aus Gesundheitsrücksichten pensionieren und zog sich nach seinen Vaterstadt Münster zurück in der Absicht, die akademische Laufbahn zu erwählen. Der Erfolg jedoch, den sein in englischer Sprache geschriebenes Trauerspiel »Hans Waldmann« (1886) gerade als Dichtung erlangte, bestimmte ihn, sich gänzlich der Schriftstellerei, vornehmlich der Poesie, zu widmen. Er veröffentlichte dann noch das Trauerspiel »Elgeva, Königin von England« (1888) und das Epos in 17 Gesängen »Der Heiland« (1890. 2. Aufl. mit 19 Ges. 1894). Diese Dichtung behandelt das Leiden Christi im Rahmen einer grossen Faustdichtung und ist eine eigenartige Schöpfung der deutschen Litteratur. Im Jahre 1891 nahm L. zum zweitenmale Aufenthalt in England und wählte nach seiner Rückkehr Kessenich bei Bonn zum Wohnsitz. Zu Anfang des Jahres 1896 erkrankte er schwer, weshalb ihn sein in Münster wohnender Bruder zu sich holte, und hier in Münster ist er am 31. Mai 1896 gestorben.

Persönliche Mitteilungen. — Adolf Hinrichsen: Das litterarische Deutschland. 2. Aufl. Berlin 1891. S. 840.

Franz Brümmer.

Pick, Friedrich Alphons, geboren am 4. Juni 1808 zu Strassburg im Elsass, absolvierte das Gymnasium und Lyceum (damals Collége royal) daselbst, studierte an der dortigen Akademie die Rechte und suchte gleichzeitig Beschäftigung in einer Notar-Schreibstube. Da er aber fühlte, dass ihm ein Notariat auf die Dauer kein Interesse abzwingen werde, so wandte er sich 1829 der Industrie zu und vereinigte sich 1839 mit seinem Schwager Goldenberg und anderen zum Betriebe einer Eisenwarenfabrik in Zornhoff bei Zabern, in der er bis zum Jahre 1861 das technische Fach leitete. Dann zog er sich nach Strassburg zurück, wo er seine Musse mit kleinen litterarischen Arbeiten, mit dem Studium der englischen Sprache und mit der Verwaltung kommunaler Ehrenämter ausfüllte. Im Jahre 1874 wurde er Mitglied des unterelsässischen Bezirkstags, später auch in den Landesausschuss gewählt, und in diesem hat er viele Jahre als Alterspräsident fungiert. Im Jahre 1887 zog er sich aus dem öffentlichen Leben zurück, und am 8. März 1896 ist er in Strassburg gestorben. Er veröffentlichte ein deutsches Lustspiel mit Elsässer Scenen, »Der tolle Morgen« (1864), eine Broschüre über die Reichstagswahlen, »Un-

seri Reichsdaa-Wahle« (1874) und gab durch seine Schriftchen »Anno 1873. 's Ys're Mannsbüechel« (1873) und »Anno 1975. E Brief vom Ys're Mann an syni Frind« (1875) den ersten Anstoss, um den Geschmack an Dialektschriften im Elsass aufs neue zu beleben.

Elsässer Schatzkästel. Strassburg 1877. S. 483. — Die Gartenlaube. Jahrgang 1893. S. 159.

Franz Brümmer.

Röttger, Rudolf, geboren am 21. Juli 1833 zu Braunschweig, wo sein Vater Kunsthändler und Antiquar war, besuchte bis zum Jahre 1848 das Gymnasium daselbst und ging dann mit einem Verwandten nach Brasilien. Hier trat er, 18 Jahre alt, aus Lust an Abenteuern und am Kriege, und weil ihm das von seinen Verwandten Versprochene nicht gehalten worden war, in das deutsche Fremdencorps, welches Brasilien aus den Trümmern der schleswig-holsteinischen Armee geworben hatte, um Rosas zu stürzen. Nach einem Feldzuge voll entsetzlicher Strapazen kehrte R. als Offizier nach Porto Alegre zurück, wo er sich noch zwei Jahre aufhielt und Unterricht an höheren Lehranstalten gab, und betrat 1854 wieder europäischen Boden. Nach einem längeren Aufenthalte in Paris trat er im Februar 1855 im 38. Infanterieregiment (Italiener) in österreichische Dienste, wurde Offizier, nach dem Frieden von Villafranca Professor an der Genieakademie in Klosterbruck und ging zu Ende des Jahres 1859 als österreichischer Militärvertreter in das spanische Hauptquartier nach Marokko, wo er die Bekanntschaft vieler ausländischen Vertreter machte. Ueber Gibraltar und Madrid kehrte er im Juni 1860 heim, wurde nach Vollendung seiner Berichte dem Generalstabe zugeteilt, in dessen Auftrag er zwei grössere Reisen ins Ausland unternahm, forderte dann aber, da man ihn wohl immer verwendete, aber niemals beförderte, seinen Abschied und verheiratete sich mit einer italienischen Sängerin, die er in ihrem Vaterhause zu Wien als die Tochter eines Generals kennen gelernt hatte, und die er nach Lissabon, Paris, Italien und Spanien begleitete. Während dieser Zeit beschäftigte er sich mit kleineren litterarischen Arbeiten und Korrespondenzen und liess 1862 in Frankfurt a. M. anonym seine Broschüre »Die deutsche Volksbewaffnung« erscheinen, in welcher er seine Gedanken über eine schnelle Bewaffnung des Volkes im Aufstande mitteilte, von dem er die deutsche Einigung erwartete. Von 1866—1870 hielt sich R. in Paris auf, um eine physikalische Erfindung ins Werk zu setzen, deren Gegenstand er auch in einer besonderen Schrift »La force des forces« (1869) behandelte. Bei Ausbruch des Krieges 1870 als Deutscher gefangen gesetzt und dann unter Zurücklassung seiner sämtlichen Effekten und seiner neuen Maschine aus Frankreich ausgewiesen, begab er sich über Brüssel nach Mainz, wo er sich dauernd niederliess und die Redaktion erst des »Wochenblatts«, späteren »Tageblatts«, dann des »Anzeigers« führte. Wegen seiner selbständigen Haltung in politischer Hinsicht aus diesen Stellungen verdrängt, beschäftigte er sich in der Folge mit schriftstellerischen Arbeiten und mit Ergründung der Wetterkunde und der Beobachtung des Erdmagnetismus. Ausser verschiedenen, in Zeitungen erschienenen Novellen, schrieb er die Romane »Der Jettatore« (1879), »Das verschwundene Dokument« (1879), die Satire »Deutscher Schwertspath« (1877) und die Erzählung aus Argentinien »Blancos und Colorados« (1891). Als Physiker war er Erfinder einer neuen Magnetnadel, die sich durch grosse Empfindlichkeit auszeichnet und die elektrischen Ströme leicht anzeigt. Als Schriftsteller auf diesem Gebiete schrieb er »Die ausser-

ordentliche Witterung des Jahres 1879« (1880), »Der Schluss der Kette« (1880), »Das Wetter und die Erde« (1885). Leider fanden seine Forschungen nicht die von ihm erwartete Anerkennung; er wurde verstimmt, menschenscheu, lebensüberdrüssig, und schliesslich schied er freiwillig aus dem Leben, indem er sich Ende Juli 1896 vergiftete.

Persönliche Mitteilungen.

Franz Brümmer.

Rudolph, Ludwig, wurde am 18. August 1813 zu Berlin als der Sohn eines Schneidermeisters, späteren Seminardieners geboren, besuchte die königliche Realschule daselbst, die damals unter der Leitung des bekannten Spilleke stand, und trat Ostern 1832, als Diesterweg die Direktion des Seminars für Stadtschullehrer übernahm, als Zögling in dasselbe ein, das er Ostern 1835 absolvierte. Er war zunächst als Lehrer an einigen Privatschulen Berlins thätig, wurde 1838 Hilfslehrer an der ersten städtischen höheren Töchterschule (jetzt Luisenschule) in Berlin, 1839 ordentlicher Lehrer und erhielt später den Titel Oberlehrer. Im Jahre 1888, nachdem er 50 Jahre an genannter Anstalt gewirkt, trat er in den Ruhestand und starb am 26. September 1896. Von seinen Schriften sind hervorzuheben »Atlas der Pflanzendecke der Erde, populäre Darstellung der Pflanzengeographie« (1853); »Praktisches Handbuch für den Unterricht in den deutschen Stilübungen« (IV, 1859 bis 1861, zum Teil in 8. Aufl.); »Praktische Anleitung zur Erteilung eines naturgemässen Unterrichts in unserer Muttersprache« (1876) und »Schiller-Lexikon. Erläuterndes Wörterbuch zu Schiller's Dichterwerken« (mit Karl Goldbeck herausg. 1869).

Adolf Hinrichsen: Das litterarische Deutschland. 2. Aufl. 1891. S. 1131.

Franz Brümmer.

Wagner von Freinsheim, Camillo, (Karl Guntram), wurde am 22. Juni 1813 zu Frankenburg in Oberösterreich als der Sohn des herrschaftlichen Pflegers Joseph Wagner geboren. Seine Mutter Therese, geb. von Hartmann, war eine ausgezeichnete Frau und liess dem Sohne eine sorgfältige Erziehung zuteil werden. Dieser kam mit 9 Jahren auf das Gymnasium zu Linz, zwei Jahre später auf dasjenige zu Salzburg und von hier in das Konvikt zu Kremsmünster, wo er, weil er sehr gute Zeugnisse und sein Vater elf Kinder hatte, einen kaiserlichen Stiftungsplatz erhielt und bis zu seinem Abgang auf die Universität (1830) blieb. In Innsbruck, Prag und Wien studierte er die Rechte, absolvierte darauf die berg- und forstakademischen Studien in Schemnitz (Ungarn), kam 1838 zur Berg- und Salinendirektion nach Hall in Tirol, im Februar 1840 als Bergamtsaktuar nach Joachimsthal in Böhmen und noch in demselben Jahre als Berggerichtsassessor nach Steyr. Hier wurde er, nachdem er 1847 eine grössere Reise nach Paris, London, Belgien, Holland und Norddeutschland gemacht hatte, 1848 in das Nationalparlament nach Frankfurt a. M. gewählt, in welchem er, als Mitglied des linken Zentrums, bis zum Austritt der Oesterreicher im April 1849 verblieb. Im Jahre 1850 wurde er Landesgerichtsassessor in Salzburg, 1852 Landesgerichtsrat in Hermannstadt (Siebenbürgen) und 1854 Vicepräsident am Landgericht daselbst. Da infolge des Oktoberdiploms vom Jahre 1860 die staatsrechtlichen Verhältnisse der Länder der ungarischen Krone geändert und demgemäss alle österreichischen Beamten aus Ungarn zurückgezogen wurden, so wurde W. 1861 der Kriminalabteilung beim Landesgericht in Wien zugewiesen und 1863 definitiv in das

Gremium des Wiener Oberlandesgerichts eingereiht, wo er, zuletzt mit dem Titel eines Hofrats geziert, bis zum Jahre 1886 in Funktion stand. Dann liess er sich pensionieren und wurde bei dieser Gelegenheit mit dem Prädikate »von Freinsheim« in den Adelstand erhoben. Bald danach siedelte er nach Graz in Steiermark über, wo er am 15. Februar 1896 starb. Als schönwissenschaftlicher Schriftsteller schrieb W. unter dem Pseudonym Karl Guntram die Romane »Drei Geschwister« (III, 1847), »Schattenspiele« (II, 1854), »Felicitas« (1873), die Novellensammlungen »Mit dunklem Hintergrunde« (1875), »Viola tricolor« und andere Novellen (1891), einen Band »Dorfgeschichten« (1889) und die beiden epischen Dichtungen »Andreas Hofer, der Sandwirt« (1867) und »Kaiser Karl der Fünfte« (1867). Eine Sammlung seiner lyrischen »Gedichte« erschien erst wenige Zeit vor seinem Tode (1894).

Persönliche Mitteilungen.

Franz Brümmer.

Helbig, Friedrich, wurde am 1. Dezember 1832 zu Jena geboren, erhielt daselbst und auf dem Gymnasium zu Weimar seine wissenschaftliche Vorbildung und studierte darauf von 1852—1855 in Jena und Heidelberg Jura, nebenher auch Philosophie und schöne Wissenschaften. Nachdem er beide Staatsexamina abgelegt, eröffnete sich ihm zunächst eine längere Wartezeit, während welcher er vorübergehend das Bürgermeisteramt einer kleinen thüringischen Stadt verwaltete. Endlich im weimarischen Staatsdienste angestellt, wurde er zunächst der Kreisdirektion in Dermbach als Sekretär überwiesen, darauf als Amtsassessor in Weida und später als Kreisgerichtsrat in Arnstadt angestellt, von wo er im Herbst 1879 als Landgerichtsrat an das gemeinschaftliche weimarisch-reussische Landgericht in Gera versetzt ward. Im Herbst 1892 liess er sich zur Disposition stellen und siedelte nach Jena über, wo er am 8. August 1896 starb. Als Schriftsteller debütierte H. 1858 mit einer Novelle in der »Gartenlaube«, und seitdem ist er dieser Zeitschrift als Mitarbeiter stets treu geblieben, wovon eine grosse Anzahl litterarischer, geschichtlicher und juristisch-volkstümlicher Aufsätze Zeugnis ablegen. Seine Hauptneigung zog ihn indes zur Bühne hin. Nachdem er mit einem »grausen Buchdrama« — wie er es selbst nennt — mit »Kunigunde von Orlamünde« (1859) den Buchhändlermarkt beglückte. auch sonst noch im stillen einige dramatische Sünden begangen hatte, erlebte er mit der Tragödie »Gregor VII.« (gedr. 1878) einen starken Bühnenerfolg, erst in Weimar, dann im Berliner Nationaltheater. Weniger erfolgreich zeigten sich seine weiteren Bühnenstücke »Babel«, Tragödie (1873); »Die Komödie auf der Hochschule«, Lustspiel (1878); »Luther's Einkehr im Bären zu Jena« (1883); »Nikolaus de Smit« (1886), doch erlebten sie an verschiedenen Bühnen in Mitteldeutschland immerhin noch einige Aufführungen. Dagegen sind seine Lustspiele »Nach Goethe« (1878), »Gross-Schlemm« (1880), »Die Wacht am Osterstein« (1883), »Ein Küsschen« (1887), »Die Brautfahrt« (1885) u. a. nur Lesedramen geblieben.

Persönliche Mitteilungen.

Franz Brümmer.

Schimpff-Jahn, Anna, (Moritz Horst), wurde am 15. November 1831 zu Leipzig geboren, wo ihr (1847 †) Vater Johann Christian Jahn, der sich als Gründer und Herausgeber der »Jahrbücher für Philologie und Pädagogik« in der Gelehrtenwelt einen Namen gemacht hat, Konrektor an der Thomasschule

war. Sie verheiratete sich 1854 mit dem Buchhändler F. H. Schimpff in Triest, den sie aber schon 1861 durch den Tod verlor. Ihre ersten Novellen veröffentlichte sie in der von Robert Gisecke seit 1855 geleiteten »Novellen-Zeitung«; später schrieb sie für den »Wanderer« in Wien, für die »Laibacher Blätter« und ward dann ständige Mitarbeiterin an Edmund Höfer's »Hausblättern«. Als diese eingingen, sammelte sie ihre Novellen und gab sie unter dem Titel »Aus dem Küstenlande« in 4 Bdn. (1865) heraus. Eine Reise, die sie mit ihrer Freundin Emmy von Dincklage nach Dalmatien unternahm, gab ihr den Stoff zu den »Dalmatiner Skizzen«, die sie zuerst in Otto Delitzsch' »Aus allen Weltteilen« veröffentlichte. Sie starb in Triest am 8. Febr. 1896.

Persönliche Mitteilungen.

Franz Brümmer.

Schellenberg, Ernst Viktor, (Ernst Veit), wurde am 30. Novbr. 1827 zu Altenburg im Herzogtum S.-A. geboren, besuchte das dortige Gymnasium und studirte seit 1846 neun Semester an der Universität Jena Philosophie, Geschichte und Pädagogik. Nachdem er die Würde eines Dr. phil. erworben, war er als Haus-, Privat- und öffentlicher Lehrer in Westpreussen, Frankreich, der Schweiz, England und an den Erziehungsanstalten in Keilhau und Jena (bei Professor Stoy) thätig und wurde 1858 Lehrer am »Sophienstift«, einer höheren Töchterschule, in Weimar, deren Direktion ihm 1870 übertragen ward. Daneben unterrichtete er 1859—74 die Prinzessinnen Marie und Elisabeth von Sachsen-Weimar in Geschichte und Litteratur. Im Jahre 1871 wurde er zum Professor, 1878 zum Hofrat ernannt, und als er 1889 in den Ruhestand trat, erhielt er den Titel eines Geh. Hofrats. Er starb in Weimar am 9. Juli 1896. Als schönwissenschaftlicher Schriftsteller trat er zuerst anonym mit einem Fastnachtsspiel »Ulk, oder: Des Guten zu viel!« (1858) in die Oeffentlichkeit; dann gab er eine Sammlung Gedichte unter dem Namen Ernst Veit heraus: »Kleines Lieder- und Bilderbuch« (1876), köstliche Poesien, die leider nicht die verdiente Verbreitung gefunden haben. Sein letztes poetisches Werk war die Dichtung »Das grosse Jahr 1870—71« (1892).

Persönliche Mitteilungen.

Franz Brümmer.

Rosenthal, Hermann, wurde am 18. Januar 1837 zu Magdeburg als der Sohn des Kaufmanns Ludwig R. geboren. Dieser, ein hoch gebildeter Mann, der sich ursprünglich dem Baufache gewidmet hatte und nur durch verschiedene Verhältnisse in seinen späteren Beruf hineingeraten war, weckte frühzeitig in dem Knaben den Sinn für Sprachen und Musik, und der letztere hatte bereits den Entschluss gefasst, sich gänzlich der Musik zu widmen. Da starb der Vater 1849, und durch die verkehrte Anschauungsweise seines Vormundes und seiner Verwandten über seine Erziehung und seinen Beruf gezwungen, musste der Sohn seinen Plan aufgeben. Doch gegen den Beruf eines Kaufmanns, den man ihm aufdrängen wollte, sträubte sich sein Inneres, und so wurde er, nachdem er in Berlin seine Bildung vollendete, Schriftsteller und ist dies auch unter mannigfachen Entbehrungen und trotz mancher herben Schicksalsschläge geblieben. Seine hauptsächlichste Thätigkeit wandte er der Bühne zu, und nachdem er, um sich in der Dramaturgie zu üben und die Bühnenwirksamkeit zu erproben, mehrere Stücke geschrieben, die er aber gleich nach ihrem Werden wieder vernichtete, schuf er sein Schauspiel »Adonis« (1870), das sofort auf sechs grossen und mehreren kleineren Bühnen

zur Aufführung gelangte. Noch in demselben Jahre folgten die Tragödie »Enghien« und das Schauspiel »Incognito«, wovon das letztere über fast alle deutschen Bühnen ging. 1871 schrieb er das Schauspiel »Das Vaterland ruft«, 1875 »Jougou« und 1877 das Drama »Dalmar«, das wieder einen Bühnenerfolg aufzuweisen hatte. An Schriften anderer Art sind noch zu erwähnen das satirische Epos »Frauenlob« (1887), seine gesammelten Humoresken und Satiren «Lerches wilde Geschichten« (1887) und die Romanglosse »Der keusche Joseph« (1894). R. starb im Juni 1896 in Berlin.

Persönliche Mitteilungen.

Franz Brümmer.

Lenz, Ludwig, geboren zu Berlin als der Sohn eines Steinmetzen am 20. Septbr. 1813, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Joachimsthalschen Gymnasium und auf dem zum grauen Kloster in Berlin und wurde nach Beendigung seiner Studien zum Dr. phil. promoviert. Er betrat darauf die journalistische Laufbahn und wurde 1839 Redacteur des »Freimüthigen«, den er zwei Jahre lang leitete. In die Zeit dieses Berliner Aufenthalts fallen eine Anzahl kleiner Hefte voll humoristischer Schilderungen Berliner Lebens (1838—41), ferner seine Lebens- und Sittenbilder »Berlin und die Berliner» (3 Hefte, 1840—41) und endlich seine Lustspiele »Tausch und Täuschungen« (1838), »Der Kolporteur« (1838) und »Das Kunstkabinett« (1840). Auch gab er unter dem Titel »Walhalla« altdeutsche Sagen und Volksbücher in neuer Bearbeitung heraus (1837). Im Jahre 1841 siedelte L. nach Hamburg über, wurde hier Redacteur der »Neuen Hamburger Zeitung«, erwarb aber noch in demselben Jahre das Hamburger Blatt »Der Freischütz«, das bis 1873 unter seiner Leitung erschien. Daneben redigierte er 1859—72 das illustrierte Wochenblatt »Omnibus«. Im Iahre 1872 übernahm er die litterarische Leitung des »Allgemeinen Vereins für deutsche Litteratur«, die er bis 1884 führte, siedelte 1875 nach Berlin über und trat noch in demselben Jahre in die Redaktion des belletristischen Teils des »Bazar« ein, der er bis 1886 angehörte. Seitdem lebte er als unabhängiger Schriftsteller in Berlin und starb daselbst am 2. Oktbr. 1896. Sein letztes Werk führte den Titel »Die Kunst zu unterhalten« (1892).

Persönliche Mitteilungen.

Franz Brümmer.

Hof, Nanny vom, wurde am 19. Februar 1824 zu Hombressen, einem tief im Reinhardswalde (Kurhessen) gelegenen einsamen Dorfe, geboren. Die ungünstige Lage des Orts und sonstige Verhältnisse machten es fast unmöglich, dem Kinde die nötigen Schulkenntnisse zu vermitteln, und ein zweijähriger Besuch der Schule zu Hofgeismar (1836—38) trug auch nicht dazu bei, dieselben wesentlich zu erweitern. Aber für den häuslichen Beruf, der einem jungen Mädchen auf einem grösseren Gute zufällt, genügten sie, und diesem Berufe widmete sich Nanny bis zum 25. Lebensjahre mit ganzer Hingebung. Dann wies ihr das Schicksal andere Pfade. Sie wurde Erzieherin und wirkte als solche lehrend und selbst lernend 16 Jahre lang in den verschiedensten Ländern. Im Jahre 1865 liess sie sich dauernd in Kassel nieder und widmete sich hier vorwiegend der Erziehung des Volkes und den Bestrebungen der inneren Mission. So übernahm sie die Leitung des »Erziehungs-Vereins«, der »Volkskindergärten« und anderer milden Anstalten, und als sie nach einer Reihe von Jahren diese Anstalten bis zur höchsten Leistungsfähigkeit

geführt hatte, fing ihre Gesundheit an zu wanken. Sie zog deshalb wieder nach ihrem Heimatorte Hombressen, und dort ist sie nach längerem Leiden am 26. März 1896 gestorben. Als Schriftstellerin begann Nanny vom Hof ihre Laufbahn mit novellistischen und historischen Beiträgen zu verschiedenen Zeitschriften. Als selbständiges Werk erschien zuerst eine Uebersetzung von Alfred de Vigny »Cinq-Mars. Une conjuration sous Louis XIII.« (1869, 15. Aufl. 1889). Nach langer Pause erschien dann der historische Roman »Krone und Kerker« (1887), welcher die Geschichte der Anna Boleyn mit der grössten historischen Treue behandelt, und endlich das Drama »König Herwigs Brautfahrt« (1889).

Persönliche Mitteilungen.

Franz Brümmer.

Honoré, Wilhelm, entstammte einer aus Frankreich wegen ihres Glaubens vertriebenen reformierten Familie und wurde am 24. Mai 1836 zu Friedericia in Jütland geboren. Er absolvierte das Gymnasium seiner Vaterstadt und vollendete seine Studien an der Universität Kopenhagen. An dem dänisch-deutschen Kriege 1864 nahm er als dänischer Offizier teil und wurde für sein Verhalten im Gefecht bei Düppel mit dem Ritterkreuz des Danebrogordens geziert. Im Jahre 1872 erwarb er die sächsische Staatsangehörigkeit, und lebte er seitdem als Kaufmann und Fabrikant in Leipzig. Hier starb er am 29. Februar 1896. Schon in Dänemark war H. als Schriftsteller für verschiedene Tagesblätter thätig gewesen und setzte er diese Thätigkeit auch in Deutschland fort. Einen Teil seiner Gedichte gab er gesammelt unter dem Titel »Rosenlieder« (1880) heraus; drei Jahre später folgte eine als mustergiltig anerkannte Uebersetzung aus dem Dänischen des Christian Winther, »Die Flucht des Hirsches» (1883).

Persönliche Mitteilungen.

Franz Brümmer.

Eye, Johann Ludolf August von, wurde am 24. Mai 1825 zu Fürstenau im Hannöverschen geboren. Körperlich schwächlich, aber mit hohen Talenten begabt, wuchs er in stiller Zurückgezogenheit heran, bis er 1839 auf das Ratsgymnasium in Osnabrück kam, das er nach sechs Jahren absolvierte. Durch Naturanlage den Beruf zum Künstler (Maler und Dichter) in sich verspürend, aber durch den Wunsch seiner Eltern zum Juristen bestimmt, suchte er in Göttingen, wo er seit 1845 studierte, dadurch zu vermitteln, dass er sich der Geschichte und Archäologie zuwandte. Nachdem er seit 1847 seine Studien in Berlin unter Böckh, Gerhard u. a. fortgesetzt und 1848 in Göttingen die Würde eines Dr. phil. erworben hatte, wirkte er an verschiedenen Orten als Hofmeister und privatisierte dann in Düsseldorf, wo er sich wieder ungehindert dem Kunstgenuss hingab. Hier traf ihn im Winter 1853 der Ruf als Vorstand der Kunst- und Altertumssammlungen des neu gegründeten Germanischen Museums zu Nürnberg, welchem er auch Folge leistete. Bis zum Jahre 1875 hat er unter schwierigen Verhältnissen dieses Amt verwaltet und während dieser Zeit eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten auf dem Gebiete der Kunstgeschichte und Philosophie verfasst, wie »Deutschland vor dreihundert Jahren in Leben und Kunst aus seinen eigenen Bildern dargestellt« (1857), »Kunst und Leben der Vorzeit« (III, 1854. 3. Aufl. 1868), »Galerie der Meisterwerke altdeutscher Holzschneidekunst« (1857—61), »Leben und

Wirken Albrecht Dürers« (1860. 2. Aufl. 1869), »Wesen und Wert des Daseins« (1870. 2. Aufl. 1886); auch das Drama »Torquato Tasso« (1859) und »Eine Menschenseele. Ein Spiegelbild a. d. 18. Jahrhundert« (1862), worin er, an den Dichter Chr. Günther anknüpfend, seine eigenen Schicksale, Empfindungen und Gedanken in schonender Form darstellt, stammen aus dieser Zeit. Im Jahre 1874 wurde E. eine Professur in Rio de Janeiro angetragen, und er begab sich, um die dortigen Verhältnisse aus persönlicher Anschauung kennen zu lernen, nach Brasilien, lehnte indessen das Anerbieten ab, nahm dagegen nach seiner Rückkehr 1875 das Amt eines Kustos und Bibliothekars an der neu begründeten Kunstgewerbeschule und am königl. Kunstgewerbemuseum in Dresden an. Ein heftiges, langwieriges Kopfleiden nötigte ihn aber schon nach einigen Jahren, diese Stelle niederzulegen. Dann beteiligte er sich an der Herausgabe der Zeitschrift »Deutsches Familienblatt«, weswegen er 1879 nach Berlin übersiedelte. Indessen wurden ihm hier die Verhältnisse bald verleidet, und so suchte er 1881 zum zweitenmale, jetzt aber mit seiner Familie, das Palmenland Brasilien auf, wo er zu Joinville Wohnung nahm und mit Unterbrechungen bis zum Jahre 1888 blieb. Nach seiner Rückkehr hielt er sich kurze Zeit in Charlottenburg auf, siedelte aber 1889 nach Nordhausen über, wo er auch Sprecher der freien Gemeinde wurde. Hier starb er am 10. Januar 1896. Von seinen späteren Schriften sind noch zu verzeichnen »Die Braut von Cypern« (Lustsp. 1876), »Beatrice Cenci« (Trauersp. 1881), »Johanna Grey« (Trauersp. 1881), »Königin Luise« (Drama) und »Dornröschen« (Drama) wovon die beiden letzten in Brasilien erschienen sind; ferner »Atlas der Kulturgeschichte« (1875), »Das Reich des Schönen« (1878), »Die Deutschen in Brasilien« (1885), »Die neue Weltanschauung» (1891) und eine Sammlung von Sonetten »Des Rätsels Lösung« (1891).

Hermann Hartmann: Schatzkästlein westfälischer Dichtkunst. Minden 1885. S. 401.

Franz Brümmer.

Sturm, Julius Karl Reinhold wurde am 21. Juli 1816 zu Köstritz im Fürstentum Reuss geboren. Sein Vater war als Kandidat der Theologie Erzieher des Fürsten Heinrich LXIV. Reuss gewesen und später, nach beendigtem Studium der Kameralwissenschaften, als Rat in die Dienste seines Fürsten getreten. Unter den Augen dieses gediegenen, kirchlich gesinnten Vaters und einer ebenso trefflichen Mutter, einer gebornen Schottin, verlebte der Sohn im elterlichen Hause eine selten glückliche Kindheit. Mit dreizehn Jahren kam er auf das Gymnasium zu Gera, dem er bis 1837 angehörte. Während dieser Zeit starb der Vater, indessen sorgte die Grossmut des Fürsten für die Mittel, um den fünf nachgelassenen Söhnen den Besuch der Universität zu ermöglichen. Julius studierte 1837—41 in Jena Theologie und nahm dann eine Hauslehrerstelle in Heilbronn (Württemberg) an, wo er bis 1843 blieb und die Bekanntschaft der schwäbischen Dichter Justinus Kerner, Julius Krais und Nicolaus Lenau machte. Nach seiner Heimkehr war er ein Jahr lang Erzieher im Hause eines Herrn von Metzsch zu Friesen im Königreich Sachsen und wurde darauf zum Erzieher des Erbprinzen Heinrich XIV. Reuss ernannt, den er 3 Jahre lang privatim unterrichtete und dann, zum Professor ernannt, nach Meiningen begleitete, wo der Prinz drei Jahre lang das Gymnasium besuchte. Hier in Meiningen begann St. auch, sein poetisches Talent zu erproben, und es entstanden hier jene weltlichen und teilweise auch geistlichen Lieder, die er später gesammelt als »Gedichte« (1850) herausgab.

Während des Sommers 1850 lebte St. in der fürstlichen Familie zu Thallwitz und Köstritz, bis er im Novbr. d. J. zum Pfarrer in dem entlegenen Walddorfe Göschitz bei Schleiz ernannt wurde. Am 21. Januar 1851 schloss er mit der ältesten Tochter seines Oheims, des Kirchenrats Dr. Schottin in Köstritz, einen glücklichen Ehebund, der leider schon im folgenden Jahre durch den Tod der Gattin wieder gelöst wurde. In dieser Zeit der Trauer zeigte sich dem Dichter die Poesie als eine Trösterin, und die meisten seiner ersten Sammlung frommer Lieder sind damals entstanden. Fand St. auch in der jüngeren Schwester seiner heimgegangenen Gattin 1853 eine neue Lebensgefährtin, so blieben ihm doch mancherlei andere Prüfungen nicht erspart; doch hielt ihn sein kindliches Gottvertrauen, dem er in zahllosen Liedern Ausdruck gab, immer darin aufrecht. Im Jahre 1857 übernahm er auf Wunsch seines Schwiegervaters dessen Pfarramt in Köstritz, und hier in seinem Geburtsorte hat er denn sein ferneres Leben verbracht. Sein Fürst beehrte ihn 1878 mit dem Titel eines Kirchenrats, und als St. am 1. Oktbr. 1885 in den Ruhestand trat, wurde er zum Geheimen Kirchenrat ernannt. Im Frühjahr 1896 musste sich St. zu einer Operation nach Leipzig begeben, und hier ist er am 2. Mai 1896 gestorben. Seine Ruhestätte hat er in Köstritz gefunden. Die Bedeutung St.'s als Lyriker ist längst anerkannt; wunderbar bleibt es, dass er auf diesem beschränkten Gebiete immer wieder neue Stoffe, neue Eindrücke gefunden hat, die er in ein poetisches Kleid hüllen konnte; denn er ist unstreitig der fruchtbarste lyrische Dichter des 19. Jahrhunderts. Vorwiegend geistliche und religiöse Dichtungen enthalten seine Sammlungen »Fromme Lieder« (1852), »Neue fromme Lieder« (1858), »Fromme Lieder«, 3. Teil (1892), »Für das Haus« (Liedergabe, 1861), »Hausandacht in frommen Liedern unserer Tage« (1865), »Israelitische Lieder« (2. Aufl. 1867), »Neue Harfenklänge für Israel« (1891), »Von der Pilgerfahrt« (1868), »Gott grüsse Dich!« (1876), »Aufwärts!« (1881), »Dem Herrn mein Lied!« (1884), »Palme und Krone« (1888); Dichtungen verschiedener Art bieten die »Zwei Rosen, oder: Das hohe Lied der Liebe« (1854), »Neue Gedichte« (1856), »Stilles Leben« (1865), »Lieder und Bilder« (II, 1870), »Kampf- und Siegesgedichte« (1870), »Immergrün« (1879), »Natur, Liebe, Vaterland« (1884), »Bunte Blätter« (1885), »Neue lyrische Gedichte« (1893) und die erst nach seinem Tode erschienenen letzten Lieder »In Freud und Leid« (1896). Sehr wertvoll sind auch der »Spiegel der Zeit in Fabeln« (1872) und »Neues Fabelbuch« (1881), während er der Jugend »Das Buch für meine Kinder. Märchen und Lieder« (1877), »Märchen« (illustr. Ausg. 1881) und die »Kinderlieder« (1893) widmete.

Persönliche Mitteilungen. — Otto Kraus: Geistliche Lieder im 19. Jahrhundert. Gütersloh 1879. S. 543. — Ed. Emil Koch: Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs. Stuttg. 1872. Bd. VII. S. 284.

Franz Brümmer.

Reizenstein, Franziska von (Franz von Nemmersdorf) wurde am 19. Septbr. 1834 (u. a. 1837) auf Schloss Härdenstein in Schwaben als die Tochter des Augsburger Oberappellationsgerichtsrats von Nyss geboren, erhielt eine äusserst sorgfältige Erziehung und durch diese Geschmack an ernsten Studien, welche sonst dem weiblichen Unterricht fern liegen, namentlich an Geschichte, Philosophie, klassischen Sprachen und Anthropologie im weitesten Sinne. Auch körperlich mit allen Reizen der Schönheit ausgestattet, verheiratete sie sich, kaum an den Grenzen der Kindheit angelangt, mit dem königl. bayrischen Rittmeister bei den Kürassieren, Freiherrn von Reizenstein,

den sie aber schon nach vierjähriger Ehe durch den Tod verlor. Seitdem lebte sie der Gesellschaft, der Litteratur (Gutzkow weihte sie in die ersten Kunstgriffe der Schriftstellerei ein) und ihren Reisen, die sie nach Italien, Frankreich und Russland führten, und auf denen sie als eine scharfe Beobachterin Welt und Menschen studierte. Mit besonderer Vorliebe weilte sie in der Lagunenstadt Venedig, die denn auch den Hintergrund vieler ihrer Romane bildet. Ihr erster entstand nach einem Winteraufenthalt in Rom und Neapel; er führte den Titel »Unter den Ruinen« (IV, 1861). Dann folgten »Moderne Gesellschaft« (IV, 1863), »La Stella« (1863), »Doge und Papst« (II, 1865), »Allein in der Welt« (III, 1868), »Unter den Waffen« (III, 1869), »Ritter unserer Zeit« (III, 1873), »Ein Gentleman« (IV, 1874), »Ein Ehestandsdrama in Venedig« (IV, 1876), »Die Masken des Glücks« (1876), »Gebt Raum!« (III, 1880), »Das Rätsel des Lebens« (II, 1894) und zwei Studien aus dem Leben »Der Kampf der Geschlechter« (1891) und »Aus gärender Zeit« (1895). Die Verfasserin hat in ihrem Denken und Fühlen einen männlich-energischen Zug; sie vertritt eine freie weltmännische Auffassung mit vornehmem, aristokratischem Anstrich und giebt in einem gesunden Realismus das Spiel der menschlichen Leidenschaften wieder. Als Kuriosum mag noch erwähnt werden, dass sich Freifrau von R., nachdem ihr eine Wiener Lotterie dass »grosse Loos« zugeworfen, 1882 in München, ihrem ständigen Domizil, ein Haus kaufte, das sie nach dem Vorbilde der englischen Gräfin Mary de la Torre zu einnm grossartigen Katzenasyl einrichtete, wofür ihr die dankbare Nachbarschaft den vulgären Beinamen »Katzenbaronin« votierte. Sie starb in München am 4. Juni 1896.

Persönliche Mitteilungen. — Berliner Tageblatt vom 8. Juni 1896. — Franz Bornmüller: Schriftsteller-Lexikon der Gegenwart. Leipz. 1882. S. 522.

Franz Brümmer.

Menger, Rudolf, geboren am 26. Mai 1824 zu Driesen in der Neumark, erhielt seine Gymnasialbildung in Züllichau und Neustettin und widmete sich dann in Jena und Berlin philosophischen und historischen Studien. In die journalistische Laufbahn eintretend, war er zunächst Redakteur der »Stettiner Zeitung«, siedelte zu Anfang der sechziger Jahre nach Berlin über und gehörte hier eine Zeit lang der Redaktion der »Preussischen Zeitung« und der »National-Zeitung« an. Dann wirkte er längere Zeit als Novellist und veröffentlichte die Erzählungen »Der tolle Christel« (1869), »Allerhand Geister« (1869), »Graf Hadubrand IC« (1869), »Ein Zeuge vom Jenseits« (1870). Nach Gründung des »Berliner Tageblatt« (1872) wurde er als verantworlicher Redakteur für dasselbe gewonnen, doch schied er nach wenigen Jahren aus der Redaktion und gründete mit einigen Kollegen im Herbst 1875 ein Konkurrenzunternehmen, das »Neue Berliner Tageblatt«, das zwar fanänglich prosperierte, aber sich dann bald als nicht lebensfähig erwies und schon im folgenden Jahre wieder einging. Seitdem war M. wieder ausschliesslich mit litterarischen und kleineren journalistischen Arbeiten beschäftigt, und besonders war es das dramatische Gebiet, das er mit einer gewissen Ausdauer, aber ohne Erfolg pflegte. Seine Lustspiele »Lina das Kind« und »Diplomatie der Liebe«, das Lessing-Festspiel, »Ein gefesselter Prometheus«, die Tragödie »Manassar, der Fürst von Toledo«, das nationale Schauspiel »Herzog Radbod« sind nur als Manuscript gedruckt worden und haben nur vereinzelt Aufführungen erlebt. Seine Tragödie »Kaiser Otto III.« wurde vom Verwaltungsrat der Augsburger Schillerstiftung einstimmig als preiswürdig anerkannt,

konnte aber den Preis, der statutenmässig nur jüngeren Dichtern erteilt wird, nicht erhalten, da der Dichter »den noch krönungsfähigen Jahrgang längst überschritten hatte«. Zu diesen Misserfolgen gesellte sich schliesslich auch ein körperliches Gebrechen: eine hochgradige Trübung der Augen, die schliesslich in einen an Blindheit grenzenden Zustand überging und den Dichter in ziemlich dürftige Verhältnisse hineinwarf, aus denen ihn der Tod am 23. Oktbr. 1896 herausriss. Als politischer Dichter gab M. schon 1850 eine Sammlung Gedichte »Eisentrutz« heraus, und seine letzte Publikation waren eine Sammlung Zeitgedichte, gewidmet »Dem Siegeskaiser« (1887).

Emil Kneschke: Deutsche Lyriker seit 1850. 5. Aufl. Leipzig 1883. S. 540.

Franz Brümmer.

Meerheimb, Richard von entstammte einem alten niederrheinischen Adelsgeschlechte, das sich urkundlich bis zum Jahre 1216 hinauf nachweisen lässt, und wurde am 14. Januar 1825 zu Grossenhain in Sachsen als der Sohn des Obersten der Kavallerie, Ludwig von M., geboren, der sich durch seinen Anteil bei der Erstürmung der grossen Redoute an der Moskwa (1812) rühmlichst bekannt gemacht hatte. Schon frühe wurde der Knabe zu ritterlichen Uebungen angehalten; seine Begeisterung für die Helden des Altertums, sowie der militärische Geist im Vaterhause liessen ihn den Militärstand als Lebensberuf begehrenswert erscheinen. Er erhielt seit 1832, in welchem Jahre der Vater nach Dresden versetzt ward, seinen Unterricht in dem dortigen R. Volgmann'schen Institut, wurde 1839 in das Kadettencorps in Dresden aufgenommen und trat 1842 als Portepeejunker im Leibregiment in die sächsische Armee ein. Seit 1844 Offizier, gab er sich neben seinem militärischen Beruf mit Ausdauer dem Studium der Philosophie, Kunst- und Litteraturgeschichte und fremden Sprachen hin. Zahlreiche Uebersetzungen aus den modernen Sprachen legten den Grund zu der Formgewandtheit, die seine Werke auszeichnen. Sein erstes Werk, ein episches Gedicht, »Gulat und Tschadra« (1848), unter dem Pseudonym Hugo vom Meer herausgegeben, schildert in vier Gesängen die Freiheitskämpfe der Tscherkessen gegen Russland. Im Jahre 1848 nahm er mit Auszeichnung teil an den Kämpfen gegen die Volksbewegung, wurde nach Niederwerfung des Maiaufstandes 1849 Oberlieutenant und durchzog bis zum November d. J. sein Vaterland zur Pacifizierung nach verschiedenen Richtungen. Die folgenden Jahre wurden teils durch Reisen in die Alpenländer, teils durch ein langes Kantonnement in den von Nachkommen der alten Wenden bewohnten Gegenden, teils durch Studien und litterarische Arbeiten ausgefüllt. Zu letzteren gehörten das Heldenlied »Die Sachsen an der Moskwa« (1853), die Balladen und Erzählungen »Soldatenwelt« (1857), die Dichtungen »Poetenwelt« (1859), das Buch für Edelfrau'n und edle Frauen »Frauenwelt« (1862), die »Erinnerungen eines Veteranen aus Russland 1812« (1860), die Schrift »Nieder mit Neu-Babylon« (1861), worin er die Zerfahrenheit des deutschen Reiches und die sittenverderbende Herrschaft des überrheinischen modernen Babel schildert, und das Heldenlied »Trutz Dänemark und Kopenhagen« (1863). Während des Sommers der Jahre 1862 und 1863 hatte der Dichter die Hohe Tatra besucht, sich infolge dessen mit der ungarischen Sprache vertraut gemacht und war somit befähigt, eine vollständige Umdichtung des ungarischen National-Epos »Paul Kinischi« (1865) zu liefern. Ebenso bot die politische Umgestaltung Italiens dem Dichter auf Grund eingehender Studien Veranlassung, sein Werk »Von

Palermo bis Gaëta. Der Kampf in Italien um Thron und Thrones Ehre« (1865) zu schreiben. Der Reinertrag bildete den Grundstock zur sächsischen Invalidenstiftung, der mancher brave Invalide Befreiung aus drückender Not verdankt. An dem deutschen Kriege 1866 nahm M. als Hauptmann (seit 1859) teil. In der Schlacht bei Gitschin am 29. Juni wurde er schwer verwundet. Seine Schicksale während dieses Feldzuges beschrieb er in seinen »Kriegs- und Leidensfahrten eines Schwerblessierten« (1866). Im Augarten-Hospital zu Wien und durch Bad Teplitz wieder hergestellt, konnte M., der inzwischen zum Major avanciert war, 1867 den Dienst wieder aufnehmen. Er kam als Bataillonskommandeur im 4. Infanterieregiment Nr. 103 nach Kamenz, unternahm von hier aus 1868 eine Reise nach Ungarn, Siebenbürgen, der Wallachei und Dalmatien und wurde noch in demselben Jahre nach Bautzen versetzt. Auf einer Reise durch Südfrankreich, Korsika und die Schweiz traf ihn die Nachricht von dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges. Als Oberstlieutenant nahm er im sächsischen Corps an den wichtigsten Kriegsereignissen teil, liess sich aber nach dem Frieden zur Disposition stellen und erhielt bei dieser Gelegenheit das Patent als Oberst. Er nahm nun seinen ständigen Wohnsitz in Dresden und widmete seine Musse grösseren Reisen (1873 nach Süddeutschland, 1874 nach Schweden und Norwegen, 1878 nach den Niederlanden, England und Frankreich, 1879—80 nach Italien, Griechenland, Nordafrika) und litterarischen Arbeiten. Zunächst vollendete er seine »Fürsten-Welt« (1873), eine Weltgeschichte in Lied, Wort und Spruch fürstlicher Persönlichkeiten, dann lieferte er eine freie Umdichtung von Leigh Hunt's The story of Rimini, »Die Liebesmär von Rimini« (1877), »Drei Prologe zum Wettiner Fest« (1889) und das Epos aus der Salonwelt »Eine Nacht auf dem Parkett« (1896). Das Wichtigste indessen, was M. nach dieser Seite hin leistete, waren seine monodramatischen Dichtungen, d. h. dramatische Handlungen, in denen nur eine Person spricht. Die Eigenart dieser Dichtungen, womit M. eine abgeschlossene neue Kunstform bot, ist zwar auf manchen Widerspruch gestossen, aber die massgebende Kritik hat die geniale Begabung des Autors anerkannt, der das Möglichste geleistet, um die Schwierigkeiten, die sich solcher Art von Stoffbehandlung ganz natürlich entgegenstellten, dichterisch zu beseitigen. Sie erschienen als »Monodramen neuer Form: Psycho-Monodramen« (1879, 5. Aufl. u. d. T. »Monodramen-Welt« 1886) und in Auswahl als »Psychodramen-Material für den rhetorisch-deklamatorischen Vortrag« (1888). Im Anschluss an diese poetische Thätigkeit rief M. am 1. August 1892 die Litterarische Gesellschaft Psychodrama in's Leben, die seitdem ein eigenes Organ in den »Neuen litterarischen Blättern« gründete. Ende 1895 erkrankte M. ernstlich und man brachte ihn in die deutsche Heilanstalt zu Loschwitz bei Dresden, wo er am 16. Januar 1896 starb.

Persönliche Mitteilungen. — Rudolf Eckart: Der deutsche Adel in der Litteratur. Berlin 1895. S. 47. — Adolf Hinrichsen: Das litterarische Deutschland. 2. Aufl. Berlin 1891. S. 876.

Franz Brümmer.

Jarke, Franziska, (E. Rudorff), wurde am 3. Dezbr. 1815 zu Königsberg in Preussen als die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns, namens Schlesius, geboren, und es standen ihr reichlich die Mittel zur Verfügung, ihrem Triebe zu lernen und sich auszubilden, folgen zu können. So war sie z. B. das erste junge Mädchen in ihrer Vaterstadt, welches die englische Sprache er-

lernte. Unterricht in Klavierspiel und in der Musik empfing sie später im Konservatorium zu Leipzig, und grössere Reisen durch Deutschland, Belgien und Holland vermittelten ihr eine reiche Welt- und Menschenkenntnis. Daneben erfuhren aber die Arbeiten, die zur Führung eines Haushalts erforderlich sind, die ernsteste Berücksichtigung. Am 9. August 1850 verheiratete sich Franziska mit dem Rittergutsbesitzer Otto Jarke, einem edlen vielseitig gebildeten Manne, der früher Jurist gewesen war und aus einer ersten Ehe zwei Söhne besass. Die Gatten lebten eine Reihe von Jahren auf dem Lande, ganz sich selber und der Erziehung ihrer Kinder, so dass sie von ihren Nachbarn im freundlichen Sinne »die Einsiedler« genannt wurden. Erst spät — F. J. war schon 48 Jahre alt — griff sie zur Feder, aber gleich ihre erste Erzählung »Durch Leid zum Licht« (1870) wurde von der Modezeitung »Viktoria« mit dem ersten Preise gekrönt. Spätere Novellen, zuerst in Zeitschriften veröffentlicht, wurden dann unter folgenden Titeln herausgegeben »Deutsches Leben« (1874); »Unterwegs!« (1886) und »Am Ziel« (1886), ebenso der Roman »Die Tochter des Nabob« (1875). Durch diese Arbeiten wollte die Schriftstellerin den Sensationsroman und den vielen sittlich bedenklichen Erzählungen entgegen treten; bei ihr beruht die Spannung auf den Konflikten der Seele und nicht auf rein äusserlichen Dingen. Diesem Bestreben, eine reine, veredelnde Lektüre zu bieten, entsprangen auch ihre Sammlungen »Stunden der Weihe« (Aussprüche Schleiermachers, 1870), »Stunden der Erhebung« (Aussprüche von R. J. Nitzsch, 1877) und »Ideale Lebensbilder in Dichtersprüchen« (1888). F. J. verlegte in späteren Jahren ihren Wohnsitz wieder nach Königsberg, und hier ist sie, nachdem sie schon 1878 ihren Gatten durch den Tod verloren hatte, am 3. August 1896 gestorben.

Persönliche Mitteilungen.

Franz Brümmer.

Schmieden, Else, (E. Juncker), war die Tochter des Rittergutsbesitzers Dr. Kobert und wurde am 6. November 1841 zu Berlin geboren. Sie verlebte den grössten Teil ihrer Kinderjahre auf dem in der Ukermark gelegenen Gute ihrer Eltern, und hier in der ländlichen Umgebung erwuchs mit ihr die Liebe und das feine Verständnis für die Natur, deren Stimmungen und Wandlungen sie später so treffend zu zeichnen verstand. Von entscheidendem Einfluss auf ihr geistiges Leben ward zunächst ihre Mutter. Voll glühender Phantasie, voll Hang zum Idealen, verstand sie besser als der energievolle, ganz auf realem Boden stehende Vater das eigenartige Wesen ihrer Tochter, deren Durst nach Wissen, deren Ringen nach Klarheit bei ihr stets Anerkennung und Aufmunterung fand. Im Jahre 1856 verkauften die Eltern ihr Gut und zogen nach Berlin, wo Else die Wangenheim'sche höhere Töchterschule besuchte, an der besonders zwei Lehrer wirkten, die von grösster Bedeutung für diese Phase der Entwickelung der Schülerin wurden, Dr. Otto Lange und der Prediger Sydow. Im Jahre 1860 vermählte sich Else mit dem Gerichtsassessor H. Schmieden. Die Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten, denen sie sich mit der ganzen Energie und Gewissenhaftigkeit ihres Wesens hingab, vermochte doch nicht, sie völlig zu befriedigen. Da war es die schwerkranke Mutter, welche das zuerst erkannte und sie auf den schriftstellerischen Beruf hinwies, über den sie selbst sich noch nicht klar geworden war. Sie versuchte sich nun in Aufsätzen verschiedenster Art, in Uebersetzungen u. s. w.

und schrieb 1867 in Sorau, wohin ihr Gatte inzwischen als Staatsanwalt versetzt worden war, ihre erste Novelle, «Die Frau des berühmten Mannes«, zu der sie den Vorwurf in ihrer Umgebung gefunden, und welche sie unter dem Familiennamen ihrer Mutter, E. Juncker, im »Daheim« veröffentlichte. Das Jahr 1867 führte sie nach Posen, wo ihr Gatte erst als Staatsanwalt, dann als Rat am Appellationsgericht amtlich thätig war. In der vornehmen, glänzenden Gesellschaft der Provinzial-Hauptstadt wurden der jungen Frau viel Huldigungen entgegengebracht; besonders verdankte sie der Freundschaft des Grafen Schweinitz, des Präsidenten des Appellationsgerichts, eines Mannes von eminenter geistiger Bedeutung die Anregung zu manchen wissenschaftlichen und philosophischen Studien. Im Jahre 1876 wurde ihr Gatte als Kammergerichtsrat nach Berlin versetzt, und hier in dem Brennpunkt aller geistigen und künstlerischen Interessen wurde Else Sch. der Mittelpunkt eines grossen Kreises, der in ihr nicht nur die geistreiche, sondern auch die herzenswarme, echt weibliche Frau verehrte. Hier fand sie endlich auch Musse, ihr schriftstellerisches Talent in ausgiebigster Weise bethätigen zu können. Es erschienen nämlich seitdem von ihr »Lebensrätsel«, Roman (II, 1878. 3. Aufl. 1896), »Im Zenith«, Novellen (1880), »Der Schleier der Maja«, Roman (IV, 1882), »Höhere Harmonie«, Erzählung (1884), »Werner Eltze«, Roman (III, 1887), »Der Verlobungstag und andere Novellen« (1888), »Im Schatten des Todes«, Roman (1890), »Im zweiten Rang und andere Erzählungen« (1891), »Götterlose Zeiten«, Roman (III, 1893), »Die Klosterschülerin und andere Erzählungen« (1894), »Frühlingsstürme«, Roman (II, 1894) und die Erzählung »Unter Kosaken« (1896). Am 10. August 1896 ist Else Sch. in Berlin gestorben.

Persönliche Mitteilungen.

Franz Brümmer.

Wickede, Julius von, wurde am 11. Juli 1819 zu Schwerin in Mecklenburg als der Sohn eines grossherzoglichen Oberforstmeisters geboren, erhielt seinen ersten Unterricht durch Hauslehrer und auf dem Schweriner Gymnasium, besuchte dann 1833—1835 die berühmte Blochmann'sche Erziehungsanstalt in Dresden und trat im Frühjahr 1836 als Regimentskadett in das österreichische Dragoner-Regiment Erzherzog Johann ein, mit dem er auf Märschen viel umher kam. Im Jahre 1839 schied er schon wieder aus dem Verbande des österreichischen Heeres und trat als Fähnrich in ein mecklenburgisches Dragoner-Regiment, wurde bald Offizier und diente als solcher bis 1842. Dann nahm er seinen Abschied, um sich den Studien zu widmen. In München und Heidelberg hörte er 1844—1846 Collegia über Geschichte und Staatswissenschaften und wurde nun Mitarbeiter an verschiedenen hervorragenden Blättern, z. B. der »Allgemeinen Zeitung« in Augsburg, dem »Morgenblatt« in Stuttgart, der »Deutschen Vierteljahrsschrift«, dem »Hamburger Korrespondent« u. a. Seit dem Sturmjahre 1848 finden wir W. stets an den Orten, wo die Geister und Menschen aufeinander platzen, und lesen seine Berichte darüber, die bei einer gewissen poetischen Färbung doch mit grosser Treue abgefasst sind. Zuerst war er als Berichterstatter über das deutsche Parlament in Frankfurt a. M. thätig, dann nahm er 1849—1850 als Brigadeadjutant in der schleswig-holsteinischen Armee an den Kämpfen gegen Dänemark teil und diente 1851 als Volontäroffizier bei den französischen Chasseurs d'Afrique in Algier. Von 1853—1855 weilte er als Berichterstatter für englische Blätter in der Krim und beim türkischen Heer an der Donau, unternahm 1855—1859 grosse Reisen zu militärischen Zwecken in Spanien, Portugal, Italien, Frankreich, durch den

Orient etc. und trat dann wieder in mecklenburgische Dienste, indem er als Rittmeister bei der Feldgendarmerie placiert ward. Die politischen Ereignisse in Italien liessen ihn aber nicht lange ruhen. Er eilte 1860 dorthin, schloss sich hier zuerst im Kirchenstaate dem General Lamoricière und 1861 in Sicilien und Calabrien den Truppen gegen Garibaldi an, eilte 1862 nach Serbien, Bosnien und der Herzegowina und stand bereits 1864 wieder als Berichterstatter für die »Kölnische Zeitung« bei den preussischen Truppen in Schleswig-Holstein. 1866 befand er sich im Hauptquartier des Generals Moltke in Böhmen und 1870—1871 wieder als Berichterstatter für die »Kölnische Zeitung« bei den deutschen Truppen in Frankreich. Als er die Ziele seines Lebens, die Einigung Deutschlands und die Verschmelzung der verschiedenen deutschen Kontingente zu einem einigen deutschen Heere unter Preussens Führung, wofür er als äusserst thätiges Mitglied des Nationalvereins Jahre lang gewirkt hatte, erreicht sah, zog er sich vom öffentlichen Schauplatz mehr und mehr zurück und widmete nun seine Musse ausschliesslich litterarischer Thätigkeit. Von Gotha, wo er seit 1867 seinen Wohnsitz gehabt, zog er 1874 nach seiner Vaterstadt Schwerin, wo er sich 1875 in zweiter Ehe vermählte, und hier ist er am 22. März 1896 gestorben. Man muss staunen über die Arbeitskraft dieses Schriftstellers, der bei seinem unsteten Wanderleben doch noch Zeit fand, eine so zahlreiche Reihe von Werken zu veröffentlichen, die nicht weniger als 66 Bände umfassen. Sie enthalten teils Bilder aus dem Kriegsleben, teils Kriegsgeschichte, teils Soldatengeschichten oder Berichte aus alten Tagebüchern. Von grösseren historischen Romanen seien aber erwähnt »Herzog Wallenstein in Mecklenburg« (IV, 1865), »Eine deutsche Bürgerfamilie« (III, 1867), »Joachim Slüter, oder: Die Einführung der Reformation in Mecklenburg« (IV, 1869), »Leben, Thaten und Abenteuer des Freiherrn Gustav von der Ostau« (IV, 1875), »Die Streber« (III, 1884).

Persönliche Mitteilungen.

Franz Brümmer.

Ulrici, Carl, (Günther Walling), wurde am 25. Juli 1839 (nach seiner eigenen Angabe) zu Berlin als der Sohn eines Fabrikbesitzers geboren. Nachdem er die Realschule daselbst absolviert hatte, verlebte er ein Jahr auf Reisen in Deutschland, Italien, Nord- und Südfrankreich und trat dann in die Fabrik seines Vaters ein, in der er viele Jahre thätig war. Doch behielt er immer noch Zeit genug übrig, sich mit litterarischen und Kunststudien zu befassen; eine Frucht der letzteren ist eine Sammlung kunstgewerblicher Gegenstände, die wegen ihrer Reichhaltigkeit zu den bedeutendsten Privatsammlungen dieser Art in Deutschland gehört. Im Jahre 1874 zog er sich vom Geschäftsleben zurück und lebte er fortan nur seinen Studien und poetischen Arbeiten. Während des Jahres 1879 weilte er neun Monate in Spanien, woselbst er sich vorwiegend in Sevilla aufhielt. Seine damals gemachten Studien über spanische Litteratur und spanische Volkspoesie hat er in den beiden Werken »Guitarrenklänge. Volks- und volkstümliche Lieder Spaniens. Uebersetzungen und eigene Gedichte« (1886) und »Vom Land des Weins und der Gesänge. Wanderungen an der Hand der Dichtkunst. Fremdes und Eigenes« (1886) dargeboten. Zwei Jahre vorher hatte er eine Sammlung eigener Gedichte unter dem Titel »Von Lenz zu Herbst« (1884) herausgegeben, die in kurzer Zeit eine bedeutend verbesserte und sehr vermehrte Ausgabe erlebte. Später erschien von ihm noch eine mehr kulturhistorische Arbeit »Aus den Tagen Karls V.« (1888). Ulrici, der sich bis 1884 abwechselnd in Berlin

und Dresden aufgehalten hatte, nahm in diesem Jahre seinen dauernden Wohnsitz in der sächsischen Residenz, und hier ist er am 13. Januar (nach dem »Bär« am 11.) 1896 gestorben. Nach seinem Tode erschienen noch seine »Deutsche Lieder« (1896).

Persönliche Mitteilungen. — Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins. 22. Jahrg. 1895—1896. S. 199.

Franz Brümmer.

Oppermann, Andreas, wurde am 17. Januar 1827 (n. a. 1828) zu Regensburg geboren, studierte in Erlangen, München und Leipzig die Rechte, unterbrach dann aber seine Studien, um 1852 als Begleiter seines Schwagers, des berühmten Bildhauers Ernst Rietschel, nach Italien zu wandern und hier eingehende Kunststudien zu machen. Heimgekehrt, wurde er 1858 Assessor, und 1863 liess er sich als Advokat in Zittau nieder, wo er am 15. Januar 1896 starb. Als Reiseschilderer tritt er uns in seinen Schriften »Aus dem Bregenzer Walde« (1859) und »Palermo« (1860) entgegen; als Kunstschriftsteller lernen wir ihn in dem mit Adolf Stern herausgegebenen Werke »Das Leben der Maler« (II, 1861—1863) kennen, und ausserdem veröffentlichte er eine erschöpfende Biographie über »Ernst Rietschel« (1863. 2. Aufl. 1873).

Franz Bornmüller: Biographisches Schriftsteller-Lexikon. Leipzig 1882. S. 538.

Franz Brümmer.

Roberts, Alexander Baron von. Am 8. September 1895 ist zu Schreiberhau im Riesengebirge der Verfasser der preisgekrönten novellistischen Skizze »Es« und des Soldatenromans, »Die schöne Helena« im Alter von fünfzig Jahren gestorben. Er hat uns eine lange Reihe von Novellen, Romanen und Dramen hinterlassen, aber mit Vorbedacht werden hier die Namen just jener beiden Werke am nächsten dem Namen ihres Autors verbunden, weil sie diejenigen sind, in welchen seine Eigenart am schärfsten ausgeprägt ist, und diejenigen, welche ahnen lassen, was R. hätte werden müssen, wenn er nicht, nach vermeintlich höheren Zielen strebend, den Kreis seiner Begabung überschritten und sich auf jene anspruchslosen, darum aber nicht minder reizvollen Gebiete beschränkt hätte, auf denen seine wirkliche Grösse lag. Hier hätte er ein Pieter de Hooch der deutschen Litteratur werden müssen, aber er wollte ein Rubens sein, während auf dem Felde der Grossmalerei seine Kraft doch kaum zu einer schwachen Nachahmung eines Jakob Jordaens ausreichte. — Baron v. R. entstammte einer in Pommern ansässigen, einst aus England eingewanderten Familie und ist am 23. August 1845 in Luxemburg geboren, wo sein Vater in der damals noch deutschen Bundesfestung als Auditeur in Garnison stand. Hier besuchte er das in französischem Geiste geleitete Athenäum, trat kurz vor dem Feldzuge in Böhmen in die preussische Armee ein, hat dann als Ingenieurofficier zumeist in rheinischen Städten garnisoniert und den deutsch-französischen Krieg mitgekämpft. 1873 gab er die Officierslaufbahn zunächst auf, um sich dem Schriftstellerberufe zu widmen. — Forscht man in R. Leben und Werken nach den Spuren der Einflüsse von Geburt und Umgebung, so wird man englische Grundbilder in der ihm eigenen vornehmen Zurückhaltung und in seiner Rücksicht und Milde im Urtheil wiederfinden, die Wirkungen luxemburgischer Erziehung in seinem künstlerischen Geschmack und Takt und seiner Vorliebe für französische Litteratur, und schliesslich wird man das fröhliche Rheinland in seiner heiteren Gemüthsstimmung und seiner Hinneigung zu feinem Humor erkennen, ja vielleicht wird

man in manchen seiner besten Dichtungen auch einen Hauch jener blumenhaft zarten Poesie eines Meisters Wilhelm und Stephan Lochners verspüren, an deren lieblichen Marienbildern er sich in Köln so oft erfreut hat. Des Pommern sturen Sinn, der, wie er selbst schreibt, »mit dem Kopf durch die Wand zu brechen bereit ist«, wird man freilich vergeblich suchen. — Nachdem er die Armee verlassen hatte, warf er sich bald kopfüber in die Presse und begann in Paris »auf dem furchtbaren Amboss des täglichen Artikels« seinen Stil zu schmieden. Was seinem empfänglichen Geiste schildernswerth erschien, das wanderte zu flüchtigem Eintagsdasein in die Spalten der Kölnischen Zeitung und anderer Tagesblätter. In diesem ersten Abschnitte seines Lebens, jedoch noch ehe er sich in das kräftigende, aber erregende Stahlbad der Tageschriftstellerei gestürzt hatte, veröffentlichte er die feinsinnigen, poetischen »Genrebilder«, zarte, an Andersen erinnernde Erzählungsknospen, die sich später zu herrlichen Blüthen — »Es und Andres«, »Unmusikalisch« — entfalten sollten. Müde des Reisens uud des irrlichtelierenden Schaffens, trat er 1875 wieder in die Armee ein, anfangs im praktischen Dienst, später als Lehrer der Befestigungskunst an der Kriegschule in Erfurt thätig, seine Mussestunden jedoch noch immer dem geliebten Fabulieren und Dichten widmend. Im Jahre 1882 errang er mit seiner Skizze »Es« in der von der Wiener Allgemeinen Zeitung ausgeschriebenen Konkurrenz den ersten Preis. Er trat nun, 1883, dauernd aus dem Heere aus, wanderte wieder allerorten in Europa herum, blieb eine Zeit lang in Dresden, ging dann nach Berlin, später nach Wiesbaden, wo er sich das von ihm lang ersehnte eigene Heim gründete und siedelte 1887 mit seiner Gattin wieder nach Berlin über. Diesem zweiten Abschnitte seines Lebens verdanken wir fast alle seine grösseren Werke. — Welche Stellung wird R. Name dereinst in der Litteraturgeschichte einnehmen? Hat er die vorangegangene Litteratur um wirklich Neues und Bedeutendes bereichert? Hat er das Leben des Tages in wahrem oder in verzerrtem Spiegelbilde wiedergegeben? Hat er neue Schönheitsschauer einer starker Reize bedürftigen Zeit gebracht? Die Antwort auf diese Fragen wird der kommende Litterarhistoriker geben, hier sei nur auf ein Feld seines Schaffens hingewiesen, auf dem er, wie sich schon jetzt übersehen lässt, eigenartig und von Keinem erreicht dasteht: auf seine meisterhafte Schilderung des Kasernen- und Kantinenlebens, auf seine intime Zeichnung des gemeinen Soldaten mit seinen Leiden und Freuden, seinem Hassen und Lieben. Auf anderen Gebieten konnten Andere besseres geben, auf jenem war R. nicht nur ein Berufener, sondern auch ein Auserwählter. Der Soldatenroman »Die schöne Helena« ist, auch abgesehen von dem ganz originellem Stoffe, wohl das Beste, was er überhaupt geschaffen hat, sowohl inbezug auf künstlerische Gestaltung, als folgerichtige Entwickelung der Handelnden und Stärke der dramatischen Kraft. Wie schade, dass er dieses so wenig bekannte Gebiet nicht ernstlich weitergepflegt hat, wie schade, dass er nicht in der feinen Silberstiftmanier seiner ersten Zeit — »Es«, »Die Pensionärin« — auch ferner ausschliesslich Erzählungen aus dem niederen Soldatenstande gegeben hat, noch sorgfältiger vertieft als in der Helena, mit Ausscheidung der in dieser noch enthaltenen hässlichen Uebertreibungen und karikaturenhaften Verzeichnungen. Aber er wähnte nun einmal seine Grösse auf anderen Gebieten, und im letzten Jahrzehnt seines Lebens war es vor allem die Bühne, die ihn verlockte. Das war sein Verhängniss, denn das dramatische Gestalten deckte sich nicht mit der mehr lyrischen Art seiner Begabung, wenn er auch Viele

aus der Schar seiner Mitbewerber mit »Satisfaktion« und »Treue« um Hauptes-länge überragt hat. Aber unter Zwergen ist es schliesslich kein Verdienst ein Riese zu sein, und um so schmerzlicher für uns ist dieser Ikarusflug R., als wir wissen, dass er auf ihm angemessenen Boden, wenn auch nicht zu einem Riesen, so doch zu einem Grossen unter Grossen hätte heranwachsen müssen. — Den Stil seiner Dichtungen hat sich R. in ernster Arbeit selbst-geschaffen, einen persönlichen, freilich auch etwas krankhaften Stil, dem man das Mühsame und Gesuchte oft anmerkt. Die Omnibussprache der grossen Menge spricht er jedenfalls nicht, und in vielen köstlichen Details wird man das sorgfältige Studium des lebenden Modells und — das Vorbild des grossen Meisters der naturalistischen Schule in Frankreich erkennen. — Die Grundlage der Würdigung eines Dichters bilden seine Werke, aber nicht diese allein. Auch in seiner persönlichen Erscheinung und in seinem Wesen prägt sich, mehr oder minder klar, sein tiefstes Innere aus. R. war eine auf den ersten Blick sympathische Persönlichkeit. Seine Gestalt war schlank, von mittlerer Grösse und zartem, biegsamem Gliederbau. Wohl hatte frühzeitig körperliches Leid in dem blassen Gesicht mit feinem Griffel seine Spuren eingegraben, aber den lebhaften Glanz des blauen Auges, mit dem er scharf und doch unendlich mild die Welt um sich her betrachtete, hatte es nicht zu brechen vermocht. Noch ausdrucksvoller fast als das Auge, noch charakteristischer, noch mehr sein tiefinnerliches Wesen verrathend, war die schmale, edelge-formte, geistreiche Hand mit ihren sprechenden, beweglichen, von Gelenk zu Gelenk dünner werdenden Fingern, — die Hand eines Aristokraten, eines Gelehrten, eines Dichters. — Der Salon der sogenannten Gesellschaft war nicht der Boden, auf dem er sich wohlfühlte. In grossem Gewühl war er still, schüchtern, fast unbeholfen; er ging unter Menschen, nicht um sich zu unterhalten, sondern um sie zu studieren. Aber zu Zweien, dem Freunde gegenüber, da war er der fröhlichste, witzigste und gedankenreichste Plauderer, den man sich denken kann. Wen er liebte, dem enthüllte er seine ganze, zarte Seele, und es lohnte sich wohl, ihren Regungen zu lauschen. In solchen Stunden, in seinem mit Büchern rings umstellten Arbeitszimmer in der Neuwerkstrasse zu Erfurt, da habe ich ihn ganz verstehen gelernt, — da habe ich es oft auch schmerzlich empfunden, wie seine Erzählungsgabe, so anmuthig und freundlich sie war, doch hinter seinem tiefem Empfinden zu-rückblieb. Reichte doch selbst die Schilderung nebensächlicher Dinge in seinen Dichtungen nicht an die Schärfe seiner Beobachtung heran. Wenn er auf unseren einsamen Spaziergängen im Steigerwalde plötzlich stehen blieb und mit wenigen Worten das Huschen eines Sonnenstrahls durch eine Buchen-gruppe malte, oder das Glänzen einer fetten Ackerkrumm, oder das Aufglühen eines fernen Fensters im scheidenden Abendlicht, oder wenn er den Ruf der vorüberschiessenden Schwalbe in ein eigenes neues Wort zu prägen versuchte, da musste ich mit Bedauern daran denken, wie viel von dem meisterlich Be-obachteten auf dem Wege durch die Feder auf das Papier verloren gehen werde. Aber schliesslich, mindert es die Grösse der Dichterseele, wenn die Hand, die der Empfindung oder dem Gedanken nacharbeitet, dem höchsten Wollen nicht immer willig folgt? Göttlich ist es, einer Dichterpersönlichkeit zu begegnen, in der höchstes Wollen und höchstes Können im Einklang steht, aber eine herrliche Bereicherung erfährt auch das Leben desjenigen, dem ein gütiges Geschick einen solchen Dichter nahe geführt hat, wie es Alexander von R. war, — und ein Dichter war er trotz seiner Schwächen und Irrthümer.

Werke (nach Brümmer's Lexikon u. a.): Genrebilder. 1870. (Pseudonym Robert Alexander). Helgoländer Novellen. 1873. (Pseudonym Rob. Alexander). Türkische Interna. (Pseudonym Nuredin Aga). Es und Andres. 1883. Lou (R.). 1884. Die Pensionärin (E.). 1884. Cohinor. Mal' occhio. Die Trovatella. Die Holzhauer (4 N.). 1885. Unmusikalisch u. and. 1886. Um den Namen (R.). 1888. Revanche (R.). 1889. Satisfaktion. Das zersprungene Glück. La Speranza (3 N.). 1889. Die schöne Helena (R.). 1889. Preisgekrönt (R.). 1889. Aus Mitleid. Die gekaufte Stimme. Des Kaisers Fünf u. s. w. (Nn.). 1892. Satisfaktion (Schsp.). 1892. Chik (Drama). 1893. Majestät (R.). 1893. Schlachtenbummler (Kriegserinnerungen). 1895. Treue (Schsp. aus der Kriegszeit). 1885. Nachgelassene Novellen. 1897.

Alfred Lehmann.

Lamey, August. Soweit in badischen Landen der Name L. auftritt, führt er uns zurück auf den Sekretär der Mannheimer Akademie, den kurpfälzischen Hofrat Andreas L. (1726—1802), einen Elsässer von Geburt, dessen Vater zu Münster im Gregorienthal als ehrsamer Küfermeister und Landwirt noch ländlich und bürgerlich Gewerbe paarte. Des Andreas ältester Sohn Ernst ward Jurist, gab erst das in französischer Sprache erschienene »Journal de Manheim« heraus, siedelte aber nach dem Anfall der rechtsrheinischen Pfalz an Baden nach Karlsruhe über, wo ihm die Redaktion der badischen Staatszeitung übertragen und der Titel eines Rates verliehen ward. Nach seinem vorzeitigen Tod gelang es unter schwierigen Verhältnissen der Witwe, einer Frau von ebenso grosser Umsicht und Thatkraft als reiner Güte des Herzens, ihren 3 Söhnen diejenige Ausbildung zuteil werden zu lassen, die ihren vielverheissenden Anlagen entsprach. Zwar raffte die beiden älteren Söhne der Tod dahin, ehe sie die Höhe des Lebens erreichten, aber der jüngste, August, sollte die Hoffnungen der Mutter erfüllen. — Franz August Friedrich L. geboren am 27. Juli 1816 zu Karlsruhe war, beim Tod des Vaters erst 6 Jahre alt. Nachdem er auf dem Lyzeum seiner Geburtsstadt die Reife erlangt hatte, studierte er in Bonn, München und Heidelberg die Rechte und trat 1844 in den Staatsdienst. Nach seiner ersten Verwendung als Assessor beim Stadtamt Karlsruhe ward er zum Mitglied des Hofgerichtes in Mannheim ernannt. Schon in diese Zeit fällt auch der Beginn seiner politischen Thätigkeit. Am 1. Mai 1848 legte der von der Stadt Karlsruhe gewählte neu eintretende Abgeordnete L. in der zweiten badischen Kammer den Eid auf die Verfassung ab. Ein Gesinnungsverwandter der Mathy, Bassermann, Soiron etc. nahm er an den Verhandlungen dieses Hauses bis zum Jahre 1852 teil, ohne dass seine Person jedoch in dieser Zeit der Extreme besonders hervorgetreten wäre. Als nach dem Scheitern der nationalen Einheitshoffnungen mit den fünfziger Jahren von oben der Rückschlag gegen die freiheitlichen Bestrebungen erfolgte und das politische Leben in den ernüchterten Massen zu stocken begann, zog sich, wie viele Andere, L. aus der Oeffentlichkeit zurück. — Seit 1849 war er auch aus dem Staatsdienste ausgeschieden und wohnte als Obergerichtsanwalt zu Freiburg i. Br. Diese unabhängige Stellung sowie die 1856 ihm übertragene juristische Professur in der stillen freundlichen Dreisamstadt mit ihrer reizvollen Umgebung entsprachen den persönlichen Wünschen und Neigungen L.'s ganz besonders, wie aus zahlreichen späteren Aeusserungen hervorgeht. Da erging (1859) wiederum der Ruf der Wähler — diesmal des neunten Wahlbezirks (Amt Lörrach) — an ihn. Nicht ohne Bedenken liess sich L. zum abermaligen Eintritt in die zweite Kammer bestimmen. Er sah voraus, dass, wenn er jetzt wieder hinaustrete in den Kampf der Meinungen, sein Platz in den

vordersten Reihen als eines Rufers im Streit sein werde. Der Zeitpunkt, in welchem L. aus seiner stillen Gelehrtenstube hervortrat, war bedeutungsvoll. Ein wichtiger Umschwung der öffentlichen Stimmung vollzog sich eben. In 10 Jahren der Reaktion hatte man sich wieder gewöhnt Ruhe als des Bürgers erste Pflicht zu betrachten. Da erschütterten die Schlachtendonner von Magenta und Solferino die schwüle Luft, grelle Streiflichter fielen auf den Jammer der Deutschen Bundesverfassung, in leidenschaftlicher Parteinahme erinnerte man sich aufs neue des grossen Vaterlandes. Andererseits erregte Preussens feste zielbewusste Haltung unter der Regentschaft des Prinzen Wilhelm in vielen Herzen neue Hoffnungen, und im »Nationalverein« lebten die vormärzlichen Ideale wieder auf. Auch Badens innere Entwicklung stand vor einer Krisis. Die gegen die Revolution zu Hilfe gerufene Macht der Kirche fing an, der Regierung selbst mehr und mehr fürchterlich zu werden. Man wollte die gegenseitigen Beziehungen nun festgelegt wissen. Nach jahrelangen Verhandlungen mit Rom (die Freiburger Curie hatte sich jeder Verständigung unzugänglich gezeigt) kam am 28. Juli 1859 ein Vertragswerk zu Stande, das der katholischen Kirche in Baden nicht die Freiheit, sondern die Herrschaft sichern sollte. Stürmisch war die Auflehnung gegen das »Konkordat« im ganzen Lande, und als im Frühling des Jahres 1860 die zweite Kammer zusammentrat, zog sie den ohne ihre Mitwirkung abgeschlossenen Vertrag mit Rom vor ihr Forum und verwarf denselben. In dem ganzen Streit, sowie besonders in den denkwürdigen Verhandlungen vom 29. und 30. März fiel L. (neben Stabel und Achenbach) die führende Stellung zu. Deutlich bezeichnete er bereits hier die Richtung der Kirchenpolitik, die er selbst später einschlug und festhielt. Kirche und Staat, war seine Meinung, sollten so sehr als möglich in ihre Sonderstellung gebracht werden, wo sie in keinen Konflikt geraten könnten. Als aber Grossherzog Friedrich sich der Auffassung der Vertreter seines Volkes anschloss, das Ministerium Stengel-Meysenbug am 2. April auflöste und die Wortführer im Konkordatstreite Stabel und L. in den Rat der Krone berief, da ward es deutlich, dass für das Land eine neue Aera anbrach, wie sie die allerhöchste Proklamation vom 7. April verhiess. Eine umfassende Neugestaltung auf allen Gebieten des staatlichen Lebens begann. Die Gesichtspunkte, nach welchen sich diese Neugestaltung vollzog, sind grossenteils aus L.'s Geiste geboren. In gemeinsamer Arbeit mit Stabel ward das Verhältnis der Kirche zum Staat neu geordnet, insbesondere die Rechte des Staates in Bezug auf das öffentliche Unterrichtswesen, die Zulassung zu Kirchenämtern, die Verwaltung des kirchlichen Vermögens festgestellt. Ein neues Gewerbegesetz gab dem Fleiss und der Intelligenz auf diesem Gebiete freiere Bahn. Die Verwaltung ward von der Rechtssprechung getrennt, in dieser die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens durchgeführt. L.'s eigenstes Werk aber war die Mündigerklärung der Gemeinden nach den Grundsätzen der Selbstverwaltung in der von ihm begründeten Bezirks- und Kreisverfassung im Geiste Stein's und Hardenberg's. — Hatten sich auf den übrigen Gebieten diese Reformen fast ohne Widerspruch unter allgemeiner freudiger Zustimmung vollzogen, so stiess die Neuregelung der staatlich-kirchlichen Verhältnisse naturgemäss auf die erbitterte Gegnerschaft der Klerikalen. Aus diesen Bestrebungen ging auch der Versuch des Freiherrn von Andlaw hervor, durch eine Motion in der ersten Kammer am 10. März 1866 das Ministerium zu stürzen. Diese Motion war im Grunde nichts anderes als ein persönlicher Angriff auf L., gestaltete

sich aber zu einer glänzenden Genugthuung für den Angegriffenen. Aber schon der Sommer desselben Jahres gab der Geschichte Deutschlands eine ungeahnte Wendung. Dieselben Glocken läuteten dem Deutschen Bunde zu Grabe, dröhnten die preussischen Siege und verkündeten hell den kommenden Auferstehungstag des neuen Reiches. Wohl war es für Baden leichter und natürlicher als für andere deutsche Staaten, den von jetzt an vorgezeichneten Weg zu betreten, denn für den Fürsten und das Volk dieses Landes war derselbe vielfach nicht neu. Allein der Umschwung der Dinge war doch zu gross und zu plötzlich, als dass er sich nicht sofort bemerkbar gemacht hätte. Zunächst war es selbstverständlich, dass die leitenden Staatsmänner, welche die Kriegserklärung an Preussen unterzeichnet hatten, aus dem Amte schieden. Für L. war dies um so selbstverständlicher, als er beim Schluss der II. Kammer am 21. Juni sich den im Hause laut gewordenen Vorwürfen gegen Preussen angeschlossen hatte. L. zog sich in das Privatleben zurück und schlug seinen Wohnsitz in Mannheim auf, um denselben bis zu seinem Tode nicht mehr zu wechseln. Aber auch jetzt stellte er unverdrossen seine Kräfte in den Dienst der Allgemeinheit. Seit 1870 zu den Führern der nationalliberalen Partei Badens gehörend, vertrat er diese politische Richtung auch im ersten Beichstag 1871—74. Als die Stadt Karlsruhe 1875 ihn abermals zu ihrem Vertreter wählte, trat L. wieder in die II. bad. Kammer ein, deren Sitzungen er als Präsident von 1876 bis 93 geleitet hat. Auch in der Generalsynode der evangelischen Landeskirche Badens führte er seit Bluntschli's Tod (21. Okt. 1891) den Vorsitz. Ebenso blieb L. im Kreisausschuss Mannheim, man kann wohl sagen, bis zu seinem Tode eifrig bestrebt, die von ihm geschaffenen Gesetze zu sichern und weiter zu bilden. Seit dem Jahre 1893 ward seine Gesundheit mehr und mehr erschüttert, bis er den wiederholten Angriffen in der Nacht vom 13./14. Januar 1896 erlag. Auf dem Friedhofe zu Heidelberg entwarf Professor Bassermann, ehe der Sarg den Flammen des Krematoriums übergeben wurde, ein meisterhaft gezeichnetes Charakterbild des Heimgegangenen, von dem er mit Recht sagen konnte: »Nichts an ihm war Schein, alles war echt.«

Prof. D. Lamey.

Huber, Rudolf C. Dieser hochbegabte Maler wurde am 15. August 1839 in Schleinz bei Wiener-Neustadt geboren. H. machte seine erste Ausbildung auf der Wiener Academie der bildenden Künste durch, ging dann auf kurze Zeit nach Düsseldorf, ohne sich irgendwo an den akademischen Lehrzwang streng zu halten, weil seine nach Unabhängigkeit strebende Natur schon von Jugend auf nur ihre eigenen Wege gehen wollte. Mit 18 Jahren malte er auf eigene Hand das »Portrait« eines sitzenden Jagdhundes (1857). Der Ausbruch des österreichischen Feldzugs in Italien (1859) veranlasst ihn, noch nicht zwanzigjährig, den Pinsel mit dem Schwert zu vertauschen. In allen körperlichen Uebungen gewandt und abgehärtet, galt er besonders als kühner und geschickter Reitersmann und »Pferdebändiger«; hierin hatte er während des kurzen Krieges so oft Gelegenheit, sich auszuzeichnen, dass er zum Regimentsinhaber-Adjutanten des Grafen Wengerski (v. 48. Infanterieregiment) avancirte. Nach dem schnellen Abschluss des Friedens begann er wieder als Thiermaler sich zunächst seinem Lieblingsthier, dem Pferde, zu widmen und gewann bald einen Ruf als Sportmaler in den Kreisen des Turf und der hohen Aristocratie. Mit seinem ersten grösseren Bilde »Parforcereiter« öffnete sich dem jungen

Künstler sofort der Markt, denn der Kunsthändler Sedlmeyer in Paris kaufte es. Damit war sein Glück begründet. Es folgten bald in rascher Production eine Anzahl kleiner Reiter-, Jagd- und Parforcejagd-Darstellungen und Thierstücke, unter denen einige sehr fein gestimmte nach Polen verkauft wurden. H.'s Geheimniss war nicht nur die genaue Kenntniss und Wiedergabe der Erscheinung der Thiere, der Anatomie des Pferdes u. s. w., sondern er vertiefte sich in das eigenthümliche Instinctleben der verschiedenen Thiere. Er hielt sich eine Menge Hunde aller Rassen, Schafe, Esel, Eichkatzen, Igel, Schildkröten, Eidechsen, Vögel in grosser Zahl, die er alle zu zähmen verstand. Sein Lieblingspferdchen »Perla«, ein Araber-Schimmel, folgte ihm auf seinen Spaziergängen wie ein Hund, bewegte sich in seinem Atelier zwischen den Bildern und duldete keinen Reiter ausser ihm. Dieser intime Verkehr mit der Thierwelt gab seinen Darstellungen den Reiz der Unmittelbarkeit und des individuell Erfassten. Seine Eigenschaften als »Thierbändiger« und Sportsmann prädestinirten ihn zum Sportmaler und machten ihn in den Kreisen des Hochadels und bei Hof gesucht und beliebt. H. ritt, jagte und pürschte mit, und was er sah, wurde zu Bildern, die er zumeist frei aus dem Gedächtniss reproducirte und die ihm vielfach schon »feucht von der Staffelei« weggekauft wurden, so dass er manchmal der Nachfrage kaum zu genügen vermochte. Anfänglich schien der Thiermaler Smitson ihm vorbildlich zu sein, später schloss er sich mehr (besonders in seinen Kuh- und Schafbildern), der Malweise Troyon's an, dessen Kraft, Tiefe und Sattheit des Tones er anstrebte, ohne indessen in unselbständige Nachahmung der beiden Meister zu verfallen. Indem seine Entwicklung weiter schritt, brach in einigen grösseren Gemälden, vorzugsweise in verschiedenen Reiterscenen, ein gesunder feiner Humor durch, der den späteren Carricaturisten erkennen liess. Bis zur Mitte der 70ger Jahre verkaufte er seine Bilder zu sehr hohen Preisen und man bezahlte ihm zuweilen die leere Leinwand, um sicher zu sein, etwas von ihm Gemaltes zu erhalten. Dieser frühe und glänzende Erfolg setzte H. in die Lage, auf grossem Fuss zu leben, was seiner Natur angeboren war, und das Geld floss ihm durch die Finger. Als der Rückschlag nach der »Gründerzeit« in den 70ger Jahren eintrat und die Einnahmequellen sich plötzlich verstopften, tröstete sich der Künstler selbst damit: »dass es schliesslich einerlei sei, denn wenn er soviele Millionen Gulden einnähme, wie Kreuzer, so hätte er sie doch in einer bestimmten Zeit alle verausgabt«! Eines der bedeutendsten Thierstücke »Kühe unter der Brücke« stammt aus dem Jahre 1874 und erregte in der damaligen Ausstellung im Wiener Künstlerhause Aufsehen. Mit einem andern »Kühe im Wasser« gewann der Künstler später (1887) die Karl Ludwigs-Medaille. Mehrere der wertvollsten Thierstücke befinden sich im Besitz der Wiener Grossindustriellen und Kunstfreundes Jean Roth, (Bruder des Architekten Roth) unter andern ein rothbrauner Ochse mit Kleinvieh im Tümpel aus dem Jahre 1884, ferner zwei Motive aus dem Waagthal (Schafhirtinnen unter Bäumen) und »Im Walde« (ein Edelhirsch ins Mondlicht aus dem Dickicht heraustretend). Eine neue Phase in H.'s Schaffen brachten ihm die blendenden, farbenschimmernden Eindrücke des Orients, wohin er in den 70ger Jahren mehrere Studienreisen unternahm. Zur Eröffnung des Suez-Canals ging er nach Egypten, wo er unter andern mit den Malern Leopold Carl Müller, Makart, Lenbach, Gnauth, den Architekten Kayser und dem Dichter Georg Ebers in Cairo zusammentraf. Letzterer hat in einer kleinen (bei Gelegenheit der Nachlass-

ausstellung H.'s) veröffentlichten Broschüre, mit beredten Worten das Leben der berühmten Künstlerschar, die vom Khedive »wie die Fürsten bewirtet« und ausgezeichnet wurden, geschildert. H. verkaufte im Orient seine Bilder direct zu den höchsten Preisen, so dass er, trotz schneller Productivität, nur verhältnissmässig wenige Studien (darunter einige ihm besonders interessante Köpfe arabischen Typus, Beduinen und Kameele) heimbrachte. Aber sein vortreffliches Erinnerungsvermögen ersetzte ihm vieles, was er an Studien entbehrte. So fest hatten sich ihm dort alle Lufteffecte, Farbenharmonien und die Charakteristik der Formen eingeprägt, dass er noch nach 16jähriger Abwesenheit von Egypten seine besten Orientbilder malen konnte. Er hatte das Wesen des Orients mit ebensoviel realistischer Treue, wie Humor und Feinheit in sich aufgenommen und gab es zu beliebiger Zeit wieder, wenn ihn der Gestaltungstrieb dazu drängte. Mit Leopold Carl Müller und anderen Künstlern wurde H. auch (auf Müllers Vorschlag) nach seiner Rückkehr zu den Illustrationen zu Georg Ebers Prachtwerk »Egypten» mit herangezogen; einige sehr wirkungsvolle Voll-Blätter und kleinere Zeichnungen stammen darin von seiner Hand. — Seine berühmtesten Orientbilder sind »Tod in der Wüste« (ein Araber ist in der Wüste vom Pferde in den Staub gesunken; neben dem, im weiten Burnus eingehüllten, Todten steht sein Ross, den Hals weit vorgestreckt, den heransausenden Wirbelsturm ängstlich mit schnaubenden Nüstern entgegenspähend. Das ganze von dem schwefelgelben unheimlich hellen Licht des Samum beleuchtet.) »Die Katzengräber bei Luxor«, »Durstleidende Karawane«, »Mahlzeit in der Wüste« (Im Wüstensand liegt ein verendetes Kameel, umgeben von Hyänen und Aasgeiern) »Nächtliche Ausfahrt einer Haremsdame». Ein sehr characteristisches kleines Bild ist der »Fellah mit Büffel« (im Besitz der Herrn Ramberg-Mayer in Wien) mit einfachsten Mitteln scheint der ganze Hauch des Orients in Luft und Licht dem Beschauer entgegen. Zur Jubelfeier der Befreiung Wiens von der Belagerung durch die Türken malte H. zwei lebensgrosse Reiterbildnisse, Rüdiger von Starhemberg und Karl von Lothringen, ersteren auf einem prächtig gemalten, kraftstrotzenden Rappen an den Wiener Basteien entlangsprengend, letzteren auf einem sich aufbäumenden Schimmel am Abhang eines Hügels, von dem aus man auf das belagerte Wien herabsieht. Beide monumental aufgefassten Gemälde fanden vielen Beifall und kamen zur Ausstellung in München und in America. H. hatte enorme Preise für diese beiden Stücke verlangt, und so blieben sie unverkauft und kamen später mit unter des Künstlers Nachlass.

Als drittes Werk in diesem Styl malte H. seinen »Washington«. Die Entstehung und Vollendung desselben ist sehr interessant, da sie zugleich eine Idee von der Art uud Weise giebt, in der er arbeitete und eine grosse Aufgabe anzufassen verstand. Wir entnehmen die Schilderung dem Bericht eines nahen Freundes und Augenzeugen: »Nachdem er alle existirenden Stiche und Bilder Washingtons sich verschaffte und genau studirte, begann er Mitte Juni 1883 seinen Washington zu zeichnen. Vom frühesten Morgen bis zur Dunkelheit stand er an der Staffelei; dazwischen begann er eine Farbenskizze zu dem Gemälde (welche bei der späteren Auction verkauft wurde); sie war am 1. Juli vollendet. Am 28. wurde die Zeichnung des Bildes photographirt. Dann konnte er 8 Tage keinen Strich malen, da er wegen der vielen Details (Farbe der Aufschläge am Stocke, der Cocarde am Hut u. dgl. m.) genaue Erkundigungen einziehen musste. Am 11. Juli begann er dann wieder zu

malen und am 26. Juli war das Bild schon bis auf einige Kleinigkeiten und Feinheiten vollendet. Die vielen künstlerischen Erfolge, die H. mit diesen Werken erntete, veranlassten ihn, sich in den folgenden Jahren auch dem Portrait mehr zuzuwenden. Zwar hatte er schon früher gelegentliche Proben seines Könnens in dieser Richtung gegeben (so mit dem Doppelbildniss der beiden jungen Grafen Stolberg im Jahre 1873, das auf der Weltausstellung bewundert wurde). Die bekanntesten seiner Portraits sind u. A.: das Selbstbildniss, sowie die seiner drei Kinder, ferner das des Ingenieurs Mannlicher, des jungen Altgrafen Salm, Baron Rothschild mit seiner Schwester Alice, Baurath Franz Roth, verschiedene Bilder seiner Gattin, und eines jüngeren Collegen und Freundes in Cardinalstracht, der sich jetzt im Besitz des Herrn Jean Roth befindet. Für die Kaiserin von Oesterreich, die grosse Stücke auf H. hielt, malte er den Erzherzog Rudolf. Eines seiner letzten grösseren Portraits ist das des Componisten Johann Strauss, der auf der Berliner Ausstellung 1895 lebhafte Anerkennung fand.

Die chronologische Reihenfolge seiner Arbeiten hat uns ein naher Verwandter des Künstlers in dankenswerter Weise, vom Jahre 1878 beginnend, zur Verfügung gestellt. 1878 malte er mehrere kleinere Sportbilder, ferner Gazellen- und andere Thierbilder. »Im Regen« (Nachlassauction). — 1879 verschiedene Orientbilder und zwei Portraits seiner Braut, die er später jedoch wieder vernichtete, ferner eine »Landschaft mit weidenden Kühen« und einer Hirtin unter einem Weidenbaum. — 1880 zwei Jagdbilder, ein Bild mit Kühen, das der Kaiser von Oesterreich kaufte; »das Gewerbe der Fleischselcher«, (aus dem Wiener Festzug); verschiedene Portraits, eine Portraitgruppe von vier Kindern und Damen und Herrenportraits zu Pferde. — 1881 von Sportbildern: 2 Jagdgesellschaften, 2 Steeplechaise, »Begegnung«, »Unfall«, »Spazierritt«, »Rast«; von anderen Bildern: drei Thierbilder, darunter ein Kuhbild; »Arabischer Wechsler, sechs Sportbilder. Ausserdem noch für den Grafen Kalnoky den »Wiener Bitz-Bitz« und drei Pferdeportraits. — 1882 machte H. eine Studienreise an die italienische Grenze und verbrachte ungefähr 4 Wochen auf einer Alm, in einer Sennhütte hausend, teilweise in Gesellschaft des Professor Lichtenfels und einiger Schüler. Dort vollendete er trotz schlechter regnerischer Witterung eine Menge Studien nach der Natur, darunter auch vier ganz kleine, besonders feingetönte Bildchen, verschiedene Kuhbilder, Schweine- und Ziegenbilder und auch rein landschaftliche Motive. Nach diesen Studien entsanden mehrere Bilder, darunter »Vor der Sennhütte«, »Kühe auf der Weide«, »Mutterfreuden« (eine Schweinefamilie), »Landschaft mit Kühen«, »Kämpfende Kühe« (vom österreichischen Kaiser gekauft und zur Ausstellung nach Chicago geschickt). — In diesem Jahre unternahm er auch eine Reise nach Paris und London, wobei ihn besonders England in landschaftlicher Beziehung entzückte. Von einem Londoner Kunsthändler wurde ihm angeboten, »dass er jedes Bild von H. sofort kaufe, wenn es in England gemalt sei.« Zur dauernden Uebersiedelung konnte sich H. aber nicht entschliessen. »Ländliche Scene« (eine Gruppe junger Schweine, überwacht vom Muttertier beim Futtertrog. Grösse 93 cm hoch, 65 cm breit. Nachlass-Auction). — 1883 machte er im Winter die (schon erwähnten) Reiterbilder »Starhemberg« und »Lothringen«, die er in kurzer Zeit mit wahrem Feuereifer vollendete, in einem Zuge ohne Aenderungen, nachdem er vorher Costümstudien gemacht und alle vorhandenen Bildnisse und Stiche der beiden Helden sich genau angesehen hatte. Nur zu den Pferden machte er noch besondere Studien nach der Natur in den Kaiserlichen Stallungen; dann ging er direct an die grossen Bilder, ohne sich weitere Skizzen dazu zu machen. Diese Bilder erregten auch das lebhafte Interesse Makarts. Im selben Sommer malte H. dann noch seinen »Washington« (s. o.) und ausserdem noch 11 andere Bilder, darunter: »Ochsengespann«, »Im Walde«, »Windmühle«, »Kühe auf der Weide« u. A. — 1884 vollendete er aus dem Gedächtniss ein Portrait seiner Frau, ferner das Portrait einer Engländerin und des Dichters Ferdinand von Saar. Das Brustbild des Malers Zürnich im Nachlass. Während eines kurzen Aufenthaltes auf den Besitzungen eines Freundes entstanden sieben Naturstudien (aus dem Waagthal) und das »Scheuernde Mädchen«. In den heissen Sommermonaten fast ganz allein in der Akademie anwesend, malte H. sechs Faunbilder. Das grösste derselben »Sonnenuntergang«, benützte er als — Zielscheibe zum Schiessen, weil es ihn nicht befriedigte! Ein anderes, welches einen alten und einen jungen

Faun, badende Frauen beobachtend, darstellte, zerschnitt er. Die beiden anderen kamen zur Versteigerung im Nachlass, und die letzten zwei befinden sich im Privatbesitz. In demselben Jahre malte er auch seine berühmten »Pferde in der Tränke«, den »Edelhirsch im Mondschein aus dem Walde tretend«, »Wildschwein im Mondschein, vom Speer getroffen«, ein grosses Kuhbild, vier Reiter mit Hunden (Parforcejagdbild). Einem 8tägigen Aufenthalt in und bei Eger entsprangen eins seiner grossen Bilder »Mühle bei Eger«, mehrere kleinere und zwei besonders schöne ganz kleine Bildchen. — 1885 Portrait seines ältesten Sohnes, ausserdem zwei weitere Kinderportraits, zwei Damen- und vier Herrenportraits. Damals malte er auch für das Lainzer Jagdschloss drei grosse Bilder und einen Plafond: »Sommernachtstraum«. Zu dem grossen Mittelstück »Titania mit dem Esel« malte er eine sog. »Skizze« als fertiges Bild und nach diesem das Bild selbst. Die Geschichte seiner Entstehung ist lehrreich für die Art des Malers: als das riesige Bild schon fast fertig war, verschwanden eines Tages Titania und der Esel und er malte beide Gestalten in anderer Stellung; als diese fertig waren, kam ihm eine andere Idee und er wusch die Titania wieder fort, um sie, nachdem sie vollendet war, abermals wieder zu entfernen. Diesmal malte er eine schwarze Titania, die aber auch wieder verschwinden musste, endlich kam die blonde Titania zum Vorschein, die er vielleicht wieder geändert hätte, wenn das Bild nicht schon hätte abgeliefert werden müssen, zum rechtzeitigen Termin des Besuchs der kaiserlich russischen Majestäten. — 1886 ein neues Titania-Bild, drei Damenportraits und das seiner Frau und einige kleinere. »Neugierige Faune« und »Faun und Ziegenbock. — 1887 Portrait seines zweiten Sohnes und ausserdem acht Herren- und sechs Damenbildnisse. »Der Heimtrieb«. »Ochsen am Pflug«. »Ochsentrieb« (eines der schönsten Thierbilder, welches bei der Lotterie im Künstlerhaus angekauft war). »Kühe im Wasser« (Karl Ludwig Medaille). Bauer mit zwei Kühen. Bauer mit Kälbern in einem Wagen unter rothem Schirm. Verschiedene Bilder aus Ungarn. — 1888 2 Ochsen mit einem Italiener, (am Wege ein Blüthenbaum). »Wüstenmahlzeit« (todtes Kameel mit Geiern und Hunden), »Mühlbach mit Kühen«. »Egermühle mit Kühen«. »Der Heimtrieb«. »Egypter mit todtem Reiter«. Verschiedene kleinere Bilder. — 1889 verbrachte er wieder einige Zeit auf der Besitzung eines Freundes in Ungarn und malte im Waagthal in neunzehn Tagen neunzehn Studien, dann noch in den nächsten zwei Wochen acht grössere Studien. Im Herbst verbrachte er acht Tage in Nieder-Oesterreich, und in dieser Zeit malte er 7 Studien, die theilweise als Bilder ausgeführt waren (darunter den »Nussbaum« mit dem Tisch und der Bank darunter). Ferner: Landschaft mit Weidenbäumen (unter alten Weidenbäumen weidet eine Heerde Schafe, vom Hirten bewacht). Hirt mit Schafen auf der Weide. Dorfkirche, von einem Friedhofe umgeben. Bei der Kirche steht eine Bäuerin mit zwei Kindern. Landschaft mit Kühen bei einem Wasser und zwei Bauernkinder, Gänse hütend. Die Landstrasse; auf einer mit Pappelbäumen besetzten Landstrasse eine Menge Bauernweiber gehend. Nächtliche Ausfahrt einer Haremsdame in Cairo; Fackelträger und Sklaven begleiten den Wagen. Gebirgslandschaft; im Vordergrund ein heranschleichender Fuchs; im Mittelgrund steht ein Mann auf einer Leiter und schält die Rinde einer Tanne ab. Auf der Weide; Hirtin mit einer weiss- und gelbgefleckten Kuh. Kalkofen in Nieder-Oesterreich; ein Arbeiter ist beschäftigt, ein Holzscheit in den Ofen zu schieben. Auf der Weide; Bauernmädchen mit einer dunkelbraunen Kuh auf der Weide. Ungarische Landleute sitzen im Halbkreis und schälen Nüsse. Eine Menge Studien und Skizzen. Bei der ungemein raschen Produktion H.'s ist es sehr wahrscheinlich, dass nicht sämmtliche namhaft gemacht werden können, da sie auch zu einem grossen Theil gleich ins Ausland verkauft wurden. Der Auktions-Katalog der Kunsthandlung Miethke enthält den gesammten Nachlass, aber nur diesen. — (31. Januar 1897.) — Im Jahr 1890 malte er u. A. »Ländliches Vergnügen«; auf einem von Planken rechts und links eingerahmten Weg treibt ein Junge ein Schweinchen vor sich her. Linker Hand auf der Planke sitzend, schaut ihm ein Mädchen lachend zu. — Von 1890 bis 1896 malte H. abwechselnd Thierbilder, Stimmungslandschaften, Orientbilder etc., darunter eine grosse Eberjagd; drei Reiter in mittelalterlicher Tracht, ein Wildschwein verfolgend. Hierbei hatte er zuerst die Reiter im Cinquecento-Costüme flott, leicht und blendend schön in der Farbe gemalt, aber ihm gefiel es nicht und er wählte ein anderes Costüm; dann passte ihm wieder irgend etwas in der Composition nicht, besonders in der Stellung der Pferde, und so verschwanden wieder Ross und Reiter. Das Gemälde musste vier vollständige Wandlungen durchmachen, bis es in der fünften Form schliesslich blieb. In der Zwischenzeit, während der Aenderungen, malte er eine andere Eberjagd (einen Reiter allein, mit dem Jagdspeer soeben den Eber erlegend), in wenigen Tagen ohne alle Aenderungen herunter. In dieser Weise malte

er am liebsten, weil er nicht befriedigt war, wenn er nicht in kurzer Zeit viel entstehen sah. Passte ihm aber bei einem fertigen Bild Composition oder Farbe nicht ganz, dann änderte er es so lange, bis es ihn zufrieden stellte, oder er vernichtete das Bild ganz und gar. So berichtet ein Freund von einem grossen Bilde »Amazonenjagd« (schon am Ende der siebziger Jahre gemalt): Es stellte einen Jagdzug dar, wilde Amazonen auf flüchtigen Rossen durch einen tropischen Wald jagend, mit einer Meute Hunde (in Lebensgrösse). Es waren schön bewegte Frauengestalten, deren wilde Schönheit besonders auf Makart fascinirend wirkten; die Pferde und Hunde erregten die Bewunderung der Kenner. Als das Bild schon ausgestellt gewesen war, im Jahre 1880, war H. zu einem Diner geladen. Die festgesetzte Stunde war vorüber und der Künstler noch nicht erschienen, was bei seiner gewohnten Pünktlichkeit auffiel. Als er endlich erschien und man ihn nach dem Grund der Verspätung fragte, nahm sein Gesicht einen eigenthümlich schalkhaften Ausdruck an. Er hatte die ganze Leinwand zerschnitten. Nachdem das Bild bei der Ausstellung grossen Beifall gefunden hatte, fing er im Atelier an, daran zu ändern. An jenem Tage nun war er von den Aenderungen nicht befriedigt gewesen und so zerstörte er kurz entschlossen die Riesenleinwand. — 1892: »Die Schafschur«. »Schafe im Sturm«. »Büffel mit einem Araber«. »Weiden mit Schafen« (statt den Schafen mit dem Hirten, war zuerst an einem der Weidenbäume ein Erhängter zu sehen, was aber einen so schauerlichen Eindruck gemacht hatte, dass H. das Bild dann umänderte). »Maulthiere beim Brunnen«. »Kuhheerde« (auf einer Ausstellung in Graz 1895 zu sehen). »Mädchen mit Gänsen«. Verschiedene Vierer-Züge (die Insassen der Wagen und die Pferde als Portraits gemalt. Am meisten malte er überhaupt in den letzten Jahren Portraits. Sehr wenige von H.'s Bildnissen sind in die Ausstellungen gelangt. Sein vorletztes Portrait war dasjenige des Arztes Dr. Fleischmann, dessen Vollendung ihm sehr am Herzen lag. Zwei grössere, die sehr bekannt geworden sind, Joh. Strauss und Dr. Holländer gehören zu seinen besten.

Gerade in seinen späteren Lebensjahren hat H. aber auch in der heimischen Natur die künstlerischen Werte mit feinem Gefühl gehoben. Man muss daher einen wichtigen Theil seines Schaffens vom Standpunkte des Landschafters betrachten, wenn man ihm ganz gerecht werden will. Den malerischen Sinn für die grosse Linie des hügeligen Terrains, für die klaren, sonnigen oder kühlen, flimmernden Lufteffecte, bildete er soweit in sich aus, dass ihm oft kleine Cabinettstücke von aussergewöhnlicher Farbenharmonie und hohem Reiz gelangen. Neben diesen vielseitigen Thätigkeit leitete er fast 20 Jahre hindurch die Meisterschule für Thiermalerei an der Wiener Academie der bildenden Künste, und zwar ohne Entgelt, denn für dieses Fach war bisher kein »Ressort« ausgelegt. Eine Professur dafür war also auch im Kunstbudget nicht ausgeworfen. Auch vertrat er mehrmals seinen Collegen Leopold Carl Müller während dessen Aufenthalt im Orient. Doch hat die Academie ihrer Dankesschuld dadurch Ausdruck verliehen, dass sie der Witwe des Künstlers die volle Pension ausgesetzt. Er war in glücklichster Ehe mit Anita Mayer, (einer Schwester der Gattin des Schriftstellers und Publizisten Dr. Wilhelm Lauser) verheirathet, und lebte in dem innigsten Familienkreise mit ihr und seinen drei Kindern, die er, von jeher ein grosser Kinderfreund, zärtlich liebte. Seine körperliche Gewandtheit und Gelenkigkeit war so gross, dass Maler Zürnich sagte: »Er müsse in jedem Bein zwei Kniee und in jedem Arm zwei Ellenbogen haben«. — Auf einem seiner Lieblingspferde soll er über den kleinen Neustädter Canal gesetzt haben. Für seinen persönlichen Character ist Folgendes bezeichnend: Als er einmal im Kriege einem Kameraden Knochensplitter (vor dem Erscheinen des Wundarztes) aus der Wunde entfernte, bat der Patient den herantretenden Arzt, er möge doch seinem Freund erlauben, es weiter zu thun, und der zusehende Arzt meinte dann: »Sie machen das so wunderbar Herr College, dass es eine Freude ist, zuzusehen.« Auch Thiere pflegte er in hingebendster Weise. Brach sich eines

ein Bein, so bandagirte er und gypste es selber ein, sodass es ausgezeichnet heilte. Hatte ein Thier aber zu leiden, ohne dass ihn geholfen werden konnte, so gab er ihm ohne Besinnen die Kugel; seine Treffsicherheit war dabei so gross, dass die Thiere in derselben Stellung meist ohne die geringste Bewegung zu machen, erstarrten, sowie sie der Schuss traf. Seine medicinischen und anatomischen Kenntnisse kamen ihm sehr dabei zu Statten.

Im Schlosse Lundenburg war er ein oft und gern gesehener Gast des regierenden Fürsten von Liechtenstein. Eine Anzahl von Bildern aus H. früherer Zeit befinden sich im Besitz des österreichischen Kaisers, des Fürsten Liechtenstein, der Erzherzöge Rainer und Carl Ludwig, des Fürsten Arenberg, des Grafen von Salm u. A.

Neue Bahnen als Künstler zu wandeln, war H. nicht beschieden; aber er gehört zu denen, deren Streben ein hohes und ehrliches war und immer zum Ganzen, zur Harmonie in Form und Farbe. Seine Thier- und Landschaftsbilder werden einen dauernden Wert behalten, weil er jenen feinen Unterschied im Thierbilde zum Ausdruck brachte, zwischen dem, was der Mensch dem Thiere im Allgemeinen andichtet und zuzusprechen geneigt ist, und dem, was in Wirklichkeit dem inneren Gemütsleben der Thiere in seinen wechselnden Aeusserungen entspricht. Seine Portraits leiden zwar oft an einer zu schweren, dunklen Farbengebung, doch sind sie immer lebendig erfasst und kräftig characterisirt. Zuweilen nahm er die Persönlichkeit des Darzustellenden in geschlossener Einheit in sich auf und reproducirte sie mit Leichtigkeit. Gelegentlich verschmähte er auch einen Seitensprung in das Humoristische nicht, wie seine »Atelierscene« (ein Maler, der sich, während er sein Werk behaglich betrachtet, ahnungslos auf seine Palette gesetzt hat) und der »Wiener Piccolo« beweisen; zum Sarkasmus oder bitter Satirischen hatte er aber keine Anlagen. In H. waren Mensch und Künstler, seine Art zu leben und seine Art zu schaffen, untrennbar, und es ergiebt sich aus dieser völligen Zusammengehörigkeit ein Gesammtbild, das viele sympathische, interessante und geniale Züge aufweist, ohne indessen so abgeschlossen zu sein, wie es H.'s bedeutenden Anlagen entsprochen hätte, wenn sie zur vollen, sicheren Meisterschaft hätten ausreifen können. Als seinem thätigen Leben durch ein schweres Herzleiden ein vorzeitiges Ziel gesetzt wurde, betrauerte die grosse Zahl seiner Freunde nicht nur den Verlust des allseitig beliebten Menschen, sondern man empfand, dass der Tod wieder aus der Schaar jener Wiener Künstler, die noch zur Makart'schen Glanzzeit gehört hatten, ein Opfer gefordert hatte, dessen Verlust nicht wiederzuersetzen war. Wir schliessen mit den Worten seines Freundes Georg Ebers: »Das Beste, was er den seinen hinterliess, ist ein spiegelblanker Name, die Freundschaft, Anerkennung und Bewunderung vieler hervorragender Berufs- und Zeitgenossen und eine Reihe von Werken, die die Kunst seiner Zeit mit Freuden zu den ihren zählt.« Er starb am 28. August 1896 in der Klinik des Dr. Fürth; seine Beerdigung fand am 30. statt, wo die sterblichen Ueberreste nach dem evangelischen Friedhofe überführt wurden.

Eine wirkungsvolle und charakteristische Bronzebüste Huber's hat Professor Rudolf Weyr nach des Künstlers Tode geschaffen und aus der Jugend H.'s existirt noch eine Kreidezeichnung (aus dem Jahre 1864), auf welcher die Landschaft von Prof. Lichtenfels, das Portrait H.'s von J. Melcher und das Pferd und der Hund von H. selber gezeichnet sind.

W. Schölermann.

Tilgner, Victor Oscar, wurde am 25. Oktober 1844 als Sohn eines Hauptmanns zu Pressburg geboren. Als er zwei Jahre alt war, siedelten seine Eltern mit ihm nach Wien über. Da seine künstlerische Beanlagung sich schon in den Kinderjahren zeigte, so gelang es dem lebhaften und talentvollen Knaben sich selbst so weit zu bringen, dass er mit fünfzehn Jahren als Schüler an der Kunstacademie bei Professor Bauer aufgenommen wurde. Der Meister, dem er die meiste Anleitung in der Bildhauerei verdankte, war der im Gebiet der kirchlichen Skulptur hervorragende Joseph Gasser von Walhorn, der die ungewöhnlichen Anlagen seines Schülers erkannte und mit reger Aufmerksamkeit förderte. T. verdankte ihm namentlich seine gründliche kunsttechnische Ausbildung und bewahrte ihn zeitlebens ein liebevolles Andenken. Sein Fleiss im Studium blieb nicht unbelohnt; er errang wiederholt Auszeichnungen, u. a. die goldene Füger-Medaille, ein Preisstipendium und mehrere Aufträge, wie die Büste Bellini's für das neue Opernhaus und das Standbild des Herzogs Leopold VI. von Babenberg für das Arsenal; so dass sich sein eigentlich künstlerischer Entwicklungsgang stets in aufsteigender Linie bewegte. Trotzdem war seine Jugend nicht frei von Entbehrungen und oftmals hat er sich mit Arbeiten für das Handwerk durchschlagen müssen. Da, trotz des allgemeinen Aufschwungs in Wien, grössere Aufträge sich nicht einstellen wollten, war T. oft nahe daran zu verzweifeln und — (mit 27 Jahren) Soldat zu werden! Seine Hauptbeschäftigung bestand damals in der Anfertigung zahlloser kleiner »Krippenfiguren«, die ihn nötigten Costümstudien zu machen und seine Geschicklichkeit im Modelliren zur Virtuosität ausbildeten. — In dieser Zeit half ihm eine zufällige Bekanntschaft mit dem vom Fürsten Liechtenstein eingeladenen französischen Bildhauer Charles Delois, seine eigene Natur zu entdecken. Der französische Künstler verfügte über eine Verve und Keckheit der Mache, die Tilgner den Mut gab, das zu versuchen, was seiner inneren Natur entsprach und was ihm in der Academie auszubilden nicht möglich gewesen war. Er entdeckte sich, oder wie T. sich selbst ausdrückte: »Der Knopf ging mir auf« beim Anblick der Portraitbüsten Delois', die er dann bald selbständig in durchaus freier Weise übertreffen sollte. Seine erste Portraitarbeit, durch die T. seinen Ruf begründete, war die der Schauspielerin Charlotte Wolter, welche mit derjenigen Heinrich Laube's auf der Wiener Weltausstellung 1873 Aufsehen erregte. Auf diese — in der damals neuen polychromirten Manier ausgeführten — Büsten folgten eine ganze Reihe anderer, die in realistischer Treffsicherheit, verbunden mit geschmackvoller, malerischer Auffassung T. in die erste Reihe der Portraitbildhauer stellten und ihn in weitesten Kreisen bekannt machten. Die Zahl dieser Bildnissbüsten geht über 300 hinaus, theils für Bronzeguss, theils für die Marmorausführung gearbeitet, darunter Männer und Frauen und Kinder der verschiedensten Klassen, fürstliche, hocharistokratische und bürgerliche, Dichter, Gelehrte, Künstler, Industrielle, die alle im scharfen Erfassen der Erscheinung und in der Wiedergabe des individuellen Lebens des Dargestellten hervorragend genannt werden müssen. Unter den am meisten bekannt gewordenen seien hier erwähnt: Dingelstedt, Bauernfeld, der Maler H. v. Angeli, der Gelehrte Aimé Boué (mit der Mütze auf dem vornüber geneigten Greisenhaupt); die Maler Gelli und Brozik; Franz Liszt (in seinen letzten Jahren); Paul Lindau, Julius Stettenheim; Schauspielerin Kronau, Odilon u. a., Schauspieler Girardi; Hans Makart; Leopold Carl Müller; ferner das österreichische Kaiserpaar, Kronprinz Rudolf, Fürstin Karolath (in reicher Gewandung, deren Falten über

das Postament herabwallen); Bischof Heider von Pressburg (bronzirte Gypsbüste); Graf E. Zichy; Frau Baurat Wagner; Johann Strauss, Josef Werndl, Franz Bruckner, Astronom Oppolzer und Maler Alois Schönn. Gräfin Karolyi, Gräfin Szechenyi-Hoyos, Baronin Hasenauer, Fürstin Kinsky, Ludwig Lobmeyr u. A. T.'s letzte Büste war die der Malerin O. Wisinger-Florian. Der Erfolg liess den heissen Wunsch T.'s, Italien zu sehen, nicht lange unerfüllt. Durch den Industriellen, Freiherr von Leitenberger, wurde er 1874 in den Stand gesetzt, seine erste Reise dorthin anzutreten, in Begleitung seines Freundes Makart. Später machte er noch mehrere Reisen in das Land der Schönheit und sagte über die Antike: »Das Grösste, was die Welt an Kunst besitzt, verdankt sie doch der Antike, aber man muss ein reifer Künstler sein, um ihren hohen Wert würdigen zu können; deshalb ist es komisch und lächerlich, wenn in Akademien der Unterricht mit dem Studium der Antike begonnen wird. Durch diese kommt man ewig nicht in die Kunst, man muss überhaupt schon mitten in dieser stehen, wenn man den Blick verständnissvoll zu jener erheben soll.« Zunächst übte aber Makarts Genie einen vorübergehenden Einfluss auf T. aus, der sich in der nach der Rückkehr aus Italien entstandenen Brunnengruppe im Wiener Volksgarten (Triton mit Nymphe im Stil der Barockplastik) deutlich, wenn auch nicht störend, verräth. Die lebhaft bewegten Figuren atmen glutvolles Leben und Sinnenfreudigkeit, doch war der Bildhauer selbst mit der niedrigen Aufstellung der Gruppe, die halb von Gewächsen verdeckt wird, nicht ganz einverstanden. In demselben Jahr (1875) entstand die lebensvolle Gladiatorengruppe (Zweikampf zwischen einem römischen Schwertkämpfer und einem Netzfechter). Die Durchbildung der athletischen Körperformen, die Spannkraft in allen Muskeln und die leidenschaftliche Bewegung der beiden Kämpfer zeigen T.'s Beherrschung des menschlichen Leibes in überzeugender Weise. 1876 machte T. sich auf der kunstgewerblichen Ausstellung in München durch die Büste Lucas Führichs (Sohn des Malers) bekannt und erhielt für dieselbe die goldene Medaille. Seine reiche und glückliche Erfindungsgabe bekundete sich in mehrfachen Brunnengruppen, die er im Auftrag des österreichischen Kaisers ausführte. Für seine Vaterstadt Pressburg schuf T. den Ganymedbrunnen auf dem Opernplatz und das Denkmal des Componisten Hummel. Auch in den zahlreichen schönen Grabdenkmälern hat T. seine Gestaltungskraft zu wechselvollem Ausdruck gebracht. Eines der frühesten Werke dieser Art ist das gemeinsame Grabmal für die beiden Oppolzer (Astronom und Mediziner) in Wien. Eine weibliche Gestalt von grosser Anmut und edler Auffassung ist die Statue am Grabmal Liebig-Radetzky. 1876 entstand das Monument für die Familie Faltis in Trautenau in Form eines grossen Reliefs, Anfangs der achtziger Jahre das Marmordenkmal des Herzogs August von Sachsen-Coburg-Gotha für die Schlosskirche zu Ebenthal sowie für den Grafen O'Sullivan (dem Gatten Charlotte Wolters). T.'s letzte Schöpfung auf diesem Gebiet war das gemeinsame Grabmal für August von Pettenkofer und Leopold Carl Müller. Ausser diesen arbeitete T. ein Grabmal für seine Eltern, Ida und Carl Tilgner und in der Gedächtniscapelle von Meyerling hat er eine Mater Dolorosa ausgeführt. Zum Schmuck öffentlicher Gebäude und anderen decorativen Bestimmungen hat T. zahlreiche Statuen und Büsten berühmter Gestalten der Vergangenheit, Heroen und dramatische Charactere, Dichter, Künstler und Gelehrte geschaffen, darunter für das Reichsratsgebäude in Wien die Marmorstatuen des Homer, Phidias, Archimedes und Varro; die Rubensstatue

für das Wiener Künstlerhaus; Peter von Cornelius, M. von Schwind, Rauch und Führich, Alexander von Humboldt, Leopold von Buch, Linné und Newton für die beiden neuen Hofmuseen; die Statuen Rafael's und Rembrandt's für das Museumsgebäude in Savannah in den Vereinigten Staaten; in der plastischen Ausschmückung des neuen Burgtheaters ist er mit Nischenfiguren in ausgedehntem Maasse beteiligt, darunter Falstaff, Don Juan, Phädra, und den Wiener »Wurstl« im traditionellen Costüm, ausserdem die Dichterbüsten oberhalb des hohen Mittelfensters: Lessing, Goethe, Schiller, Grillparzer, Halm, Calderon, Shakespeare und Moliere. Für den Fries im Hochparterre der Poliklinik modellirte er die Medaillen-Portraits der Grössen der Wiener medizinischen Schule; von den Denkmälern im Arkadengang der Wiener Universität stammt die in Bronze gegossene Büste Hebra's von T.'s Hand. Das reichste und schönste rein decorative Werk T.'s ist vielleicht das grosse Relief: Die Wiederkehr des Frühlings und des Sommers, welches der Künstler selbst in Stuck ausführte an einem Plafond in der kaiserlichen »Villa Thiergarten« in Lainz. Die Vielseitigkeit T.'s bekundete sich durch mehrere architektonisch-plastische Entwürfe, die er auf Anregung des Freiherrn v. Leitenberger für die Umgestaltung des Wiener Rathausplatzes in Angriff nahm und, im Wettbewerb mit Weyr, führte er einen Entwurf für den Platz und die Rampe vor dem Schwarzenberg-Palais aus. Für den Equitable-Palast auf dem Stock-im-Eisenplatz in Wien hat T. eine wirkungsvolle Portalgruppe ausgeführt.

Zwei grosse öffentliche Denkmale auszuführen wurde T. in den letzten Jahren seines Schaffens berufen: das Werndl-Denkmal für die Stadt Steyr und das Mozart-Denkmal für Wien. Das bedeutendste, vielleicht überhaupt das künstlerisch tiefste und wertvollste Werk T.'s ist das in realistisch moderner Auffassung ausgeführte grosse Denkmal für Josef Werndl, den genialen Gewehrfabrikanten und Ehrenbürger von Steyr. In der Composition hat T. alle herkömmlichen symbolischen Ausdrucksformen vermieden und ein aus der lebendigen Gegenwart herausgegriffenes, packendes Monumentalwerk geschaffen. Es war ihm darum zu thun, eine doppelte Aufgabe zu lösen, den Verstorbenen in einer für seinen Charakter und seine Thätigkeit charakteristischen Weise zu ehren und gleichzeitig eine Verherrlichung der Arbeit darzustellen. In schlichter Alltagsblouse steht die Hünengestalt des Fabrikanten auf einem grauen Granitsockel, mit vorgestreckter Bewegung der rechten Hand, gleichsam die Arbeit überwachend, ein Bild voll Leben und Arbeitskraft. Am Fusse des Rundsockels sitzen auf vier Eckpfeilern Arbeiter in verschiedenen Thätigkeiten, derbe Gestalten, ein Schlosser, ein Schmied, ein Monteur, ein Schaftmacher, der die Mütze gelüftet hat und verehrend zum Meister aufblickt, und ein greiser Arbeitsinvalide. Der Sockel der Hauptfigur trägt vorne nur den Namen »Josef Werndl«, die Rückseite die Geburts- und Sterbedaten. Der untere Sockel trägt an der Stirnseite die Worte »Arbeit ehrt« und hinten »Die dankbaren Mitbürger 1894«. (Die Hauptfigur ist überlebensgross (8 Fuss hoch) und die erzenen Arbeitergestalten 7 Fuss.) Auffassung und Lösung dieser gestellten Doppelaufgabe lassen das Werndl-Denkmal als eines der hervorragendsten Werke der Plastik der Gegenwart erscheinen. — In seinem Mozart versucht er in den Geist des Rococco einzudringen und einen lyrisch-idealistischen Schwung mit möglichster Portraittreue zu vereinigen. Dieses schwierige Problem hat T. in dem, aus den nur spärlich vorhandenen Profilbildnissen Mozart's construirten Kopf in schöner Weise gelöst, während die übrige Gestalt als nicht so glücklich erfasst betrachtet werden muss. Trium-

phe feiert T.'s Virtuosität in der Behandlung der am Sockel sich tummelnden Putten und Engel, welche mit allerlei Musikinstrumenten spielend, die heitere und die ernste Tonkunst symbolisiren, doch hat er hier sich des Guten zu viel geleistet, so köstlich die Einzelheiten auch erscheinen. Vergl. »Das Wiener Mozart Denkmal« (Kunstchronik VII. Jahrgang No. 29). Ausser seinem Mozart hatte T. im letzten Jahre seines Lebens noch mehrere grössere Arbeiten unter der Hand, zwei Grabmonumente: das für die Familie Schröder und die Marmorstatue der verstorbenen Gattin des Herausgebers des »Neuen Pester Journals«, Frau Brody, dann das Makart-Monument, sowie das Bürgermeister Petersen-Denkmal für Hamburg. Beide gehören zu den reifsten und glücklichsten monumentalen Schöpfungen des Künstlers. Makart (der beim Niederschreiben dieser Zeilen in der Marmorausführung fast vollendet ist und im Herbst dieses Jahres nunmehr im Wiener Stadtpark zur Aufstellung gelangt) steht auf einem 6 Fuss hohen Sockel in etwas über Lebensgrösse (die Marmorstatue ist 9 Zoll grösser als das ursprüngliche Gypsmodell), bekleidet mit dem bekannten prunkvollen Rubens-Costüm, das er bei dem Festzuge zur silbernen Hochzeit des österreichischen Kaiserpaars (1879) getragen hatte. Die Züge sind treffend ähnlich und der Mund wie zum Sprechen geöffnet; der Ausdruck des schönen Kopfes mit dem lebendigen Blick des Auges, ist idealistisch verklärt, die linke Hand leicht gegen die Brust gehoben, die Rechte stützt sich auf die Lehne des Stuhles. Auch das in der Krupp'schen Giesserei in Bronze ausgeführte Colossalstandbild Petersens naht seiner Vollendung. In dem malerischen Amtsornat der Hansestadt steht die schlanke Figur des Bürgermeisters in lebendiger Haltung neben einem Stuhl, den linken Fuss und die rechte Hand leicht vorwärts bewegend, wie zum Sprechen; die Züge des ausdrucksvollen, hageren, etwas vornüber gebeugten Kopfes, sind ein Meisterstück der Charakterisirung und Auffassung. — Auch für das Wiener Goethe-Denkmal hat T. zwei verschiedene Entwürfe, einen jugendlichen schreitenden und einen älteren sitzenden Goethe, gemacht, welche indessen nicht zur Ausführung gelangten, doch stellte T. seine Modelle im Atelier zur Ansicht. (Vgl. die »Presse« vom 26. Mai, »N. Fr. Pr.« v. 17. Juni, »Fremden Blatt« v. 27. Mai und »Neues Pester Journal« v. 9. Juni 1894.) T. hat auch zwischen seinen späteren grösseren Arbeiten als kunstgewerblicher Plastiker sehr Schönes und Originelles (einen grossen silbernen Tafelaufsatz im Rococcostil) vollendet. Ferner die polychromische kleine Terra-Cotta-Statuette »Wiener Stubenmädchen«. Ein abschliessendes Urteil über T.'s künstlerische Bedeutung ist nicht leicht. Als realistischer Portraitist fand er ein Gebiet, auf dem er in seiner Art wohl keinen lebenden Rivalen hatte; er offenbarte darin seine ursprünglichste und stärkste Seite in jener glücklichen Vereinigung von Treue, Wahrheit und Humor, von scharfer Charakteristik ohne in Carricatur zu verfallen, die ihn unbestritten zum Lieblings-Portraitbildhauer weiter Kreise vorherbestimmte. Er konnte wahr sein, ohne zu schmeicheln, aber auch ohne zu kränken. Der echt wienerische Zug seines Wesens gelangte auch in seiner Kunst überall zum natürlichsten Ausdruck, und ihre Grundzüge: weiche, schwellende Formenfülle, Liebenswürdigkeit und Sinn für das Malerische und Ornamentale, mit einem vor Uebertreibungen sicheren guten Geschmack. Vielleicht haben wir in diesen Vorzügen zugleich eine Erklärung für seine Schwächen, die in seinem Mozart-Denkmal am auffälligsten zu Tage treten. Der Künstler sollte die Enthüllung dieses Werkes nicht mehr erleben. Ein Herzschlag riss ihn wenige Tage vorher mitten aus seinem Schaffen her-

aus, am 16. April 1896. Sein jähes Hinscheiden mehrte noch die Sympathien für T. Ganz Wien empfand den Verlust und in zahlreichen Nachrufen hiess es, dass seit Raphael Donner kein Bildhauer den Geist der Barocke und zugleich den spezifischen Zug österreichischen Wesens so ursprünglich und liebenswürdig in dem Rahmen seiner Kunst zum Ausdruck gebracht, wie T. Seine sterblichen Reste wurden auf einstimmigen Beschluss des Beirathes der Gemeinde Wien in einem Ehrengrabe neben den Arcaden des Centralfriedhofes beigesetzt. Sein früherer Schüler, der Bildhauer Arthur Strasser, nahm die Todtenmaske ab. Ein interessantes Bildniss T.'s aus jüngeren Jahren, von Franz Rumpler gemalt, sei hier auch erwähnt. In den letzten zwanzig Jahren seines Schaffens befand sich das Atelier T.'s in dem früher als Gewächshaus benutzten Seitentrakte des fürstlich Schwarzenberg'schen Palais. In den ersten zwei grösseren Räumen sah man die Modelle seiner Arbeiten, beredte Zeugnisse für seine unerschöpfliche Schaffenslust; das dritte und letzte Zimmer war im behagliehsten »Künstlerheimstil« ausgestattet. Hier in diesem Sanctuarium empfing er seine Freunde, deren Zahl bei seiner allseitigen persönlichen Beliebtheit, eine überaus grosse war. Die glücklichsten Stunden seines Lebens verbrachte er, wie er selbst erzählte, in diesem Nebenraum seiner Werkstatt. Er enthielt eine bunte Sammlung von kunstgewerblichen Gegenständen, alten Möbeln, schweren Teppichen, seltenen Stoffen, Schnitzwerk, Bronzen, Vasen und Majoliken, Masken, Torsos in Marmar, Holzaltären und Schreinen, grotesken Verzierungen in Holz und Stuck, alten Waffen, getrockneten Blumen, Miniaturen in Email, Wachs und Elfenbein und Oelgemälden. Denn T. war in den letzten Jahren ein emsiger Sammler geworden; aber nicht um des planlosen Sammelns willen. Sein reges Mitempfinden auf allen Gebieten künstlerischer Thätigkeit nahm von Jahr zu Jahr an Umfang zu, und so entstand eine reichhaltige Collection ikonographischer Werke, Handzeichnungen alter Meister (die er auf ihre Anregung hin mehr, als auf ihre absolute Echtheit und Authentizität hin bewerthete) und eine recht interessante kleine Bibliothek alter Bücher und Folianten. T. war eine heitere, gesellige Natur, von echt wienerischem Typus und wusste diese Anlagen im geselligen Verkehr zur Geltung zu bringen. Seine sprudelnde Lebenslust, seine Liebenswürdigkeit und sein unverwüstlicher Humor sind sprüchwörtlich geworden in den Wiener gesellschaftlichen Kreisen, in denen er überall ein stets willkommener Gast war. In seinem eigenen gastfreundlichen Heim versammelten sich auch fast allwöchentlich einmal eine Schaar nahestehender Freunde, vornehmlich Maler, Bildhauer und Musiker, unter den letzteren befand sich auch, als einer der intimsten, Johann Strauss.

Ludwig Pietsch in Nord und Süd (Bd. 65, 17. Jahrgang, Heft 194.) — Allgemeine Kunstchronik (Tilgner Nummer, 1894). — Allgemeine Kunstchronik, erstes Märzheft 1893. — Zeitschrift für bild. Kunst. — Neue Freie Presse vom 16. April 1896, Abendblatt. — Neue Freie Presse vom 17. April 1896, Morgenblatt. — Die Presse vom 17. und 21. April 1896. — Das Gesammtwerk von T. erscheint in Reproduction von Loevy (Text von Camillo Sitte). — Catalog des Nachlasses (Miethke).

W. Schölermann.

Richter, Heinrich. Am 22. Mai 1896 starb Heinrich Richter, Königl. Professor, Hofschauspieler und Regisseur am Königl. Hoftheater zu München. Ein treffendes, die Vornehmheit seiner Kunst voll bezeichnendes Wort sagte einmal von ihm, dass der Titel Hofschauspieler für ihn eigens hätte erfunden werden müssen, wenn er nicht schon bestanden hätte. Der Weg, der Heinrich R. zur Sonnenhöhe des Daseins führte, geht ununterbrochen aufwärts. Schwere Irrungen und Wirrungen, ohne welche das Genie gerade auf dem Gebiete der

darstellenden Kunst sich nur selten Bahn bricht, sind diesem grossen und umfassenden Talent erspart geblieben. Wie seine Kunst harmonisch war, so war es auch sein Leben. — R. war am 18. October 1820 in Berlin als der Sohn eines Finanzministerialbeamten geboren. Die Familie stammte aus Ansbach. Der Urgrossvater R.'s war in Markt Ipsheim, wenige Meilen von Ansbach gebürtig und dort Prediger. Der Vater, der dort die Beamtenlaufbahn eingeschlagen hatte, siedelte nach Berlin über, als Ansbach, seit 1791 preussisch, nach der Schlacht bei Jena wieder bayrisch wurde. Sein Sohn sollte einst Bayern die schönsten Tage seines Lebens verdanken. R.'s Familie war mit Jean Paul Richter verwandt. Nähere Freunde des Bühnenkünstlers wollen in späteren Tagen auch deutliche Spuren seelischer Verwandtschaft mit dem berühmteren Namensgenossen aus Wunsiedel entdeckt haben. Er besuchte das französische Gymnasium zu Berlin. Noch bevor er dieses mit Auszeichnung absolvirte, machte sich in ihm der Drang zum Theater geltend. Heimlich ging der 15jährige Heinrich zu Eduard Devrient, der damals als Sänger und Schauspieler am Königl. Schauspielhaus zu Berlin wirkte, und liess sich prüfen und unterrichten. Abends betrat er schon hie und da — als Statist — die Bühne des Opernhauses. Hinter dem Rücken seiner Eltern besuchte er später die Ernst'sche Theaterschule und trat, kaum 16 Jahre alt, im December 1836 als Till in Raupachs »Schleichhändler« im Privattheater dieser Schule auf. Vom Vater hatte er keine Zustimmung zu erhoffen, wie sich denn seine Angehörigen selbst später zwar mit dem jugendlichen Durchgänger, nicht aber mit dessen Beruf aussöhnten. Im August 1837 war es, als Heinrich sein Vaterhaus heimlich verliess, um mit Director Ernst nach Frankfurt a. O. zu gehen, wo er am 5. d. Mts. als Holm in Müllers »Schuld« und am 9. als Gustav in Angely's »Jugend muss austoben« seine ersten Proben vor einer, ihm fremden Oeffentlichkeit ablegte. Auguste Crelinger lernte den jungen R. in Posen kennen und schätzen. Auf ihre Empfehlung trat er dort am 1. Januar 1839 sein erstes Engagement an und machte am 13. als Eduard in Kotzebue's »Epigrammen« sein Debut. Schon zwei Jahre später kam er von Posen nach Rostock und noch in demselben Jahre als jugendlicher Held und Liebhaber nach Bremen, wo er »mit grossem, unbedingten Erfolge« auftrat und bald der Liebling des Publicums wurde. Im Februar 1843 hatte R. eben mit dem Stadttheater in Leipzig abgeschlossen als er den Antrag erhielt, am Wiener Burgtheater »auf Engagement« zu spielen. Natürlich nahm er mit Freuden an. Am 8. Mai 1843 trat er dort als Gast (als v. Wildenberg d. Jüngere in Raupachs »Geschwister«), am 14. Mai als Max Piccolomini in Wallensteins Tod auf. Der Erfolg in dieser Lieblingsrolle Carl Fichtners führte zum Engagement. Director v. Holhein musste aber eine Conventionalstrafe von 100 Louisd'or zahlen, um R.'s Leipziger Verpflichtungen zu lösen. Den Regisseuren an der Burg: Fichtner, Anschütz, Loewe, La Roche und Koberwein kommt ein Hauptverdienst an der Ausbildung des jungen strebsamen Künstlers zu. In der Zeit vom 8. Mai 1843 bis 30. Juni 1844 ist R. 117 mal in der Burg aufgetreten. Der unruhige Drang nach mehr Beschäftigung liess ihn die schöne Stellung, die er sich geschaffen, in die Schanze schlagen. Er kam um seine Entlassung ein, erhielt sie nur widerwillig und trat schon am 9. August desselben Jahres als Don Carlos vor das Leipziger Publicum. Wir haben Anlass zu glauben, dass er diesen Schritt später mehrmals bereut hat. Das Leipziger Theater wurde an diesem Tage nach einer vollständigen Restaurirung durch eine Sonder-

vorstellung neu eröffnet. Dreiviertel Jahre später, als an einem Abend die neu eingerichtete Gasbeleuchtung versagte und eine Panik auszubrechen drohte, hatte R., der auf der Scene stand, Gelegenheit, durch eine längere, in völliger Finsterniss gehaltene Rede seine Geistesgegenwart zu beweisen und das Publicum zu beruhigen, bis es das Haus verlassen konnte. In demselben Jahre schied Albert Lortzing von Leipzig. R. war dem liebenswürdigen Meister näher getreten und ausersehen, in der Abschiedsfeier das Festgedicht zu sprechen. — Im Mai 1847 führte ihn ein ehrenvolles Gastspiel in seine Vaterstadt, nach Berlin zurück, wo er auch zweimal zu einer Vorstellung im »Neuen Palais vor Sr. Majestät« befohlen wurde. Nach Leipzig zurückgekehrt, hatte er die Freude, mit seinem Wiener »Adoptivvater« Anschütz als Gast in »König Heinrich IV. 1. Theil« und »König Lear« zusammen zu spielen. Anschütz gab den Falstaff, R. den Prinzen von Wales; im Lear Anschütz die Titelrolle und R. den Edgar. Die Stürme des Jahres 1848 bekam auch das Leipziger Theater zu spüren. Das ganze Personal wurde vom 1. Mai an auf halbe Gage herabgesetzt. Unter dem Vorsitz zweier Comité's beschlossen die Mitglieder »auf Theilung« weiter zu spielen. In diese kritische Zeit fiel das Leipziger Gastspiel Nestroy's. Am 27. Januar des folgenden Jahres wandte sich die Münchener Hoftheater-Intendanz, nicht zum erstenmale, an R. mit einem Gastspiel- und Engagements-Antrag. Um »sicher zu gehen« richtete der viel umworbene Künstler gleichzeitig eine Anfrage ans Burgtheater, die im entgegenkommenden Sinne beantwortet wurde, aber — zu spät. R. hatte bereits mit München abgeschlossen und war dort am 20. März 1849 als Arthur in »Ein Arzt« und Richard in »Richards Wanderleben« aufgetreten. Don Carlos und Mortimer als letzte Gastrolle folgten. Dieses erfolgreiche Gastspiel führte zum Vertragsabschluss und zum Engagement, das R. am 1. August 1849 antrat. Zwei Tage später spielte er unter der Intendanz des Freiherrn von Frays und der Regie Dahns, des Vaters Felix Dahns, zum erstenmal als engagirtes Mitglied wieder den Arthur, am 10. August den Ferdinand in Kabale und Liebe, mit »ganz aussergewöhnlichem, stürmischen Erfolge«. Vorher hatte er eine Leipziger Schönheit, die Tochter des Grosskaufmanns Heinrich Mayer, als Gattin heimgeführt.

Aus diesen ersten Jahren in München datirt ein Erlebniss, das für R.'s Stellung zur Kritik bestimmend geworden ist. Am 30. December 1850 spielte er zum erstenmale den Romeo. Am nächsten Tage fand er in einer Zeitung über seine Leistung nur bemerkt: »Herr R. hätte als Romeo »romeesker« sein können«. Dieses Wort veranlasste ihn, den Referenten aufzusuchen und sich eine Aufklärung, was er damit meine, auszubitten. Der junge hübsche Mann mit dem Bande des Corpstudenten über der Brust, den er fand, konnte ihm aber absolut nicht verständlich machen, was er mit diesem Ausdruck gemeint, und nach einigen Wechselreden schied R. mit den gereizten Worten: »Dann allerdings müssen Sie die Darstellungen künftighin schon hinnehmen, wie ich sie fühle, wenn Sie mir Ihre eigenen Ausdrücke nicht besser erklären können.« Der junge Referent war — Adolf Wilbrandt. R. hat sich seitdem angeblich »niemals mehr um irgend eine Kritik oder dergleichen gekümmert«, was nicht hinderte, dass sein Sohn und Biograph in seinem Nachlasse die unbedeutendsten »lobenden Zeitungsausschnitte« fand und veröffentlichen konnte. Das Bild des liebenswürdigen Künstlers wird durch diesen, seinem ganzen Stande eigenen Zug kaum beeinträchtigt. Eines schönen Tages, am 1. Februar 1851, trat Herr Dr. Dingelstedt in das Intendanz-Bureau und stellte

sich als eben ernannten Chef vor. Der Wechsel kam für alle Mitglieder sehr überraschend, und R. scheint bis zuletzt diesem von allen seinen Chefs die geringsten Sympathien entgegengebracht zu haben. Am 21. Januar 1851 starb Albert Lortzing. R. bemühte sich in München umsonst, der in grösster Dürftigkeit zurückgebliebenen Familie seines Freundes eine unverkürzte Theater-Einnahme zu verschaffen. Alle deutschen Theater kamen damals München in dieser Ehrenpflicht zuvor. Im Juli 1851 hatte R. die Freude, seinen Lehrer Eduard Devrient in München zu sehen und mit ihm zu spielen; im December 1856 hatte er als Joseph in »Deborah« die spätere berüchtigte Dachauer Bankhalterin Adele Spitzeder zur Partnerin.

R. blieb nun München treu trotz den vielen Bemühungen, ihn für das Berliner Königliche Schauspielhaus zu gewinnen. An Gastspielen und Ehren mancher Art fehlte es ja nicht. Die Könige Max II. und Ludwig I. zeichneten ihn bei jeder Gelegenheit persönlich aus. Am 22. September 1859 wurde R. wirklicher Regisseur, nach Dahns Demission sogar der einzige. Vom 1. Januar 1862 an wurde er künstlerischer Beirath des neuen Intendanten Schmitt. Lange konnte er freilich diese doppelte und dreifache Belastung nicht ertragen. Es musste ein weiterer Regisseur angestellt werden, und am 8. Juni 1864 trat ein junger Schauspieler von Hamburg auf, der R. bald überflügeln und am Ende sein letzter Chef werden sollte — Ernst Possart. Im März 1865 zog sich R. als erster Holk'scher Jäger in Wallensteins Lager eine Luxation seines rechten Knie's zu, die ihn mit Unterbrechungen sieben Monate der Bühne entzog, ihm freilich aber beim ersten Wiederauftreten einen begeisterten Empfang eintrug. Das Jahr 1867 führte ihn zu einem erfolgreichen Gastspiel nach Frankfurt a. M. Die Frankfurter Zeitung von damals vergleicht den bekannten Königslieutenant Friedrich Haase's mit dem R.'s und sagt u. A.: »So weich wie Haase's Thorane, so zerrissenen Gemüths war der Königslieutenant des Herrn Richter nicht, aber von seinen viel besseren Mitteln unterstützt, waren die Stellen, in welchen das Gefühl vorherrscht, gewiss ergreifender und hinreissender».

Am 12. Januar 1868 übernahm Carl Frhr. v. Perfall definitiv die Intendanz. Unter ihm und König Ludwig II. hat Heinrich R. seine besten Tage gesehen und seine höchste Reife erlebt. Ludwig II. schätzte ihn besonders hoch und überschüttete ihn mit Beweisen seiner Anerkennung. Orden, Titel, Adel und Geld — Alles wurde ihm angeboten. R. lehnte Alles mit den Worten ab: »Majestät, ich habe nur meine Pflicht gethan!« Unvergessliche Höhepunkte der nächsten Jahre waren ihm der Abend des 17. Juli 1870, als er nach der Mobilisirung der bayerischen Armee in Anwesenheit des preussischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm in Wallensteins Lager, wie immer, den ersten Holk'schen Jäger sprach, und die »Königlichen Separatvorstellungen«, die bis auf den 14. October 1871 zurückgehen und allen Theilnehmern anstrengende Aufgaben, aber auch königlichen Dank einbrachten. R. gehörte zu jenen wenigen, denen der unglückliche König auch menschlich näher trat und auf deren vornehme Gesinnung er baute. Nebst zahlreichen Geschenken, Zuschriften und Bildern wurde R., als einem der ersten, am 10. Januar 1873 die neugeschaffene »goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft« zu Theil. Am 1. August 1874 feierte er das Jubiläum seiner 25jährigen Thätigkeit an der Münchener Hofbühne in aller Stille. Im März 1878 starb nach langen Leiden seine Gattin. Nun nahm R. den ihm schon wiederholt gemachten Antrag einer Lehrerstelle in der dramatischen Abtheilung der Königl. Musik-

schule an. Es ist nicht R.'s Schuld, dass diese Abtheilung weder damals noch später zu besonderer Bedeutung kam. Wohl hat R. und manche seiner darstellenden Collegen und Colleginnen bis heute für Schauspiel und Oper beachtenswerthe Talente erzogen. Die Königl. Musikschule als solche aber, die später den stolzeren Titel einer Königl. Akademie der Tonkunst erhielt, hat — mit Ausnahme ihrer Instrumentalklassen — bis zum heutigen Tage kaum einen Künstler ersten Ranges gezeitigt. Das Loos so mancher Akademien! Den Ruheposten als dramatischer Lehrer behielt R. bis an sein Ende. Nach ihm rückte Richard Stury, der gegenwärtige Heldenspieler der Münchener Hofbühne und wohl bedeutendste Schüler R.'s, an dessen Stelle. Die ihm später angetragene Stelle des Directors der Königl. Schauspiele überliess R. uneigennützig dem jüngeren Collegen Possart. — Bei den »Musterspielen« des Jahres 1880, die eine sehr widersprechende Beurtheilung erfahren haben, gab R. den Sultan Saladin, den Geist von Hamlets Vater, den Odoardo Galotti, den Kammerdiener in Kabale und Liebe, in welchem Drama er überhaupt alle männlichen Rollen mit Ausnahme des Wurm und des Kalb im Laufe der Zeiten gespielt hatte (zuletzt den alten Miller) und den Pastor Seebach in den »Jägern«. Sein 60. Geburtstag wurde in demselben Jahre besonders gefeiert. Er spielte an diesem seinen Ehrenabend den Thoas in der »Iphigenie«. Als im Juni des folgenden Jahres Lewinsky aus Wien kam, um den Franz Moor zu spielen, gab R. zum erstenmale den alten Moor, den er bis zuletzt behielt. Eine Feier, deren sich alle Theilnehmer nur mit Rührung erinnern, war die des 50jährigen Künstlerjubiläums R.'s am 13. Januar 1889: er spielte wieder den Musikus Miller. So frisch der Schauspielerveteran an diesem Abend und noch lange nachher schien, es ging doch langsam zu Ende. Das Gedächtniss begann zu versagen; aber es wurde kaum bemerkt, denn der gewiegte Künstler wusste diese Mahnung des Alters geschickt zu verbergen. Als er aber Ende August 1893 die Rolle des vom Schlag gelähmten und an einem Schlaganfall sterbenden Obersten Schwartze in Sudermann's Heimath spielte, traf ihn nach der Vorstellung selbst ein kleiner Schlaganfall. Er raffte sich für kurze Zeit wohl wieder auf, aber am 11. Juni desselben Jahres betrat er als Advokat Bachelin im Hüttenbesitzer zum letztenmal die Bühne — ahnungslos, dass es das letztemal gewesen. Die Aerzte erhoben von da an Einspruch gegen die Aufregungen eines wirklichen Abschiedsabends, und so wurde Heinrich R. am 1. Januar 1894 nach 45jähriger Dienstzeit am Hoftheater, nach 37jähriger Thätigkeit als Regisseur und nach 55jähriger als darstellender Künstler pensionirt und zum Ehrenmitglied der Königl. Hofbühne mit dem bleibenden Titel eines Königl. Professors enannt. R. ist aufgetreten an 7455 Abenden in 584 verschiedenen Stücken und 678 verschiedenen Rollen, darunter auch an 22 Opern-Abenden. Er hat an 131 Abenden »gastirt« und ist an 139 »Königlichen Separatvorstellungen« betheiligt gewesen. Diese Separatvorstellungen waren es, die ihn König Ludwig II. nahe brachten. An diesen geheimen Abenden kamen 56 verschiedene Stücke zur Aufführung; der letzte war am 12. Mai 1885 und brachte »Urvasi«. Aber schon im Jahre 1876 hatte R. den Auftrag erhalten, Lope's Drama »El major Alcalde el Rey« aus dem Spanischen für den König zu bearbeiten. R. verschmolz dieses Stück mit noch zwei gleichartigen, und seine Bearbeitung wurde unter dem Titel »Der beste Richter ist der König« am 31. October 1876 zum erstenmale für den König gegeben und am 2. November (mit R. als Nuno) wiederholt. An die Oeffentlichkeit ist das Stück, zu dem der Be-

arbeiter eine Art Vorwort geschrieben, nicht gelangt. Auch die Molière'schen Lustspiele »Der eingebildete Kranke« und »Die gelehrten Frauen« hat R. für die deutsche Bühne bearbeitet. In jener Zeit ist R. auch zu Richard Wagner in vorübergehende Beziehung getreten, gelegentlich der ersten Aufführung von »Tristan und Isolde«. Er sass nach der Première beim Souper an Wagner's Seite, der ihn sehr schätzte. Als R. aber auf dessen dringende Frage, was er vom Tristan halte, seine Laienmeinung offen bekannte: dass ihm Holländer, Tannhäuser und Lohengrin lieber, weil verständlicher seien, rief der Meister entrüstet: »Wenn Sie solche Ansichten entwickeln, kann ich überhaupt nicht mehr mit Ihnen reden!« — und wandte ihm den Rücken für immer. Die erste Audienz, die König Ludwig nach seinem Regierungsantritt ertheilte, galt Heinrich R., den er später einmal plötzlich fragte, wie das Volk eigentlich über ihn denke. R. antwortete gefasst und taktvoll, es liebe den König und habe nur den einen Wunsch, ihn öfter zu sehen.

R. hat die wohlverdiente Ruhe nicht lange genossen. Am 1. November 1895 führte ein Bluterguss ins Gehirn Gehirnerweichung nach sich und nach kurzem Siechthum — der Körper hätte noch länger Stand gehalten — erlag er am 22. Mai 1896 einer hinzutretenden Lungenentzündung. Aus dem Kreise der Darsteller war er wohl vordem schon geschieden, vollwerthig ersetzt ist er aber bis heute nicht. Er war kein feuriges Genie, das Berge versetzen kann, aber ein gediegener Schauspieler der alten Schule, wie sie immer seltener werden — ein Künstler, der etwas gelernt hatte und immer wieder lernte. Dabei eine vornehme Natur auf und ausser der Bühne. Er wusste die unbedeutendste, die widrigste Aufgabe durch seine edle Diction und seine würdige Erscheinung zu adeln. Er besass die Bescheidenheit der Natur und durfte deshalb stolz alle niedrigen Mittel verschmähen. Was er insbesondere für die letzten Jahrzehnte der Münchener Hofbühne gewesen — in seinen Väterrollen, deren sich die gegenwärtige Generation erinnert — ist so recht erst nach seinem Tode erkannt worden — trotz aller Ehren bei seinen Lebzeiten. Er war das wirklich, was man mit einem bequemen Cliché« eine Stütze des Repertoirs« nennt. So lange sie da ist, denkt man ihrer nicht viel; fällt sie aber eines Tages, so stürzt mit ihr mehr als man je geahnt.

Literatur: Vor und nach Richter's Tode hat sich um die feine Gestalt des liebenswürdigen Schauspielergreises wohl eine ziemliche Zeitungsliteratur gesammelt. Aber in diesen Tagen erst ist (allerdings mit Ausschluss der Oeffentlichkeit und nicht für den Buchhandel) eine sehr umfangreiche Biographie erschienen, der wir in der Hauptsache mit Benutzung unserer eigenen Erinnerungen hier gefolgt sind. Der Titel lautet: »Heinrich Richter. Erinnerungen aus dessen Leben und Wirken. Eine biographische Skizze nach eigenhändigen Aufzeichnungen, vorgefundenen Briefen und Dokumenten, sowie mündlichen Ueberlieferungen des Künstlers von Heinrich Richter jr. (Darmstadt, G. Otto's Hof-Buchdruckerei. 1897. 190 S. in gr. 8°).« Die kindliche Pietät des Sohnes hat da wahllos Alles zusammengetragen, was er im Nachlasse gefunden, auch das Unbedeutendste. Ein gutes Bild des Künstlers, Portraits der Königlichen Gönner, Facsimiles ihrer Briefe, aber auch von Contractformularen, Gedichte von und an Richter, Zeitungsausschnitte — Alles ist, mit manch schiefem Urtheil (über Andere), aber sonst stets gewissenhaft und mit sichtlich ehrlicher Ueberzeugung, in sehr bedenklichem Deutsch vom Selbstverleger gesammelt und für die Freunde des Verblichenen bestimmt worden. Nicht so minutiös genau, aber darum nicht minder dankbar wird das Bild Heinrich Richter's im Gedächtniss Aller haften, die Kraft und Nachdruck seiner edlen Kunst an sich erfahren.

Alfred Frhr. Mensi v. Klarbach.

Schneider, Emil, langjähriges, hervorragendes Mitglied des Stadttheaters zu Frankfurt a. M. — Geb. am 23. Oktober 1832 zu Schwerin a. d. Warthe, als Sohn eines Friedensrichters. Im Jahre 1840 übersiedelte er mit seinen

Eltern nach Berlin. Ursprünglich zum Baumeister bestimmt, besuchte er bis 1848 die Berliner Gewerbeschule, nachdem aber ein Probeauftreten als Jacob in Holteis »Verräther« in einem Privattheater vor dem Halle'schen Thore, laut Dörings Gutachten, sein Talent bewiesen, widmete er sich unter Ad. Bethges Leitung der Bühne. Er trat zunächst im Frühjahr 1850 als Volontair in den Verband des Neuen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters, 1854 übersiedelte er als erster Liebhaber an das Königl. Theater nach Hannover, 1855 gewann ihn Roderich Benedix für Frankfurt a. M. Der Frankfurter Bühne blieb er, — abgesehen von der kurzen Intendanz Otto Devrients — unter allen Direktionen getreu und lehnte selbst Engagementsanträge an das Berliner Hoftheater und das Burgtheater, wo er 1859 erfolgreich gastirt hatte, ab. Er feierte in Frankfurt a. M. 1880 sein 25jähriges und 1895 sein 40jähriges Jubiläum und starb daselbst am 9. April 1896, an Blutvergiftung in Folge von Diabetes, nicht ganz 3 Wochen nach seinem letzten Auftreten. — In seiner 45jährigen Bühnenlaufbahn hat Schneider fast alle Fächer vom schüchternen Liebhaber bis zum Heldenvater gespielt und alle mit gleichem Erfolge. In seiner Jugend waren: Ferdinand (Cabale und Liebe), Melchthal, Don Carlos, Franz (Götz) seine Hauptrollen, später wurden es: Tell, Götz, Crespo (Richter von Zalamea), Macduff, König Lear, Miller, Attinghausen. Ebenso hervorragend waren seine Leistungen im Lustspiel und modernem Schauspiel, namentlich: Petruchio, Benedict (Viel Lärm um Nichts), Bolz, Ringelstern, Prachs (Attaché), Derbley, Consul Bernik, Dr. Stockmann. — Neben seinen äusseren Vorzügen verdankte Sch. vor allem seiner edlen Natürlichkeit und echten Innerlichkeit seine künstlerischen Erfolge. Namentlich in Rollen, deren Kern kraftvolle Männlichkeit oder weiches Gemüth und warmherziger Humor war, muss er den besten Schauspielern seiner Zeit zugezählt werden. —

Die Frankfurter Tagesblätter, besonders vom 8./9. November 1880; 14./15. November 1895; 10./11. April 1896.

Wilhelm P. Wolff.

Kögel, Rudolph, Dr. theol., geb. am 18. Februar 1829 in Birnbaum in Posen, gestorben am 2. Juli 1896 in Berlin. Von dem höchsten Posten kirchlicher Ehren und persönlichen Vertrauens am Berliner Hofe ist K. am 2. Juli 1896 durch den Tod abberufen worden, nachdem schon Jahre zuvor die Folgen eines leichten Schlaganfalls ihn von seinen ausgedehnten und einflussreichen Amtsthätigkeiten hatten zurücktreten lassen. Der Sohn des Birnbaumer Pfarrhauses — sein Vater wurde nachmals Stadtsuperintendent in Posen — durfte auf einen höchst wechselreichen Lebensgang zurückblicken. Nachdem er in Halle das Gymnasium absolvirt hatte, trat er als Student dort ausser seinem späteren Schwiegervater Julius Müller besonders Tholuck nahe, dessen Begleiter auf einer Reise nach Frankreich und Spanien er wurde. In einem spanischen Kloster haben die Beiden das Lied »Wachet auf, ruft uns die Stimme« angestimmt. Bald darauf begleitete er Herrn von Kleist-Retzow durch Oesterreich, die Schweiz und Italien. Voll von diesen Eindrücken ging er dann (1852) nach Dresden an das weitberühmte Vitztum'sche Gymnasium, verkehrte gern auch in Künstlerkreisen und hielt am Gründonnerstag 1854 seine erste Predigt vor weiterem Kreise über die Fusswaschung als dreifaches Bild: Abbild, Sinnbild und Vorbild. Im selben Jahre siedelte er als Lehrer am Seminar für Stadtschulen nach Berlin über, vertauschte aber nach kurzer Zeit (noch 1854) diesen Posten mit dem Pfarramt des Städtchens Nakel bei Bromberg.

Doch auch seine östliche Heimat hielt ihn nicht lange. 1857 wurde er zum Prediger der deutschen evangelischen Gemeinde im Haag berufen. Sechs Jahre, die er später selbst zu den schönsten seines Lebens zählte, Jahre voll nachhaltigster Anregung »im Umgang mit Brüdern, die meinem Herzen unvergesslich sind, wie sie meiner Amtsführung unentbehrlich waren«, hat er dort gewirkt, nicht nur auf der Kanzel der neuen Kirche, zu deren Einweihung am 4. August 1861 er die gewaltige Festpredigt hielt, auch u. a. in Bibelabenden, die er monatlich zweimal in dem Hause des geistvollen Staatsmannes Groen van Prinsterer hielt. Seiner Predigtarbeit in der Trinitatiszeit 1862, in der er, Anregungen Tholucks und seines Schwiegervaters Julius Müller folgend, den ersten Petrusbrief im Zusammenhang auslegte, entsprang seine erste gedruckte Predigtsammlung (1863. III. Aufl. 1890, Bremen), die nach dem Vorwort vor allem dem vielbeklagten Mangel an Schriftverständnis an ihrem Theile abhelfen sollte. Demselben Gedanken, der ihm auf der Seele brannte, lieh er in einem Vortrage auf dem Kirchentag in Brandenburg im Herbst 1862 Ausdruck, in dem er das Thema behandelte: »Ueber die Unwissenheit in christlichen Dingen in ihrer Bedeutung für die Irreligiosität der Gegenwart«. Zum Schluss forderte er, um dem Wort die That folgen zu lassen, die Versammlung auf, mit ihm laut das Apostolicum zu bekennen. Es geschah und war typisch für seinen ganzen späteren, nicht selten eifernden Lebenskampf für das apostolische Glaubensbekenntnis als Banner Christi. Diese Versammlung wurde ein entscheidender Wendepunkt seines äusseren Lebens. Der Generalsuperintendent Hoffmann, der von Berlin aus dem Tage beiwohnte, zog ihn im nächsten Jahre als Hof- und Domprediger nach der preussischen Hauptstadt. Hier vollzog sich in rascher Stufenfolge seine Beförderung zum Mitglied des Consistoriums als Oberconsistorialrath (1864) und vortragender Rath im Cultusministerium, zum Ephorus des Domcandidatenstifts und Schlossprediger (1873), nach Verdrängung aus dem Unterrichtsministerium durch Falk und Herrmann, denen sein persönlicher Einfluss beim Kaiser zu bemerkbar wurde, zum Mitglied des Evangelischen Oberkirchenraths (1878), zum Generalsuperintendenten der Kurmark (1879), zum Oberhofprediger (1880) bis zum Mitglied des Staatsraths (1884). Erst vom Jahre 1892 an, als die Krankheit seine rüstige Arbeitskraft zu untergraben und lähmen begann, ist er allmählich von diesen Aemtern zurückgetreten. — Nahezu 30 Jahre oratorischer, kirchenpolitischer und seelsorgerischer Thätigkeit sind ihm vergönnt gewesen. Die beiden letztgenannten Seiten seiner Bestrebungen, die um so erfolgreicher waren, da ihm Ohr und Herz seines kaiserlichen Herrn von Jahr zu Jahr mehr gehörte, mögen hier nicht näher berührt sein, da es einer so starkwilligen, sich Geltung verschaffenden Persönlichkeit naturgemäss auch an ernstem, beachtenswerthen Widerspruch nicht gefehlt hat und manchem Tieferblickenden sein Einfluss nicht überall als segensreich erscheinen mag. Es würde jedoch dem Rahmen und Zweck dieses Nekrologs nicht entsprechen, dies näher zu begründen. Um so rückhaltloser wird auch der kirchenpolitische Gegner das oratorische Charisma des geistgesalbten Predigers anerkennen, wie es nicht nur beim lebendigen Vortrag mit ergreifender Wucht dem Hörer nahetrat, sondern auch aus den zahlreichen Predigtsammlungen seine scharf ausgeprägte Eigenart hervortreten lässt (und damit — freilich leider auch bei Unberufenen — »Schule gemacht« hat). Den Serienpredigten über den ersten Petrusbrief sind späterhin die Kanzelreden über alttestamentliche Texte »Aus dem Vorhof ins Heiligthum« (1875. 3. Aufl.

1888—1892, Bremen) gefolgt, denen bereits 1870/74 eine dreitheilige Sammlung »Lasset euch versöhnen mit Gott« und noch früher Predigten über die Seligpreisungen der Bergpredigt (2. Aufl. 1869), vorausgegangen waren. Es folgten weiter »Auslegungen in Predigten« über das Vaterunser (3. Aufl. 1889), über den Römerbrief (3. Aufl. 1891), über den Brief des Jacobus (1889), über das Evangelium St. Johannis (2 Bände 1892/93). Zeitpredigten und Reden bei besonderen Gelegenheiten vereinigte er in dem Sammelbande »Wach auf, du Stadt Jerusalem« (1882), in dessen Vorwort er sich über seine Absicht bei der Veröffentlichung dahin ausspricht, dass sie die Gemeinde im Wirrsal der Zeiterscheinungen »orientiren«, d. h. »im Sinne der Kirchenbausprache lehren sollen, vom Altar aus die leitende Linie richtig zu ziehen oder das Zeitliche am Ewigen zu messen.« Seine Reden und Ansprachen bei »Vaterländischen und kirchlichen Gedenktagen« (1887. 2. Aufl. 1892) haben ebenso Vergangenheit und Gegenwart im Lichte des Ewigen betrachten lehren und goldene Früchte vom Baume des Lebens pflücken wollen. So hat auch in den schwersten Stunden des Dreikaiserjahres 1888 sein Wort weder dem heimgehenden königlichen Herrn noch der Trauergemeinde an den Särgen der entschlafenen Herrscher gefehlt. Die Gedächtnisblätter »Am Sterbebette und am Sarge Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm« sind rasch in fünf Auflagen (1888) ins deutsche Volk hinausgegangen. Dem Andenken Kaiser Friedrichs sind die Worte »Zur Erinnerung an den 18., 24. und 25. Juni 1888« geweiht und haben dem edlen Dulder, dessen Stellung am Berliner Hofe wohl gerade durch Kögel nicht leicht war, Gedanken des Friedens nachgerufen. — In demselben Jahre liess K. auch eine Sammlung von kleineren Aufsätzen und Gelegenheitssachen unter dem Titel »Ethisches und Aesthetisches« erscheinen. Eine Reihe von Essays zur socialen Frage sind ebenso aus seiner Feder hervorgegangen. Doch am Deutlichsten wird das Bild seiner Individualität in ihren glänzenden Seiten wie in ihren Grenzen und Schwächen, die um so tiefer empfunden werden, immer wieder hervortreten in seinen Kanzelreden, in denen er geradezu einen neuen Typus andringender Rhetorik ins Leben gerufen hat, deren Vorbild wohl mit Recht in der Predigtweise eines Chrysostomus und Basilius zu finden ist. Sein Streben nach mustergiltiger fesselnder Formvollendung wird freilich viele über der Kunst- und Kraftleistung die ursprüngliche Frische ungesuchter natürlicher Unmittelbarkeit vermissen lassen. Und doch schlagen seine »Gedichte« (1892) und Kirchenlieder auch schlichtfromme tiefergreifende Töne an, und die von ihm seit 1880 mit W. Baur und E. Frommel herausgegebene »Neue Christoterpe« ist für zahllose frommchristliche Häuser eine jährlich willkommene Weihnachtsgabe gewesen. Als der alte Berliner Dom dem neuerstehenden nationalen Prachtbau den Platz räumen musste und in Trümmer sank, da hat K. auch sich selbst »das Feierabendlied von der Trauerweide, der Birke, der Eiche, der Tanne«, die zu Füssen und zu Häupten, zur Rechten und zur Linken seines Grabes stehen möchten, mit Wehmut gesungen. Seine markige und ernste Persönlichkeit, der die heitern wie die dunkeln Lose so wohl vertraut waren gerade auf den Höhen des Lebens, dahin sein Kaiser für gute und böse Tage ihn neben sich berufen, werden die Nachwirkungen seiner Lebensarbeit weit über die Grenzen seines Amtskreises hinaus noch lange fortleben lassen.

Kohlschmidt.

Reinkens, Joseph Hubert, Dr. theol. et phil., geb. am 1. März 1821 in Burtscheid bei Aachen, gest. am 4. Januar 1896 in Bonn. Mit dem Tode

des ersten Bischofs der Altkatholiken im Deutschen Reiche hat nicht allein die innerkatholische Reform- und Unionsbewegung des Altkatholicismus einen unersetzlichen Verlust erlitten. Nicht weniger beklagt die deutsche theologische Wissenschaft in ihm einen ihrer hochsinnigsten und weitherzigsten Vertreter, dem vor allem die kirchenhistorische und philosopische Forschung eine Reihe eindringender und glänzender Publikationen verdankt. Was er endlich in seiner grossen ungeteilten Liebe und Begeisterung fürs deutsche Vaterland und sein neuerstandenes Kaisertum weit, über den Kreis des ihm unterstellten Klerus und seiner Gemeinden hinaus gewirkt hat, soll ihm unvergessen sein. Auch seine Gegner haben seiner edlen hervorragenden Persönlichkeit nun bei seinem Ableben ihre Achtung reichlich bezeugt. Freilich für die von ihm vertretene Sache, den altkatholischen Gewissensprotest und seine Gemeindeconsolidirung, ist in den zahlreichen Nekrologen der periodischen Tagespresse nur wenig inneres Verständnis zu finden gewesen. Bei R.'s Geburt (1. März 1821) lebten seine Eltern in recht guten Verhältnissen, sodass der brennende Wunsch des Knaben, studiren zu dürfen, gewiss gern von ihnen erfüllt worden wäre. Aber der Zusammenbruch des väterlichen Vermögens zwangen den hochstrebenden Jüngling, zum Unterhalt der Seinen einfacher Arbeiter am Webstuhl zu werden. Mit 19 Jahren aber durfte er auf's neue das Gymnasium beziehen, um von da schon 1844 zum Studium der Theologie in Bonn überzugehen. 1847 bis 1848 hat er sodann dem Priesterseminar zu Köln angehört und wurde am 3. September 1848 vom Cardinal-Erzbischof Geissel zum Priester geweiht. Der Eintritt in den praktischen Seelsorgedienst unter diesem streng-hierarchischen Kirchenfürsten lockte ihn aber nicht. So ging er zunächst nach München und promovirte hier 1849 zum Dr. theol., um bald danach (1850) einer Aufforderung des milden und weitherzigen Fürstbischofs von Diepenbrock zur Habilitation an der Breslauer Universität zu folgen und zugleich das Amt eines Dompredigers zu übernehmen. Nach 3 Jahren wurde er zum ausserordentlichen, 1857 zum ordentlichen Professor der Kirchengeschichte befördert und um sich ganz dem akademischen Lehrberuf widmen zu können, trat er 1858 von seinem Domprediger-Amt zurück. Es folgten nun Jahre stiller Arbeit und fruchtbarer litterarischer Produktion insbesondere über das Gebiet der alten Kirchengeschichte. An die Dissertation: De Clemente presbytero Alexandrino (Breslau 1851) schlossen sich eindringende Untersuchungen über Hilarius von Poitiers (1864), die Einsiedler des hl. Hieronymus (1864), die Geschichtsphilosophie des hl. Augustinus (1866), Martin von Tours (1866). In Schlesien hatte sich indess damals entgegen der breiten, liberal-katholischen und deutsch-nationalen Unterströmung, die in den zwanziger und dreissiger Jahren unseres Jahrhunderts unter Dereser, den Brüdern Theiner und den Hermesianern der Breslauer Fakultät eine verheissungsvolle Reformbewegung angebahnt hatte, der heftige Wellenschlag hierarchisch-ultramontaner Reaktion erhoben. Zwar gelang es noch der Irenik des Fürstbischofs v. Diepenbrock und seines Nachfolgers Förster, denen beiden R. persönlich nahe stand, den offenen Ausbruch der Gegensätze zurückzuhalten. Aber schon 1861 als R. zum Jubiläum der Universität eine Festschrift veröffentlichte über die Geschichte derselben bis zur Vereinigung der Leopoldina mit der Frankfurter Viadrina und darin die wissenschaftliche Sterilität der Hochschule, so lange sie unter den Händen der Jesuiten war, schonungslos beleuchtete und dazu den geistigen Zustand der Breslauer Diöcese in der Gegenwart kritisch besprach, da erhob sich ein Proteststurm

der Eiferer, der auch in einer Adressen-Kundgebung sich Luft machte. Noch verdächtiger war er der ultramontanen Gruppe geworden durch seine hervorragende aktive Betheiligung an der Versammlung katholischer Gelehrten in München 1863 unter Döllinger's Leitung. Der päpstliche Segen, den Pius IX. anfangs dieser Tagung gespendet hatte, wurde dann, als die Richtung ihrer Verhandlungen bekannt wurde, als nicht ertheilt annullirt und zurückgenommen. Der Syllabus v. 1864 war eine weitere Antwort darauf. Durch das Vertrauen seiner Amtscollegen aber wurde Reinkens, gerade im Kriegsjahre 1866, als Rektor berufen; bei einer Begegnung mit dem Kronprinzen von Preussen — dem Rektor der Königsberger Universität — ist er damals von diesem als »College« begrüsst worden. Die Jahre 1887 und 1888 sahen ihn dann in Rom, wo ihm neben den Früchten seiner historischen Studien tiefe Einblicke in die das Vaticanische Concil vorbereitenden Strömungen am päpstlichen Hofe sich ergaben. So fand ihn die Unfehlbarkeitserklärung vom 18. Juli 1870 nicht unvorbereitet und er ward mit Döllinger der eigentliche Führer der damals das ganze katholische Deutschland erfüllenden Gewissensbewegung. Litterarisch und praktisch organisatorisch ist er alsbald auf dem Plan getreten. Schon sein noch während des Concils erschienenes Buch über »Papst und Papsttum nach der Zeichnung des hl. Bernhard von Clairvaux« (Münster 1870) in welchem er diesen grossen mittelalterlichen Kirchenlehrer in einer seiner berühmtesten Schriften, der an seinen Schüler, den Papst Eugen III. gerichteten: de consideratione als Zeugen gegen das neue Dogma aufrief, hatte ihm seitens des Fürstbischofs Förster eine Disciplinirung eingetragen, die ihn natürlich zu keinerlei Widerruf bewegen konnte. Fast gleichzeitig aber ernannte ihn die philosophische Fakultät in Leipzig aus Anlass seiner Schrift »Aristoteles über Kunst, besonders über Tragödie« (Wien 1870) zu ihrem Ehrendoktor. Die wichtige Schrift vom gleichen Jahre »Ueber die päpstliche Unfehlbarkeit« (München 1870) formulirte klar und präcis die Streitfrage dahin: »Ist der Papst für uns an die Stelle Christi getreten?« Es ist die gleiche Grundfrage, die auch in den 6 Aufsätzen »die päpstlichen Decrete vom 18. Juli 1870« (Münster 1871) immer wiederkehrt. Und der 26. August 1870 sah ihn Schulter an Schulter mit Döllinger die berühmte Nürnberger Protesterklärung gegen das Infallibilitäts-Dogma vertreten. Am 20. November ward er daraufhin ab ordine suspendirt; die Exkommunikation wurde dagegen erst im Mai 1872 über ihn ausgesprochen. Der Münchener Pfingsterklärung von 1871 folgten am 22. bis 24. September die Congresstage in München, die den antivatikanischen Widerspruch zuerst einigermassen zu organisieren bestimmt waren. Eine Reihe von Vortragsreisen, die ihn in dieser Zeit durch Deutschland bis in die Schweiz führten, stellten die wechselseitige Fühlung unter den Gleichgesinnten her und ermöglichten allmählich die Gemeindebildung des romfreien Katholicismus in den deutschen und schweizerischen Landen; sie war unausweichlich nötig geworden, besonders nachdem die deutschen Bischöfe nach ihrem fruchtlosen Widerspruch gegen die vatikanischen Decrete und nach ihrer Rückkehr in die Heimat einer nach dem andern dem Fait accompli in Rom sich beugten. In der Broschüre »Kniefall und Fall des Bischofs Wilhelm Emmanuel Freiherrn v. Ketteler« (3. Aufl. Bonn 1877) hat Reinkens die ganze Tragik der Situation beleuchtet. Aber es galt nun der neuen Kirchenbildung, die doch durchaus katholisch bleiben wollte, den Zusammenhang mit der alten katholischen Kirchen nimmermehr preisgeben konnte, auch das leitende Oberhaupt zu geben. So ward am 4. Juni 1873 Reinkens in der St. Pantaleonskirche

in Köln zum katholischen Bischof der »im alten katholischen Glauben verharrenden Priester und Laien« des deutschen Reiches erwählt und am 11. August von dem Bischof der Utrechter Altkatholischen »Jansenisten«-Kirche von Holland, Heykamp von Deventer, in Rotterdam consecriert. Vom gleichen Tage datiert sein erster Hirtenbrief an die ihm unterstellten Geistlichen und Gemeinden, in dem er nach Begründung des Altkatholischen Standpunkts und der kanonischen Rechtsgültigkeit seiner Consecration Geist und Ziel seiner bischöflichen Amtsführung darlegte. Die staatliche Anerkennung und landesherrliche Bestätigung für Preussen erfolgte sodann am 19. September, wie aus einer gleichzeitigen Aeusserung des Kronprinzen Friedrich hervorgeht, durch unmittelbar persönliche Initiative des Königs Wilhelm, der den hochgebildeten vaterlandsfreudigen Mann ungemein hochschätzte. Baden und Hessen schloss sich am 7. November, und 15. Dezember an. Inzwischen hatte am 21. November Pius IX. die förmliche Verdammungsbulle gegen den Altkatholicismus und seinen Häresiarchischen Bischof geschleudert. Reinkens ist auf die äusserst heftige Fluchschrift die ruhige, festevangelisch-katholische Antwort nicht schuldig geblieben. Für den neuen Bischof begann nun erst recht auf Congressen und Synoden wie durch Besuch der einzelnen Gemeinden die verantwortungsreiche Reform- und Unionsarbeit. Letztere, vor allem von Döllinger auf den sog. Bonner Unionsconferenzen zum Zweck der Verständigung mit den übrigen romfreien Kirchen geleitet, hat zunächst weniger zu praktischen Resultaten geführt. Neuerlich haben allerdings die letzten internationalen Altkatholikencongresse, unter wesentlicher Mitwirkung von Reinkens, die damals angeregten Gedanken wieder lebhaft aufgenommen und zu brüderlichem Austausch und praktischer Intercommunion auch mit der griechisch- und anglokatholischen Welt weiter geführt. Das Schwergewicht aber von Reinkens' nunmehriger, fast fünfundzwanzigjähriger Lebensarbeit lag in der Neuordnung des altkatholischen deutschen Kirchenwesens, sowohl mit Bezug auf die Reform der Lehre als der Gemeindeverfassung. Wackere Freunde, u. a. der nun 70jährige Geheimrath Ritter von Schulte, haben ihm dabei treu zur Seite gestanden. Aber es galt auch manche sich andrängende unlautere Elemente fern zu halten oder wieder auszuscheiden und insbesondere auf den Synoden manche überstürzende Reformpläne abzuweisen und in dem leicht erregten Widerstreit der Meinungen klärend und schlichtend festzustehen. Das hat Reinkens verstanden wie keiner seiner Mithelfer im Streit. Ihm hat nicht nur der deutsche Altkatholicismus mit seinen etwa 50000 Bekennern, auch der ca. 80000 Gemeindeglieder zählende Christkatholicismus der Schweiz seine Existenz zu danken, durch ihn vor allen ists geschehen, dass die hochgehenden Wogen der Volksentrüstung in das ruhige Strombett geordneter Gemeindepflege und Seelsorge geleitet wurden. Freilich musste dabei der Bischof, dem nur äusserst kärgliche staatliche Subventionen zu Gebote standen, ja in zahlreichen praktischen Fragen und Einzelfällen das Gegentheil von staatlicher Unterstützung zu theil ward, an die opferfreudige Selbstbethätigung der Gemeinden grosse Anforderungen stellen. Viele, die anfangs in freudiger Ueberzeugung beitraten, sind dann unter allerlei kleinen und grossen Anfeindungen der Gegner schwach geworden und nach Rom zurückgekehrt, sodass Reinkens wohl selbst bekennen mochte, dass die Bewegung in der anfangs erhofften Ausdehnung gescheitert sei. Aber was sie an Breite verloren, hat sie an Tiefe gewonnen. Das kleine Bekennerhäuflein mit seinem vielgeliebten Bischof an der Spitze

hat in seiner innerlich religiösen Treue und charitativen Regsamkeit das Bild urchristlichen Gemeindelebens unter uns erneut. Dazu aus jenem Kreise, die wertvollen Gaben ernster strenger Wissenschaft, der auch Reinkens durch seine zeitraubenden kraftanspannenden Amtsgeschäfte sich nie hat entziehen lassen. Ausser den schon oben genannten kleineren und grösseren historisch-polemischen Schriften verzeichnen wir hier noch »die Lehre des hl. Cyprian von der Einheit der Kirche« (Würzburg 1873), in der nach Hartel's von den römischen Fälschungen gereinigten Cyprian-Ausgabe dem bis dahin üblichen Zerrbild Cyprians und seiner Ausführungen de unitate ecclesiae seine wahren Anschauungen gegenübergestellt werden. Diese Gedanken finden sich weitergeführt und auf die Gegenwart übertragen in der Arbeit »Ueber die Einheit der katholischen Kirche« (Würzburg 1877). In einer andern Schrift »Revolution und Kirche« (3. Aufl. Bonn 1876) hat er vor allem darauf hingewiesen, »wie der moderne Papismus aus der französischen Revolution seine stärkste Kraft zog, und wie die unmittelbar auf die Revolution folgende Reaktion auch den Charakter der Gegenreformation trug«. Das christliche deutsche Haus aber verdankt seiner fleissigen Musse die Lebensbilder zweier edler tiefreligiöser Frauengestalten: »Louise Hensel und ihre Lieder« (2. Aufl. Bonn 1877) und »Amalie von Lasaulx, eine Bekennerin« (Bonn, 1878), denen sich die umfangreiche Biographie seines alten Freundes und ehemaligen Fürstbischofs »Melchior von Diepenbrock« (Leipzig 1881) anschliesst. Einen schönen Einblick in die edle Weitherzigkeit seiner Geistesrichtung gewährt ferner das köstliche Büchlein »Lessing über Toleranz« (Leipzig 1883), in dem der katholische Bischof kraft seiner Freiheit von der Papstkirche und seiner auch die Gedanken der Gegenwart umfassenden Geistesbildung das Problem religiöser Duldung von durchaus modernem Standpunkt aus erörtert. Eine Reihe kleinerer Arbeiten, z. Thl. polemisch-satirischer Gelegenheitsschriften unter den Pseudonymen Pacificus, Mirabundus u. a. voll treffenden Humors, — um desswillen seine Freunde ihn nicht selten wohl mit Luther verglichen —, z. Thl. strengwissenschaftliche Aufsätze in dem bedeutsamen Centralorgan der romfreien Unionsbestrebungen unserer Tage, der Berner »Internationalen theologischen Zeitschrift, Revue internationale de théologie« giebt Zeugnis von seiner unermüdlichen Schaffenskraft, die bis ans Ende ihn nicht verlassen hat, für die auch wohl jeder alljährliche Ferienaufenthalt bei den Schweizer Freunden ihm neue Erfrischung brachte. Noch muss auf das reiche geistliche Vermächtnis hingewiesen werden, was der heimgegangene Bischof in seinen alljährlichen Hirtenbriefen neben den zahllosen Vorträgen und Ansprachen auf seinen Firmungsreisen hin und her durch Deutschland seinen Gemeinden und ihren Leitern hinterlassen hat. Nicht im Geist oberherrlicher Zucht sondern herzlicher brüderlicher Liebe, in einer Sprache voll religiöser Tiefe, evangelischer Einfachheit und heiliger sittlicher Kraft und Weihe, wie sie in bischöflichen Hirtenbriefen schon lange nicht mehr vernommen worden war, redet er da zu den ihm anbefohlenen Seelen. Wie er es in seiner ersten Ansprache vom 11. August 1873 ausgesprochen: »Die, welche die Schlüsselgewalt der Kirche ausüben, sind Verwalter, nichts mehr. Auch der Verwalter hat die Kirche zu hören, auf dass er getreu erfunden werde. Es ist das Haus Gottes, in dem er waltet; da giebt es unter den Hausgenossen keine Knechte, sondern alle sind Kinder Gottes;« nach diesem Ideal eines christlichen Bischofs hat er gelebt, diesem Geist ist er treu geblieben, in christlicher Freiheit und Wahrhaftigkeit, wie er es in der Unterschrift seines Bildes

mit dem Schriftwort kennzeichnete: »Alles, was nicht aus Ueberzeugung kommt, das ist Sünde«. Und darum ist ihm seine Bitte, die er nach seiner Bischofswahl in Köln aussprach, »das ihm zu leistende Gelöbnis möge nicht auf Gehorsam, sondern in altchristlicher Weise auf Liebe lauten,« in reichstem Masse in Erfüllung gegangen; Liebe und Verehrung hat er genossen auch bei vielen trefflichen Männern, die seiner Gemeinschaft nicht angehörten. Ein rascher schöner Tod hat in der Nacht vom 4. zum 5. Januar seinem Leben ein Ziel gesetzt, nachdem er noch eine halbe Stunde zuvor zwei Freunde heiter scherzend verabschiedet hatte. Sein Leichenbegängnis gestaltete sich auch durch die Teilnahme der Holländer und Schweizer Bruderkirchen und der Vertreter der preussischen Regierungen in Coblenz und Köln zu einer Kundgebung, wie sie der Bedeutung dieses seltenen Mannes entsprach.

Wie wenig diese dürftige Skizze ihm hat gerecht werden können. dessen ist sich der Verfasser am besten bewusst. Eingehendere, den zeitgeschichtlichen Hintergrund ausführlich zeichnende Würdigung bieten: Beyschlag, Bischof D. Reinkens und der deutsche Altkatholicismus (aus: Deutsches Wochenblatt, Berlin, Walther 1896); Nippold, Erinnerungen an Bischof Reinkens (aus: Jenaische Zeitung, Leipzig, Jansa, 1896) und die zahlreiche von mir im »Theol. Jahresbericht XVI.« S. 431 (Braunschweig, Schwetschke u. S. 1897) zusammengestellte Gedächtnislitteratur.

Kohlschmidt.

Stickel, Johann Gustav, Dr. theol. et phil. Geboren am 18. Juli 1805 zu Eisenach, gestorben am 21. Januar 1896 zu Jena. In St. ist nicht nur der Nestor unter den deutschen Universitätsprofessoren und der weit über die Grenzen der deutschen Gelehrtenwelt bekannte feinsinnige Orientalist und Kenner der muhammedanischen Numismatik heimgegangen, sondern auch ein Veteran aus Weimars Goethe-Zeit, der bis zuletzt mit seltener Frische des Geistes und liebevoller Treue die Erinnerung an jene Ausklänge der Weimarer Glanzperiode, insbesondere an seinen wiederholten amtlichen und persönlichen Verkehr mit dem Minister und Dichterfürsten pflegte und festhielt. Schon auf dem Gymnasium zu Weimar (wohin seine Eltern in dürftigen Verhältnissen übergesiedelt waren) trat seine hervorragende Begabung für Orientalia hervor. Als Primaner las und übersetzte er in einem Examen vor dem Generalsuperintendenten Röhr sein hebräisches Pensum aus unpunktiertem Text, so dass Karl Augusts freundliche Fürsorge ihn als vielversprechenden Schüler Gesenius in Halle zuzuführen bereit war. Herder's Buch vom Geist der hebräischen Poesie hatte ihn für alle Zeit innerlich der religiös-poetischen Welt des Orients gewonnen. Für seine numismatische Specialität war Goethe's Interesse von bestimmendem Einfluss. Nach glänzender Absolvierung der theologischen Kandidatenprüfung trat St. auf Anregung von Baumgarten-Crusius im November 1827, mittellos, doch in echtwissenschaftlichem Idealismus in die akademische Lehrthätigkeit in Jena ein, die nach dem raschen Steigen seiner Zuhörerzahl sich bald erfolgreich gestaltete. Die Ueberreichung seiner Habilitationsschrift (über das 3. Kap. des Propheten Habakuk) bei dem leitenden Minister machte ihn damals zuerst Goethe bekannt. Zwei Jahre darauf, im Herbst 1829, ward ihm durch eine Staatsunterstützung eine wissenschaftliche Reise nach Paris ermöglicht, die ihm unter Silvestre de Sacy's Leitung weitere orientalistische Schulung und durch ein Empfehlungsbriefchen von Goethe's Hand Zutritt in die geistig bedeutendsten Kreise der Weltstadt bot. Noch vor dem Ausbruch der Julirevolution, deren Vorwehen er dort aus unmittelbarster Nähe miterlebte, kehrte er in das bescheidene Saalestädt-

chen zur Wiederaufnahme seines Lehramtes zurück, von Goethe und der Grossherzogin Maria Paulowna huldvoll empfangen. Das ganze Gebiet semitischer Sprachkunde mit Einschluss insbesondere des Arabischen und Persischen hat er da angebaut und wusste auch bei den Studierenden für diese dem Brotstudium nicht zugehörigen Fächer ein Interesse zu wecken, das bis in die letzten Tage seiner über 136 Semester sich erstreckenden, immer mit unermüdlichem Fleiss vorbereiteten Docentenarbeit sich beständig erneut hat. Bis 1848 gehörte St. zunächst der theologischen Facultät an, in der er — als letzter — nach alter Weise durch eine fünfstündige feierliche Disputation (über den Goël in Hiob 19, 25—27) rite zum Doktor promovierte und 1833 zum ausserordentlichen Professor befördert wurde; dann trat er als ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen in die philosophische Facultät über. — Die erste litterarische Frucht seines Pariser Aufenthalts war 1834 die teilweise mit deutscher Uebersetzung besorgte Ausgabe der Sentenzen des Ali ben Ali Taleb arabisch und persisch mit grammatischen Anmerkungen und Glossar nach einer Weimarer Handschrift. — Sein Hauptinteresse wurde aber bald durch die Begründung des Grossherzoglichen orientalischen Münzkabinets, zu dem Karl Friedrich auf St.'s Veranlassung durch den Erwerb einer Münzsammlung des Herrnhuters Zwick in Sarepta an der Wolga den reichen Grundstock legte, in Anspruch genommen. Unter St.'s sorglichen Händen und feinfühlendem Spürsinn ist sie mit der Zeit auf 20000 Nummern und zu einer der bedeutendsten und wissenschaftlich wertvollsten der Welt geworden. Die Beschreibung und Würdigung dieser seiner Lieblingsschöpfung ist in den Schriften »das orientalische Münzkabinet in Jena« (Heft I und II, 1845 und 1870) niedergelegt. Zahlreiche Beiträge in der »Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft,« die 1845 unter seiner Mitwirkung ins Leben getreten war, bezeugen zudem sein immer tieferes Eindringen in das entlegene Forschungsgebiet der orientalischen Münzkunde. Aber auch noch reiches ungedrucktes Material hierüber hat der Verstorbene hinterlassen; durch Ankauf seitens der Grossherzoglichen Regierung ist seine weitere wissenschaftliche Verwertung gesichert. — Daneben aber ruhte die Beschäftigung mit den sprach- und religionswissenschaftlichen Problemen insbesondere des Alten Testaments durchaus nicht. Hierbei war es seine Eigenart, wie er sie in seinem handschriftlich hinterlassenen Lebensabriss selbst beschreibt: »nur die dunkleren Probleme reizten meine mit unermüdlicher Ausdauer und Zähigkeit begabte Natur.« So veröffentlichte er 1842 eine Arbeit über das Buch Hiob, in dem er nach Massgabe der rabbinischen Punktation eine genaue rythmische Gliederung nachzuweisen und in einer diesem Princip bis ins Einzelnste nachgebildeten Uebersetzung dem Verständnis nahezubringen suchte. Im Jahre 1850 folgte dann eine längere Abhandlung über den mutmasslichen Weg, den der Auszug der Israeliten durch das Nildelta genommen, über eine Furt in einem alten Kanal zwischen dem Roten Meere und den Bitterseen nördlich vom heutigen Suez, eine Annahme, die durch Heinrich Brugsch (l'exode et les monuments égyptiens, Leipzig 1875) indess wesentlich corrigiert worden ist. Zur Jubelfeier der Universität 1858 war er durch einen — freilich längst auch als Irrweg erwiesenen — Versuch, das Etruskische durch Erklärung von Inschriften und Namen als semitische Sprache festzustellen, vertreten. Gleicherweise glaubte er in den Ephesiae literae, der Inschrift der Diana von Ephesus, semitische Sprachreste wiederfinden zu können (1860) — sowenig seine darauf fussende Deutung: »Bleiche Finsternisse sind meine Finsternisse, blicke ver-

trauensvoll in das Feuer, jener ist gläubig der sein Leben es reinigend, weiht« ein wirkliches Verständnis ermöglicht. Und dreissig Jahre später (1888) hat er das Problem der litterarischen Zusammensetzung des Hohenliedes durch den Aufweis eines genauen dramatischen Aufbaus, der das Lied sogar als zur scenischen Aufführung bestimmt erscheinen lassen soll, zu lösen sich bemüht. Auch hier kann man seine Position: »der Text des Hohenliedes ist uns durchaus richtig überliefert«, »das Buch ist eine Einheit — ohne Lücken, das Lied der Lieder ist durchweg ein sittliches Buch, es ist ein Drama in der vollen und strengen Geltung dieses Begriffs mit Akten und Scenen« — kaum wissenschaftlich haltbar nennen. Budde hat in den Preuss. Jahrb. 1894 Okt. S. 92—111 mit all derartigen dramaturgischen Erklärungskünsten, die doch für St. keine Spielerei waren, wohl endgiltig aufgeräumt. So sind die Resultate von St.'s Forschungen vielfach mit Grund angefochten worden. Sein vorwiegend den dunkleren Problemen auf linguistischem und litterarhistorischem Gebiet zugewandter Entdeckereifer bevorzugte mit einem bis ins hohe Alter wunderbar frischen Enthusiasmus nicht selten den Weg geistreicher Combination vor dem der exakt nüchternen Untersuchung. Sein numismatisches Specialfach aber hat seinem eigenartigen Charisma ein schönes Teil bleibender Förderung zu verdanken. — An dankbaren Schülern wie an äusseren Ehren und Ordenszeichen hats ihm nicht gefehlt. Vor Allem der Weimarer Hof, vor den er oft zu Vorträgen geladen wurde, hielt grosse Stücke auf ihn. Die Wiener numismatische Gesellschaft ernannte ihn bei ihrer Gründung zu einem ihrer 5 Ehrenmitglieder, und der internationale Orientalistencongress in St. Petersburg übertrug ihm ein Präsidium in der Sektion für Archäologie und Numismatik. Mancherlei Rufen, die von auswärts zu einer Wirksamkeit in grösseren Kreisen an ihn ergingen, hat er abgesagt, um seinem Jena und seinem Fürstenhause die Treue zu halten. An der Universität war er, auch durch mancherlei Nebenämter, die ihn mit den Studierenden aller Fakultäten in Berührung brachten, eine der bekanntesten Persönlichkeiten. Dazu der breite geschichtliche Rahmen, von dem das Bild dieses stillbescheidenen, voll Müh und Arbeit glücklichen Gelehrtenlebens umfasst ist: er hat als Kind noch Napoleon I. gesehen, hat als Mann dem Dichterheros Goethe in sein geistsprühendes Auge geblickt und hat, noch wenig Jahre vor seinem Abscheiden, in den Jenaer Bismarktagen dem Baumeister des neuen Reiches die Hand drücken dürfen. Was er so alles, regen Anteil nehmend, mit erlebt hat und aus lebendigem Gedächtnis gerne mitteilend treu bewahrte, giebt seiner Persönlichkeit, die in unscheinbarer, doch ungemein charakteristischer Erscheinung die Geschichte eines Jahrhunderts in seiner Heimatstadt repräsentirte, gewiss auch für weitere Kreise ein Interesse, das mit seinem Tode nicht erloschen sein wird.

Vgl. P. Holzhausen in Deutsche Revue 1896. August. S. 233—239. — K. Siegfried in Prot. Kirchenzeitung 1896. No. 7. Sp. 145—152. — M. Jacobi in Deutsch. Protestantenblatt 1896. No. 11. Sp. 82—83).

Kohlschmidt.

Kahle, Marie geb. **Kessler,** war dreissig Jahre lang (1866—1896) eines der angesehensten Mitglieder des königlichen Schauspiels in Berlin. Sie wurde am 17. November 1844 in Weissenfels in Sachsen geboren. Ihr Vater war der am 6. Mai 1890 in Berlin verstorbene Schauspieler Albert Kessler. Unter seiner Direction begann sie 1859 in Flensburg ihre schauspielerische Laufbahn.

1860—64 gehörte sie dem Hoftheater in Hannover an, wo sie durch Karl Devrient künstlerisch gefördert wurde. 1864—66 war sie beim Deutschen Landestheater in Prag engagirt, wo Friedrike Herbst ihre Lehrerin war. Am 29. Januar 1866 gastirte sie zum ersten Mal als bezähmte Widerspenstige im königlichen Schauspielhaus in Berlin. Ihre nächsten Gastrollen waren Adelheid Runeck in »Den Journalisten« und Alwine in Benedix's »Störenfried«. Am 20. Juni 1880 verheiratete sie sich mit ihrem Collegen, dem königlichen Schauspieler Richard Kahle. Seit 1880 gehörte zu ihren engern Berufsgenossen nicht nur ihr innig und treu geliebter Gatte, der sie jetzt trostlosen Herzens betrauert, sondern auch ihr einziger Bruder Oscar Kessler. Am 1. Mai 1896 wurde sie auf ihren Wunsch pensionirt und bei dieser Gelegenheit zum Ehrenmitgliede des königlichen Schauspiels ernannt. Ihre Collegen verabschiedeten sich von der Sterbenskranken durch eine Adresse, in der als besondere Merkmale ihres Talents Geist, feiner Humor, echte Vornehmheit, Bescheidenheit der Natur hervorgehoben sind. Auch wurde ihr in dieser Adresse mit Recht nachgerühmt, dass sie »die Posaunenstösse der Reclame« stets verschmäht habe. Noch damals liess die Schwerleidende von der schönen freilich trügerischen Hoffnung nicht ab, als Ehrenmitglied wieder tätig sein zu können. Sie verliess ihr reizendes Landhaus im Grunewald, das sie erst kürzlich erbaut und bezogen hatte, und suchte Genesung durch einen Sommeraufenthalt in Berchtesgaden, wo sie am 10. August 1896 gestorben ist.

Ihren drei Berliner Jahrzehnten entsprachen fast genau drei Epochen ihrer Schauspielkunst. Von 1866 bis ungefähr 1876 war sie, um im Theaterjargon zu sprechen, jugendliche Liebhaberin, von 1876 bis 1886, wo Minona Frieb-Blumauer starb, war sie Salondame, von 1886 bis 1896 war sie humoristische Mutter. Ihre besten Erfolge hatte sie in der mittleren Epoche, die freilich schon im November 1872 mit Lindau's Magdalena begann. Marie K. war eine hochgewachsene überaus schlanke und dadurch vornehm wirkende Erscheinung. Der feine Kopf mit dem edel geschnittenen Profil verrieth noch bis in ihre letzten Tage die einstige Anmuth und Zartheit der Jugend. Als sie im April 1868 in der »Phaedra« des Prinzen Georg von Preussen die Ariadne gab, fand sie Karl Frenzel, später ihr treuester Lobredner, zu schmächtig und dürftig von Gestalt. Mit den Jahren aber ward aus der Schmächtigkeit Eleganz, aus der Dürftigkeit Noblesse. Erst die aristokratische Erscheinung gestattete ihr, sich im Spiel frei gehn zu lassen, eine saloppe, leicht schaukelnde Gangart, eine ungezwungene Haltung anzunehmen. Wie ihrer Minna von Barnhelm zwar der Lessingische Ernst, aber nicht die Lessingische Laune fehlte, so sah man es ihrem Spiel an, dass sie mit Lessing zu denen gehörte, die ihre Würde getrost von sich werfen dürfen, weil sie sich bewusst sind, sie in jedem Augenblick wieder aufnehmen zu können. Für die Empfindungen einer jungen Mädchenliebe fehlte ihr die Stärke des Herzensausdrucks. Sie trug ihr Herz auf der Zunge, aber noch mehr freilich trug diese beredte, frei und leicht und höchst anmuthig plaudernde, scharfe Zunge den geselligen Witz, besonders den saloppen, nicht allzu tiefen Salonwitz Paul Lindau's. Lindau und Lubliner lieferten ihr in den siebziger Jahren das bequemste und genehmste Repertoir; diese Autoren, mit denen sie etwas Neues schaffen konnte, standen ihrem Talente näher als etwa Freytag mit seinen »Journalisten«. Ihre Adelheid Runeck war eine muntere, gescheite, liebenswürdige, aber von Gemüth oberflächliche Dame. Auch für Bauernfeld war sie zu norddeutsch kühl. In diesem norddeutsch kühlen Wesen begegnete

sie sich mit dem standhaftesten Partner ihrer besten Zeit, mit Theodor Liedtcke, gegen den sie zuweilen spielte, wie eine feine Rassekatze gegen einen Bernhardiner: ein Pfötchen im Kampf mit einer Tatze, sie die Geschicktere, Durchtriebnere, Spitzere, er der Stärkere, Ehrlichere, Festere, sie witziger als er, er komischer als sie. Gingen solche Wortgefechte nicht allzu sehr in geistige oder seelische Tiefen (für Benedikt und Beatrice, für Petrucchio und Käthchen, für Minna und Tellheim reichte es nicht aus), so konnte man doch einen frohen, feinen Genuss davon haben. Benedix, Putlitz, Wichert wurden in ihrer Hausbackenheit durch dieses Spiel der Klingen geadelt. Als an Liedtcke's Bonvivantstelle ihr Bruder Oscar trat, ging sie zu den Müttern über und nahm mit Erfolg die gefährliche Erbschaft der grossen Frieb-Blumauer auf sich. Ein Mutterherz in seiner reichen Güte hat sie wohl nie entfaltet. Andrerseits lag ihr auch das Drastische einer sogenannten komischen Alten fern. Aber für feine oder fein thuende ältere Damen hatte sie viel übrig, und als Herzogin in Pailleron's »Welt in der man sich langweilt« beschloss sie ehrenvoll ihre ehrenvolle Laufbahn. Besonderer Gnade erfreute sich ihre Kunst bei Kaiser Wilhelm dem Ersten; es gehört nicht zu ihren geringsten Verdiensten, dass sie dem arbeitsvollen Leben des unermüdlichen alten Helden einige heitere Stunden verschaffte, wenn er hinter dem Vorhang seines verborgenen Logenwinkels auf die Bühne sah, und sie in seinen Lieblingsstücken, wie in Wichert's »Schritt vom Wege«, auftrat.

Paul Schlenther.

Müller, Theodor, Schauspieler, wurde am 1. Januar 1832 in Stargard geboren und starb am 7. September 1896 in Berlin im Krankenhaus am Friedrichshain, wo er Sommer über getrübten Geistes schwer gelitten hat. Er soll ursprünglich Conditor gewesen sein. Dann ging er zur Bühne und war nacheinander in Nürnberg, Bremen, Hamburg, Breslau, Berlin thätig. Seinen vorzüglichsten Wirkungskreis hatte er viele Jahre lang am Lobetheater in Breslau, dessen erster Komiker er gewesen ist. Nach Berlin kam er schon alternd und kränkelnd. Noch mehr aber, als er selbst, kränkelte und alterte das einst als Possenbühne berühmte Wallnertheater, bei dem er zunächst engagirt wurde. Das kümmerliche Repertoir dieses verendenden Instituts gab ihm in schlechten Stücken nur kleinere Episoden, in denen er seine unwiderstehliche, urwüchsige Komik bewähren konnte. Diese Komik lag hauptsächlich im Gesichtsausdruck. Es war erstaunlich, wohin seine Unterlippe überall gerathen konnte, wie sie scheinbar bald über der Nase, bald unter dem Kinn sass, wie lawinenartig sie anschwellen konnte. Dazu grinsten die kleinen, versteckten Augen verschmitzt und listig in den Possenunfug hinein, und auch der kurze, knollige Körper bog und krümmte sich wie ein dicker, entstachelter Igel. Dieser grotesken Komik aber fehlte jede äusserliche Verzerrung. Es waren Naturgesichter, kein Gesichterschneiden! Diese Komik vermochte auch zu ergreifen. Bei den Vorstellungen des Berliner Vereins »Freie Bühne« hat Müller das als alter Kopelke in Holz und Schlafs »Familie Selicke«, als Hausknecht Friebe in Hauptmann's »Friedensfest« und als Lumpensammler Hornig in »den Webern« bewiesen. Hier zeigte sich, dass seine Komik nicht bloss wirken, sondern auch gestalten konnte. Im eigensten Naturell fand er volkstümliches Leben. Sogar sein körperliches Leiden, seine Athemnoth, die ihm zuletzt nur noch den Flüsterlaut gestattete, wusste er zu künstlerischen Wirkungen zu verwerthen. Aber als sich auf der deutschen

Bühne Aufgaben des derben Realismus mehrten, waren die Kräfte des armen »Nasenmüller« schon verbraucht. Für das tragische Missgeschick dieses gediegnen Komikers ist es bezeichnend, dass er zwei Jahre vor seinem Tode dem Ruf Otto Brahm's an's Deutsche Theater nicht folgen konnte, weil ihn ein langer Vertrag an die nichtigste Berliner Ausstattungspossenbühne band. Hier musste der Mann, dem seine Kunst ernst und heilig war, im letzten Winter seines Lebens in der »Tollen Nacht« alltäglich den Barrisonvater spielen. Darüber brach er körperlich und geistig zusammen. Auf seinen Sarg legte ihm der Verein Freie Bühne einen Kranz, und die Inschrift der Schleife enthielt ein Wort, das Müller als Hornig tief ergreifend gesprochen hat, dessen Sinn auch er in seinem Kunstleben empfunden hat: »A jeder Mensch hoot halt an'n Sahnsucht!«

Paul Schlenther.

Maurice, Chéri, der Director des Thaliatheaters in Hamburg, war neben Laube der bedeutendste deutsche Bühnenleiter in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er wurde den 29. Mai 1805 in Agen, der Hauptstadt des Departements Lot-Garonne, von israelitischen Eltern geboren und hiess ursprünglich Charles Schwartzenberger. Sein Vater, Maurice Schwartzenberger (1780—1853), siedelte Mitte der zwanziger Jahre nach Hamburg über, wo er zunächst französische Schnäpse braute und dann, 1827, den Tivoligarten am Besenbinderhof übernahm. An beiden Betrieben beteiligte er seinen jungen Sohn Charles, und als er 1829 in St. Georg im Tivoligarten eine Sommerbühne für Volksbelustigungen einrichtete, erhielt Charles die Leitung. Zunächst hatte der junge Mann eine Rutschbahn zu beaufsichtigen und für tüchtige Pyrotechniker, Jongleure, Pagliazzi zu sorgen. Bald aber lockten auch schon Angelys' und Holtei's Vaudevilles zahlreiche Gäste vor die Tivolibühne, und der junge Maurice gab hier den Schauspielern des Steinstrassentheaters einen sommerlichen Unterschlupf. Wenn der Antrieb zu dieser Veredelung des Volksvergnügens auch von aussen an Maurice herangetreten sein mochte, so kam er diesem doch mit gutem Verständniss entgegen, und aus den dürftigen Anfängen entband sich schon früh sein Lebensberuf. Der Erste, der in diesem Berufe weiterhalf, war der Leiter des seit elf Jahren bestehenden Theaters in der Steinstrasse, Cassmann; er mochte einen Wettbewerber hier heranwachsen sehn und zog ihn 1831 als Mitdirector an seine eigne Bühne, die sich nun zum Tivolitheater verhielt, wie die kalte zur warmen Jahreszeit. Mit denselben Kräften wurde im Sommer hüben, im Winter drüben gespielt. Damit gelangte Maurice schon in die Bezirke Carl Töpfer's und Scribe's, neben denen auch Hamburgische Localpossen im Dialect und Parodien auf die ernsten grossen Opern gerieten. Und unter den Schauspielern befand sich schon ein Name, wie der Karl Meixners, des spätern genialen Characterkomikers am Wiener Burgtheater. Da ihm für sein Geschäft die französische Abkunft gedeihlicher erscheinen mochte, als die israelitische, so hatte Maurice den Vornamen des Vaters als Familiennamen angenommen; vor Allem aber strebte er danach, vollberechtigter Hamburger Bürger zu sein. Dazu trug bei, dass er sich am 31. Juli 1832 mit einer jungen Hamburgerin, Emilie Möller, verheiratete. Schon suchte sein Unternehmen mit dem altehrwürdigen Stadttheater, das noch immer der treffliche Friedr. Ludw. Schmidt leitete, zu wetteifern, und der alte Schmidt soll gesagt haben: »Der Knabe Charles fängt an, mir fürchterlich zu werden«. 1834 gelang es Maurice, für seine

Bühne vom Senat den Titel »Zweites Theater« zu erwirken. 1843 erhielt er selbst dafür die Concession, die bisher Cassmann's Schwiegermutter, die Wittwe Handje, besessen hatte. Alsbald wurde es seinem Unternehmergeist in der winkligen, schwer zugänglichen, feuergefährlichen Steinstrasse zu eng und zu unbehaglich. Am 9. November 1843 eröffnete er in nächster Nähe des innern Alsterbassins, am Pferdemarkt, ein neu erbautes, geräumiges, stattliches Haus, das er aber von Senatswegen mit Rücksicht auf das verwahrloste alte Stadttheater nicht mehr »Zweites Theater« nennen durfte. Nun, so nannte er es »Thaliatheater«. 42 Jahre lang hat er diese Bühne, die nur von ihm und durch ihn lebte, deren Ruhm sein Ruhm ist, selbständig geleitet. Gleich von vornherein hatte er durch günstigere Contractbedingungen die zugkräftigen deutschen Bühnenschriftsteller für sein Unternehmen zu interessiren gewusst. Bei der Auswahl dessen, was er brachte, verrieth sich freilich noch immer der ehemalige Rutschbahnwärter, und neben Gästen wie Wilhelm Kunst, Hendrichs, Louis Schneider, La Roche durfte sich 1844 in Raeder's »Artesischem Brunnen« auch ein lebendiges Kameel auf den Brettern des Thaliatheaters sehn lassen. Später noch mussten es sich Grössen der Schauspielkunst, wie Döring, Dessoir, Emil Devrient, gefallen lassen, dass auf dem von ihnen geweihten Schauplatz Bosco mit seinen Zauberkünsten und Klischnigg, der Affe, Athleten und Zwerge, Kinderballets und Magieprofessoren dem Hamburger Publicum näher ans Herz wuchsen als sie. In Repertoirangelegenheit ist Maurice stets ziemlich frei von litterarischen Vorurteilen gewesen. Schon im October 1843 sprach er den Grundsatz aus: »Der Schauspieldirector ist nur den praktischen Nutzen einer Bühnenarbeit zu würdigen berufen«. Den praktischen Nutzen bestimmte die Kasse, die Maurice seinem treuen Bruder Alfons anvertraute. Diesen Grundsatz hat Maurice Zeitlebens festgehalten. Der Litteratur stand er als Kaufmann gegenüber. Er nahm die verkäufliche Waare, wo er sie fand. Aber, und darin liegt sein künstlerisches Verdienst, er gab die Waare nicht früher aus der Hand, als bis sie so gut und auch so solid wie möglich herausgeputzt war. Stücke liess er Andre schreiben, und jedes Stück, welchem Publicum zulief, war ihm recht. Demgemäss verwendete er auch auf die Aufführung jedweden Stückes dieselbe liebevolle Sorgfalt. Eine musterhafte Darstellung war für ihn Ehrensache. Und wenn er Zeitlebens das Gastspielunwesen eher begünstigte als bekämpfte, so sorgte er doch dafür, dass der reisende Künstler bei ihm ein Ensemble vorfand, von dem er nur dann abstach, wenn er Virtuosenmätzchen machte. 1840—80, wo Maurice's Kraft blühte, war es um die Theaterdichtung übel bestellt. Auf verwehender klassischer Spur quälten sich marklose Epigonen mit ihren iambischen Buchdramen ab; vor dieser unlebendigen Gattung blieb Maurice's scharfer Instinct für Bühnenwirkungen immer bewahrt. Diese Gattung discreditirte ihm vom Theaterstandpunkt aus zeitweilig auch die grossen klassischen Vorbilder der armseligen Epigonen. Nur vorübergehend liess er sich durch seine vortrefflichen, höher strebenden Regisseure, Heinrich Marr und C. A. Görner, zu Concessionen an das »Hochpoetische« verleiten. Bald nach solchen litterarischen Tollkühnheiten pflegte Bruder Alfons' Kassenrapport zum Schmerze Marr's, Görner's und so manches entwicklungsfähigen Schauspielers einen Riegel vorzuschieben und nachdrücklich auf die Birch-Pfeiffer, auf Gutzkow, auf Benedix und seine Nachahmer, auf französische Faiseure hinzuweisen oder gar den höheren Blödsinn der Berliner Gesangspossen herbeizuwinken. Und, mag man's nun beklagen oder loben, alle diese

Kulissenreisser, die in ihrer Art nicht minder leblos waren als jene Schulmeisteriamben, gewannen im Hamburger Thaliatheater für die damalige Zeit wenigstens den Schein des Lebens: denn die alte Hamburger Tradition des Realismus in der Schauspielkunst fand hier unter Maurice's Direction einen Hegeherd. So wurde zu Hamburg unter Maurice in den fünfziger Jahren durch Friederike Gossmann im Thaliatheater die Birch-Pfeiffer'sche Grille, durch Marie Seebach die Birch-Pfeiffer'sche Waise von Lowood lebendig. Als Maurice 1868 das 25jährige Stiftungsfest seines Thaliatheaters feierte, machte sich sein damaliger erster Komiker, Emil Thomas, den sinnreichen Scherz, in einer Tischrede die Titel fast sämmtlicher im Thaliatheater seit einem Vierteljahrhundert aufgeführten Novitäten zusammenzufassen. Der Scherz ist ihm glänzend gelungen und muss bei jenem Festmahl in Thomasens pointirter Vortragsweise kräftigst eingeschlagen haben, aber welch eine Staubwolke, welch ein Modergeruch kommt einem jetzt, wo diese Stücke fast alle todt und vergessen sind, aus den zahllosen Titeln entgegen! Wenn man unversehens darunter auf einen Titel, wie »Die Journalisten« stösst, so möchte man fragen: Was wollt ihr munteren Knaben in der Todtenkammer? Schon bei Lebzeiten dieser Theatermachwerke dürfte ein so edler und würdiger Künstler, wie Heinrich Marr, ihren Leichenduft verspürt haben; und wenn Marr 1852 nach vierjähriger heilsamer Wirksamkeit als Regisseur und Schauspieler trotz längerem Contract seine Vaterstadt Hamburg plötzlich verliess, so mögen die Repertoirverhältnisse des Thaliatheaters daran nicht ganz unschuldig gewesen sein. Aber 1857 kehrte Marr zurück und schloss mit Maurice (der ausgezeichnete Regisseur und Schauspieler mit dem immer vorzüglicher werdenden Director) einen Bund der Ergänzungen, der zum Segen ihrer Bühne dauerte, bis Marr 1871 starb. Und wenn Marr's Tod keine allzu grosse Lücke riss, so lag es daran, dass Maurice und sein andrer Regisseur C. A. Görner genug von der Regiekunst des Alten profitirt hatten. Maurice aber war von allen litterarischen Vorurteilen so frei, dass ihm auch ein Vorurtheil gegen das Drama hohen Stiles eigentlich fehlte. Wenn Dawison als Richard der Dritte Geschäfte machte, Ira Aldridge in seiner afrikanischen Naturfarbe den Othello spielte, die Rachel in französischer Sprache als Phaedra oder die Ristori in italienischer Sprache als Medea bei ihm auftrat, so war ihm und seinem Bruder Kassierer das ebenso genehm, wie wenn Fanny Elssler oder die Pepita tanzten, Roger oder die Sontag sangen, Nestroy, Scholz oder Gern Possen trieben. Mit der Zeit hatte er sich auch eine Grenze nach unten gezogen; Affen und Kameele traten im Thaliatheater nicht mehr auf. Hingegen litt er es bisweilen wohl, entwicklungsfähige und entwicklungsbedürftige Talente unter seinen Schauspielern auch in klassischen Rollen vorzuführen. Die junge Lina Fuhr durfte bei ihm Maria Stuart, die junge Seebach durfte bei ihm zum ersten Mal ihr Gretchen, Charlotte Wolter durfte bei ihm zum ersten Mal die Iphigenie darstellen. Und wenn er diese Lichtgestalten werden sah, so hatte M. dieselbe Entdeckerfreude, wie wenn sich auf seiner Bühne ein Hamburger Droschkenkutscher als Theodor Wachtel entpuppte. Charlotte Wolter und andere Zierden des Wiener Burgtheaters, wie Zerline Gabillon, Friederike Gossmann, Marie Bossler, Antonie Janisch, Helene Hartmann (unter den berühmten Zöglingen des Thaliatheaters waren immer viel mehr Frauen als Männer) haben bezeugt, wie entscheidend sie ein längeres oder kürzeres Verweilen bei M. gefördert hat. Meistens war dieses Verweilen recht kurz. Denn keiner wusste die Erziehung des Thaliatheaters so gut zu

würdigen, wie der Burgtheaterdirector Heinrich Laube, den M. grollend den Rattenfänger von Hameln nannte, wenn er ihm mit seiner Wiener Lockpfeife wieder einmal ein zartes Mäuschen weggepfiffen hatte. Zwischen den beiden gleichaltrigen Lehrmeistern der Schauspielkunst bestand eine herbe Kriegsstimmung; wenn sie in Karlsbad zur Kur zusammentrafen, gingen sie scheel an einander vorüber; in der deutschen Theatergeschichte unsres Jahrhunderts aber ragen sie Hand in Hand über alle Intendanzen und Excellenzen ihrer Zeit hoch hervor. M.'s Verdienste sind nirgend überschwänglicher anerkannt worden, als in der Schauspielerwelt. Wenn der Knabe Charles einst etwas kokett seinen ursprünglichen Vornamen änderte, so ist er im Verlauf eines mehr als neunzigjährigen, reich gesegneten Lebens denen, für deren Kunst er länger als ein halbes Jahrhundert gewirkt hat, wirklich der Chéri geworden. Sein scharfer Blick für schauspielerische Naturbegabung hat ihn selten getäuscht. Er selbst erzählt launig, durch eine einzige Ausnahme die Regel aufs beste bestätigend, wie er einst eine blutjunge kleine blonde Maid als talentlos weggeschickt habe, und diese Naive habe Hedwig Raabe geheissen.

So könnte der kleine alte Mann mit der schwarzgefärbten Haartolle und dem schwarzgefärbten Bärtchen, mit dem halbfranzösischen Deutsch und dem klugen semitischen Gesichtsausdruck, mit den listig und feurig blitzenden Aeuglein, mit der Leidenschaft für schöne Frauen und der wunderbar ausdauernden Lebenskraft nach seinem Tode glücklich zu preisen sein, wenn nicht auch an dieses Leben einmal die Hybris getastet und für eine kaum ganz unbegründete üble Nachrede gesorgt hätte. Der wunde Punkt in M.'s Hamburgischem Theaterleben war die Concurrenz jenes Stadttheaters, das nach dem Tode des alten Schmidt auf Abwege gerieth und dem jungen thatkräftigen Nebenbuhler vom Pferdemarkt bald Gedanken der Zerstörung, bald Gedanken der Eroberung in die ehrgeizige und erwerbslustige Seele legte. In Uhdes[1]) allerdings oft recht gehässiger und zwar etwas spiessbürgerlich gehässiger Darstellung spielt »C. M. Schwartzenberger« keine sehr vortheilhafte Rolle, und die Vertheidigung Ortmann's[2]) in seinem kritiklosen Panegyrikus auf das Thaliatheater und dessen Director widerlegt Uhde's Angriffe nicht scharf und schlagend genug. Zweimal hat M. den freilich misslungenen Versuch gemacht, die Hamburger Theater ebenso zu monopolisiren, wie es ein halbes Jahrhundert später zum schlimmen Schaden der Hamburger Kunstverhältnisse Pollini tat. Als 1846 die Zustände im Stadttheater gänzlich verfahren waren, und die alte Direction Cornet-Mühling vor ihrem Ende stand, kam M. mit dem Berliner Hofschauspieler Louis Schneider, der häufiger im Thaliatheater gastirt hatte, dahin überein, dass sie sich selbander um die Pachtung des Stadttheaters bewarben. Am 26. Februar 1847 nahm der Senat diese Bewerbung an; aber König Friedrich Wilhelm IV, dessen Vorleser Schneider war, erhob Einspruch, und schon am 16. April trat Schneider von seiner Hamburger Verpflichtung zurück. An seiner Stelle verband sich mit M. der in Hamburg sehr beliebte Heldendarsteller Jean Baptist Baison. Am 21. April 1847 eröffneten Baison und M. ihre Direction im Stadttheater mit Goethes »Egmont«. Man sagte dieser Vorstellung und auch

[1]) Das Stadttheater in Hamburg 1827—1877. Von Hermann Uhde. Stuttgart 1879.

[2]) Fünfzig Jahre eines deutschen Theaterdirectors. Von Reinhold Ortmann. Hamburg 1881. Dazu vgl. Das Thaliatheater in Hamburg von 1843—1893. Von Alfred Schönwald. Hamburg.

den andern Schauspielvorstellungen nichts Gutes nach. Besser soll es mit der Oper bestellt gewesen sein. M. aber gerieth in den Verdacht, dass er zu Gunsten seines Eigenthums am Pferdemarkt das von ihm nur mitgepachtete Haus am Dammthor absichtlich discreditiren wollte. Von diesem Verdachte war auch sein Parteigenosse Baison beseelt. Zwischen Beiden brach helle Feindschaft aus, und es kam schon im September 1847 über die Competenzen beider Theater sogar zu einem gerichtlichen Process, in dem Maurice wider Baison und Maurice Klage erhob. Am 12. October 1847 wurde M. aus dem Pachtverhältniss entlassen, und das Ergebniss dieser kaum halbjährigen Sommercampagne feindlicher Brüder war ein Fehlbetrag von 11500 Thalern. An M.'s Stelle verband sich nun mit Baison ein guter, aber geschäftsuntüchtiger Mann Namens Wurda, der sein Theil beitrug, das Hamburger Stadttheater, die edle Schöpfung des grossen Friedr. Ludw. Schröder, vollends zum Schiffbruch zu führen. Als am 19. Januar 1849 Baison starb und der zusammenkrachenden Bühne auch noch den Werth seines grossen Rufes als Schauspieler nahm, war guter Rath theuer. Ungewitzigt durch trübe Erfahrungen meldete sich wiederum M. Diesmal aber stellte er die Bedingung, dass beide Theater nicht, wie dazumal 1847, getrennt, mit besonderem Personal und Repertoir bewirthschaftet wurden, sondern dass Dammthor und Pferdemarkt, seine Pachtung und sein Eigenthum, zu ein und demselben Betriebe mit einander verwuchsen. Senat und Actionäre liessen sich in ihrer Noth darauf ein, und am 1. April 1849 begann die Firma Maurice und Wurda mit einem Capital von 30000 Thalern das Geschäft im Stadttheater. Die politischen Unruhen jener nachmärzlichen Zeit wirkten mit, den unförmlichen und unnatürlichen Doppelbetrieb zu erschweren. M. hetzte einen Gast nach dem Andern bald über diese bald über jene Bretter, die Oper nahm einen ungebührlichen Raum ein, und im Schauspiel herrschten die Komiker mit niedrigen pasquillantischen Künsten vor. Man klagte, dass die an's kleine Thaliatheater gewöhnten Schauspieler, die oft an einem Abend diesseits wie jenseits der Alster auftreten mussten, im grossen Stadttheater nicht zu verstehn wären. Das Publicum vernachlässigte beide Bühnen. Carl Töpfer, der in seiner Zeitschrift »Der Recensent« entschieden gegen Maurice-Wurda Partei nahm, machte den Witz: »Die Vereinigten Theater in Hamburg haben, wie die Vereinigten Staaten in Amerika, viel Raum und wenig Bewohner«. Trotzdem hielt sich die Direction, in der Wurda nicht viel mehr als ein Strohmann war, volle fünf Jahre, bis zum 25. Juli 1854. Länger aber ging es nicht. Man hatte in dieser Zeit 167000 Thaler mehr ausgegeben als eingenommen. Wie bei der ersten besten Wandertruppe, sollten die Mitglieder des vornehmen und berühmten Hamburger Stadttheaters auf Theilung weiter spielen. M. zog sich am 4. August 1854 schwer gerupft aus der Affaire, und seine Sünden gegen das übel behandelte Stadttheater sollten ihm an seinem vielgeliebten Thaliatheater vergolten werden. Man prüfte seine Concession nach und fand, dass sie ihm 1843 »nunmehro bis auf weiteres« erteilt worden sei. Diese scheinbar unschuldige Clausel »bis auf weiteres« passte gut für einen Advocatenkniff, und im November 1854 setzten es die Actionäre des Stadttheaters beim Senate durch, dass auf Grund jener Klausel dem Thaliatheater die Concession »angemessen« beschränkt wurde. M., dem man vorwarf, geflissentlich das Stadttheater ruinirt zu haben, durfte nun am Thaliatheater nur »Lustspiele« geben. Als er mit dieser Einengung am 1. März 1855 das Thaliatheater wieder aufmachte, kam es zu wunderlichen Zwisten. La Roche sollte als

Shylock gastiren, und die ästhetische Frage, ob Shakespeare's »Kaufmann von Venedig« eine Komödie oder eine Tragödie sei, wurde hier zu einem eminent praktischen Streitfall. Charlotte Birch-Pfeiffer musste ihr Schauspiel »Die Grille« als ländliches Charaktergemälde bezeichnen, damit die Gossmann im Thaliatheater darin auftreten konnte; aber das Stadttheater merkte den Coup, und nach dem neunten Mal verschwand die Grille vom Thaliatheater. An Schiller's hundertstem Geburtstag durfte bei der Schillerfeier im Thaliatheater von Schillers eignen Werken nur »Wallensteins Lager«, weil das »lustig« ist, zur Aufführung kommen. Dem nach wie vor auf's übelste berathenen Stadttheater half dieser Kunstschutzzoll nicht das Mindeste. Vom Thaliatheater aber konnte ein Kritiker damals schreiben: »Gerade weil sich die Gesellschaft unter Marr's Regie so beschränken muss, ist sie so vorzüglich geworden«. Endlich, 1860, hatte der Senat ein Einsehen und erweiterte die Concession wieder zu ihrem alten Umfang. Aber Posse und Lustspiel, in der Talente, wie Marie Geistinger, Anna Schramm, später Ernestine Wegner, emporkamen, blieben nach wie vor die eigentliche Domäne des Thaliatheaters, und je älter M. wurde, desto mehr musste er sich mit der theatralischen Dutzendwaare behelfen. Desto seltener wurden freilich auch die grossen schauspielerischen Talente, die seiner strengen Schule entwuchsen. 1885 war er des Scepters müd geworden. Sein Sohn Gustav trat an die Stelle, ohne den Vater ersetzen zu können. Der Vater gab ihm daher einen schlauen Geschäftsmann, den Stadttheaterdirector Pollini, an die Seite. Aber auch diese Allianz der beiden feindlichen Bühnen hielt sich nur zwei Jahre. Seit 1887 führte Gustav Maurice das Thaliatheater allein fort, bis er, kurz vor dem 50järigen Jubiläum seines Hauses, Anfang November 1893 starb. Nun trat der 88jährige Alte noch einmal an das Ruder des stark defect gewordenen Fahrzeugs und hielt es noch ein Jahr lang nothdürftig über Wasser. Dann erschien als Retter in der Noth wiederum Pollini, und als M. am 27. Januar 1896 endlich sanft und ohne Krankheit starb, waren Thaliatheater und Stadttheater zu Hamburg abermals in einer Hand und diesmal auch in einem Besitz.

Paul Schlenther.

Bruckner, Anton. Am 11. Oktober 1896 ist zu Wien in der ihm durch kaiserliche Huld eingeräumten Wohnung im sogen. Kustodentrakt des Lustschlosses Belvedere der Tondichter Anton B. einem Herzleiden erlegen. Eine echte, ursprüngliche Künstlernatur hatte da ihren Lebenslauf vollendet. Solcher Bezeichnung Würdige sind aber nicht so viele, dass wir nicht bei dem Gedenken des Dahingeschiedenen einen Augenblick verweilen sollten. Es war im April des Jahres 1865, als durch die Wiener Blätter [1]) die Nachricht von dem bedeutenden Erfolge lief, den die Aufführung einer Messe von B. in der Linzer Domkirche gehabt und der zu einer neuerlichen, ungekürzten Aufführung in einem geistlichen Konzert ermuntert habe. B., damals Domorganist in Linz, wird als »bedeutendster Schüler Sechters und renommirter Orgelspieler« bezeichnet. Sein Ruf als Orgelvirtuose war demnach schon begründet, als Tonsetzer dagegen stand er, obgleich schon im 41. Lebensjahre, noch am Anfang seiner Laufbahn, seine Hauptwerke hatte er noch nicht geschrieben, und wir können daher im Gegensatz zu so vielen frühentwickelten Talenten

[1]) Neue freie Presse vom 11. April 1865, Fremdenblatt vom 14. April 1865.

hier von einer Spätreife des Meisters sprechen. Seit jenem Erfolge hatte ein Teil der massgebenden musikalischen Kreise Wiens B. im Auge behalten und nach dem Tode Sechters (12. September 1867) dessen Berufung als Nachfolger in der Lehrthätigkeit am Wiener Konservatorium betrieben und durchgesetzt. Im Herbst 1868 trat er sein Amt an und übersiedelte dauernd nach Wien. — So zerfällt naturgemäss sein Leben und Wirken in zwei Abschnitte, die erste Hälfte verbracht auf dem Boden seiner engeren Heimat Oberösterreich, der er übrigens bis zu seinem Lebensende schwärmerisch anhänglich blieb, und die zweite Hälfte, sein Wirken in der Reichshauptstadt, auf dem Boden heisser Kämpfe für und gegen den Fortschritt in unsrer Kunst. — Die äusseren Lebensverhältnisse B.'s in der ersten Zeit haben grosse Aehnlichkeit mit dem Schicksale Franz Schuberts. Wie dieser als Sohn eines Lehrers von bäuerlicher Abstammung geboren[1]), mit zahlreichen Geschwistern, aber keinen Glücksgütern gesegnet, wurde auch B. wie Schubert zunächst als Sängerknabe ausgebildet, und nach Vollendung eines pädagogischen Kurses zum Schulgehilfen bestellt[2]). Freilich, während sich für Schubert dies Alles im Weichbilde Wiens abspielte, musste B. wandern. Als Sängerknabe kam er ins Chorherren-Stift St. Florian, das dem verwaisten Knaben eine Zuflucht bot, wie es später dem jungen Lehrer eine würdigere Berufsstätte erschloss. Nach vierjähriger musikalischer Ausbildung zu St. Florian besuchte er den Präparandenkursus in Linz und wurde dann Schulgehilfe zu Windhag (Windhaag) a. d. Maltsch (1840)[3]). In gleicher Eigenschaft soll er später nach Kronstorf bei Steyr versetzt worden sein und es wäre möglich, dass von jener Zeit seine Anhänglichkeit an Steyr und dessen Stadtpfarrhof herrührt, in dessen

---

[1]) Nach dem Geburts- und Taufbuch der Pfarre Ansfelden tom. IV fol. 12 ist Anton Josef Bruckner am 4. September 1824 zu Ansfelden Nr. 29 geboren. Seine Eltern und Grosseltern waren:

Josef Bruckner, Schullehrer	Franziska Kletzer,	Ferdinand Helm, Amtsverwalter in Neuzeug	Anna Maria Mayrhofer
Anton Bruckner, Schullehrer		Therese Helm	
Anton Josef			

(nebst 11 anderen Geschwistern, wovon noch zwei am Leben).

[2]) Hier und später, wo nicht eine unmittelbare Quelle bezeichnet ist, folge ich nachstehenden, unter einander in enger Beziehung stehenden Aufzeichnungen:

1) Johann Herbeck. Ein Lebensbild von seinem Sohne Ludwig. Wien 1885.

2) Karl Egsch (J. N. Kerschagl). Ein österreichischer Schulmeister. Oesterreich. Schulzeitung. 1894. Nr. 23, S. 385 ff. (Beruft sich hauptsächlich auf persönliche Mitteilungen des Bruckner befreundeten Lisztschülers und Lisztbiographen August Göllerich.)

3) Anton Bruckner. Zur 70. Wiederkehr seines Geburtstages von Dr. Theodor Helm. Deutsche Ztg. v. 3. u. 4. Sept. 1894, Nr. 8147 und 8148 (fusst auf Egsch mit Richtigstellung einiger Zeitangaben).

4) Franz Brunner. Dr. Anton Bruckner. Ein Lebensbild. Aus Anlass der Enthüllung einer Gedenktafel auf (?) dem Geburtshause Bruckner's durch die Liedertafel »Frohsinn« am 12. Mai 1895 herausgegeben vom Oberösterreichischen Volksbildungsvereine. Linz 1895. (Benützt die vorangeführten Schriften, sowie andere Mitteilungen aus Wiener und Provinzzeitungen.)

5) Anton Bruckner †. Von Dr. Robert Hirschfeld. Wiener Abendpost (Beilage zur Wiener Zeitung) v. 12. Oktob. 1896, Nr. 235 (zitirt Brunner, ergänzt ihn nach Aufzeichnungen von Dr. Theodor Helm).

[3]) Dort wurde am 4. Juli d. J. eine zur Erinnerung an Bruckner's Aufenthalt angebrachte Gedenktafel enthüllt.

gastlichem Heim er später öfter geweilt hat[1]), und auf dessen Friedhof er begraben sein wollte, falls er nicht in St. Florian die letztwillig angeordnete Ruhestätte fände[2]). Im Jahre 1845 wurde B. von der damals sehr abhängigen, sozusagen der ganzen Gemeinde dienstpflichtigen Stellung eines Schulgehilfen (Unterlehrers) befreit, indem er nach abgelegter Prüfung als Lehrer nach St. Florian berufen ward. Von noch grösserer Bedeutung wurde für ihn das Dienstverhältnis, das ihn seit 1851 mit der Stiftsorgel in Berührung brachte, indem er die Stelle eines Stiftsorganisten erhielt[3]). Die Orgel an und für sich und nun gar das machtvolle, berühmte Werk zu St. Florian mussten seinem aufs Kraftvolle gerichteten, mit dem Gegensatz kindlicher Zartheit gepaarten Musiksinn ungemein entgegenkommen. Hier entstanden die ersten uns erhaltenen und viele andere Kompositionen, von deren Entwerfung oder Aufführung wenigstens berichtet wird. 1853 machte er den ersten Versuch, sich mit den kirchenmusikalischen Persönlichkeiten Wiens bekannt zu machen. Er legte vor dem Hofkapellmeister Assmayer eine Orgelprüfung ab, lernte den Hoforganisten Sechter kennen, dessen Schüler er — glücklicher als Schubert in diesem Falle — im Jahre 1856 wurde, freilich nur in der Weise, dass er von seinem Berufsorte Linz zeitweilig nach Wien fuhr, um Sechter seine kontrapunktischen Arbeiten zur Durchsicht und anknüpfenden Belehrung vorzulegen. Er war nämlich mittlerweile — im selben Jahre 1856 — nach einem Probespiel mehrerer Bewerber in der Linzer Domkirche zum Domorganisten daselbst bestellt worden und es musste sich naturgemäss mit dieser Berufung in die Landeshauptstadt wieder eine Erweiterung seines Gesichtskreises vollziehen. Dort wurde er auch in die heitergeselligen Kreise des Männergesanges gezogen, die in Linz zu jener Zeit durch die Liedertafel »Frohsinn«, den »Sängerbund« und den Verein »Kränzchen« vertreten waren. Er wirkte auch zeitweilig als Chormeister der erstgenannten Liedertafel. Diesem Umstande verdankt der qualitativ nicht allzu reiche Schatz von Männerchören einige kräftig-schöne Beiträge, u. A. den Chor »Germanenzug«, dem bei dem ersten oberösterreichischen Sängerfest (4.—6. Juni 1865) der zweite Preis zuerkannt wurde[4]). Die Aufführung fand im Festkonzert am 5. Juni unter Leitung des Komponisten statt. Nach Beendigung seiner Studien legte B. im Jahre 1861 am Wiener Konservatorium vor einer Kommission, bestehend aus den Lehrern Sechter, Hellmesberger, Dessoff, Herbeck und dem Schulrat Becker, die Reifeprüfung im Kontrapunkt ab, und zwar in der Weise, dass ihm oblag, ein achttaktiges gegebenes Thema auf der Orgel der Josefstädter Piaristenkirche zu einer Fuge zu verarbeiten. Es wird weiter berichtet, dass er in den Jahren 1861—1863 unter dem Theaterkapellmeister Kitzler in Linz Orchesterstudien machte. Als Frucht dieser Lehrjahre entsteht 1864 sein erstes grosses und reifes Werk, die Messe in D, deren Aufführung im Jahre 1865 und ihre Wirkung eingangs erwähnt worden sind. — 1865 ist aber auch ein Wanderjahr B.'s. Nicht eben weit, ins benachbarte Bayerland geht die Reise. Um so tiefer und nachhaltiger ist aber der Ein-

[1]) Mindestens im Sommer 1886 und 1894, vgl. unter das Verzeichnis seiner Werke und die nächste Anmerkung.

[2]) Dies bestimmt ein Kodizill de dato Steyr 25. Sept. 1894 als Ergänzung zu den bezüglichen Bestimmungen des Testaments, die man in dem unten im Anhang mitgeteilten Auszuge nachlesen wolle.

[3]) Mit 80 fl. jährlichem Gehalt.

[4]) Linzer Zeitung vom 7. Juni 1865. Die Preise waren 100 fl., 60 fl., 40 fl.

druck, den die ihm das erstemal lebendig entgegentretenden Töne von Tristan und Isolde auf seine Tonphantasie machen mussten und machten. Er lernt Richard Wagner in München kennen und spielt — nicht ihm — sondern Bülow Stücke aus seiner eben geschaffenen ersten Symphonie vor [1]). Das hier angeknüpfte persönliche Verhältnis zu Richard Wagner scheint bis zu dessen Tode ein ungetrübt herzliches gewesen zu sein, während Bülow sich bald gänzlich ablehnend verhielt. Muss es auch einer künftigen Lebensbeschreibung vorbehalten bleiben, diese Beziehungen vollkommen klarzulegen und womöglich zu motivieren, so kann doch schon hier darauf hingewiesen werden, wie dem grossen Meister die künstlerische Natur B.'s walverwandt erscheinen musste, ihm, der zu wiederholten Malen in seinen Schriften selbstbewusste Kraft und Stärke statt der beliebten ängstlich-vornehmen Abtönung dem Kunstleben seiner Zeit wiedergegeben wünscht. Wagner sandte ihm denn auch einen Schlusschor der noch nicht veröffentlichten Meistersinger [2]), den B. in einem Festkonzert seines Gesangvereins am 4. April 1868 zur Aufführung brachte. Wagner nahm auch die symphonische Widmung B.'s gerne entgegen, wobei er sich von den beiden ihm vorgelegten Symphonien, der zweiten und dritten, für die letztere entschied [3]). In dieses letzte Jahr seiner Thätigkeit zu Linz fällt noch der Versuch, seine erste Symphonie in einem Konzert (9. Mai 1868) zur Aufführung zu bringen. Dieser Versuch konnte weder mit Rücksicht auf die mitwirkenden Kräfte, noch auf die musikalische Vorbildung der Zuhörer befriedigend ausfallen. So wandte er sich wieder der Kirchenmusik zu und schrieb zwei Messen, die eine zur Einweihung einer Votivkapelle im Dom zu Linz (No. 2 in E) und eine dritte in F-moll, die er auch noch zu Weihnachten 1868 vollendet haben soll [4]). Mittlerweile war der Wendepunkt in seinem Leben eingetreten, der ihm die grossen Anregungen und bedeutenden Kunstmittel der Grossstadt erschliessen, ihm aber auch neue und schwierige Kämpfe bereiten sollte. Im Schuljahre 1868/69 erscheint B. das erstemal als Lehrer für Harmonielehre, Kontrapunkt und Orgel am Wiener Konservatorium, vom Schuljahre 1871/72 an mit dem Titel eines Professors, er wirkt an dieser Anstalt durch 22 Jahre und tritt mit dem Schuljahre 1890/91 in den Ruhestand [5]). Gleich nach Abschluss des Vertrages mit der Leitung der (Wiener) Gesellschaft der Musikfreunde, (bis heute ist das Wiener Konservatorium eine Privatschule dieser Gesellschaft), schlägt Herbeck, der zugleich Hofkapellmeister ist, in Erfüllung seines B. gegebenen Versprechens [6]) in einem Bericht an das Obersthofmeisteramt [7]) B. zum Exspektanten bei der Orgel in der kk. Hofmusikkapelle vor. Er schreibt, dass »durch B.'s An-

---

[1]) S. das Datum der Beendigung des Scherzo in der ersten Bearbeitung (»München«).

[2]) Doch wohl nicht den nur dramatisch möglichen Schluss des 2. Aktes, wie in der Linzer Zeitung vom 7. April 1868 und danach bei Brunner u. A. zu lesen ist; vielmehr dürfte aus der Bezeichnung »Baritonsolo mit gemischtem Chor und Orchesterbegleitung« im betreffenden Konzertprogramm (abgedruckt in der Linzer Zeitung vom 4. April 1868) zu entnehmen sein, dass das Finale des 3. Aktes gesungen wurde.

[3]) Josef Schalk, Anton Bruckner (Nachruf) im 24. Jahresbericht des W. Akademischen Wagnervereines. Wien 1897. S. 16.

[4]) Von diesen beiden Messen fanden sich die Manuskripte im Nachlass nicht vor.

[5]) Jahresberichte des Wiener Konservatorium. Ueber Herbeck's Bemühungen, Bruckner zu gewinnen, s. L. Herbeck S. 231 und Anhang S. 78 und 398.

[6]) Im zweiten der bei Herbeck veröffentlichten Briefe.

[7]) Vom 8. August 1868 Z. 74.

stellung der Kreis hervorragender Künstler an der Hofmusikkapelle in wünschenswerter Weise bereichert« würde, und weist auf dessen eben erfolgte Berufung an Stelle Sechter's an das Wiener Konservatorium hin. B.'s Ernennung in obiger Eigenschaft erfolgt mit Dekret vom 8. September 1868. Fast 10 Jahre dauert die Exspektanz, mit Dekret vom 19. Januar 1878 wird er unter die wirklichen Mitglieder eingereiht[1]). Das Institut gewährt insofern die Vorteile einer Altersversorgung, als die wirklichen Mitglieder ohne Rücksicht auf Verwendbarkeit bis an ihr Lebensende volle Bezüge geniessen. So war auch für B. die mit Dekret vom 24. Oktober 1892 erfolgte Enthebung vom Dienste mit keiner materiellen Einbusse verbunden (ausser dem Wegfall einer etwaigen weiteren Oktennalzulage). Fügen wir hier gleich an, dass er im Jahre 1875 auch noch das sehnlich angestrebte Ziel erreichte, an der Universität Vorträge über Musiktheorie halten zu dürfen (Lektorat), so haben wir ein Bild seiner vielseitigen äusseren Thätigkeit, die, soweit es seinen Lehrberuf betrifft, wohl bedeutender nach der anregenden, als nach der positiv-belehrenden Seite hin gewesen ist. Als freier Orgelvirtuose war B. indessen zu einer Meisterschaft gediehen, die die Geschichte allerdings nur nach der Wirkung auf die Zeitgenossen zu beurteilen vermag. Zwei Kunstreisen verliehen ihm europäische Berühmtheit. Die erste, unternommen 1869 zu einem Wettspiel in Nancy, trug ihm dort und in Paris reiche Ehren ein. Ein zweiter Anlass war die Einladung, die der Ausschuss der Londoner Ausstellung des Jahres 1871 an die Staaten ergehen liess, berühmte Orgelspieler zur Prüfung einer grossen Orgel in der Albert-Halle zu entsenden. B. vertrat die deutsch-österreichische Kunst in glänzender Weise, gab eine Reihe von Konzerten und erhielt einen ehrenvollen Antrag, sich in der englichen Hauptstadt niederzulassen, den er jedoch nicht annahm. Dass er auch in der Heimat seine grosse Kunst der Orgelimprovisation in den Dienst festlicher Anlässe stellte, versteht sich von selbst[2]). Gegenüber diesen Erfolgen des Instrumentalkünstlers B. musste der Komponist B. zur Zeit weit zurückstehen. Sein Schaffen lag so weit ab von der Heeresstrasse des Gewohnten, dass zunächst schon die Orchesterleiter Bedenken trugen, die Werke zur Aufführung zu bringen. Geschah es doch, so wurde vielfach schon im Vorhinein gegen das vorzuführende Werk Stimmung gemacht. Wollte es dann noch das Misgeschick, dass die Symphonie, etwa in einem Mittagskonzerte als letzte Nummer angesetzt, die Besucher um ihre gewohnte Speisestunde zu bringen drohte, in welchem Zwiespalt das Kunstwerk ja doch meist den Kürzeren zieht, so hatte endlich auch die Kritik leichtes Spiel, ein verdammendes Urteil mit dem Hinweis auf die Haltung des Publikums zu bekräftigen. Zudem fällt B.'s Auftreten in die Zeit, da noch der Parteien Gunst und Hass um die Persönlichkeit seines leuchtenden Vorbildes Richard Wagner wogte. Darunter musste der Jünger doppelt leiden und selbst später, als das Gegnertum, fortgerissen vom unerbittlichen Strome der Kunstentwicklung, sich gezwungen sah, den Meister anzuerkennen, gab man mit einer schicklichen Wendung zumindest die Wagnerschule sammt und sonders als unreif und unselbständig der allgemeinen Verachtung preis. Doch unbeirrt durch diese Hindernisse,

[1]) Mit jährlichem Gehalt von 600 fl., viermaliger Oktennalzulage von je 100 fl. und Quartiergeld jährlicher 200 fl. Die Einsicht in die betreffenden Aktenstücke verdanke ich der liebenswürdigen Bereitwilligkeit des Herrn Archivars Joh. N. Zoczek.

[2]) Auch hier ist dem künftigen Biographen ein weites Feld gesteckt; einiges s. bei Brunner a. a. O. S. 20 ff.

von wenigen Aufführungen angeregt[1]), hatte B. seit dem Beschreiten der symphonischen Bahn, der Symphonien sechs geschrieben, ohne über den engen Kreis seiner Gemeinde hinaus Anerkennung gefunden zu haben. Erst die siebente sollte ausersehen sein, ihrem Schöpfer einen grossen Namen zu machen. Und zwar vom deutschen Reiche her. Arthur Nikisch in Leipzig und Hermann Levi in München hatten fast zu gleicher Zeit (gegen Ende des Jahres 1885) die E-dur-Symphonie auf ihr Programm gesetzt und brachten sie beiderseits mit durchschlagendem Erfolg zur Aufführung. Von nun an könnte man einen dritten Abschnitt in B.'s Leben setzen, den der nach Aussen hin anerkannten Meisterschaft. Ehrungen werden ihm zu Teil, voran als kaiserliche Auszeichnung das Ritterkreuz des Franz Josef-Ordens[2]), wofür B. mit der Widmung der achten Symphonie seinen künstlerischen Dank abstattet. Es folgt der oberösterreichische Landtag, der ihm mit Beschluss vom 31. Oktober 1890 eine Ehrengabe auf die Zeit seines Lebens im jährlichen Betrage von 400 fl. bewilligt. Im nächsten Jahre, am 7. November 1891, beschliesst der akademische Senat der Wiener Universität, B. durch die Verleihung des Ehrendoktorats der philosophischen Fakultät auszuzeichnen. Als Rektor stand damals an der Spitze der akademischen Behörden der der Wissenschaft und dem Leben zu früh entrissene Rechtsgelehrte Adolf Exner, zuletzt Mitglied des österreichischen Herrenhauses[3]); dieser, obwohl Laie und mit der älteren Musik der Wiener Klassiker am vertrautesten, war dennoch durch seine hochentwickelte Geistes- und Gemütsbildung in Ersetzung des mangelnden technischen Verständnisses befähigt, die Bedeutung moderner Kunst zu erkennen und zu schätzen, und es ist mir erinnerlich, wie Exner nach Anhörung der aus diesem Anlasse aufgeführten ersten Symphonie, die B. in ihrer neuen Gestalt der Universität gewidmet hatte, sein Erstaunen über die ihm geoffenbarten Schönheiten des Werkes ausdrückte. Wie von diesem Vertreter der Wissenschaft, so hat sich auch im Bereiche der Dichtkunst eine Stimme erhoben, welche beweist, dass die künstlerische Potenz B.'s nicht nur im Stande ist, Musiker mit einzelnen Schönheiten und technischen Zügen zu fesseln, sondern auch den auf den Gesammteindruck lossteuernden gebildeten Laien mit sich fortzureissen. Der Brief Paul Heyse's[4]) an B. nach Aufführung von dessen vierter »romantischer« Symphonie in München (1890) unter Hermann Levi's Leitung giebt dafür beredtes Zeugnis. Das Büchlein von Brunner endlich giebt auf seinem Titelblatt den Anlass seines Entstehens an: die Enthüllung einer Gedenktafel an dem Geburtshause B.'s, womit der Verein »Frohsinn« seinen einstmaligen Chormeister ehrte. So hatte es der arme Schulgehilfe, der um einen alten Zwanziger[5]) zu Bauernhochzeiten aufspielte, durch Fleiss und Beharrlichkeit vermocht, sein Talent auszubilden und die Welt zu dessen Anerkennung zu zwingen. Die Symphonien und Messen, das Tedeum und der 150. Psalm,

[1]) In Wien war nach Herbeck's Tode hauptsächlich der Akademische Wagnerverein für B. unermüdlich thätig.

[2]) Ueber Bericht des Direktors der Hofmusikkapelle Jos. Hellmesberger, der die Verdienste B.'s auf dem Gebiete der musikalischen Komposition lebhaft hervorhebt und über den hiezu vom Obersthofmeister Prinzen zu Hohenlohe-Schillingsfürst erstatteten Vortrag erfolgt die Verleihung mit allerhöchster Entschliessung de dato Ischl, 8. Juli 1886. Zugleich wurde ihm eine Personalzulage jährlicher 300 fl. bewilligt.

[3]) Nicht Hofrat, wie öfter zu lesen ist.

[4]) Abgedruckt bei Brunner S. 31 ohne Datierung.

[5]) d. i. ein Drittel-Gulden Konvenzionsmünzfuss = 35 kr. österr. Währ.

endlich das Streichquintett sind Zeugnisse einer hervorragenden Erfindungsgabe und einer Gestaltungskraft, die sich ihren eigenen Weg sucht, damit freilich vielfach Anstoss erregend. Während nämlich die Melodik der Hauptthemen, ihre Kraft und Ausdrucksfähigkeit, sowie ihr ursprünglich orchestrales Kolorit rühmend hervorgehoben oder doch nicht beanstandet werden, hat die Rhythmik des Satzbaus und die Führung der kontrapunktischen Stimmen herben Tadel erfahren[1]). Wirklich scheinen die so sehr ins Breite gehenden Sätze, die zuweilen lediglich diatonisch, zuweilen in besonderen Sprüngen verlaufenden Gegenstimmen einige Berechtigung zu diesem Tadel zu geben. Wenn wir aber sehen, wie B. in der einen Richtung durch die Grösse und Gegensätzlichkeit der Gedanken, dann durch andere Mittel, wie seine herrlichen Orgelpunkte und gewisse trennende und zugleich verbindende Einklangstellen[2]) den Hörer in Spannung zu erhalten weiss, wie er andrerseits in der kontrapunktischen Ausgestaltung als einer der Wenigen die Beethoven'sche Forderung einer »obligaten Begleitung« verwirklicht hat (wenn auch nicht mit der zeichnerischen Freiheit und Feinheit eines Richard Wagner), so wäre auch nach diesen beiden Seiten hin kritische Vorsicht geboten und der Zukunft anheimzustellen, ob nicht der Mangel auf Seite der zeitgenössischen Hörer liegt, d. h. um mit Heyse zu sprechen, in deren »Schwäche, so übergewaltige Eindrücke in beständiger Steigerung fast eine Stunde lang zu ertragen.« Eine formale Eigenheit B.'scher Kompositionsweise möchte ich aber erwähnen, die m. E. noch zu wenig hervorgehoben wurde; ich meine die Art und Weise, wie er die grossen Satzschlüsse bildet. An anderer Stelle habe ich mir erlaubt, auf die Wichtigkeit der Kadenzbildung für die Erkenntnis musikgeschichtlicher Entwicklung hinzuweisen[3]). Wenn nichts anderes, so müsste schon das in der neueren Musik entfaltete reiche Leben in der Kadenzierung auf die gewaltige Weiterentwicklung unsrer Kunst aufmerksam machen. Wo sind heute die auf uns schablonenhaft wirkenden Tonschlüsse der Wiener Klassiker am Ausgang des 18. Jahrhunderts, zu Tode gehetzt von der italienischen Opernschule unseres Jahrhunderts? Die symphonische Musik ist ihrer unwürdigen Rolle als Tafelmusik, aus deren geräuschvollen, sich oft wiederholenden Schlüssen man mit Richard Wagner gleichsam das Teller- und Schüsselgeklapper zu hören vermeint, längst entwachsen, aber auch die romantisch weichliche Art der Epigonen einschliesslich des jungen Richard Wagner ist durch die Entwicklung seit 1850 überholt, teilweise allerdings schon durch den seiner Zeit vorauseilenden Beethoven. Kräftige, kurz abfallende Schlussakkorde, durch verschiedene Mittel bewirkte Verschleierung der Dominantharmonie, rhythmische Mannigfaltigkeit sind einige der Hauptkennzeichen unserer Schlussbildungen. B. hat nun insbesondere die Kadenzen mit verschleierter Dominantharmonie einer Weiterbildung

---

[1]) So neuestens in dem übrigens ungemein anregend geschriebenen, den Kern Bülow'scher Anschauung aus dessen Wort und Schrift trotz der polemischen Form übersichtlich zusammenfassenden Buche von Friedrich Rösch, Musik-ästhetische Streitfragen. Leipzig 1897. S. 191. Zur Behauptung eines Tonlabyrinths bei B. verleitete den Verfasser wohl mehr nur das Spiel mit dem Begriff des Architektonischen. Oder warum soll B. nicht die ihr Schwergewicht im Harmonischen suchende tondichterische Freiheit zur Behandlung des Architektonischen ebenso zuerkannt werden, wie etwa einem Liszt oder Richard Strauss? Auf die Benennung einer Komposition kann es doch wohl nicht ankommen.

[2]) Z. B. im Finale der 7. Symphonie.

[3]) F. A. Mayer und H. Rietsch, Die Mondsee — Wiener Liederhandschrift. Berlin 1896. S. 186.

unterzogen. Die Dominantharmonie tritt nämlich so weit vom Schluss zurück, dass für den Hörer die Wirkung eines Quintschlusses fast ganz aufgehoben wird. So zeigt der erste Satz der dritten Symphonie die Quint A als Grundton zuletzt in den Takten 69 bis 62 vom Schlusse[1]. Das volle Orchester bricht die Dominantharmonie *ff* ab, die Pauke allein leitet *dim.* bis *pp* vom A zum d über und nun herrscht die tonische Harmonie durch volle 61 Takte bis zum Schluss, freilich zunächst noch mit einem hartnäckigen Bass cHBA, dann einer verminderten Septharmonie auf Gis, wodurch beiläufig der Eindruck eines sog. Plagalschlusses hervorgebracht wird. Manchmal ist auch schon die vorhergehende Dominantharmonie breit, orgelpunktähnlich ausgestaltet, dabei tritt aber der eigentliche Leitakkord erst unmittelbar vor dem tonischen Dreiklang auf einer rhythmisch unbedeutenden Note ein, z. B. in der fünften Symphonie erstem Satz Takt 21 vor Schluss, in dessen letztem Viertel allein der Leiteton a erscheint, ebenso im Finale Takt 18 vor Schluss, derselbe Leiteton nur in der zweiten Hälfte dieses Taktes[2]. In solchen Fällen wird es Sache des Orchesterleiters sein, durch eine kleine Verzögerung den Vorgang für den Hörer deutlicher zu machen. Kurze, kräftige Dominantschlüsse kommen indes, besonders in den älteren Werken vor, so im Finale der ersten, im Scherzo der zweiten Symphonie. — Hatte ich schon Veranlassung, Beethoven zu nennen, so möchte vielleicht auch auf die geistige Verwandtschaft hinzuweisen sein, die das Adagio der siebenten Symphonie B.'s mit dem der neunten Symphonie unsres grossen Altmeisters verbindet. Die Zeit der tief konzipierten, gross durchgeführten Adagiosätze schien nach Beethoven unwiderruflich dahin. Nur die leichtere Gattung des romanzenartigen, tonspielerischen Andante wurde in den Epigonenwerken mit Glück gepflegt. In der Rückkehr zu jener Adagioform oder eigentlich zu jenem eben bezeichneten Adagioinhalt, wie ihn uns Beethoven gelehrt hat, offenbart sich nun am deutlichsten die Kraft und Tiefe der B.'schen Empfindung, die ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte seiner Kunst sichert. — Vorstehende kurze Würdigung des dahingegangenen Meisters soll nicht geschlossen werden, ohne dass wir einen Blick auf das tondichterische Element in seinen Kompositionen geworfen hätten. B. hat in der neuesten Fassung seiner Instrumental-Werke jede Bezeichnung vermieden, die auf eine aussermusikalische Beziehung hindeuten würde. Welches Motiv ihn hiebei geleitet haben mag, soll hier ununtersucht bleiben. Dass er aber bei einzelnen Sätzen bestimmte Schilderungen im Auge gehabt hat, wird durch ältere Autographe und durch Aeusserungen aus seinem Munde bestätigt. So findet sich von der vierten Symphonie, deren Bezeichnung als romantische auch in der neuesten Fassung die Phantasie schon auf eine bestimmte Richtung hinlenkt, ein Autograph vom Trio des Scherzo (in der neuen Fassung) mit der Ueberschrift: Tanzweise während der Mahlzeit zur Jagd, ferner eine Abschrift des Finale in älterer Fassung mit der von B.'s Hand hinzugesetzten Ueberschrift: Volksfest[3]. Ist damit beiläufig eine allgemeine Programmandeutung gegeben, die nicht über Beethoven's Pastoralsymphonie hinausgeht, so hat B.

---

[1] S. 64 f. der Partitur.

[2] S. 51 und 169 der Partitur.

[3] Die Kenntnis hievon, sowie die Einsicht in alle jene Manuskripte, welche nicht der Wiener Hofbibliothek zur Aufbewahrung gegeben sind, verdanke ich Herrn Professor Ferdinand Löwe, dem ich für sein freundliches Entgegenkommen auch hier besten Dank sage.

im mündlichen Verkehr noch weit engere Einzelheiten als Erläuterung hinzugefügt. Anlass dazu fand er gelegentlich in seinen Vorträgen an der Universität, aber auch im geselligen Kreise, wenn er sich angeregt und verstanden fühlte. So ist mir erinnerlich, dass er an einem Abend bei Adolf Exner — es war zur Zeit seiner Ernennung zum Ehrendoktor der Wiener Universität — am Klavier seine erste Symphonie anspielte mit der Bemerkung zum Hauptthema: »Das ist das Böserl[1]), es sagt: Da bin i«. Das leitet uns zur Beobachtung des echt deutschen Humors über, der aus B.'s Werken neben der grössten Tragik zu uns spricht. Das Kindisch-Uebermütige, dann wieder unter Thränen Lächelnde kommt in seinen Scherzosätzen, zum Teil auch in den Schluss- und ersten Sätzen zu reizendem Ausdruck; in diesen beiden Charakteren stehen sich, um nur ein Beispiel zu nennen, Scherzo und Trio des Streichquintetts gegenüber, dabei in der gedrängtesten knappsten Form, die ihm also, wenn er wollte, ebenfalls zu Gebote stand.

Und so wären wir denn in dieser Betrachtung zu B., dem Menschen, gelangt, wie er uns in der Erinnerung vorschwebt. Wie sich seine Schriftzüge kräftig, dabei aber ziemlich schwerfällig und unbeholfen ausnehmen, so war es auch B.'s äussere Erscheinung. Auf einem untersetzten Körper und kurzem Halse ruhte der ausdrucksvolle Kopf mit den hellen Augen, der Adlernase und dem rasierten Kinn, und man mochte ihn leicht für einen aus dem Bauernstande hervorgegangenen geistlichen Herrn halten. Sein vielfach naiv sich anlassendes Gebahren wurde Anlass zu manch heiterer Episode, deren einige auch literarisch festgehalten worden sind[2]). Dass B. tiefreligiös war, ist wohl schon durch den innig empfundenen Ausdruck seiner Kirchenwerke erwiesen. Ob er auch strenggläubig im katholischen Sinne gewesen, darüber fehlen mir zwar bestimmte Nachrichten, doch dürfte es nach seiner ganzen Erziehung, den klösterlichen Jugendeindrücken, nach Allem, was über sein persönliches Verhalten bekannt geworden, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit anzunehmen sein; hat er sich doch auch in seinen Messen, von denen die achtstimmige in E moll in echt cäcilianischem Geiste gehalten ist, strenge den liturgischen Vorschriften gefügt und z. B. die Intonation des Gloria und Credo in den Chorgesang nicht aufgenommen. B. war unvermält geblieben. Sein ganzes Sein hatte er in den Dienst der Kunst gestellt und mit unermüdlichem Fleisse hatte er an seiner künstlerischen Vervollkommnung gearbeitet. Es sollen im Nachlasse sechs oder mehr umfangreiche Bände Studien zu Harmonielehre und Kontrapunkt vorhanden sein, und wenn wir seine handschriftlichen Partituren aufschlagen, bemerken wir einen Bienenfleiss in der sorgfältigen Ausfeilung der einzelnen Stimmen, die sich durch radierte, gestrichene und überklebte Stellen bemerkbar macht, wie auch durch die mehrfach sich überholenden Vollendungsdaten am Schluss der Manuskripte. In seinen letzten Lebensjahren von schwerer Krankheit heimgesucht, fand er nicht mehr die Kraft, sein letztes grosses Werk, die neunte Symphonie durch Ausbau des vierten Satzes zu vollenden. Wenn es wahr ist, dass er gelegentlich geäussert habe, er wolle für diesen Fall sein Te Deum als Abschluss der Symphonie angesehen wissen, so dürfen wir doch diesem Ausspruch kein zu

[1]) Nach B.'s Erklärung ein oberösterreicher Ausdruck für das, was vielleicht am besten das französische Wort *gamin* wiedergiebt.

[2]) So bei Brunner a. a. O., in der Neuen Stuttgarter Zeitung, auch in humoristisch-satirischen Broschüren und Abbildungen, auf die hier nicht einzugehen ist.

grosses Gewicht beilegen. Zwei Gründe sprechen besonders gegen eine solche Zusammenfügung. Zunächst hatte B. nicht die Absicht und verwahrte sich auch gegen eine derartige Bemerkung Bülow's, Beethoven's neunte Symphonie, deren Tonart zufällig mit der B.'schen neunten übereinstimmt, in der Anwendung des Chors nachzuahmen. Hätte er dies aber auch gewollt, so wäre es ihm doch nicht beigefallen, die Symphonie in einer anderen Tonart zu schliessen, als in der sie begonnen hat. Das Te Deum steht aber in C dur und es giebt nicht leicht eine Tonart, welche von D moll entlegener wäre, als jene. Da sich vom vierten Satz nur Bruchstücke von teilweise unleserlichen Skizzen vorfinden (B. soll vor seinem Tode vieles Handschriftliche vernichtet haben), so werden wir verzichten müssen, seine letzte Symphonie je anders denn als einen gewaltigen Torso zu besitzen. Mit einem Verzeichnisse der Werke B.'s nach dem mir zugänglich gewesenen handschriftlichen und gedruckten Material und einem Auszuge aus des Meisters letzter Willenserklärung schliesse ich diese Skizze in Anhoffung einer nicht all zu fernen Zukunft, die uns eine allgemeinere Würdigung von B.'s Schaffen bringen möge und so auch die Teilnahme für ein ausführliches Lebensbild unseres deutschen Meisters.

Fortlaufende Zahl	Titel des Werks und Haupttonart	Zeitangaben über die Komposition	Veröffentlicht bei	Widmung.
1	[Klavierstück] Es dur 6/8	—	—	—
2	Abendklänge e moll 3/4 f. Klavier und ein Instrument	—	—	an P. T. Herrn Vater.
3	Der 146. Psalm f. Soli, Chor u. Orchest. A dur	—	—	—
4	Apollomarsch f. Militärorchest. [nur i. Abschr.]	—	—	—
5	Libera f. 5 st. Chor und Orgel mit hinzugesetzten Posaunen f moll ¢	—	—	—
6	Graduale: Christus factus est pro nobis für Chor mit Posaunen [u. Violinen] F dur c	—	—	—
7	Offertorium a. Graduale: Afferentur [1]) Regi virgines f. 4 Singstimmen mit Posaunen F dur 3/4	—	—	—
8	Lasst Jubeltöne laut erklingen f. Männerchor mit Blasinstrumenten Es dur ¢	—	—	[Huldigung an d. Herrscherpaar Franz Joseph u. Elisabeth]. 1854?

[1]) Richtig Adducentur u. s. f. (das afferentur folgt später), Versikel im Grad. Commune Virginum und Pro Virgine et Martyre.

Fortlaufende Zahl	Titel des Werks und Haupttonart	Zeitangaben über die Komposition	Veröffentlicht bei	Widmung.
9	Des Landes Stämme wallen Choral f. vier Männerstimmen G dur	—	—	—
10	Du bist wie eine Blume f. vier gemischte Stimmen F dur c	—	—	—
11	Fünf Tantum ergo I bis IV f. 4st. gem. Chor. V f. 5st. gem. Chor mit Orgelbegleitung. I Es ¢ II C c III B ¢ IV As ¢ V D ¢	1846 [nach der Druckangabe]	Innsbruck, Joh. Gross (S. A. Reiss)	—
12	[Requiem d moll s. Brunner S. 10]	[14./3. 1849]	—	[dem Andenken eines Gönners].
12	Ave Maria f. 4 Singst. m. Orgelbegl. F dur c	1856 [nach der Druckangabe]	Innsbruck, Joh. Gross	S. Hochw. h. Ignaz Traumihler Musikdirektor z. Namensfeste.
13	[Festkantate, Text von Dr. Pammesberger, Chor mit Basssolo, s. Linzer Zeitung v. 3./5. 1862, vergl. Brunner S. 13]	—	—	Zur Grundsteinlegung des Maria Empfängnis-Domes in Linz am 1. Mai 1862.
14	Der 112. Psalm f. Doppelchor und Orchester B dur c, handschriftl. Fragm. (ohne Schluss)	Juni 1863	—	[Vielleicht identisch mit der Komposition z. Grundsteinlegung d. allg. Krankenhauses Linz 15./9. 1863 s. Brunner S. 13]
15	Stille Betrachtung an einem Herbstabend. Klavierstück fis moll 6/8. Skizze dazu: »Herbstseufzer«	10./10. 1863	—	Frl. Emma Thanner gewidmet.
17	Messe für Chor und Orchester [und Orgel] in d moll	a) Credo 4./7. 1864. *T*[1]) Rhythmus fertig 1876 b) Gloria c) Credo 1./9. 1864. *T* neu verbessert 12./8. 1876 d) Sanctus 6./9. 1864. *T* Rhythmus fertig 1876	Partitur u. Kl.-A. mit Text (von Ferd. Löwe) Innsbruck, Joh. Gross	—

[1]) Wo nichts bemerkt, steht die Zeitangabe am Schlusse des Autographs. *T* bedeutet, dass sich die Angabe auf dem Titelblatte; *A*, dass sie sich auf der ersten Partiturseite findet. Die häufigen Namenszeichnungen sind hier nicht wiedergegeben, das in eckige Klammern Gesetzte rührt vom Herausgeber her.

Fortlaufende Zahl	Titel des Werks und Haupttonart	Zeitangaben über die Komposition	Veröffentlicht bei	Widmung.
		e) Benedictus, Linz 29./9. 1864 7 Uhr Abends. *T* Rhythmus fertig 1876 f) Agnus Dei, Linz 22./9. 1864		
18	Germanenzug (»Germanen durchschreiten des Urwaldes Nacht«). Ged. v. Dr. Aug. Silberstein für Männerchor und Harmoniebegleit. d moll c	—	Partitur m. unterlegtem Klavierauszug. Ried, Josef Kränzl, jetzt Wien, Rebay & Robitschek	Preischor für das erste oberösterreichische Sängerfest.
19	Marsch f. Militärmusik Es dur 3/4	12./8. 1865	—	—
20	1. Symphonie c moll	Aeltere Fassung: I. Satz: Linz 14./5. 1865 Adagio: 14./4. 1866 Scherzo: München 25./5. 1865	—	—
		Neubearbeitung: I. Satz: 12./1. 1891 Wien 17./2. 1891 *A* 27./10. 1890 Adagio: 13./10. 1890 Wien 24./10. 1890 *A* Steyr 18./8. 1890 Scherzo: Steyr 17./8. 1890 *A* 5./7. 1890 IV. Satz: 29./6. 1890 *A* 12./3. 1890	Part. u. Kl.-A. zu 4 Hdn (von Ferd. Löwe). Wien, Ludwig Doblinger[1])	Universitati Vindobonensi primam suam symphoniam d. d. venerabundus Antonius Bruckner, doctor honorarius.
21	Pange lingua et Tantum ergo für Sopran, Alt, Tenor, Bass. II. auth. ¢	Linz 31./1. 1868	Als Tantum ergo. Innsbruck, Joh. Gross	—
22	Pange lingua C dur ¢	19./4. 1891 restaurirt	—	—
23	Fantasie [für Klavier] G dur c	Linz 10./9. 1868	—	Fräulein Alexandrine Soika achtungsvollst gewidmet
24	Messe für 8 stimm. Chor u. Blasorchester e moll	—	Part. u. Kl.-A. m. Text (v. Cyrill Hynais). Wien, Ludwig Doblinger	[Zur Einweihung der Votivkapelle am Dom zu Linz 30./9. 1869]

[1]) Diese sowie die hier unter N. 24, 25, 27, 30, 46, 47 angeführten Kompositionen sind Eigentum der Firma Jos. Eberle & Co., deren damaliger Inhaber Josef Eberle die Initiative zu einem allgemeinen Honorarvertrag mit B. ergriff (s. auch unten Punkt 4 des Testaments).

Fortlaufende Zahl	Titel des Werks und Haupttonart	Zeitangaben über die Komposition	Veröffentlicht bei	Widmung.
25	Grosse Messe (Nr. 3 in f moll) [für Soli, Chor und Orchester]	[Weihnachten 1868 vollendet, s. Brunner S. 17]	Part. u. Kl.-A. m. Text (von Jos. Schalk). Wien, Ludw. Doblinger.	—
26	Symphonie d moll, von ihm als annullirt erklärt. [Der erste Satz teilw. benützt f. den erst. Satz d. 3. Symph.]	8./2. bis 12./9. 1869	—	—
27	2. Symphonie c moll	I. Satz: 8./7. 1872 *A* 11./10. 1871 II. Satz: Scitze (so!) Wien 19./7. 1872 ½10 Uhr Mrg. Wien 25./7. 1872 fertig. *A* 18./7. 1872 III. Satz: Sk. 16./7. Abends 1872, fertig 18./7. 1872 Morgens. IV. Satz: Sk. Wien 4./8. 1872, St. Florian fertig 11./9. 1872 *A* Wien 28./7. 1872 Sk. Linz 10./8. Beim 27. Takt nach Buchstabe H steht »neuer Satz (kürzer)« mit einem Zeichen, das auf die nächste Seite verweist, wo die Umarbeitung anschliesst.	Part. u. Kl.-A. zu 4 Hdn. (v. Jos. Schalk). Wien, L. Doblinger	[Die Widmung an Franz Liszt (Brunner S. 22) war geplant u. eine saubere Abschrift der Partitur zu diesem Zweck hergestellt, sie unterblieb jedoch; weder das Autograph auf der Wiener Hofbibliothek noch die Druckausgabe weisen sie auf.]
28	3. Symphonie d moll	Aelteste Fassung (auch von der ersten Stichausgabe abweichend). Adagio (2. Satz): Sk. 2./3. 1873, 24./5. fertig *A* Wien 24./2. 1873 Neueste Fassung. IV. Satz: (Wien 17./7. 1876 letzte Verbesserung beendet [durchstrichen]). Wien 28./4. 1877 ganz neue Umarbeitung fertig. Vollständig fertig 31./12. 1873 Nachts. Streichmusik 20./11. 1873 Wien. Instrumentation 29./12. Abends Wien 1873. Marienbad, den 31./8. 1873. [Auf einem späteren leeren Blatt:] Wien 27./1. 1877 | 28./2. 1877 *A* Wien 1./8. 1873	Part. ältere Ausgabe 4°, neue Ausg. 8°, Kl.-A. zu 4 Hdn. (v. Ferd. Löwe u. Jos. Schalk). Scherzo für Kl. zu 2 Hdn. v. Josef Schalk. Wien, Th. Rättig.	Meister Richard Wagner in tiefster Ehrfurcht gewidmet.

Fortlaufende Zahl	Titel des Werks und Haupttonart	Zeitangaben über die Komposition	Veröffentlicht bei	Widmung.
29	4. (romantische) Symphonie Es dur	Aelteste Fassung: I. Satz: Wien 24./1. 1874, Sk. Streich- 10./2., Instrumentirt 21./3. 1874, nuancirt 26./3. 1874 *A* Wien 2./1. Sk. Part. 7./1. 1874 II. Satz: Wien 10./4. 1874, Ende 7./6. 1874, 10./6. 1874 zeichen fine. III. Satz (Scherzo): Wien 25./7. 1874 *A* Wien 13./6. 1874 IV. Satz: Wien 30./7. 1874, St. Florian 5./8. Sk. 12./8. St. Florian, Streichmusik 31./8. 1874 St. Florian. Vollendet den 22./11. 1874 in Wien ½9 Uhr Abends IV. Satz in einer mittleren Fassung (Anfang fehlt): Finale beendet 30./9. 1878, instrumentirt 27./9. 1878, Streichmusik St. Florian 30./8. 1878 Neueste Fassung: I. Satz: Wien 25./6. 1878 *A* Wien 18./1. 1878 II. Satz: Wien 31./7. 1878 *T* 1878 *A* 26./6. 1878 III. Satz: *T* Dezbr. 1878 IV. Satz: Wien 5./6. 1880 *T* Juni 1880 *A* 19./11. 1879	Part. u. Kl.-A. zu 4 Hdn. (von Ferd. Löwe). Wien, A. J. Gutmann	Sr. Durchlaucht d. Prinzen Constantin Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst in tiefster Ehrerbietung gewidmet.
30	5. Symphonie B dur	I. Satz: Sk. Wien 13./7. 1877, Satz 5./8. 1877 fertig, ganz fertig 9./8. 1877 *A* 3./3. 1875 19./5. 1877 II. Satz: Wien 11./8. 1877, Sk. (verbessert), Wien 4./1. 1878 fertig *T* 4./1. 1878 *A* Wien 14./2. 1875 III. Satz: Wien 18./4. 1875, fertig 22./6. 1875 *T* 1875 *A* Wien 16./4. 1875	Part. u. Kl.-A. zu 4 Hdn. (v. Jos. Schalk). Wien, L. Doblinger	—

Fortlaufende Zahl	Titel des Werks und Haupttonart	Zeitangaben über die Komposition	Veröffentlicht bei	Widmung.
		IV. Satz: Wien 7./11. 1875, vollendet 16./5. 1876, 18./5. 1877 [also nochmalige Revision] *A* Wien 23./6. 1875		
31	Das Hohelied »Im Thale rauscht die Mühle« v. Heinrich v. d. Mattig. Für Soli und Männerchor. A dur $^2/_4$	Wien 31./12. 1876	—	—
32	»Zwei Herzen haben sich gefunden«. Männerchor in D dur	Wien 27./11. 1878	—	Sr. Hochgeboren Herrn Ritter v. Oelzelt zur Vermälungsfeier.
33	Quintett für 2 Violinen, 2 Bratschen und Violoncello F dur	I. Satz: 1879 II. Satz: 31./3. 1879 *T* 6./4. 1879 *A* 10./3. 1879 III. Satz: 12./7. 1879 IV. Satz: 23./5. 1879, Wien 25./6. 1879	Part. Adagio f. Piano (v. Jos. Schalk). Wien, A. J. Gutmann	Sr. kgl. Hoheit d. Herzoge Max Emanuel in Bayern in tiefster Ehrfurcht gewidmet.
34	6. Symphonie A dur	I. Satz: Wien 27./9. 1880, im Bette fusskr[ank] liegend. *A* Wien 24./9. 1879, „ 9./6. 1880 II. Satz: Wien 22./11. 1880 kk. Universität III. Satz: Sk. 17./12. 1880, vollendet 17./1. 1881 in der kk. Universität IV. Satz: 28./6. Sk., 4./7, Streicher, beendet d. 3./9. 1881 St. Florian	—	[Nach ein. mündlichen Mitteilung war eine Zueignung an R. v. Oelzelt, Bruckner's Hausherrn, beabsichtigt. Das autographe Ms. trägt jedoch keinen Vermerk.]
35	7. Symphonie E dur	I. Satz: Wien 29./12. 1882 *A* 23./9. 1881 II. Satz: 22./1. 1883 Sk., vollendet 21./4. 1883 III. Satz: Sk. 14./7. 1882 Wien, Part. 12./8. 1882 St. Florian, fertig 16./10. 1882 Wien IV. Satz: St. Florian 10./8. 1883, Wien 17./8. 1883, St. Florian 3./9. 1883, 5./9. 1883	Part. Kl.-A. zu 4 Hdn. (von Franz u. Josef Schalk). Bearbeitung für 2 Klaviere zu 4 Hdn. (von Hermann Behn). Wien, A. J. Gutmann.	Seiner Majestät dem Könige Ludwig II. von Bayern in tiefster Ehrfurcht gewidmet.
36	Sängerbund »die Sänger-Feste unserer Städte«, Männerchor C dur ₵	Wien 3./2. 1882	—	—

Fortlaufende Zahl	Titel des Werks und Haupttonart	Zeitangaben über die Komposition	Veröffentlicht bei	Widmung.
37	Ave Maria für Alt mit Orgel- oder Harmoniumbegleitung F dur ¢	Wien 5./2. 1882	—	—
38	Te Deum f. Soli, Chor und Orchester, Orgel ad libitum C dur	28./9. 1883, 7./3. 1884	Part. u. Kl.-A. m. Text. Wien, Th. Rättig	—
39	Ecce sacerdos magnus, Chor mit Posaunen und Orgel II auth. c	20./4. 1885, Wien 28./4. 1885	—	O. A. M. D. Gl.
40	Vier Graduale f. Sopran, Alt, Tenor und Bass. 1. Heft: 1. Christus factus est. d moll c, 2. Locus iste C dur c. 2. Heft: 3. Os justi meditabitur, III auth. ¢. 4. Virga Jesse floruit G dur ¢	— — 3: Wien 18./7. 1879 4: St. Florian 3./9. 1885	Wien, Th. Rättig	1. Heft: P. Otto Loidol, Benediktiner in Kremsmünster. 2. Heft: Musikdirektor Ignaz Traumihler, St. Florian [vergl. N. 13].
41	2 Kirchen-Chöre: N. 1 Antiphon [Tota pulchra es Maria] f. gemischt. Chor u. Orgel IV auth. c, N. 2 Ave Maria für Sopran, Alt I, II, Tenor I, II und Bass I, II, F dur c	—	Wien, Em. Wetzler, jetzt Alexander Rosé	—
42	8. Symphonie c moll	Aeltere Fassung: Scherzo: 25./8. 1885, 20./9. *T* Unverbessert Neuere Fassung: I. Satz: 28./2. 1890 ganz fertig, 1. Satz zuletzt neu restaurirt, vom Novbr. 1889 bis Jänner 1890. Am 29./1. letzte Note geschrieben. Wien 10./2. 1890 fertig. 8. Symphonie fertig 10. Febr. 1890, 10. März ganz fertig. II. Satz: Wien 25./9. 1889 *T* Verbessertes letztes Original, 25./9. 1889 fertig III. Satz (Adagio): Steyr, Stadtpfarrhof 26./8. 1886 (4./9.) IV. Satz: *T* Verbessertes Original, Ende 31./7. 1889	Part. u. Kl.-A. (v. Josef Schalk). Wien, Carl Haslinger, qum Tobias	Sr. k. u. k. apostolischen Majestät Franz Josef I., Kaiser v. Oesterreich u. apostolischer König von Ungarn etc. etc. in tiefster Ehrfurcht.
43	»Um Mitternacht in ernster Stunde« f. Männerchor mit B.-Solo	—	Strassburg, Selbstverlag d. Strassburger	—

Fortlaufende Zahl	Titel des Werks und Haupttonart	Zeitangaben über die Komposition	Veröffentlicht bei	Widmung.
			Männergesang-vereins (aus: Strassbrg. Sängenhaus, Sammlung bisher ungedruckt. musikalisch. u. poet. Blätter u. s. w.)	
44	Träumen und Wachen (»Schatten sind des Lebens Güter«), Ged. von Grillparzer für Männerchor u. Tenorsolo As dur c	—	Wien, Th. Rättig	Sr. Magnificenz d. Hrn. Rektor[1]) k. u. k. Hofrath Prof. Dr. Wilh. K. v. Hartel in tiefster Verehrung gewidmet.
45	Vexilla regis prodeunt. II auth. c	Wien 9./2. 1892 *A* 4./2. 1892	Wien, Jos. Weinberger (im »Album Wiener Meister«)	—
46	Der 150. Psalm f. Chor, Soli u. Orchest C dur	Wien 29./6. 1892	Part. u. Kl.-A. m. Text (v. Cyrill Hynais). Wien, Ludwig Doblinger	—
47	Helgoland (»Hoch auf der Nordsee«), Ged. von Dr. Aug. Silberstein, für Männerchor u. gross. Orch. G dur	Blech 23./7. 1893, Sk. 27./4. 1893, Chor 24./5. 1893, Streicher 18./6. 1893, Holz 7./7. 1893. Wien 7./8. 1893	Kl.-A. mit Text (v. C. Hynais). Wien, Ludw. Doblinger	Dem Wiener Männer-Gesangverein z. Feier sein. 50jähr. Bestandes gewidmet.
48	9. Symphonie d moll	I. Satz: 14./10. 1892, 23./12. 1893 *A* Ende April 1891 II. Satz: Trio 27./2. 1893, Fine 15./2. 1894 III. Satz: 31./10. 1894, 30./11. 1894 Wien	—	—

Einige Bestimmungen aus B.'s Testament.

Für den Fall meines Ablebens treffe ich nach reiflicher Erwägung folgende letztwillige Verfügungen:

1.

Ich wünsche, dass meine irdischen Ueberreste in einem Metallsarge beigesetzt werden, welcher in der Gruft unter der Kirche des regulirten lateranischen Chorherrnstiftes Sanct Florian, und zwar unter der grossen Orgel frei hingestellt werden soll, ohne versenkt zu werden, und habe ich mir hiezu die Zustimmung schon bei Lebzeiten seitens des hochwürdigsten Herrn Prälaten genannten Stiftes eingeholt[2]).

Mein Leichnam ist daher zu injiciren, ... and ist Alles ordnungsmässig zu veranlassen (Leiche erster Klasse), damit die Ueberführung

[1]) der Wiener Universität im Studienjahrd 1890/91.

[2]) Wie mir der Testamentsexekutor Herr Dr. Theodor Reisch freundlichst mitteilte, ist die Beisetzung in der hier vom Erblasser gewünschten Weise vollzogen worden.

und Beisetzung in der von mir bestimmten Ruhestätte in St. Florian in Oberösterreich anstandslos bewirkt werden könne [1]).

2.

— —

3.

Zu meinen Universalerben berufe ich [2]) . . . . Dieselben haben insbesondere die den Erben gesetzlich zustehenden und in den Verlagsverträgen seitens meiner Verleger vertragsmässig den Erben zugesicherten Tantièmen zu beziehen, welche sich in der Zukunft hoffentlich reichlicher einstellen werden, nachdem ich selbst bei Lebzeiten von meinen Werken kaum irgend einen materiellen Ertrag bezogen habe.

4.

Ich vermache die Originalmanuscripte meiner nachbezeichneten Kompositionen, der Symphonien, bisher acht an der Zahl — die 9. wird, so Gott will, bald vollendet werden — der 3 grossen Messen, des Quintettes, des 150. Psalms und des Chorwerkes Helgoland der k.k. Hofbibliothek in Wien und ersuche die k. u. k. Direktion der genannten Stelle, für die Aufbewahrung dieser Manuskripte gütigst Sorge tragen zu wollen. Zugleich bestimme ich, dass die Firma Jos. Eberle & Co. berechtigt sein soll, die Manuskripte der von ihr in Verlag genommenen Kompositionen für eine angemessene Zeit von der k.k. Hofbibliothek zu entlehnen. . . . . . .

5.

— —

6.

— —

Urkund dessen, dass dies mein letzter Wille, habe ich denselben in der gleichzeitigen Anwesenheit der mitgefertigten drei Testamentszeugen eigenhändig unterschrieben.

Wien, den 10. November 1893. Dr. Anton Bruckner. m. p.

[Folgen die Unterschriften der drei Zeugen.]

Dr. Heinr. Rietsch.

Strehlke, Friedrich, wurde den 8. März 1825 in Danzig geboren. Er studierte von 1843—46 in Berlin Philologie und widmete sich dem Lehrfach. Zuerst unterrichtete er am Gymnasium seiner Vaterstadt, bis er im Jahre 1864 Director des Gymnasiums in Marienburg (Westpreussen) wurde. 1878 übernahm er die Leitung einer Doppelanstalt in Thorn, die Gymnasium und zugleich Realschule erster Ordnung war. Kränklichkeit zwang ihn im Jahre 1884 den Abschied zu nehmen. Er verlegte seinen Wohnsitz nach Berlin, wo er am 1. Februar 1896 starb. Er gehörte zu jenem Typus verdienstvoller, deutscher Lehrer, denen die Schulthätigkeit nicht genügt und die mit ihr eine eifrige wissenschaftliche Beschäftigung zu vereinigen wissen. Er wandte sich der modernen Litteraturgeschichte zu, fand aber nicht gleich dasjenige Gebiet, auf dem er später als Spezialist heimisch wurde. Zuerst war es die Litteratur des 17. Jahrhunderts, der seine Forschung galt. 1856 veröffentlichte er eine Monographie über »Martin Opitz« (Leipzig, Brockhaus), worin er mit der Lebensbeschreibung des Dichters eine Characteristik seiner Werke verband, ohne dass ihm freilich ein tieferes Erfassen der Persönlichkeit, ein wirkliches Eindringen in seine Leistungen, ein eindrucksvolles Zeitbild gelungen wäre. Die Schrift ist mehr eine Bibliographie mit einigen dürftigen Erläuterungen als eine Biographie. 1862 gab er eine Uebersetzung des lateinischen Epos »Olivetum« von Gryphius, heraus (Weimar). Die Beschäftigung mit den deutschen Dichtern des 17. Jahrhunderts lenkte den Blick St.'s notwendig auf dasjenige Land, das damals in der Litteratur den Ton angab und dessen poetische Erzeugnisse besonders für unser

[1]) Eine weitere Ausführung und zum Teil Abänderung dieser und der hiezu gehörigen Bestimmungen über Messstiftungen in Punkt 2 giebt das oben erwähnte Kodizill.

[2]) Hier sind die zwei überlebenden Geschwister genannt, die auch gesetzlich als Erben berufen gewesen wären.

Vaterland mustergiltig waren: auf Frankreich. Eine Frucht seiner Beschäftigung mit der französischen Litteratur ist eine Ausgabe ausgewählter Dramen Corneilles, die 1877 in Berlin (Weidmannsche Buchhandlung) in vier Bänden erschien und den Cid, Horace, Cinna und Polyeucte enthielt. Eine allgemeine Einleitung, eine kurze Darstellung von Corneilles Leben und Schriften sowie eine gedrängte Zusammenstellung seiner Werke dienen dem Zweck ein Gesammtbild des Dichters zu entwerfen. Besondere Einleitungen zu den einzelnen Dramen, die über ihre Entstehung und die Absichten ihres Schöpfers berichten, suchen das Verständnis noch genauer zu fördern. Unter dem Text werden einzelne Stellen erläutert. Die bibliographische Neigung St.'s tritt auch hier hervor. Besonders eine Abart macht sich geltend, ein stärkeres Interesse für die Geschichte des Textes der Dramen. Schon zwischen die erste und zweite der genannten Arbeiten, nämlich ins Ende der fünfziger Jahre, fällt seine intensive Beschäftigung mit Goethe. Sie nahm bald seine Thätigkeit fast ausschliesslich in Anspruch und erst durch sie erreichte er, dass ihm ein bescheidener Anteil an der Entwickelung der Wissenschaft zufiel. In der Mitte der sechsziger Jahre übertrug ihm der rührige Berliner Verleger, Gustav Hempel, die Herausgabe von Goethes Werken. Von den 36 Bänden dieser Edition besorgte er 15 selbst. Für die übrigen fand er tüchtige z. Tl. vortreffliche Bearbeiter wie Düntzer, v. Loeper, Kalischer. Der Vorzug der Ausgabe bestand einmal darin, dass zum ersten Mal sämmtliche Schöpfungen des Dichters vereinigt, dann darin, dass sie nach wissenschaftlichen Grundsätzen publiciert wurden. Ward St. als Herausgeber auch von seinen Mitarbeitern meist übertroffen, besonders von Loeper, der den »Westöstlichen Divan« und »Dichtung und Wahrheit« mit vorzüglichen Commentaren ausstattete und zeigte er auch hier sich im Wesentlichen als Textkritiker, so war sein Verdienst doch keineswegs gering. Die Ausgabe hat denn auch in der Geschichte der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Goethe Epoche gemacht und zu ihrer mächtigen Entfaltung in den letzten 30 Jahren sehr viel beigetragen. Sie ist heute noch für jeden Goetheforscher unentbehrlich und wird es trotz der Weimarer Ausgabe, schon weil diese auf Einleitungen und Erläuterungen grundsätzlich verzichtet, noch fernerhin bleiben. Noch während St. an dieser Ausgabe thätig war, schrieb er ein Programm »Ueber Goethes »Elpenor« und »Achilleis« (Marienburg 1870), das an eine der reizvollsten philologischen Aufgaben rührt, an die Frage, wie fragmentarisch gebliebene Werke im Sinne des Dichters zu Ende zu denken sind. Aber über dieses Epos handelt er ganz kurz und oberflächlich, bei dem Drama kommt er über die Stellung des Problems nicht hinaus, indem er sich damit begnügt, über die von verschiedenen Seiten angestellten Versuche der Fortsetzungen zu referieren. Eine andere »Zur Textkritik von Goethes Werken« betitelte, Berlin 1873 erschienene kleine Schrift zeitigte die Herausgabe des Benvenuto Cellini. Sie ist ein Rechenschaftsbericht über sein dabei beobachtetes Verfahren. Sie enthält eine Geschichte des Textes der Memoiren von dem Erscheinen der Uebersetzung bis 1867 und zeigt Vorzüge und Mängel einer neuen, im folgenden Jahr erschienenen Cottaschen Ausgabe, um zuletzt auf die Verbesserungen hinzuweisen, die seine eigene Edition des Werkes dieser gegenüber auszeichnen. Sorgfältiges, ja liebevolles Beobachten der Veränderungen, die der Text der Memoiren im Laufe der verschiedenen Auflagen erfuhr, glückliches Aufspüren der Fehler und ihrer Quellen, methodisch notwendiges Zurückgehn auf die italienische Vorlage, kurz die Beherrschung

der für die Behandlung derartiger Fragen erforderlichen wissenschaftlichen Technik wird man dem Schriftchen nicht absprechen können, wenn man vielleicht auch mit dem Standpunkt des Verfassers nicht ohne weiteres einverstanden sein wird. In der Hempelschen Ausgabe war St. auch die Bearbeitung der Gedichte zugefallen. Auch hier war das Hauptgewicht auf die Herstellung des Textes gelegt worden, ein genaueres Eingehen auf die Entstehung der einzelnen Stücke und ihre Erklärung hatte die Anlage der Edition nicht zugelassen. So liess er 1886—88 in demselben Verlage eine neue Sammlung aller Gedichte Goethes in drei Bänden erscheinen, bei der jene beiden Momente Berücksichtigung fanden. Die Ausgabe erschien nur wenige Jahre nach der sogenannten zweiten Hempelschen, die v. Loeper besorgte, leider aber nur bis zum dritten Bande führte, so dass nicht einmal alle Gedichte Aufnahme fanden. Ihr gegenüber bezeichnete die St.sche keinen Fortschritt, obgleich sie die inzwischen durch die Eröffnung des Goethe-Archivs reichlich angewachsene Litteratur sorgfältig benutzte. Sie ist meines Wissens ohne alle Nachwirkung geblieben und fand nicht einmal in den Fachkreisen Beachtung. Ein besseres Schicksal war einem zwischen die beiden zuletzt genannten Arbeiten fallenden Werke beschieden: einem Verzeichnis sämmtlicher von Goethe herrührender Briefe. »Goethes Briefe«. 2 Theile Berlin, Hempel 1882—84. St. zählt die Briefe nach den alphabetisch geordneten Empfängern auf. Bei jedem Correspondenten gibt er eine kurze Biographie und eine summarische Darstellung seiner Beziehungen zum Dichter. Datum und Anfang eines jeden Schreibens werden notiert. Viele bis dahin ungedruckte Briefe werden mitgeteilt, wichtigere verborgene werden neu abgedruckt oder es wird von ihnen eine kurze Inhaltsangabe geboten. Das Buch war wirklich (d. h. nicht in dem leise ironischen Sinn, den das Wort in dem Jargon der Kritik allmählich erhalten hat) dankenswert, wie viele Mängel ihm auch anhafteten und bei dem unglaublich zerstreuten Material anhaften mussten. Kaum einer von den vielen, die seit seinem Erscheinen mit der Detailforschung über Goethe zu thun hatten, wird es nicht benutzt und jedem wird es viel Arbeit und Müh erspart haben. Es ist zum Handwerkszeug für den Goetheforscher geworden und lieferte die wichtigste Vorarbeit für das Briefcorpus der Weimarer Goethe-Ausgabe, von der übrigens St. den dritten Band besorgte (1888). Zum vierten (1889) konnten noch spezielle Vorarbeiten von ihm benutzt werden. Die letzten Schriften St.'s waren »Paralipomena zu Goethes Faust« (Stuttgart 1891) d. h. eine Sammlung der Entwürfe, Skizzen, Vorarbeiten und Fragmente zum Drama und ein »Wörterbuch zu Goethes Faust« aus demselben Jahr. Jene ist nicht mehr als ein Neudruck der längst bekannten, sowie der zum ersten Male in der Weimarer Ausgabe veröffentlichten Paralipomena in z. T. neuer Anordnung und von einem unbedeutenden Commentar begleitet. Dieses ist weder lückenlos, wie Erich Schmidt im Anzeiger f. deutsches Altertum 1894 gezeigt hat, noch genügt es den Ansprüchen einer tieferen Interpretation, aber es entsprang doch einem glücklichen Gedanken und behält als Vorarbeit seinen Wert. So ist das am Ende seines Lebenswerkes stehende Buch bezeichnend für St. und sein Wirken und lehrt uns gleich einem Symbol seine Stellung in der Geschichte der Wissenschaft kennen. Er war gewiss kein tiefer dringender Forscher, überhaupt weder ein hervorragender Litterarhistoriker noch Philologe. Er war mehr ein Vorarbeiter als Selbstschöpfer, Materialiensammler und Herausgeber, nicht ein den Stoff kritisch durchdringender und gestaltender Darsteller.

Aber indem der Aufschwung der modernen Litteraturgeschichte mit der Anwendung wissenschaftlicher, der klassischen Philologie entlehnter Grundsätze zusammenfällt und er zu jenen gehörte, die diese Methode auf die Behandlung der Goethischen Werke in einer Ausgabe übertrugen, die mit dem Aufblühen der Goetheforschung aufs innigste zusammenhängt, hat er sich in der Geschichte der wissenschaftlichen Betrachtung der modernen Litteratur, genauer in der Geschichte der Goetheforschung, ein gesichertes Plätzchen erobert. Der Vollständigkeit halber sei noch ein kleines, Berlin 1885 von St. herausgegebenes Heftchen »Deutsche Lieder in lateinischer Uebersetzung« erwähnt. Es enthält eine Reihe der bekanntesten Gedichte von Goethe, Schiller, Uhland, Heine u. s. w. in lateinischer Uebertragung, die sich der Form der Originale aufs engste, sogar bis auf den Reim anschliesst und trotz rhythmischen Gewaltsamkeiten eine gewisse Gewandtheit zeigt. Einen höheren Wert vermag ich dieser gelehrten Spielerei nicht beizumessen, aber sie verrät einen Zug von St.'s Eigenart, von dem sich in seine Schriften keine Spur geflüchtet hat. Aus ihnen würde man schwerlich auf Leichtigkeit der Form und Formensinn schliessen. Ihnen fehlt alle Anmut und jeder schriftstellerische Reiz. Wie sie im Wortgebrauch den Schulmeister verraten, so befolgen sie in der Disposition des Stoffes ganz den schablonenmässigen, von der Chrie vorgeschriebenen Gang. Wie man das öfters bei Philologen findet, scheint ihm das Handwerk Fesseln angelegt und die freie Entfaltung seiner Natur gehemmt zu haben.

Berlin. Otto Pniower.

Benedikt, Rudolf, am 5. Juli 1852 in Wien geboren, absolvirte hier die Mittelschule und bezog 1868 das Polytechnikum, an welchem er bis 1871 studirte. Dann ging er auf ein Semester nach Berlin, studirte dort bei Beyer und Rose; dann nach Heidelberg, wo Bunsen und Kirchhoff wirkten. Hier legte er 1872 sein Doctor-Examen ab. Nach seiner Rückkehr trat er als Assistent des Prof. Pohl seine akademische Carrière an. Bei Pohl verblieb er nur ein Jahr, da er im Herbst 1873 von Prof. Hlasiwetz als Assistent der Lehrkanzel für allg. und analyt. Chemie angestellt wurde. Bis zum Tode des Hofrathes Hlasiwetz, 1876, verblieb B. bei ihm als Assistent. Als die Lehrkanzel getheilt und neben der Lehrkanzel für allg. Chemie eine selbständige Lehrkanzel für analytische Chemie unter Prof. Weselsky errichtet wurde, wurde B. dessen Adjunkt. 1876 wurde er Docent für Chemie der Stickstoffverbindungen an der k. k. technischen Hochschule. Später wurden seine venia legendi für Tinctorial-Chemie, Färberei und Zeugdruck erweitert. Als im Jahre 1883 Professor Weselsky nach einer verdienstvollen 30jährigen Thätigkeit in den Ruhestand übertrat, wurden die seit dem Tode des Hofrathes Hlasiwetz getrennten Lehrkanzeln wieder vereinigt. Vorstand wurde Hofrath Bauer; B. verblieb weiter Adjunkt; doch leitete er selbständig das Laboratorium für analytische Chemie und versah auch die Vorlesungen. 1888 wurde B. für die Lehrkanzel für chemische Technologie an der k. k. technischen Hochschule in Brünn, welche durch die Berufung von Professor Zulkowsky an die technische Hochschule in Prag erledigt worden war, vom Professoren-Collegium der Brünner Hochschule primo loco als Ordinarius vorgeschlagen. Vom Ministerium für Cultus und Unterricht wurde jedoch Adjunkt Donath von der Berg-Academie Leoben ernannt. 1890 wurde er zum Extraordinarius ernannt, nachdem er 14 Jahre lang Ad-

junkt und 4 Jahre Assistent gewesen war. Bald darauf wurde er als Extraordinarius Decan der technischen Hochschule. 1893 wurde er endlich ordentlicher Professor. Die vereinigten Lehrkanzeln wurden wieder getheilt, B. übernahm die Lehrkanzel für analytische Chemie und richtete für seine Lehrkanzel ein neues Laboratorium ein. Sein sehnlichster Wunsch war nun erfüllt; er war Vorstand eines der schönsten Laboratorien von Wien und vollauf mit Plänen beschäftigt, um die Einrichtung dieses Laboratoriums mit allen modernen Hilfsmitteln zu vervollständigen. Voll freudiger Zuversicht ging er im Sommer des verflossenen Jahres in die Ferien, kehrte aber zu unser Aller Bestürzung als todtkranker Mann zurück. Als Lehrer suchte B. seinesgleichen. Schon als junger Docent im Jahre 1876 sammelte er einen zahlreichen Zuhörerkreis um sich, der sich später noch erweiterte, als er Färberei und Zeugdruck vortrug. Bei diesen Vorlesungen, ebenso bei jenen über analytische Chemie vermied er alles Beiwerk, er suchte weder rhetorisch noch durch mehr oder minder geistreiche Witze zu glänzen. Er blieb rein sachlich. Klar und leicht verständlich trug er sein Thema vor. Nicht minder bedeutend wie als Lehrer und Mensch war B. als Fachmann. Schon als Assistent des Prof. Pohl publicirte er zwei Arbeiten: 1. Ueber Destillation des Zuckers mit Kalk und 2. Ueber das einbasische Kalksaccharat. Durch Hofrath Hlasiwetz wurde er zu Arbeiten in der Benzolreihe angeregt. Seine Arbeiten sind der Reihe nach folgende:[1]) 3. 1874. Ueber Einwirkung von Jod und Quecksilberoxyd auf Metamidobenzoësäure. 4. 1875. Zur Kenntnis des Phloroglucins. 5. 1875. Ueber Phloreïn, Hämateïn und Brasileïn. 6. 1875. Ueber Mono- und Diäthylpyrogallol. 7. 1876. Ueber Einwirkung der Salpetersäure auf Tribromphloroglucin. 8. 1877. Ueber Einwirkung von Brom auf Phloroglucin. 9. 1877. Zur Kenntnis des Maclurins. 10. 1877. Ueber Mononitrobrenzcatechin. 11. und 12. 1878. Ueber Trinitroso-Trinitrophloroglucin. Zur Kenntnis des Pentabromresorcins. 13., 14., und 15. 1879 bis 1883. Ueber Bromoxylderivate des Benzols. 16. 1880. Ueber Dibromhydrochinon. 17. 1883. Ueber Nitroderivate des Resorcins. Diese Arbeiten publicirte er allein und dle bedeutendsten darunter sind jene über Bromoxylderivate. Er arbeitete auch mit Professor Weselsky zusammen und zog, namentlich nach dem Jahre 1883, einzelne seiner Schüler zu seinen Arbeiten heran. Mit Prof. Weselsky publicirte er: 1878. Zur Kenntnis des Glyciretins. 1879. Ueber einige Azoverbindungen. 1880. Ueber Resorcinfarbstoffe. 1881. Ueber Pyrogallussäureäther. 1881. Ueber Hydrochinon und Orcinäther. 1882. Ueber Nitroproducte des Brenzcatechins. 1884. Ueber Resorcinfarbstoffe. Mit v. Hübl publicirte er: 1881. Ueber Dinitro und Trinitroresorcin. 1884. Mit Julius über Diresorcin und Diresorcinphtaleïn und über ein neues Resorcinblau. 1884. Mit Hazura zwei Abhandlungen über Morin und 1885. Ueber Chlor- und Bromderivate des Phloroglucins. Mit dem Jahre 1885 hören B.'s Arbeiten auf dem Gebiete der organischen Chemie auf. Eine neue Epoche in seinen Arbeiten beginnt. B. wird Fettchemiker und Autorität in der Technologie der Fette. Er war einer der Ersten, welche die Bedeutung der quantitativen Reactionen der Fette erkannten. Er regte v. Hübl zu der Arbeit an, die Aufnahmsfähigkeit der verschiedenen Fette und Oele gegen Chlorjod zu studiren. So entstand die Hübl'sche Jodadditions-Methode. B. erkannte den Werth der Reichert'schen, Hehner'schen und

[1]) Siehe Zeitschrift »Chemische Revue«.

Köttstorfer Zahl, überprüfte die anderen älteren Methoden und arbeitete neue Methoden zur Untersuchung der Fette aus. Ihm ist es zu verdanken, wenn die Fett-Industrie, welche früher rein empirisch betrieben wurde, zu einer wirklich chemischen Industrie sich entwickelt hat. B. arbeitete mit Zsigmondy 1886 eine neue Glycerinbestimmung aus. Durch Bestimmung der Acetylzahl der Fette im Vereine mit Ulzer zeigte er eine neue quantitative Reaction. Mit Cantor arbeitete er das Acetinverfahren aus zur Bestimmung des Rohproductes für Nitroglycerin-Fabriken. Mit Mangold arbeitete er über Untersuchung des Bienenwachses. Durch all' diese Arbeiten, namentlich aber durch sein Buch »Analyse der Fette uud Wachsarten«, welches schon drei Auflagen erlebte, begründete B. seinen Ruf als hervorragender Fettchemiker. Es überrascht uns daher nicht, wenn er als Sachverständiger angerufen wurde und in strittigen Fällen sich die Parteien seinem Urtheile unterwarfen. 1892 reiste er nach Schweden, wo eine Fabrik sein Gutachten über Separatoren und Emulsoren hören wollte. 1894 wurde er nach England berufen, um in dem Process Nobel contra englische Regierung neben Lunge als Sachverständiger zu fungiren. Auch in dem Lanolinstreite Jaffé und Darmstätter contra Norddeutsche Wollkämmerei wurde er zum Schiedsrichter angerufen. Ein zweites Werk, welches B. publicirte, als er noch vorzugsweise mit der Tinctorial-Chemie sich beschäftigte, sind »Die künstlichen Farbstoffe«, welche Kulcht ins Englische übersetzte. Auch sein Werk über Analyse der Fette wurde in's Englische übersetzt. Eine Uebersetzung ins Italienische und Russische wird vorbereitet. Auch an anderen äusseren Ehrungen hat es B. nicht gefehlt. Die Akademie der Naturforscher zu Halle ernannte ihn zu ihrem ordentlichen Mitgliede. Von der Société industrielle de Mulhouse wurde ihm und Ulzer für eine Arbeit über Türkischrothöle die goldene Medaille verliehen.

Nach einem Vortrag von K. Hazura (Wochenschrift des N. ö. Gewerbevereins.) — Vgl. auch Klimont Chemische Revue 1896 Nr. 35.

Kubary, Johann Stanislaus, Reisender und Ethnograph, wurde 1846 in Warschau von einer deutschen Mutter geboren. Sein Vater, ein Ungar, starb frühe. K. erhielt nun einen Polen zum Stiefvater und es mag wohl damit zusammenhängen, dass K. schon früh aus den medicinischen Studien herausgerissen wurde, denen er seit 1863 auf der Warschauer Universität oblag. Er wurde in den polnischen Aufstand verwickelt, vermochte sich nur durch Flucht der Verhaftung zu entziehen und lebte längere Zeit in Berlin als Stukkateur. Der Wunsch, ausserhalb Europas sein Glück zu suchen, führt ihn nach Altona und 1868 ging er im Auftrag des Hauses Godeffroy als Sammler ethnographischer und naturwissenschaftlicher Gegenstände in die Südsee. Nach kurzem Aufenthalt in Tonga und Samoa, wo er mit dem bisher für Godeffroy thätig gewesenen Dr. Gräffe zusammentraf, begann er die Durchforschung der Ebon-Gruppe im Marschall-Archipel, die sein Sammlertalent und ganz besonders in den Sprachstudien die für die Ethnographie der Südsee so fruchtbar gewordene Fähigkeit bewies, mit den Eingeborenen wie ihresgleichen zu verkehren. Nun wandte sich K. den Karolinen zu, sammelte auf Yap, blieb dann zwei Jahre auf den Pelau-Inseln und kürzere Zeit auf Mortlock und Nukuor. Ein volles Jahr verwandte er dann auf die Erforschung von Ponapé. Im Sommer 1875 kehrte er für einige Monate nach Europa zurück und bereitete eine grosse, trefflich ausgerüstete Expedition nach der Südsee für das Museum Godeffroy vor. Von Ponapé aus erforschte er hauptsächlich Nukuor, Ruk und das Mortlock-Atoll Vatoau. 1879 unter-

brach der Fall des Hauses Godeffroy auch diese grossgeplanten Unternehmungen und für K. begann nun eine bewegte Zeit. Er begann Pflanzungen und Handelsunternehmungen auf Ponapé, sammelte dazwischen auf verschiedenen Inseln, besonders auf den Pelau, für die Leidener Rijksmuseen, dann für das Berliner Völkermuseum. 1885 begleitete er als Dolmetscher das Deutsche Kriegsschiff, das die Besitzergreifung der Karolinen bewirken sollte, trat dann als Chef der Station Constantinhafen in die Dienste der Neu Guinea-Gesellschaft. Sein Versuch 1891 eine Stellung in Europa zu finden blieb erfolglos. 1895 schied er aus dem Dienste der Neu Guinea-Gesellschaft aus und siedelte nach dem ihm zur zweiten Heimath gewordenen Ponapé über. Er fand seine Pflanzung in dem Aufstand der Eingeborenen gegen die Spanier verwüstet. Selbst sein Besitzrecht ward in Frage gestellt. Am 9. Oktober 1896 fanden ihn die Seinen todt unter einem Baume sitzend.

K. hat als Sammler Grosses geleistet. Er hat die Fauna der Südsee-Inseln mit einer Reihe von neuen Gattungen und Arten bereichert und zahllose neue Gegenstände in die Völkermuseen gebracht. Aber seine Bedeutung für die Wissenschaft ruht in den ungemein eingehenden Erkundigungen und Forschungen über das gesellschaftliche und seelische Leben der Eingeborenen. Dafür besass er eine natürliche Eignung, durch die merkwürdige Mischung von Feuer und Phlegma in seinem Charakter und in der Unstetigkeit seines Lebensganges. Er war mit der Tochter eines Amerikaners und einer Samoanerin verheirathet. K. stieg zu den Eingeborenen herab und gewann ihr Vertrauen. Daher hatte er aus diesen Theilen Oceaniens mehr mitzutheilen als irgend ein Europäer vor ihm. Durch seine ungemein eingehenden Beschreibungen hat K. zur Vertiefung der Ethnologie beigetragen, ohne selbst jemals ein ethnologisches Problem selbständig behandelt zu haben. Kleinere Arbeiten von K. stehen vorzüglich in dem Journal des Museum Godeffroy und (über Ruk und Mortlok) in den Mittheilungen der Hamburger Geographischen Gesellschaft. In den Originalmittheilungen des Berliner Museums für Völkerkunde sind veröffentlicht: Die Todtenbestattung auf den Pelau-Inseln und die Verbrechen und das Strafverfahren auf den Pelau-Inseln. Selbständig erschien das höchst wichtige Werk: Die socialen Einrichtungen der Pelauer. Eine Monographie über Die Religion der Pelauer hat Bastian seinem Werke Allerlei aus Volks- und Menschenkunde einverleibt. Endlich hat sein alter Freund Schmeltz die Ethnographischen Beiträge zur Kenntnis des Karolinen-Archipels für das Berliner Museum für Völkerkunde herausgegeben. Ein sehr werthvolles Kapitel über die Tätowierung der Mikronesier hat Kubary zu Joests Werk über Tätowierung beigesteuert und in das von Schmeltz und Krause herausgegebene Werk Die ethnographisch-anthropologische Abtheilung des Museums Godeffroy sind ebenfalls Berichte von Kubary übergegangen.

Ausführlicher Nekrolog von J. D. E. Schmeltz (mit Bild) im Internat. Archiv f. Ethnographie Bd. X.

F. Ratzel.

Rohlfs, Gerhard Friedrich wurde am 14. April 1831 in dem bremischen Hafenstädtchen Vegesack geboren als das zweitjüngste Kind eines angesehenen Arztes und aus einer seit lange in dieser Gegend ansässigen Familie. Seine Mutter war Osnabrückerin, und so entsprosste Gerhard R. ächt niedersächsischem Stamm. Gleich zwei älteren Brüdern sollte Gerhard Medicin studieren, ging aber 1849 unmittelbar vom Gymnasium, das er in Osnabrück und Celle besucht hatte, als Freiwilliger zum bremischen Füsilierbataillon, aus dem er

1850 in schleswig-holsteinische Dienste trat. Er hat bei Idstedt mitgefochten und erhielt bei der Auflösung der kleinen schleswig-holsteinischen Armee die Entlassung als Lieutenant. Ueber seine nachfolgende Studienzeit sind wir sehr unvollständig unterrichtet. Er hat in Göttingen, Heidelberg und Würzburg Medicin studiert, seine Studien aber nicht abgeschlossen. 1855 reist er durch Oesterreich, Italien und die Schweiz, wahrscheinlich um Kriegsdienste zu suchen, die er endlich in Algier findet. Er ist in demselben Jahr in Algier in die Fremdenlegion eingetreten, in der er die höchste dem Fremden zugängliche Stufe des Sergeant erreichte und mehrere Medaillen verdiente. Nachdem er seine sechs Jahre abgedient hatte, ging er nach Marokko in der Hoffnung, dort eine Stelle in der zu reorganisierenden Armee zu finden Sein erster Versuch in Tanger Erkundigungen einzuziehen, führte ihn mit dem englischen Gesandten Sir Drummond Hay zusammen, der ihm die Schwierigkeiten seines Planes offen darlegte und ihm jede Hoffnung benahm, als Christ eine Stellung in Marokko zu finden. R. erfuhr hier zum ersten Mal die Sachkunde und Menschenkenntnis dieses Diplomaten, dem er zeitlebens eine warme Verehrung bewahrte; seine Wanderungen haben ihn noch öfter mit ihm zusammengeführt. R. lebte sich nun in die Formen des Islam ein, lernte Arabisch, wozu er in Algier den Grund gelegt hatte, und trat die Reise nach Fes zu Fuss an. Der Bauer, der ihn führen sollte, beraubte ihn; R. hatte aber das Glück und das Geschick, sich als Arzt durchzuschlagen und in Uessan bei dem Grossscherif Sidi-el-Hadj-Absalon, einem weithin einflussreichen geistigen Haupt, gute Aufnahme zu finden. R. hat später noch öfter Gelegenheit gehabt, mit Vertretern des Islam in freundschaftlichen Verkehr zu treten, aber diese Beziehung erkannte er selbst als die folgenreichste an, denn in der Nähe des Grossscherifs wurde er in Sprache und Haltung Mohammedaner, an dessen Aechtheit Niemand zweifelte. 1862 trat R. die erste grosse Reise an, die eine geographische Entdeckungsreise wurde. Er ging von Tanger die Westküste entlang nach Marakesch und bis Agadir, drang ins Wadi Draa ein und kam nach Tafilelt. Auf dem Wege von Tafilelt nach Kenatsa wurde er von Räubern ausgeraubt und für todt liegen gelassen. Marabuts hoben den Schwerverwundeten nach zwei Tagen auf und verpflegten ihn, so dass er nach einigen Monaten Geryville im sw. Algerien erreichen konnte. R. trug die Spuren seines Kampfes mit den Räubern in steifen Fingern einer Hand und einem verkürzten Arm zeitlebens mit sich. Das Tagebuch von dieser Reise kam zuerst an den bekannten Bremer Nautiker Dr. Breusing, von diesem an August Petermann in Gotha, dessen lebhaftes Interesse es erweckte. Petermann erkannte sofort den Wert der in unwissenschaftlicher und ungelenker Form dargebotenen Aufzeichnungen, ermunterte R. zu weiteren Unternehmungen, und wesentlich Petermann sind die Unterstützungen zu danken, die R. von der R. Geographical Society in London und vom Bremer Senat 1863 für eine grosse Sahara-Reise empfing, deren Ziel Timbuctu sein sollte. R. betrachtete sich damals als ein Schüler und Schützling Petermanns und hat noch in seinem Kufra-Buch anerkannt, dass »vielleicht Niemand so gute Ratschläge und soviel moralische Unterstützung von ihm erhalten habe«. R. dankte durch die Veröffentlichung fast aller seiner ersten Reiseberichte und Karten in den Geographischen Mitteilungen. Im Spätsommer 1863 trat R. seine zweite grosse Reise an, die ihn über El Aghuat nach Tuat führen sollte; durch Unruhen in der algerischen Sahara gehemmt, ging er zurück nach Tanger und es gelang ihm nun, mit Empfehlungen des Grossscherifs von Uessan

über Tafilelt nach Tuat vorzudringen, wobei er den grossen Atlas überschritt. Durch Mangel an Mitteln an der geplanten Reise nach Timbuktu gehindert, schlug er sich in östlicher Richtung über Temassinin und Ghadames nach Tripolis, wo er Ende 1864 ankam. Diese Reise brachte eine Menge von neuen Beobachtungen und Erkundigungen aus Gebieten, die vor R. kein Europäer betreten hatte. Petermann bezeichnete sie sofort als höchst wertvoll und brachte im 1865er Jahrgang der Geographischen Mitteilungen die erste Karte zu R.'s Reise, die marokkanischen Reisewege enthaltend. R. hatte auf dieser Reise nicht nur, wie immer, die Entfernungen genau geschätzt und die Richtungen mit dem Compass gepeilt, sondern auch Höhen gemessen. In Frankreich wusste man seine Leistungen hochzuschätzen, denn sie bildeten die einzige zuverlässige Fortsetzung der bisher in Algerien bestimmten und in Marokko unsicher erkundeten Linien in die Wüste hinein. Zu dem wohlverdienten Rufe R.'s, der erste Sahara-Kenner zu sein, hat diese Reise am meisten beigetragen. Von diesen beiden Reisen an ist Rohlfs auch der beste Kenner der Sahara geblieben. Kein anderer hat nach ihm die grosse Wüste auf so vielen, langen und neuen Wegen durchkreuzt. Der bedeutendste der französischen Saharaforscher, Henri Duveyrier, hat das am neidlosesten anerkannt. Das grosse Ziel Timbuktu, das er sich auf dieser ersten Reise gesetzt hatte, schwebte ihm auch später vor, er hat es, durch eine tragische Verkettung der Umstände, nicht erreicht. 1865 war er nach einem kurzen Aufenthalt in Deutschland wieder nach Afrika zurückgekehrt, um von Tripolis durch das Hogar-Gebirge nach dem Niger vorzudringen. Mit mässigen Unterstützungen von deutscher und englischer Seite — von Gotha aus waren ihm die Reste der Geldsammlung für die verunglückte Deutsche Afrika-Expedition von 1860 zugewendet worden — trat er die Reise an. In Ghadames wartete er den ganzen Sommer auf günstige Nachrichten, musste sich aber endlich sagen, dass er das Land der Tuareg nicht mit heiler Haut betreten würde, und kehrte nach Tripolis zurück. Nun ging er auf einem neuen Wege über das von Hornemann einst zuerst gequerte Harudsch-Gebirge nach Mursuk, um von da nach Wadaï zu kommen. Er hoffte die von Eduard Vogel hinterlassenen Papiere retten zu können. Fünf Monate wartete er in Mursuk auf neue Mittel, die vom König Wilhelm, von Bremer Freunden und von der Londoner Geographischen Gesellschaft endlich ankamen. Die Hoffnung Petermanns, dass er Tibesti durchforschen werde, blieb unerfüllt. R. ging geradenwegs auf betretenen Pfaden über Bilma nach Bornu, wo ihn in Kuka Scheich Omar freundlich aufnahm. Da dessen Anfrage beim Sultan von Wadaï, ob es R. gestattet sei, nach Wadaï zu kommen, keine Antwort fand, ging R. über Jakoba und Keffi an den Benuë und von Lokodja wieder nigeraufwärts bis Rabba und quer durch Joruba nach Lagos. Das Neue, was R. vom zweiten Teil dieser Reise zu melden hatte, entschädigte einigermassen für die Enttäuschung, dass er weder Timbuktu noch Wadaï erreicht hatte. Immerhin hatte er eine grosse, beschwerliche Reise gemacht, der Geographie manche neue Thatsache enthüllt, und für das grosse Publikum erreichte er damit die Höhe seines Ruhmes. Diese Aufsehen erregende »Durchquerung« brachte Ehrenmitgliedschaften und Ehrendenkmünzen in mehrfacher Zahl, Empfänge bei Fürsten, besonders beim König Wilhelm. Das gebildete Deutschland, das damals für Afrika in einer politisch und wirtschaftlich naiv-uninteressierten Weise schwärmte, die wir kaum mehr verstehen, erblickte in R. einen nationalen Helden, und die Vereine bestürmten ihn um Vorträge. Die Geographi-

schen Mitteilungen brachten die Schilderung dieser Reise in zwei Ergänzungsheften 1868 und 1872. Die ausführliche Erzählung »Quer durch Afrika« erschien leider erst 1874/75, als das Interesse sich schon der viel bedeutenderen Reise Nachtigals zuzuwenden begann. Das beständige Ringen mit der Ungenügendheit der Mittel wirft einen Schatten über diese ganze schöne Reise; es hat R. nicht zur Entfaltung aller Kräfte kommen lassen. Da er nun allgemein bekannt geworden war und geschätzt wurde, flossen ihm die Mittel reichlicher zu, aber da lebte in ihm nicht mehr die vorwärtsdringende Energie, die ihn in Marokko und in der westlichen Wüste mit den denkbar geringsten Mitteln die grössten Leistungen hatte vollführen lassen. Mit der Durchquerung hören im Ganzen und Grossen die bedeutenden geographischen Erfolge auf. 1868 begleitete er die englische Expedition nach Abessinien und drang mit der Vorhut in Magdala ein, 1869 bereiste er den wenig bekannten Nordrand der Libyschen Wüste von Tripolis bis Alexandrien, 1873/74, führte er im Auftrag des Khedive die grosse Expedition in die Libysche Wüste, an der Zittel als Geolog, Jordan als Geodät, Ascherson als Botaniker und Remelé als Photograph teilnahmen, 1879 drang er von Benghasi in Begleitung des Dr. Stecker in die bisher unbesuchte Oasengruppe Kufra vor, 1880 ging er nochmals im Auftrag des Deutschen Kaisers nach Abessinien. Damit hören seine Afrikareisen auf, wenn man nicht die kurze Reise hinzurechnet, die er nach Sansibar als Generalkonsul 1885 machte. Die abessinischen Reisen haben uns lesenswerte Aufsätze und Bücher und einige wissenschaftliche Versuche zur Kenntniss Abessiniens gebracht. Es waren vorübergehende Besuche, deren Hauptzweck nicht die Forschung war. Meine Mission nach Abessinien. Auf Befehl S. M. des Deutschen Kaisers, im Winter 1880/81 unternommen (1883) ist das letzte Reisewerk aus R.'s Feder. Seine frischen Schilderungen lassen vor allem bedauern, dass R. nach dem Abschluss seiner grösseren Reisen nicht Lust und Musse gefunden hat, das zusammenfassende Werk über die Wüste Sahara zu schreiben, zu dem er der geeignetste Mann gewesen wäre. Die Küstenreise von 1868/9 erschien u. d. T. Von Tripolis nach Alexandrien. Beschreibung der im Auftrag S. M. des Königs von Preussen i. d. J. 1868 und 1869 unternommenen Reise (2 Bde., 1871). Sie brachte einiges Neue über die schon öfter besuchten Oasen von Djalo, Audjila und Siwa, über Leptis, Kyrene, ist aber besonders wichtig geworden als die Anregung zu der folgenden Wüstenreise durch die Diskussion der Depressionen. R. hatte an seine Entdeckung einer Depression südlich vom Libyschen Plateau kühne Pläne von einer Bewässerung und Verbesserung der östlichen Sahara geknüpft. Die, wie wir jetzt wissen, beschränkten Depressionen zwischen der Grossen Syrte und dem Nil waren in Deutschland kritisch, in Frankreich enthusiastisch behandelt worden. R. hoffte auf die Möglichkeit, den Ueberfluss des Nilwassers hineinzuleiten, und bemühte sich um eine Expedition zur Feststellung der Bodenverhältnisse. Durch den preussischen Generalkonsul erfuhr der Khedive von dem Plan, der die Fruchtbarmachung der Wüste zu verheissen schien, und bewilligte 80000 M. R. dachte an eine Wüstenexpedition in grossem Stil mit zahlreichen Kamelen, Wasserwagen, Wasserdepots, abessinischen Brunnen u. dgl. Hauptpunkte sollten die Erforschung des angeblichen alten Nilflussbettes Bahr-bela-ma, der westlichen libyschen Oasen, die Verbindung dieser mit Kufra und Fessan bilden. R. war überglücklich, endlich einmal mit ausgiebigen Mitteln arbeiten zu können. »Durch ausserordentliche Mittel lässt sich der Eingang in die libysche Wüste er-

zwingen« hatte R. etwas zu optimistisch ausgerufen. Die Untersuchung des fabelhaften Bahr-bela-ma wurde aufgegeben, von Siut aus der gerade Weg nach Farafrah und Dachel eingeschlagen. Aber das Vordringen durch die Sandzone im Westen der libyschen Oasen erwies sich als unmöglich. Die Expedition kehrte nach dreimonatlicher Wüstenreise reich an wissenschaftlichen Ergebnissen, aber ohne die erwarteten praktischen Erfolge und geographischen Entdeckungen zurück. R. hat von dem grossen wissenschaftlichen Bericht über diese Reise den ersten beschreibenden Teil verfasst (1883) und ein kleineres Buch »Drei Monate in der libyschen Wüste« mit Beiträgen seiner wissenschaftlichen Reisegefährten (1875) vorausgehen lassen. Blieb auch der Erfolg dieser Reise hinter den Erwartungen zurück — der Haupterfolg war doch der negative, dass die Depressionen kleiner und weniger zahlreich waren, als man geglaubt — so war doch die Expedition durch R. energisch und geschickt geführt worden. Als daher 1878 in Deutschland der Plan zu einem Vorstoss in das Gebiet zwischen Kongo und Nil der Reife nahte, beschloss man, ihn mit einer Erforschung der östlichen Sahara zu verbinden und R. die Führung zu übertragen. Der Plan war von R. und Nachtigal ausgegangen. Wir sehen heute, dass er viel zu umfassend war. Er verband zwei grundverschiedene Aufgaben. R. selbst trennte sich schwer von seinem trauten Weimarer Heim. Der junge böhmische Zoolog Stecker, den man R. zur Seite stellte, war eine schwankende Natur und ein Neuling in afrikanischen Dingen. Die Reise stiess von Anfang an auf Schwierigkeiten. R. musste die beste Zeit in Sokna mit Warten auf die Geschenke verstreichen lassen, die er vom Deutschen Kaiser dem Sultan von Wadaï zu überbringen hatte. Nachdem er im Dezember 1878 Tripolis verlassen hatte, kam er erst im Herbst des folgenden Jahres nach Kufra, wo er von den Suya-Arabern ausgeraubt und bedroht wurde, so dass er entfloh und am 25. October 1879 in Benghasi ankam. Die ganze Ausrüstung blieb in den Händen der Araber, es war ein wahrer Schiffbruch. Die geographischen Ergebnisse dieser Reise liegen in der Ausdehnung unseres Wissens in der Ostsahara und der Festlegung der bisher nur dem Namen nach bekannten Oasen von Kufra; sie sind bedeutend, waren aber mit diesen Opfern zu theuer erkauft. Für Deutschland bedeutete dieser Misserfolg das Aufgeben der seit Barth und Overweg so rühmlich betriebenen Saharaforschung, für R. war es überhaupt die letzte grosse Unternehmung. Die zweite Abessinienreise und die Fahrt nach Sansibar waren nur Episoden. R. lebte, seitdem er sich 1870 mit einer Verwandten Schweinfurths in Riga verheirathet hatte, in seiner Villa in Weimar, anfangs häufig auf Vortragsreisen abwesend, die ihn 1875—76 nach den Vereinigten Staaten führten. Sein Haus war ein Sammelplatz der »Afrikaner«, er selbst bei Hof gern gesehen. Auch als leidenschaftlicher Musikfreund, dem die Bayreuther Blätter bis Sokna nachgesandt wurden, fand er in Weimar seine Rechnung. Bald nach der Rückkehr von Sansibar, 1885, zog sich R. auf ein kleines Gütchen in Rungsdorf bei Godenberg zurück, wo er seltener zu Vortragsreisen ausflog und auch schriftstellerisch nicht mehr so thätig war wie sonst. Es waren nicht bloss die Vorboten der Altersmüdigkeit, die ihn stiller machten. Er fühlte, dass er rasch aus einer Zeit herauswuchs, in die er besser gepasst hatte. Es gab da äussere Dinge, die ihn verstimmten, und mehr noch wirkte von innen heraus das vielleicht durch die sansibarer Erlebnisse verstärkte Gefühl, so ziemlich gethan und gesprochen zu haben, was nach seiner Anlage ihm zustand. Zu den Vorträgen, die ihm soviel Ruhm und Ehre und

einen nicht zu verachtenden Beitrag zu den Einnahmen gebracht hatten, fanden sich die Hörer nicht mehr so zahlreich ein wie sonst und brachten auch nicht die alte Wärme für jedweden afrikanischen Stoff. R.'s Ruhm verblich neben dem eines Wissmann und Peters. R. ist am 2. Juni 1896 zu Rungsdorf gestorben.

Für uns wird Gerhard R. immer ein ächter Vertreter der heroischen Epoche der deutschen Afrikaforschung bleiben. Sein Entwickelungsgang und seine Leistungen haben etwas Eigenartiges, seine Persönlichkeit wirkte durch ihre Besonderheit und Selbständigkeit; selbst sein Stil hat nichts Schulmässiges, sondern mutet uns wie die Sprache eines Mannes an, der besser weiss, was er zu sagen hat, als wie es gesagt werden muss. Dieser Stil ist nicht mustergültig, aber deutlich und kräftig. Schweinfurth ist neben ihm der Gelehrte und der sprühende Geist, Nachtigal der orientalische Diplomat und zugleich der sorgsam feilende Stilkünstler. R. hat keinen von diesen Vorzügen in gleich grossem Masse, aber er ist die eindruckvollste Persönlichkeit; und er ist viel populärer geworden, als die beiden anderen, weil er die Menschen gewann und ihnen imponierte. Und immer hatte er doch die ungemeine Fülle der Erfahrungen, dazu, wenn auch nur gemessen an der Länge seiner Reisewege, die räumliche Grösse seiner Leistungen für sich. Vergessen wir nicht sein Erzählertalent, das ihm in den Vorträgen und Büchern zu statten kam. R.'s Persönlichkeit hat auch nach hoch oben hin ihren Zauber geübt. Er hat sich im Flug die Zuneigung von Königen und Prinzen erobert und Teilnehmer seiner libyschen Reise waren voll Bewunderung für die Würde, die er in seinen Verkehr mit dem Khedive und dessen Ministern zu legen wusste. Schade, dass er sich als Generalkonsul in Sansibar nicht die Zufriedenheit Bismarcks verdient hat. Ueber die Gründe seiner Abberufung ist viel geflüstert worden. Der einfache Verstand sagt sich, dass Deutschland an nicht minder wichtigen Stellen durch Leute vertreten war, die R. weit unterlegen waren. Und die Geschichte lehrt leider, dass in der deutschen Kolonialpolitik Fehler begangen worden sind, zu denen ein R. nie fähig gewesen wäre. Auch die nachträgliche Frage ist gestattet, ob wir Sansibar so leicht verloren hätten, wenn R. dort der Vertreter des Reiches geblieben wäre? Wer Gelegenheit gehabt hat, R. mit Nachtigal zu vergleichen, musste sich allerdings sagen, dass jenem nicht soviel natürliches diplomatisches Talent eigen war wie diesem. Nachtigal hatte eine ins Orientalische stechende Geschmeidigkeit, die dem aufrechten R. nicht eigen war. Daran ändert die merkwürdige Thatsache nichts, dass R. eine Zeit lang sich sehr gern in Hofzirkeln bewegte, sich bewundern und dekorieren liess. Eine strenge wissenschaftliche Schulung hatte R. nicht empfangen, er hat sie auch später nicht in erschöpfender Weise nachholen können. Dazu fand er, der rastlos Thätige, nicht mehr die Zeit. Er hat seine grössten Ergebnisse mit Kühnheit und Klugheit erzielt. In den ersten Reisen wog die Kühnheit, in den späteren die Klugheit vor. Dabei hatte er für zwei Haupt-Aufgaben des Forschungsreisenden von Natur Neigung und Talent. Er hat ein scharfes Auge für die geographische Konfiguration eines Landes schon auf den beiden ersten Reisen gezeigt, wo seine geographische Bildung sehr gering war; es machte ihm Freude, jene zu bestimmen und zu beschreiben. Daher die trefflichen geographischen Ergebnisse, auch dort, wo er mit wenig Hilfsmitteln arbeiten musste. Für die rein geographischen Aufgaben hat er auch bei der libyschen Reise, wo er von Fachmännern umgeben war, entschieden Tüchtiges geleistet.

Die Art, wie er bei dieser Expedition die Fachmänner führte und zusammenhielt, hing eben auch mit seiner richtigen Erfassung der Hauptaufgabe zusammen. Zum zweiten war R. ein vorzüglicher Beobachter und Schilderer des Volkslebens. Hier zeichnete ihn eine einfache, gesunde Auffassung aus, die gelegentlich einmal einer leichten Neigung ins hausbacken Alltägliche folgt, aber in der Summe doch immer ungemein erfreulich wirkt. R.'s politisch-geographische und wirtschafts-geographische Schilderungen lassen sich manchmal mit denen von Heinrich Barth vergleichen, auf dessen weiten Blick und Gelehrsamkeit allerdings R. niemals Anspruch machte. Sehr viel gesunden Sinn und Takt zeigen seine politischen Exkurse. Er hat des öfteren über Kolonialpolitik im Allgemeinen, französische und englische Kolonialpolitik, besonders über die Stellung und das Vorgehen der Franzosen in Algier und in der Wüste sich ausgesprochen. Sein letztes Sammelwerk Quid Novi ex Africa (1886) bringt besonders viel davon. Lieblingsgegenstände seiner politisch-geographischen Betrachtungen waren Marokko und Tripolitanien. Das Schriftchen »Ueber die Bedeutung Tripolitaniens« (1873) gehört zu seinem Besten. Schade, dass er nicht in dieser Zeit, wo er eine Autorität in afrikanischen Dingen war, entschiedener auf die selbständige Bethätigung Deutschlands gedrängt hat. Er hat das praktisch-politische Interesse Deutschlands an Afrika oft gestreift, hat sich aber leider vor 1883 nie die Frage gestellt: Bedarf Deutschland der Kolonien? R. war ein fleissiger Schriftsteller. Der deutschen Litteratur hat er 13 selbständige Schriften über Afrika geschenkt; alle sind viel gelesen worden und haben zur Weckung des Interesses für den dunkeln Erdteil beigetragen. Es ist darunter kein Buch, das man übergehen dürfte, aber auch keines, das mit Barths, Schweinfurths oder Nachtigals Hauptwerken verglichen werden könnte. Gerade die zweite Wüstenreise, die dazu den Anlass bieten konnte, hat R. niemals erschöpfend beschrieben. Zahlreiche grosse und kleine Beiträge haben die Geographischen Mitteilungen von 1863 bis 1895 von ihm gebracht. Daneben haben alle deutschen geographischen Zeitschriften häufig Aufsätze aus R.'s Feder veröffentlicht, die er dann z. T. in Büchern gesammelt erscheinen liess. Er hat 4 solcher Sammelbände veröffentlicht. Auch dem kleinsten Aufsatz lag eine eigene Erfahrung oder Beobachtung zu Grunde, die grösseren vertreten oft eigentümliche Auffassungen; aus jedem spricht die Persönlichkeit. Nicht bloss als Reisender, auch als Schriftsteller über Afrika hat R. eine Lücke gelassen, die kein Lebender ausfüllt. In der Beurteilung fremder Leistungen war R. eher wohlwollend als streng. Nur der Hohlheit und Ueberhebung trat R. schroff entgegen. Den französischen Plänen des Sahara-Meeres kam er vielleicht zu weit entgegen, während er den grundlosen Plan Skertchlys einer Unterwassersetzung des Djuf der Westsahara von Anfang an verurteilte. Zwischen R. und den französischen Saharaforschern bestand ein schönes Verhältniss wechselseitiger Anerkennung, woran das scharfe Urteil R.'s über die französische Verwaltung und Politik in Algerien nichts ändern konnte. Wenn man auf R. gehört hätte, würden solche verlustreiche Expeditionen wie die von Largeau und von Flatters nicht ausgesandt worden sein. R. empfand es selbst als eine Sonderbarkeit, dass seine besten Leistungen praktisch nur den Franzosen zu Gute kamen, während die Deutschen nur ein theoretisches Verständniss dafür, und dieses nur in engsten Kreisen haben konnten. Was Wunder, dass er mit Wärme jene mit dem Beginn der 80er Jahre einsetzende neue Art deutscher Afrikaforschung begrüsste, die die nationalen Bestrebungen mit den wissenschaft-

lichen zu vereinigen strebte. Sein Schriftchen über Angra Pequena (1884) ist ein schönes Zeugniss dafür. Es zeigt uns allerdings mehr den warmfühlenden Patrioten als den kritischen Afrikakenner. Für den Geschichtschreiber der Anfänge der deutschen Kolonialpolitik wird R. ein interessantes Beispiel des Umschwunges sein, der damals in den Gemütern der Deutschen geschah. In dem Kufra-Buch von 1881 schreibt der kosmopolitische Bewunderer Livingstones und Stanleys einen Hymnus auf die grossen civilisatorischen Entwürfe des Königs der Belgier, die den Kongostaat anbahnten; R. hatte auf Einladung Leopolds II. an der Vorberatung dieser Entwürfe 1876 teilgenommen. In der Kolonial-Broschüre von 1884 begrüsst er die koloniale Aera, der er noch selbst zu dienen berufen ward. R. war eine stattliche Erscheinung, hochgewachsen, schlank, gelenkig, helläugig, blond, im Gesicht rötlich, der Schnurrbart in den schmalen Kinnbart übergehend; schmaler, kräftiger, mehr fränkischer als niederdeutscher Kopf.

Ein gutes jugendliches Bild steht vor dem Titel der Beiträge zur Entdeckung und Erforschung Afrikas (1876); ein Bild aus den letzten Jahren bringt die Illustrirte Zeitung 1896. — Von ausführlichen Nekrologen über R. nennen wir den von G. Schweinfurth in der Vossischen Zeitung 1896 (Sonnt.-Beil. 24 u. 25), von G. A. Krause in der Kreuzzeitung 1896 (323 f.), von W. Wolkenhauer in den Deutschen Geogr. Blättern 1896, von H. Wichmann in den Geogr. Mitteilungen 1896.

F. Ratzel.

Simony, Friedrich, ist am 13. November 1813 zu Hrachowteinitz in Böhmen geboren. Sein Vater, Militärarzt ungarischer Abkunft, starb früh. Der Knabe verbrachte in Böhmen, Mähren und Ungarn eine Jugend, die ihm trotz seiner angeborenen Heiterkeit im Zurückschauen arm und trüb erschien. Zum Apotheker bestimmt, führten den angehenden Pharmaceuten botanische Studien mit dem Botaniker Jacquin an der Wiener Universität zusammen, der ihn veranlasste, sich ganz dem Studium der Naturwissenschaften zu widmen. Da er keinen regelmässigen Schulbildungsgang durchgemacht hatte, wurde ihm die Vollendung der Gymnasialstudien durch eine besondere Erlaubniss der Regierung erlassen. S. warf sich nun mit Eifer auf das Studium der Botanik, Geologie und Meteorologie und wusste mit gutem Muth die äusseren Hemmnisse zu überwinden, die seine Armuth immer von Neuem aufthürmte. Vielleicht war es von Vorteil, dass er gezwungen war, vielseitig zu sein. Als er 1840 mit wenig sauer verdientem Geld seine erste grössere Alpenreise machte, fesselte ihn noch mehr als der Bau des Gebirges selbst dessen Wirkung auf die Erscheinungen der Hydro- und Atmosphäre, der Pflanzenwelt und des Lebens der Menschen. Diese Bedingtheiten zu erforschen stellte er sich zur nächsten Aufgabe, und aus der Aufgabe einiger Jugendjahre wurde die Aufgabe eines Lebens. Es liegt ein Anschluss an Alexander von Humboldt in diesem Plan der Erforschung tellurischer Wechselwirkungen; aber durch ihre Beschränkung auf die Alpen erinnert die Lebensarbeit S.'s noch mehr an De Saussure und Wahlenberg. Als S. 1840 in das Dachsteingebiet hineinwanderte, begann für ihn die merkwürdige räumliche Beschränkung, Verdichtung und Vertiefung auf diesem kleinen aber reichen Abschnitt der Alpen, die so bezeichnend wurde für seine menschliche und forscherliche Eigenart. Ihre Verbindung mit einer selten vielseitigen wissenschaftlichen und künstlerischen Auffassung und Verwerthung macht S.'s Grösse aus. Hochgebirge zeigten sich ja schon öfters geeignet, bedeutende Forschernaturen gans an sich zu fesseln; Ramond hat mit den Pyrenäen, de Saussure, Studer, Escher haben mit den Alpen derartige

enge und fruchtbare Verbindungen eingegangen. Am 8. September bestieg S. zum ersten Mal den Hohen Dachstein, den er seitdem fast unzählige Male, zuletzt mit 72 Jahren, bestiegen hat. 1847 brachte er eine Reihe von Januar- und Februartagen an und auf dem Dachstein zu und seine Beobachtungen über den winterlichen Zustand der Atmosphäre und Schneedecke erregten damals Aufsehen. S. wurde 1848 mit der Einrichtung des naturhistorischen Museums in Klagenfurt betraut, und 1850 arbeitete er als Geolog an der Aufnahme des Salzkammerguts. 1851 trat er als erster Professor der Geographie in den Lehrkörper der Wiener Universität. So wie in den früheren Jahren hat er auch in den folgenden regelmässig allsommerlich die Dachsteingruppe aufgesucht, deren Gletscher, Seen und Pflanzendecke Hauptgegenstand seiner wissenschaftlichen Arbeiten waren, während er ihre landschaftlichen Bilder mit dem Stift und später mit dem photographischen Apparate festzuhalten suchte. Er ist nur vorübergehend über dieses Gebiet hinausgeschweift und auch dann hat er nur selten die Grenzen der Ostalpen überschritten. Von den Mittelgebirgen ist ihm nur das Riesengebirge vertraut geworden. Die Westalpen hat er nur gestreift. Auch seine rege Theilnahme am Oesterreichischen Alpenverein, den er 1862 gründen half, wurzelte eigentlich in seiner besondern Neigung für die Alpen des Salzkammerguts, und die meisten von seinen zahlreichen und mannigfaltigen Beiträgen in der Zeitschrift dieses Vereines sind aus Studien in diesem Gebiet hervorgegangen. Nur seine Untersuchungen über die Tiefe und Gestalt der Seenbecken und die Seentemperaturen haben ihn bis zum Achensee geführt. S.'s wichtigste Gletscherbeobachtungen sind auf das Dachsteingebiet beschränkt. Karl Diener hebt treffend hervor, dass man ihre Bedeutung erst recht würdigt, wenn man sich daran erinnert, dass als S. seine Studien an den Gletschern des Dachsteins begann, Ami Boué überhaupt die Möglichkeit von Gletschern in Kalkgebirgen bestritt. S. hat in seinen oft wiederholten Messungen und Aufnahmen eines und desselben Gletschers, z. B. des Karlseisfeldes, ein ungemein reiches Material zur Kenntniss der Gletscherschwankungen geschaffen. Den Wirkungen der Eiszeit in den Ostalpen hat er zuerst Beachtung geschenkt. Die pflanzengeographischen Studien S.'s beschäftigen sich hauptsächlich mit Höhengrenzen und Bodenbedingtheit. Auch hier zogen ihn einzelne Gegenstände besonders an und er ist z. B. zur Legföhre mit mehreren Arbeiten zurückgekehrt. Zu zoologischen und prähistorischen Studien gaben ihm ebenfalls Erscheinungen seines Studiengebietes Anlass, wie die Thierwelt der Tiefe des Hallstättersees und die prähistorischen Funde auf dem Salzberg. In fast allen diesen Arbeiten ist ein morphologisches Element, das oft hart an der Grenze der Kunst gelegen ist. Am klarsten tritt dieses in dem grossen Werk »Das Dachsteingebiet« hervor, in dem die von S. gezeichneten oder photographierten Bilder den an sich trefflichen Text weit überragen. In der Absicht, ein plastisches Bild der ganzen Natur einer Gebirgsgruppe zu geben und zugleich das Verständniss eigentümlicher Bodenformen mehr durch typische Bilder als durch morphologische Hilfsmittel zu vermitteln, liegt ebensoviel künstlerisches als wissenschaftliches Bestreben. Die enge Verbindung beider ist eben das Eigene in der Natur S.'s. S. hat in anziehender Weise erzählt, wie er sich selbst zum Zeichner ausgebildet hat, indem er von seiner ersten Alpenwanderung mit der festen Ueberzeugung zurückkehrte, dass die Betrachtung all dieser schönen Dinge nur Werth habe, wenn er ihre Formen zeichnend festzuhalten vermöge. Wie in der Wissenschaft lernte er nun auch in der Kunst das beste in der Schule der Natur.

Seine Zeichnungen wollen durchaus nicht gefallen, sondern nur wahr sein, sie wollen auch nicht alles wiedergeben, was man sieht, sondern nur die Formen; diese aber wissenschaftlich genau. S. hat zwar auch farbige Darstellungen versucht (ein grosses »Gletscherphänomen« in Aquarell erhielt auf der 1873er Weltausstellung eine goldene Medaille), aber seine Stärke lag in der scharfen, wissenschaftlich generalisierenden Umrisszeichnung. S. hat eine Reihe von weitverbreiteten Panoramen gezeichnet, so vom Schafberg, Sarnstein, Venter Kamm. Als einer der Ersten hat er die wissenschaftliche Verwendung der Photographie in die Hand genommen. Mit dieser Bevorzugung der Darstellung der geographischen Erscheinungen war S. in erster Linie beschreibender Geograph. In der Abstraktion und Schlussziehung wagte er sich nicht gern allzuweit. Hier hielt der Künstler den Forscher zurück. S.'s 24jährige Lehrthätigkeit an der wiener Universität hat in Oesterreich das Verständnis für Geographie und den geographischen Unterricht ungemein gehoben. S. hat keine Schule gebildet, aber in einzelnen jungen Geographen die Lust am Messen und Zeichnen und an der liebevollen Beobachtung besonders der alpinen Naturerscheinnngen geweckt. Unter ihnen ist Eduard Richter in Graz, der Erforscher der Gletscher und Seen der Ostalpen, der Bergsteiger, der Naturfreund und Naturschilderer, der beste Vertreter der S.'schen Richtung in der Geographie. Während S. ohne Aufsehen wirkte, so dass seine Thätigkeit nach aussen hin selbst in Fachkreisen kaum Beachtung fand, stattete er sein enges Lehrzimmer mit einem reichen Schatze von Karten, Zeichnungen und Photographien aus, deren Werth man erst in den letzten Jahren so recht zu schätzen angefangen hat. S. hatte viele Jahre in bescheidener, jedes Aufsehen vermeidender Weise gewirkt, ehe seine Thätigkeit in weiteren Kreisen gewürdigt wurde. Die liebenswürdige, dabei streng rechtliche Natur S.'s kannte keinen andern Ehrgeiz als die Förderung der Studien seiner Schüler und die gründlichste Vollendung seiner Arbeiten. Die Veröffentlichung dieser Arbeiten war ihm dann Nebensache. Erst jetzt kommen in dem von Penck und Richter herausgegebenen »Atlas der österreichischen Alpenseen« die mühevollen Seenmessungen S.'s vollständig an die Oeffentlichkeit. In seinem Todesjahr verlieh ihm die K. K. Geographische Gesellschaft ihre Hauer-Medaille aus Anlass der Vollendung des Dachsteinwerkes. Beim Scheiden aus dem Amte, 1886, hatte ihm seine Regierung den Hofratstitel gegeben. Die grösste Genugthuung bereitete ihm aber die Feier seines 80. Geburtstages unter begeisterten Kundgebungen zahlreicher Schüler und Fachgenossen. Am 20. Juli 1896 starb S. zu St. Gallen in Steyermark.

Verzeichniss der Werke von Dr. Forster, Wien 1896 u. bei Wurzbach Bd. 34. Nekrologe von K. Diener in den Mitth. d. K. K. Geographischen Gesellschaft zu Wien 1896, von E. Richter in den Mitth. des D. u. Ö. Alpen-Vereins 1896, von Supan in den Geogr. Mitth. 1896.

F. Ratzel.

Siehr, Gustav, während der 70iger und 80iger Jahren einer der namhaftesten Bassisten der deutschen Opernbühne, wurde am 17. September 1837 zu Arnsberg geboren. Er entstammte einer angesehenen preussischen Beamtenfamilie und schien selbst durch Vorbildung uud Familientradition zu einem gelehrten Berufe bestimmt. Da erwachten ob den musikalischen Freuden der Berliner Studentenzeit die künstlerischen Neigungen in S. und 1862 sattelte der junge Mediciner, von Heinrich Dorn und dem Opernsänger Julius Krause wohl beraten und angeleitet, zum Bühnensänger um. Nach einer sehr kurzen Lehrzeit öffneten sich dem stimmbegabten, geistig gut vorgebildeten

Bassisten 1863 die Pforten des Hoftheaters zu Neustrelitz, von wo seine aufsteigende Laufbahn ihn bald nach Gothenburg (1864—1865) und Prag (1865—1870) und schliesslich nach Wiesbaden führte, dessen Hofoper damals unter Wilhelm Jahns Führung gerade in schöner Blüte stand. In diese Zeit 1870—1881 fällt auch die Reife von S.'s Künstlerschaft und als ihn 1876 ein glücklicher Zufall nach Bayreuth führte und zum ersten Darsteller des »Hagen« in R. Wagners »Götterdämmerung« machte, war sein Ruf in Deutschland begründet. Der Meister selbst, dem S. als Ersatz für den widerspenstigen Scaria aus arger Verlegenheit half, hat dem Künstler, der in kaum zwei Wochen die ausserordentlich schwierige Partie erlernte, seine Anerkennung ausgesprochen indem er öffentlich bekundete, S. habe sich den Charakter des Hagen »in Stimme, Sprache, Gebärde, Bewegung, Schritt und Tritt so vollständig angeeignet«, dass die Durchführung der Rolle zu einer »Meisterleistung« wurde. Wer in späteren Jahren den von Dämonik allzu freien »Hagen« S.'s kennen lernte, wird, unbeschadet der meisterlichen Autorität, dies Urteil etwas bestaunen. Wie hoch Wagner S.'s Leistung und Künstlerschaft schätzte zeigt sich aber auch darin, dass er sogar daran dachte, ihm seinen »Wotan« anzuvertrauen (Brief von 12. September 1876) und dass er ihn neben Scaria 1882 zur Darstellung des »Gurnemanz« nach Bayreuth berief. In der Rolle dieses edeln Greises, die er während mehrerer Festspieljahre übernommen hatte, fand S. Gelegenheit zu einer seiner besten Kunstleistungen, denn hier konnte sich die breite Behaglichkeit seines Wesens, die sonst meist nur den alltäglichen Aufgaben des bürgerlichen Singspiels zu gut kam, einmal auch auf höherm Kunstgebiet ausgeben. Am Münchner Hoftheater, dem er vom September 1881 bis zu seinem Tode angehörte, hatte S.'s nicht eben scharf ausgeprägte Künstlerart keinen leichten Stand, doch hielten die dröhnende Wucht seiner Stimme und die sinnvoll gemessene Weise seines Vortrags allzeit die Teilnahme für seine Leistungen im seriösen Fach fest. Im Jahre 1887 erhielt S. den Titel eines königl. bayr. Kammersängers. Durch schweres Leid in seinem Familienleben vor der Zeit gebrochen, starb S. am 18. Mai 1896 in München.

Heinrich Welti.

Bäuerle, Friederike, Tochter des bekannten Schriftstellers, Begründers und Redacteurs der Theaterzeitung Adolf Bäuerle aus dessen erster 1806 geschlossener Ehe mit Antonie Egger wurde zu Wien 11. Dezember 1817, nach Wurzbachs biographischem Lexikon des Kaiserthums Oesterreich 1820 geboren. Eine ausgezeichnete Erziehung, die alle wichtigen Disciplinen menschlichen Wissens und der Künste umfasste, befähigte Friederike B., die zudem von der Natur mit einer seltenen Beanlagung für Sprachen und Musik begnadet war, schon frühzeitig als Pianistin und Schriftstellerin erfolgreich aufzutreten. Entzückte sie in ersterer Eigenschaft durch die Lieblichkeit und Grazie ihres Spieles, so interessirte sie in letzterer durch die geistvolle Pikanterie, mit welcher sie ihre Schilderungen zu würzen verstand. Ihr musikalisches Können stellte sie im vormärzlichen Wien fast ausschliesslich in den Dienst der öffentlichen Wohlthätigkeit, ihre Feder in den ihres Vaters. Die vielen mit »F.« gezeichneten Skizzen und Bluetten, welche die Theaterzeitung in den Jahren 1850 bis 1853 brachte, hatten Friederike B. zur Verfasserin. In späterer Zeit verwerthete sie ihre reichen Sprachkenntnisse und übersetzte eine grosse Anzahl französischer und englischer Romane, die theils unter

ihrem eigenen Namen theils unter dem Pseudonym: Friedrich Horn in dem von Hartleben in Pest und Wien herausgegebenen: »Belletristischen Lesekabinet« erschienen. Wir nennen von diesen ihren Arbeiten: Der Spion der vornehmen Welt von Saint Georges, Miss Mary und Gilbert und Gilberte von Eugen Sue, Die Wilde der Berge, der letzte Irländer und die Marquise von Norville von Elise Berthet, Contino Contini, dann: Der Menschenjäger von Gonzales, die Getängnisse von Schlüsselburg von Fath, die letzte der Feen von James. Gemeinsam mit Constant von Wurzbach veröffentlichte Friederike B. nach einem von dem Erstgenannten entworfenen Plane 1853 in der »Ostdeutschen Post« und 1854 in Nordmanns Salon die von der Lesewelt mit ungewöhnlichem Beifalle aufgenommenen »Blumenbriefe«. Nach dem Ableben ihres Vaters, der zu Basel in der Nacht vom 19. auf den 20. September 1859 starb, gab sie unter dem Titel: Der erste April — Der Herzog Lorenz Bruchstücke aus den Erinnerungen und Erlebnissen desselben heraus, die gleichfalls allgemeinem Interesse begegneten und den Ruf ihres Namens förderten. Trotz dieser wiederholten und schönen Erfolge zog sich Friederike B. plötzlich von der Welt zurück und lebte Jahrzehnte hindurch von allem Verkehr abgeschlossen, auf einem kleinen Besitzthum zu Urschendorf nächst Wiener Neustadt. Dortselbst schied sie im hohen Greisenalter am 17. Juli 1896 aus dem Leben. Friederike B. war unvermählt geblieben.

A. J. Weltner.

Berla, Alois, Pseudonym für Alois Scheichl, österreichischer Volksdichter, wurde zu Wien 7. März 1826 geboren. Ursprünglich für die musikalische Laufbahn bestimmt, widmete sich B. 1847 der Bühne und war als Schauspieler und Sänger zunächst am Deutschen Theater zu Pest thätig, woselbst er auch ein Jahr später seine erste Bühnendichtung »das Charaktergemälde: der letzte Zopf« zur Aufführung brachte. Der Erfolg dieses Stückes bestimmte ihn zu weiteren Arbeiten, die von Publikum und Kritik freundlich aufgenommen wurden und bereits im Herbste 1848 seine Berufung als Dramaturg an das Theater an der Wien zur folge hatten. In dieser Stellung entwickelte B. eine überaus fruchtbare Wirksamkeit auf dramatischem Gebiete. Er schrieb nicht nur Originalwerke, sondern übersetzte auch zahlreiche fremdländische Bühnendichtungen und lieferte ausserdem Bearbeitungen beliebter norddeutscher Volksstücke. Im Theater an der Wien sowie in der in den fünfziger Jahren in Fünfhaus bestandenen Arena hatte er seine grössten dichterischen Triumphe zu verzeichnen. Hier entfesselten sein Volksstück: Gervinus mit Treumann und Scholz in den Hauptrollen, sein Schauspiel: Der Zigeuner mit Karl Rott in der Titelrolle, sein Ausstattungsstück: Die Musik des Teufels, endlich seine Possen: Schottenfeld und Ringstrasse, dann: Unsere Lehrbuben Stürme des Beifalls. Wären in der Zeit seiner Blüthe, Ende der Sechziger- und zu Beginn der Siebziger-Jahre, Tantièmen und Honorare höher gewesen, B. müsste ein reicher Mann geworden sein, denn er beherrschte durch geraume Zeit im vollen Sinne des Wortes das Wiener volksthümliche Theater. Bei den damaligen Verhältnissen, gelang es ihm nur, eine bescheidene Existenz zu fristen. Wir besitzen von B. über achtzig den Abend füllende Stücke und mehr als fünfzig Einacter u. zw. Possen, Charakterbilder, Schau- und Lustspiele, sowie Operettenlibretti (darunter das von Millöcker componirte Singspiel: Das verwunschene Schloss, das mit Girardi und Gallmayer grossen Erfolg hatte). Alle diese Arbeiten sind heute nahezu ver-

gessen und nur das von ihm für Wien eingerichtete norddeutsche Lebensbild Drei Paar Schuhe, in welchem Marie Geistinger brillirte, geht noch ab und zu in Scene. Wenn B. und seine Schöpfungen von der Gegenwart ignorirt werden, so darf desshalb nicht auch seine einstige Bedeutung für die Wiener Volksbühne unterschätzt werden. »Ein Possendichter der sogenannten alten Schule« verstand er es, den jeweiligen Lieblingen der Wiener die dankbarsten Rollen auf den Leib zu schreiben, nebenher aber auch, unterstützt von einer unerschöpflichen Phantasie und einer ungemein scharfen Beobachtungsgabe für das sich in vielgestaltigen Formen äussernde Leben der »Kaiserstadt an der Donau« seinen Stücken durch packende Episodenfiguren reichen und fesselnden Inhalt zu geben. In den letzten Jahren lieferte B. für Wochen- und Tagesblätter novellistische und theatergeschichtliche Beiträge, für die Bühne selbst schrieb er nichts mehr. Längere Zeit kränkelnd starb er den 16. Februar 1896, drei Wochen vor seinem siebzigsten Geburtstage, welcher durch eine Aufführung eines B.'schen Werkes im Carltheater hätte gefeiert werden sollen.

A. J. Weltner.

Carro, Karl Ritter von, als Schriftsteller und Recitator, sowie bis Mitte der Siebzigerjahre unter dem Pseudonym: Karl Carode auch als Schauspieler erfolgreich thätig, entstammte einer alten aus Genf nach Wien eingewanderten Familie und wurde hier am 21. März 1846 geboren. Sein Grossvater war der seinerzeit berühmte Mediciner Dr. Johann Carro, der sich einerseits um die Einführung der von Eduard Jenner entdeckten Kuhpocken-Impfung am Continent, anderseits um die Hebung des Kurortes Karlsbad grosse Verdienste erworben hatte und, 1813 geadelt, 1820 in den österreichischen Ritterstand erhoben worden war. Karl von C., für die kaufmännische Laufbahn bestimmt, besuchte eine Wiener Handelsschule, die er aber, siebzehn Jahre alt, verliess, um sich der Bühne, für welche er von Kindheit an das regste Interesse und eine nicht gewöhnliche Begabung gezeigt hatte, zuzuwenden. Nachdem er eilf Jahre hindurch an verschiedenen Bühnen Deutschlands und Oesterreichs mit mehr oder weniger Glück gewirkt hatte, berief ihn Franz von Dingelstedt nach dem Abgange Franz Kierschner's an das Wiener Hofburgtheater, an welchem er jedoch kaum ein Jahr — vom 1. October 1874 bis 30. Juni 1875 — verblieb. Seine erste Rolle am 13. October 1874 war: Graf Rivers in König Richard III., seine letzte der Philosoph Grimm in Narciss am 16. Juni 1875. Die geringe Beachtung, welche seine schauspielerischen Leistungen fanden, veranlassten Karl von C., sich gänzlich auf das Fach der Recitation zu verlegen, in welchem er sich schon vor und auch während seines Wiener Engagements mit entschiedenem Glück versucht hatte. Für seine Recitationen wählte er mit Vorliebe Volkstücke Anzengrubers und Ganghofers. Stets frei aus dem Gedächtnis sprechend, bot er, unterstützt von der seltenen Meisterschaft, mit welcher er den österreichischen, wie den bairischen Dialekt beherrschte, und der Modulationsfähigkeit seines Organes geradezu unübertreffliche Interpretationen dieser Dichtungen. Was Junkermann Fritz Reuter und dessen Werken ist Karl von C. für Ganghofer und Anzengruber geworden und vornehmlich die Schöpfungen des Letzteren verdanken C.'s Kunst viel warmes und verständnisvolles Interesse, das ihnen Deutschland entgegenbrachte. Zehn Jahre hindurch zog der nimmermüde Recitator in Deutschland und Oesterreich von Ort zu Ort, allüberall von einer stets wachsenden Gemeinde

von Verehrern seiner Kunst freudig begrüsst und von der Presse rückhaltslos anerkannt. Ausser den Schriften Ganghofers und Anzengrubers nahm Karl von C. später noch jene Franz Stelzhamer's und Karl Stieler's in sein Programm auf und erzielte auch durch deren Wiedergabe unbestrittene glänzende Erfolge. Von 1886—1889 leitete der Künstler während der Sommermonate das Kurhaustheater in Göggingen. Um dieselbe Zeit trat er auch mit seinen ersten schriftstellerischen Arbeiten vor die Oeffentlichkeit. Das Volksstück: Der Kartl-Lump und oberbairische Gedichte unter dem Titel: In Stieler's Fussstapfen gewannen ihm manche Freunde. Im letzterwähnten Jahre kehrte Karl von C. nach Wien zurück, das er aber bereits 1890 wieder verliess, um die Stelle eines Vortragsmeisters an dem Institute der Frau Mayr-Peyrimsky in Graz zu übernehmen. Diese Art Thätigkeit scheint ihm aber wenig behagt zu haben, denn schon nach Jahresfrist finden wir C. wieder in Wien, woselbst er als Recitator und dramatischer Lehrer sich recht und schlecht fortbrachte, bis schweres Siechthum ihn dauernd an das Krankenlager fesselte. Nach langem Leiden erlöste ihn der Tod am 22. März 1896. Ein schlichtes Denkmal am evangelischen Friedhofe ausserhalb der Matzleinsdorfer Linie bezeichnet die Stätte, wo Karl von C.'s irdische Ueberreste ruhen.

A. J. Weltner.

Czernits, Ignaz, Schauspieler und Theater-Director erblickte zu Fünfkirchen in Ungarn am 27. Mai 1814 das Licht der Welt. Kaum den Kinderschuhen entwachsen, gieng er zur Bühne und entwickelte sich rasch zu einem der besten Komiker des deutschen Theaters. Nachdem er mehrere Jahre hindurch die Direction der Theater in seiner Vaterstadt und in Temesvar geleitet hatte, gieng er 1857 nach Graz und wirkte unter Director Balvansky durch sieben Jahre als erster Komiker am dortigen Landestheater. Ostern 1864 übernahm er die Direction des von ihm ins Leben gerufenen Grazer Thalia — späteren Stadt — und nunmehrigen Stadtparktheaters, an welchem er vornehmlich die Posse und Operette pflegte, nebenher aber auch das Schauspiel und die Oper mit Glück cultivirte. Unter ihm begann Amalie Friedrich-Materna ihre Künstlerlaufbahn, machten Alexander Girardi und Rudolf Tyrolt ihre ersten schauspielerischen Versuche. 1866 nahm C. ein Engagement am Carltheater in Wien an und glänzte hier namentlich in Nestroy'schen Gestalten, als deren Interpret er allgemein gerühmt wurde. Nach einigen Jahren verliess der Künstler Wien und gieng nach Olmütz, wo man ihm die Direction des dortigen Theaters übertragen hatte. Später finden wir ihn abwechselnd als Director der Bühnen in Pressburg, Brünn, Klagenfurt und Innsbruck thätig. Wo immer er weilte und wirkte, genoss Ignaz C. allgemeine Achtung und hinterliess er das ehrendste Andenken. Als Director wusste er sich die Liebe seines Personals zu gewinnen, dessen Wol er stets zu fördern trachtete. Demgemäss hatte er auch nie mit der Missgunst der Schauspieler zu kämpfen und konnte jederzeit auf ein gedeihliches Zusammenwirken seiner Gesellschaft rechnen. Die Vorstellungen, die er dem Publikum bot, erhoben sich an Güte weit über das Niveau gewöhnlicher Provinzbühnen und trugen ihm daher nicht bloss künstlerische Anerkennung sondern auch materiellen Gewinn ein. Während die von ihm geleiteten Bühnen Ferien hielten, begab sich Ignaz C. auf Gastspiele. In den Sechziger- und Siebziger-Jahren spielte er in Berlin, München, Würzburg, Frankfurt am Main, Prag, Lemberg, Linz und Triest, überall mit Beifall auf-

genommen. Als er vor einigen Jahren die Direction des Innsbrucker Theaters niederlegte, um sich in das Privatleben zurückzuziehen, sah ihn die Hauptstadt Tirols nur mit grossem Bedauern scheiden. In dem Städtchen Peggau bei Graz, woselbst C. sein Domicil nahm, widmete sich der alternde Künstler nunmehr ganz einer zweiten Kunst, die er in jungen Jahren, freilich nur insgeheim, eifrig geübt hatte: der Malerei. Die Bilder, die er in behaglicher Ruhe schuf, machte er seinen Freunden zum Geschenke und die Freunde wieder erinnerten sich am achtzigsten Geburtstage des Künstlers: des »Vaters C.'s« und überraschten den Greis am 27. Mai 1894 in seinem stillen Heim zu Peggau mit zahllosen Beweisen der Liebe und Verehrung, die sich auch im reichen Masse einstellten, als es galt Ignaz C., der am 22. Januar 1896 an den Folgen eines Schlaganfalles verschieden war, auf dem Peggauer Ortsfriedhofe in das Grab zu betten.

A. J. Weltner.

Dietz, Ludmilla, geborne **Baumgartner.** Schauspielerin, wurde als die Tochter eines Kapellmeisters zu Pressburg 25. Juli 1836 geboren. Von einer mit ihren Eltern befreundeten reichen Dame an Kindesstatt angenommen, kam sie in frühen Jahren nach Prag und erhielt dort eine keineswegs für die Bühne berechnete Erziehung. Der in dem Mädchen schlummernde Theatertrieb liess sich jedoch nicht unterdrücken und kaum sechzehn Jahre alt, verliess Ludmilla B. heimlich Prag und kehrte in ihre Vaterstadt zurück, um an der dortigen Bühne ein Engagement zu finden. Director Megerle nahm sie nach glücklich abgelegter Gesangsprüfung als Choristin auf. Diese Wirksamkeit behagte indessen der jugendlichen Kunstjüngerin nur wenig und schon 1853 sehen wir sie als Liebhaberin am Josefstädter Theater in Wien. Ein Jahr später machte sich Ludmilla B. unter Director Thomé in Graz als »Localsängerin« bemerkbar und hatte den Ausgangspunkt ihrer Carrière gewonnen. Nachdem sie drei Jahre, 1854 bis 1857, an den vereinigten Theatern in Budapest, woselbst sie sich auch mit ihrem Collegen Josef D. vermählte, mit Erfolg thätig gewesen war, nahm sie ein Engagement am Brünner Stadttheater an und verblieb dortselbst — der gefeierte Liebling des Publikums — volle sechzehn Jahre. 1873 folgte sie einem Rufe des Directors Swoboda an die komische Oper nach Wien, um nach dem Zusammenbruche dieses Instituts an dem von ihrer Jugendfreundin Josephine Gallmeyer geleiteten Strampfer-Theater zu wirken. 1877 bis 1879 war Ludmilla D. unter Heinrich Laube Mitglied des Wiener Stadttheaters und versuchte sich auf dieser Bühne auch in seriösen Rollen. Die Jahre 1880 und 1881 benützte die Künstlerin zu Gastspielreisen in Deutschland, worauf sie nach Wien zurückgekehrt, auf kurze Zeit in den Verband des Josefstädter Theaters trat, aus welchem sie aber wieder schied, um drei Jahre der Badener Bühne und einige Monate hindurch dem Theater an der Wien anzugehören. Von 1884 bis 1894 neuerdings am Josefstädter Theater engagirt, erlebte sie als »komische Alte«, für welches Fach sie sich nunmehr entschieden hatte, eine zweite künstlerische Glanzepoche, die ihren Namen dauernd eingeschrieben hat in die Geschichte der Wiener Volksbühne. Die schweren Existenzsorgen, mit welchen das Josefstädter Theater fast ununterbrochen zu kämpfen hatte, waren mit einem Schlage behoben und der nie versagende Kassenmagnet, der ganz Wien mit gleicher Kraft anzog, nannte sich Ludmilla D. Die Künstlerin als »Frau Sopherl vom Naschmarkt« oder als »Wunderdoktorin von Hernals« gesehen

zu haben, galt als gesellschaftliche Verpflichtung. Wie Ludmilla D. aber auch diese und ähnliche Frauen aus dem Volke zu spielen verstand! Welche unnachahmliche Nuancen derb gemütlicher Komik, unverwüstlichen Humors sie in diesen Rollen zur wirkungsvollsten Geltung brachte! Ludmilla D. mag jederzeit eine verwendbare Schauspielerin gewesen sein und in den verschiedensten Fächern gute Leistungen zu bieten vermocht haben, zur vollen unbestreitbaren Künstlerschaft gedieh sie erst in den achtziger Jahren und wenn der Director des Josefstädter Theaters Herr Giesrau kein anderes Verdienst aufzuweisen hat, das, Ludmilla D. in die richtige Sphäre ihres Wirkens zu ihrem und und seinem Wohle gerückt zu haben, muss ihm zugesprochen werden. Ludmilla D. war die echte und rechte Interpretin der resoluten, keinerlei conventionelle Beschränkung anerkennenden, grobbissigen, dabei herzensguten Wienerin, wie sie lebte, lebt und leben wird. Die (wenngleich nur locale) Popularität, welcher sie sich erfreute, war eine voll und wohl verdiente und der Geschichtsschreiber der deutschen Volksbühne wird dieser glänzenden Erscheinung im Rahmen des specifisch wienerischen Schauspielthums stets gedenken müssen. Die Liebe und Verehrung, welche die Wiener Kunstfreunde ihr entgegenbrachten, äusserten sich, als sie im April 1893 ihr vierzigjähriges Künstlerjubiläum feierte; sie gaben sich auch kund, als die Künstlerin, die nach dem Rücktritt Director Giesraus an das Carltheater übersiedelte, in Folge eines Schlaganfalles schwer erkrankte und sich von der Bühne zurückziehen musste. Und als sie zu Wien 15. Juni 1896 aus dem Leben schied, war man darüber einig, dass mit ihr eine echte Volksschauspielerin gestorben sei.

A. J. Weltner.

Franckel, Dr. Adolf, Schriftsteller, geboren Brünn 20. März 1823 n. A. 1825, kam, nachdem er in seiner Vaterstadt das Gymnasium absolvirt hatte, 1841 nach Wien, um an der technischen Hochschule Mathematik und Mechanik zu studiren. Literarische Neigungen bestimmten ihn, diese Studien abzubrechen und sich auf die Philosophie zu werfen. An der Universität zu Jena, wohin er sich von Wien begeben, erwarb sich Franckel den Doctorhut. Nach Wien zurückgekehrt, nahm er an der Bewegung des Jahres 1848 regen Antheil und musste nach dem Falle Wiens seiner Sicherheit wegen Oesterreich verlassen. Er begab sich nach Deutschland und veröffentlichte in Leipzig 1849 ein Bändchen Gedichte: »Wiener Gräber«, das die Anfmerksamkeit der österreichischen Behörden neuerdings auf ihn lenkte und seine persönliche Verfolgung nach sich zog. Franckel flüchtete nach Weimar und schrieb dort das episch-lyrische Gedicht: »Der Tannhäuser«, das 1854 im Drucke erschien. Um dieselbe Zeit trat er mit Karl Gutzkow in nähere persönliche Beziehung. 1855 wurde er gelegentlich eines Besuches in Dresden verhaftet und an Oesterreich ausgeliefert. Nachdem er in Wien kurze Zeit in Haft gewesen, durfte er seinen Wohnsitz in Brünn nehmen, stand jedoch bis zu der anlässlich der Geburt des Kronprinzen Rudolf ertheilten Amnestie unter polizeilicher Aufsicht. In Brünn lebte F., der sich nunmehr von jeder politischen Thätigkeit fernhielt, ausschliesslich schöngeistigem Schaffen. Dramaturgische Vorträge, die er in den Wintermonaten veranstaltete, begegneten allgemeinem Interesse und bestimmten die Brünner Stadtbehörde, ihm die Direction des dortigen Theaters zu übertragen, welche Dr. F. durch nahezu zehn Jahre, von 1866 bis 1875 führte. Die Jahre 1876 bis 1879 verlebte er in Deutsch-

land. Im letzterwähnten Jahre erfolgte seine Berufung als Generalsecretär des Wiener Stadttheaters, in welcher Stellung er bis 1882 verblieb. Der Drang nach selbständiger Wirksamkeit veranlasste ihn zum zweiten Male die Direction des Brünner Stadttheaters zu übernehmen und trotz der Ungunst der Verhältnisse durch drei Jahre beizubehalten. Als er sich 1885 in das Privatleben zurückzog, um sich ausschliesslich schriftstellerischen und journalistischen Arbeiten widmen zu können, wurde sein Rücktritt von dem kunstverständigen Publikum Brünn's schmerzlich empfunden, denn Idealist durch und durch leitete Dr. F. seine Bühne nach den vornehmsten Grundsätzen. Mit besonderer Vorliebe pflegte er das klassische Drama, dessen mustergiltige Vorführung er für die Pflicht jedes Bühnenleiters erklärte, der seinem Theater den Rang eines Bildungsinstitutes wahren wolle. 1887 wurde F. zum Secretär des Vereines des Deutschen Volkstheaters in Wien ernannt, in welcher Eigenschaft er eine stille, aber gleichwohl nützliche Thätigkeit entfaltete. Dr. F. starb zu Wien 30. April 1890. Seine Dichtungen, zumeist lyrischen Genres, finden sich in verschiedenen deutschen Zeitschriften. Eine Sammlung derselben fehlt bis zur Stunde.

A. J. Weltner.

Hirsch, Franz Arnold, Schriftsteller, wurde als der Sohn des jüdischen Kaufmanns Hartmann Hirsch in der czechischen Stadt Horic in Böhmen am 15. Juni 1815 geboren, und bezog nach absolvirtem Gymnasium 1838 die Universität zu Wien, um Medicin zu studiren. Sowohl als Universitätshörer, wie auch noch einige Zeit nach seiner 1841 erfolgten Promovirung zum Doctor medicinae fungirte Arnold H. bei dem reichen Wiener Grosshändler Porges als Erzieher und lernte in dessen gastlichem Hause zahlreiche Notabilitäten kennen. In dieselbe Zeit fallen auch seine ersten poetischen Versuche. Als praktischer Arzt (Homöopath) war er bis 1852 thätig und genoss als solcher das volle Vertrauen seiner zahlreichen Patienten, die sein Entschluss, die Praxis aufzugeben, um sich ausschliesslich seinen literarischen Neigungen widmen zu können, mit grosser Betrübniss erfüllte. Nach seiner Verehlichung mit Sophie Wehle ging H. zunächst einige Jahre auf Reisen und lebte abwechselnd in Dresden, Florenz, Rom, Paris und London. Theils unter seinem eigenen Namen, theils unter dem Pseudonym: Eginhard Quelle veröffentlichte er zahlreiche Aufsätze national-ökonomischen oder medicinischen Inhaltes, literarhistorische Essays, sowie kurze Erzählungen und Novellen, die zumeist im Familienbuche des Oesterreichischen Lloyd in Triest erschienen. Wir nennen hiervon: Helgoland als Seebad (1882), Balthasar Stengel, das Grab eines Propheten in Offenbach, der Krieg unter den Thieren, der Abendberg, Ueber Cretinismus, Zur Verständigung in den ärztlichen Kämpfen der Gegenwart (1853 bis 1856). Im Jahre 1859 debutirte er mit seiner ersten dramatischen Arbeit, dem Lustspiele in 3 Acten: Der Familien-Diplomat, das vom 26. März 1860 bis 18. Dezember 1865: 11 Male im K. K. Hofburgtheater zu Wien aufgeführt wurde und mit dem berühmten Komiker Beckmann in der Titelrolle einen grossen Lacherfolg hatte. Von seinen weiteren Bühnendichtungen gingen noch die Einacter: Sand in die Augen (1861), Eine Tour aus dem Contre-Tanz oder So passt's, nach dem Französischen des Fournier und Meyer (1862) und Zu jung und zu alt (1866) an der Wiener Hofbühne unter Beifall in Scene. Blanca von Bourbon, Trauerspiel in 5 Acten, das H. dem Grossherzog von Weimar vorlesen durfte und wofür er mit der goldenen

Gelehrten-Medaille am Bande zu tragen, ausgezeichnet wurde, gelangte Dezember 1860 im Dresdener Hoftheater zur Darstellung. Von Paris aus, woselbst H. 1861 seinen dauernden Wohnsitz genommen, schrieb er Feuilletons für Wiener Blätter und bearbeitete französische Repertoirestücke für die deutsche Bühne, so Die Fremde, Dora, Freund Fritz u. A. m. Auch die »Idées Napoléoniennes«, in welchen der nachmalige Kaiser Napoleon III. 1839 sein politisches Programm niedergelegt hatte, übersetzte H. ins Deutsche. In den Siebzigerjahren mit seiner Gemahlin nach Wien zurückgekehrt, führte er hier ein offenes Haus, in welchem sich namentlich Gäste aus Frankreich einfanden. Als offizieller Vertreter der Société des auteurs dramatiques in Paris für Oesterreich-Ungarn und Deutschland, welche Stellung H. erst kurz vor seinem Ableben niederlegte, erwarb er sich um die Förderung der literarischen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland unläugbare Verdienste. H. starb hochbetagt zu Wien 24. November 1896.

A. J. Weltner.

Ranzenberg, Hugo, recte **Ranzenberger,** Schauspieler. Zu Budapest 13. September 1852, n. A. 1854 geboren, empfing Hugo R. in Wien an Kierschners Theater-Akademie und von Karl Treumann den ersten dramatischen Unterricht und debutirte 1871 in Pola. Nachdem er kürzer oder länger in Triest, Görz, Budapest, Wien (Karltheater und Theater an der Wien) engagirt war, berief ihn Laube Ende 1875 an das Wiener Stadttheater, welchem Institute er bis 1884 angehörte. Unter der zielbewussten Leitung Laube's reifte R.'s schauspielerisches Können und eignete er sich jene Vielseitigkeit an, die später den grössten Vorzug seiner künstlerischen Individualität bildete. Am Stadttheater zählte R. neben Katharina Schratt und den Herren Tyrolt und Bukovics zu den ausgesprochenen Lieblingen des Publikums und die Erinnerung an seine erfreulichen Leistungen war noch nicht verblasst, als er nach langer Abwesenheit von Wien in dem neu geschaffenen Raimundtheater wieder auf der Scene erschien. Von Wien aus begab sich der Künstler Ende 1884 nach Berlin und war dort an den ersten Bühnen, am längsten im Lessing-Theater in hervorragender Stellung thätig. Als Mitglied der letztgenannten Bühne creirte R. die schwierige Rolle des jungen Heineke in Sudermanns »Ehre« und trug zu dem glänzenden Erfolge des Werkes wesentlich bei. Der dankbare Dichter begrüsste ihn denn auch als seinen »besten Mitarbeiter«. Nachdem er einige Zeit dem Hofpaur'schen Münchner Ensemble mit Glück angehört hatte, berief ihn Director Müller-Guttenbrunn als Regisseur und Schauspieler an das neu eröffnete Raimundtheater in Wien. In beiden Eigenschaften entfaltete der Künstler eine ebenso rege als erspriessliche Wirksamkeit, die das Gedeihen des jungen Institutes erheblich förderte. Den Umtrieben, welche den Rücktritt Müller-Guttenbrunns zum Ziele hatten und auch durchsetzten, stand R. vollkommen ferne und als ihm die erledigte Direction angeboten wurde, lehnte er die Uebernahme derselben rückhaltslos ab. Wäre R. ein längeres Leben beschieden gewesen, würde es ihm wohl gelungen sein, sich zur höchsten künstlerischen Vollendung emporzuarbeiten, und dies um so gewisser, hätte sich ihm, woran nicht zu zweifeln, ein grösserer und besserer Wirkungskreis als der eines Vorstadttheaters erschlossen. Brachte er doch alle Vorbedingungen hiezu mit. Sein früher Tod knickte alle auf ihn gesetzten Hoffnungen. Nachdem er noch am 18. September 1896, obschon unwohl, den Doctor Müller in Leon's: Gebildete

Menschen gespielt hatte, starb er drei Tage später, am 21. September Mittags. Aus R,'s reichem Rollenschatze seien als seine vorzüglichsten Darbietungen erwähnt: Tell, Egmont, Posa, Essex, Uriel Acosta, Hamlet, Karl Moor, Pitt und Fox, Goldmensch, Karlschüler (Schiller), Journalisten (Bolz), Krisen (Hohenberg), Cato von Eisen, Daniel Rochat, Bürgerlich und Romantisch (Ringelstern), Welt in der man sich langweilt (Bellac).

A. J. Weltner.

Thalboth, Heinrich, Pseudonym für **Heinrich Razga von Rasztoka,** Schauspieler uud Bühnendichter wurde zu Prag 15. Juli 1841 geboren. Sein Vater, Paul Razga, evangelischer Pfarrer, übersiedelte später nach Pressburg, nahm dort an der Gründung des Nationalvereins und der Organisation der Nationalgarde regen Antheil und wurde 1849, obschon sich der Vorsitzende des Militärgerichtes Fürst Windischgrätz, der Razga von Prag her kannte, persönlich für seine Rettung verwendete, in Folge seines rückhaltslosen Geständnisses, die revolutionäre Bewegung gefördert zu haben, zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Der damals achtjährige Heinrich wurde zunächst im Pressburger Waisenhause untergebracht, dann aber von Verwandten in Pflege und Erziehung übernommen. Nachdem er die Realschule absolviert hatte, kam er 1858 an die Technik nach Wien, welche er aber 1859 verliess, um als Freiwilliger in die österreichische Armee einzutreten. Nach sechsjähriger Dienstzeit zog er den Soldatenrock aus, ging zur Bühne und debutirte am 15. Mai 1865 im deutschen Sommertheater in Ofen. 1868 trat Th., der bisher abwechselnd in Krems, Iglau, Karlsbad, Marburg und Teplitz gespielt hatte, unter Director Strampfer sein Engagement am Theater an der Wien an und wirkte an diesem Institute bis 1877 als Schauspieler, Regisseur und Secretär; in letzterer Eigenschaft seit dem Jahre 1871. Von September 1877 bis Mai 1884 war er am Wiener Stadttheater als darstesllender Künstler wie als Secretär thätig und erwarb sich namentlich im administrativen Fache um die Reorganisation des technischen Körpers und des Theaterhaushaltes grosse Verdienste. Nach dem Brande des Stadttheaters kehrte er wieder an das Theater an der Wien zurück. Während der Kunst- und Theater-Ausstellung in Wien 1892 war Th. verantwortlicher Leiter des Ausstellungstheaters, für welchen Posten er vermöge seiner Sprachkenntnisse prädestinirt erschien. Die künstlerischen und materiellen Erfolge dieser Bühne waren denn auch Th.'s verständnisvoller und unermüdlicher Geschäftsführung zu verdanken. Im Mai 1893 feierte der Künstler das Jubiläum seiner fünfundzwanzigjährigen Bühnenthätigkeit und empfing aus diesem Anlasse zahlreiche Beweise der Anerkennung. Bei der Gründung des Raimundtheaters wurde Th. als Directionssecretär berufen, musste von dieser Stellung jedoch nach wenigen Wochen wegen andauernder Kränklichkeit zurücktreten und verbrachte die letzten Lebenstage in vollkommener Zurückgezogenheit. Th. starb zu Wien 19. Januar 1896. Die schauspielerischen Leistungen Th.'s — er spielte zumeist Chargenrollen — waren nicht gerade bedeutend, um so hervorragender war seine Wirksamkeit auf administrativem Gebiete. Eine umfassende Bildung, das richtige Verständniss für die Erfordernisse der Bühne, ungewönliche Sprachkenntnisse und conciliante Umgangsformen machten ihn zur nieversagenden Stütze jedes Directors und würden ihn befähigt haben, jede Bühne mit Glück zu leiten. Als Theaterdichter lieferte Th. verschiedene Schauspiele, Charaktergemälde und Possen, welche, wenngleich sie auf keinen höheren poetischen Werth Anspruch zu

erheben vermögen, immerhin als die Frucht eines ehrlichen gesunden Strebens Anerkennung verdienen und zum grossen Teil auch gefunden haben. Wir nennen von seinen diessbezüglichen Arbeiten: Ein wahrer Demokrat, Ein Wiener Briefträger, Troppmann, Die lustigen Weiber von Wien, Eine heimliche Leidenschaft, Der Wiener Festzug, Eine Kleinigkeit, Oesterreich-Ungarn, wie es leibt und liebt, Unser Volk in Waffen, Ein alter Hallodri, Gross-Wien, Torribio, Jugendsünden, Gebrandmarkt. Eine seiner letzten Schöpfungen war die gemeinsam mit H. Anthony verfasste, von Reuterer in Musik gesetzte Gesangsburleske: Unser Wien im XX. Jahrhundert, welche 1891 im Carltheater wiederholt mit Beifall gegeben wurde. Noch wäre zu erwähnen, dass Th. auch zahlreiche französische Stücke übersetzte und für die Wiener Verhältnisse bearbeitete.

A. J. Weltner.

Versing-Hauptmann, Anna, Schauspielerin und Schriftstellerin. Ort und Tag der Geburt dieser bedeutenden Frau, die in ihrer Doppeleigenschaft als darstellende Künstlerin und Dichterin ebenso oft überschwängliche Huldigungen als demüthigende Herabsetzungen zu erfahren hatte, lassen sich nicht genau bestimmen. Nach E. W. Oettinger wurde sie zu Mainz 14. October 1834, nach dem Neuen Theateralmanach pro 1897 am 2. October 1832, nach Sacher-Masoch, Brümmer und Wurzbach zu Prag 1835 geboren. Ihr Vater war am dortigen deutschen Theater als Baritonist, ihre Mutter Auguste geborene Sanber, von der Immermann wiederholt mit Anerkennung spricht, als Schauspielerin engagirt. Ein Jahr alt, kam Anna V. mit ihren Eltern nach St. Petersburg, woselbst sie bis 1846 verblieb. Schon damals verriet sie ein lebhaftes Verlangen, sich gleichfalls der Bühnenlaufbahn zu widmen, das aber vorerst unberücksichtigt blieb. Erst als sie dreizehn Jahre zählte, gab die Mutter den Bitten der Tochter nach und übernahm selbst ihre Ausbildung. 1849 debutirte Anna V. zu Olmütz mit Glück als Königin von sechzehn Jahren und kam sofort an das Prager ständische Theater, wo ihre Darbietungen ebenfalls freundliche Aufnahme fanden. 1850 bis 1852 war sie mit Erfolg in Brünn thätig, zog sich aber nach ihrer im letztgedachten Jahre erfolgten Verehelichung mit dem Buchhändler A. Hauptmann von der Bühne zurück und lehnte wiederholt glänzende Anträge ab, die ihr u. A. von Wien, Berlin und Hannover gemacht wurden. Plötzlich, 1859, erwachte in ihr die alte Theaterlust und nachdem sie in Frankfurt am Main mit schönem Erfolg gastirt hatte, trat sie sofort in den Verband der dortigen Bühne, sah sich jedoch bald, von Fräulein Janauscheck, die damals in Frankfurt die erste Rolle spielte, verdunkelt und suchte ihren Vertrag zu lösen. Da ihre diessbezüglichen Bemühungen erfolglos blieben, benützte sie die unfreiwillige Musse, welche ihr die Nichtverwendung in Frankfurt gewährte, zu Gastspielen in Breslau, Magdeburg, Görlitz, Berlin, Brünn, Pest und Prag. Im Mai 1860 erschien Anna V.-H. auch am Wiener Hofburgtheater und spielte die Jeanne d' Arc in Jungfrau von Orleans, die Marie Stuart und Adrienne Lecouvreur. Während der Hof und das Publikum von ihren Leistungen befriedigt schienen, fand die Kritik letztere völlig ungenügend und Director Laube musste unter dem Drucke der Presse von dem geplanten Engagement der Künstlerin abstehen. In Prag, wohin sich V.-H. von Wien begab, wurde ihr volle Genugthuung. Sie spielte mit Beifall überschüttet bei geräumten Orchester; dieselbe ausgezeichnete Aufnahme fand sie in Coburg, woselbst sie sofort auf Lebensdauer

engagirt und gleichzeitig zur Vorleserin der Herzogin ernannt wurde. Nahezu vier Jahre konnte sonnte sich die Künstlerin zu Coburg in der vollen Gunst des Hofes und des Publikums, doch als sie von einem im Winter 1864 in St. Petersburg absolvirten längeren Gastspiele zurückkehrte, fand sie in Coburg vollständig veränderte Verhältnisse, die ihr ein weiteres Verbleiben verleideten. Sie erbat und erhielt ihre Entlassung und begab sich zunächst auf Gastspielreisen, welche sie in zahlreiche deutsche Städte führten. 1867 trat sie neuerlich in den Verband des deutschen Theaters zu Prag, als dessen Mitglied sie im Mai 1868 zum zweiten Male im Wiener Hofburgtheater als Gast erschien. Sie gab, wenig beachtet, die Elisabeth in Maria Stuart und die Titelrolle in der Braut von Messina. In Prag glänzte sie unbestritten als erste Heroine und tragische Liebhaberin, bis Anfangs 1877 einige Zeitungsstimmen ihr riethen, in das ältere Fach überzugehen. Durch ein offenes Schreiben, in welchem sie dieses Ansinnen nicht gerade glücklich zurückwies, erschütterte sie selbst ihre künstlerische Stellung und verliess, da alle ihre Bemühungen, die verlorne Position zurückzugewinnen, scheiterten, 1879 Prag. Nachdem sie vorübergehend, 1880 auf 1881, am Wiener Stadttheater thätig gewesen, wirkte sie durch kurze Zeit in Hamburg und unternahm schliesslich eine Gastspielreise nach Amerika, welche ihr aber auch mehr Enttäuschungen als Erfolge einbrachte. Nach Europa zurückgekehrt, liess sie sich dauernd in Prag nieder und lebte, zurückgezogen von der Bühne, in ihrer Familie. Anna V.-Hauptmann starb zu Prag 8. September 1896. Während so die Wiener Blätter V.'s Talent und Darstellungsgabe rundweg absprachen, wurden ihre künstlerischen Darbietungen in den reichsdeutschen sowie in den Prager Journalen als grossartige Leistungen gepriesen. Gerade diese verschiedene Beurtheilung lässt den Schluss zu, dass die Künstlerin ihre Aufgaben häufig befriedigend zu lösen verstand. Zudem kommt ihr das Verdienst zu, wo immer sie wirken mochte, das Interesse für das klassische Drama und namentlich für das antikisirende belebt zu haben. In ihrer Glanzzeit spielte sie: Philippine Welser, Maria Stuart, Judith, Molly in Ein deutsches Dichterleben, Donna, Diana, Jungfrau von Orleans, Gretchen, Iphigenia, Antigone, Phädra, Sappho, Medea, Deborah. Durch die von ihr creirte Rolle der Maria Theresia in Sacher-Masochs: Der Mann ohne Vorurtheil erwarb sie sich die begeisterte Verehrung dieses Dichters, der denn auch wiederholt für ihre Bedeutung als Darstellerin wie als Dichterin eine Lanze brach. Als Dichterin und Schriftstellerin debutirte sie 1861 mit einem Bündchen lyrischer Gedichte, dem sie 1866 drei Novellen: Aus meinem Frauenleben, die Philosophin und Carla Colomba folgen liess. 1881 liess sie ein Buch: betitelt »Jugendlieder und Lebensbilder« erscheinen. Für das »Prager Tagblatt« schrieb sie noch in den letzten Jahren Feuilletons und theatergeschichtliche Erinnerungen.

A. J. Weltner.

Wiesberg, Wilhelm, österreichischer Volksschriftsteller, wurde, einer kleinbürgerlichen Familie entstammend, zu Wien am 13. September 1850 geboren. Da er frühzeitig den Vater durch den Tod verlor und seine Mutter sich und die Ihrigen mit ihrer Hände Arbeit nur mühselig fortbringen konnte, blieb der Wunsch des mit lebhafter Phantasie und regem Lerneifer ausgestatteten Knaben, studiren zu dürfen, unerfüllt und W. musste sich sein Wissen auf autodidaktischem Wege erwerben. Seine rastlosen Be-

mühungen waren keine vergeblichen, denn es gelang ihm, sich einen nicht gewöhnlichen Grad allgemeiner Bildung anzueignen. Zwölf Jahre alt, begann er dem von O. F. Berg ins Leben gerufenen Wiener Witzblatte »Kikeriki« Bilderideen einzusenden und erhielt für dieselben kleine Honorare, die ihn zu weiteren Versuchen anspornten. Er lieferte für Figaro, Zeitgeist, Grader Michel und wie die damaligen Witzblätter Wiens hiessen, kleine Artikel und Scherzreime und sah sich durch den bescheidenen Erwerb, den ihm diese Arbeiten eintrugen, in den Stand gesetzt, sich weiter für die literarische Laufbahn vorzubereiten. 1864 schrieb er eine Kinderkomödie: Fragaria, die Erdbeerenfee, welche im März 1865 im Theater an der Wien zur Aufführung gelangte und freundliche Aufnahme fand. Um dieselbe Zeit trat er mit den Volkssängern Nagel und Amon in Verbindung und lieferte denselben ungezählte Couplets, Duette und komische Scenen, von welchen manche grosse Popularität gewannen. Einige Volksstücke für das Fürsttheater, sowie die 1867 und 1868 verfassten Kinderkomödien: Rolands Knappen, das tapfere Schneiderlein und Peter Bloch, welche im Josefstädter Theater in Scene gingen, wurden gleichfalls mit Erfolg gegeben und machten den Namen ihres Autors immer mehr bekannt. 1870 wurde W. ständiger Mitarbeiter des neu begründeten Wiener Witzblattes: Der Floh, 1873 trat er in die Redaction der Humoristischen Blätter von Klic ein, aus welcher er aber bereits 1874 wieder schied. Nachdem sich ihm augenblicklich kein entsprechendes Unterkommen bei einer Zeitung bot, wurde Wilhelm W. kurz entschlossen Volkssänger und debutirte als solcher in der Gesellschaft Schieferl am 23. October 1874. Im März des nächsten Jahres wurde er von Amon für dessen Singspielhalle als Darsteller, Coupletsänger und Hausdichter gegen ein Tageshonorar von 4, später 5 fl. engagirt und entfaltete nun namentlich in der letzteren Eigenschaft eine ungemein fruchtbare und verdienstliche Thätigkeit, indem er in mehr als einer Beziehung reformatorisch in das Wesen des Volkssängerthums, das zu jener Zeit auf ein ziemlich tiefes Niveau gesunken war, eingriff. Er darf als der siegreiche Bahnbrecher einer edleren und sittlicheren Richtung dieses für das Leben und Weben des Volkes bedeutsamen Culturgenres bezeichnet werden und sein nicht zu unterschätzendes Verdienst ist es, die herrschende Zote und gemeinlüsterne Zweideutigkeit vom »Brettel« verdrängt und durch echte volksthümliche, von natürlichem Humor getragene Vorträge ersetzt zu haben. 1879 verband sich W. mit dem Volksänger Seidl und am 13. März des erwähnten Jahres stellten sich Beide zum ersten Male als Duettisten dem Wiener Publikum vor, das sie mit dem von W. gedichteten Couplet Uns hab'n 's b'halten im Sturme eroberten. Das Wiener Volkssängerthum, das seine Existenz Jahre hindurch sich nur nothdürftig fortgefristet hatte und dessen Veranstaltungen bloss von der Hefe des Volkes besucht waren, wurde durch die Firma »Seidl und Wiesberg« wieder »gesellschaftsfähig« gemacht und durchlebte eine neue Blüthenepoche. Am 4. Mai 1896 beschloss W. seine Wirksamkeit als Volkssänger, um sich ausschliesslich seinem literarischen Schaffen widmen zu können. Mehrere Romane, die im Extrablatt und in der Vorstadtzeitung erschienen, Die Posse: »a la Klapphorn«, das Volksstück mit Gesang: Der Greissler und sein Hund, das mit Musik von Adolf Giesser 1891 wiederholt im Volkstheater im Prater zur Darstellung gelangte, die Posse: die zwölf Himmelszeichen und das Volksstück: Falscher Glanz und echte Wichs (Musik von Sioly) waren die letzten grösseren Arbeiten W.'s, der zu früh für seine Familie und für das echte

Wiener Schriftthum, das er wohl noch mit manchem guten Werke bereichert hätte, am 25. August 1896 in Wien starb. — Von W.'s Liedern, Couplets und Duetten, von welchen bei Krämer in Wien 180 in 18 Bänden als Auslese erschienen sind, haben nicht wenige die augenblickliche zündende Wirkung sich durch die Jahre her erhalten und werden noch heute überall, wo das Wiener Lied Freunde besitzt und Pflege findet, freudig gesungen und freudig gehört, so das schon erwähnte: Uns hab'n 's b'halten! dann Die Mondscheinbrüder! Die Spinaterer! Die Deutschmeister san da! Dass er a davon was hat! So a Congoneger der hat's gut! Eine Specialität W.'s waren seine Lieder ernsten Genres, welche mit den heiteren Schöpfungen seines Geistes an Beliebtheit im Publikum wetteiferten. Wir nennen hiervon: Das hat kà Goethe g'schrieben, das, von Udel meisterhaft interpretirt, ein Lieblingslied weiland des Kronprinzen Rudolf war, dann: Der erste Schnee, Der Waselbub, Die Witfrau. Alle diese Lieder, zu welchen Sioly stimmungsvolle Melodien schuf, bieten treffliche gemüthvolle Zeichnungen unverfälschter Wiener Typen und verdienen gewiss nicht den in jüngster Zeit wiederholt gegen sie erhobenen Vorwurf, im Wiener Volke eine gewisse sentimental angehauchte Eigenliebe und Selbstüberschätzung grossszuziehen. Der vorurtheilsfreie Culturhistoriker der Zukunft, der das Volksleben Wiens in unserer Zeit zum Thema seiner Arbeit macht, wird gewiss im strikten Gegensatze zu dieser Be- oder Verurtheilung, die letzterwähnten Dichtungen W.'s, weil auf das Herz und die Seele des Volkes gleichmässig klärend, erhebend und ermuthigend einwirkend »Volkserziehungsmittel im besten Sinne des Wortes« nennen. Von W.'s Bühnenwerken, Possen und Soloscenen — er schrieb deren über achtzig — die zum Theile in Romer's Verlag in Wien gedruckt erschienen sind, seien ausser den bereits genannten, noch angeführt: Der Polsterltanz, Dämon Rausch, Die drei Verliebten, Frau Wienerisch und ihre zwei Zimmerherren, Vor der Lotterie, Wien vor hundert Jahren. Ueberfliessend von Witz und Humor wollen diese leicht und flüchtig gezeichneten, aber trotzdem den scharfen und sichern Blick ihres Autors nie verläugnenden »Bilder und Skizzen aus dem Wiener Volksleben« nichts als unterhalten. Diesen ihren Endzweck werden sie so lange erfüllen, als die actuellen Fragen, welche sie behandeln, Verständniss finden, bezw. nicht veraltet und vergessen sind.

A. J. Weltner.

Lienbacher, Georg, österreichischer Abgeordneter, wurde am 18. April 1822 als neunzehntes Kind verarmter Bauersleute zu Kuchl im Herzogthume Salzburg geboren. Sein Vater übersiedelte, als der Knabe acht Jahre alt war, nach Hallein und ernährte sich dort durch Dachschindelschneiden. Der älteste Bruder Georgs, Mathias L., später Domdechant in Salzburg, der treu für die Erziehung der jüngeren Geschwister sorgte, wie drei andere Brüder wählten den priesterlichen Beruf; Georg selbst widmete sich nach Absolvirung des Gymnasiums 1842 den juristischen Studien in Wien und dann der richterlichen Laufbahn. Er wurde, da Ungarn damals durch deutsche Beamte regiert wurde, 1854 Staatsanwalt in Ofen und darauf 1859 in Wien. In diesem Amt, sowie seit 1861 als Gesetzgebungsreferent im Justizministerium entwickelte er eine einschneidende Thätigkeit. Als strenger Conservativer trat er mit Schärfe freien Aeusserungen in der Presse wie im politischen Leben entgegen. Der von ihm herrührende Entwurf eines Pressgesetzes lockerte nur wenig die den Zeitungen während der absolutistischen Periode

angelegten Fesseln; und als die Vorlage mit einigen vom Abgeordnetenhause erzielten Milderungen am 17. December 1862 Gesetz wurde (das jetzt geltende Pressgesetz), hatte L. an seiner Ausführung theilzunehmen. Dies geschah in dem Sinne, dass er der Schöpfer des »objectiven Verfahrens« in Presssachen wurde, das in der Beschlagnahme von Zeitungen ohne gleichzeitige Versetzung des Redacteurs oder Autors in den Anklagestand besteht. Dieses Verfahren wird in Oesterreich angewendet, so oft der Staatsanwalt annimmt, eine Verurtheilung des Angeklagten durch die Gerichte sei nicht zu erzielen. L. rechtfertigte diese seine Erfindung später im Abgeordnetenhause mit der Begründung, er habe jedesmal den verantwortlichen Redacteur vor die Wahl gestellt, ob er lieber angeklagt werden und sich vor dem Richter vertheidigen wolle, aber niemals habe einer der Betroffenen die Einleitung des Strafverfahrens vorgezogen. Das ist allerdings sehr begreiflich, da erst 1869 Geschworenengerichte in Presssachen eingeführt wurden. Von den zahlreichen juristischen Schriften L,'s sind drei dem Pressrechte gewidmet; 1861 erschien »Die Pressfreiheit und die Regierungsvorlage«, 1863 »Historisch-genetische Erläuterungsversuche des österreichischen Pressgesetzes« und 1868 »Praktische Erläuterungen des österreichischen Pressgesetzes«. Von 1868 bis 1870 war er dem Ministerrathspräsidium zugewiesen und wurde im letzteren Jahre zum Oberlandesgerichtsrathe in Wien ernannt.

Jetzt erst widmete er sich dem politischen Leben, indem er 1870 zum Abgeordneten im Salburger Landtag und 1873 in den Reichsrath gewählt wurde. In den nächsten Jahren war er das hervorragendste Mitglied der clericalen Partei des Abgeordnetenhauses, deren Anschauungen er in klaren, nüchternen, den Juristen nie verleugnenden Reden vertrat. Die Clericalen bildeten den Hauptstock der Rechtspartei, die auch Slaven und andere Föderalisten in sich vereinigte und unter Leitung des Grafen Hohenwart stand; L. wurde die Hauptstütze dieses einflussreichen Parteiführers. Am 13. November 1873 brachte er den Antrag auf Niedersetzung eines Ausschusses zur Prüfung der Ursachen der Börsenkrisis ein, in der Absicht, damit einen Schlag gegen die herrschende liberale Partei zu führen; es war ein Erfolg, als nahezu das ganze Haus seinem Vorschlage zustimmte. Als Graf Taaffe 1879 ans Ruder kam und dem Abgeordnetenhause eine conservative, aus Clericalen, Polen und Tschechen bestehende Mehrheit zuführte, war L. der hervorragendste juristische Kopf unter den Leitern des »eisernen Ringes«. Von ihm ging dann die Anregung und theilweise Formulirung zweier wichtiger Gesetze aus. Das eine ist die Novelle zur Reichsrathswahlordnung, erlassen am 4. October 1882, durch welche der bis dahin geltende Census von zehn auf fünf Gulden herabgesetzt wurde. Durch diese an sich freisinnige Massregel wurde vorwiegend den kleinsten Handwerkern das Wahlrecht ertheilt, die dadurch für die conservative Partei gewonnen wurden, von der sie auch eine zünftlerische Organisation des Gewerbes erhofften. Sodann war er einer der Urheber der Novelle zum Volksschulgesetze vom 2. Mai 1883, durch welche einerseits der Einfluss des katholischen Clerus eine Stärkung erfuhr und auch die Bestellung protestantischer Lehrer zur Leitung einer öfientlichen Volksschule unmöglich gemacht wurde, andrerseits die Herabsetzung der Schulpflicht auf dem flachen Lande von acht auf sechs Jahre gestattet wurde. Durch diese letztere Massregel wurde der Bauernstand in den Alpenländern, der sich durch die Schulpflichtigkeit der 12 bis 14jährigen Kinder wirthschaftlich geschädigt glaubte, dauernd der liberalen Partei ab-

wendig gemacht. L. selbst hielt die achtjährige Schulpflicht, zumal in den ein- und zweiklassigen Schulen der Gebirgsländer für eine unpraktische Einrichtung. Da er während dieser Debatten seinen Gegensatz zur liberalen Richtung scharf zum Ausdruck brachte, war er damals in Wien ein unpopulärer Mann. Er hatte im Kampfe gegen die achtjährige Schulpflicht in seiner Rede vom 25. Februar 1881 den starken Satz geleistet: »Wenn Sie sich überzeugen wollen, welche Wirkung die achtjährige Schulpflicht ausübt, dann gehen Sie vor die Linien Wiens zum allerhöchsten Heurigen« (Wirthshäuser, in denen junger Wein geschenkt wird). Als Erwiderung darauf brachten ihm die Wiener Studenten einen Tag später eine greuliche Katzenmusik.

Aber schon damals bereitete sich seine Trennung von seinen bisherigen Parteigenossen vor. Seitdem die slavisch-clericale Partei im Abgeordnetenhause die Mehrheit gewonnen hatte, lehnte sich L. mehrfach gegen ihre föderalistische Politik auf; denn er war seit der Zeit, da er als germanisirender Beamter in Ungarn gewirkt hatte, Centralist geblieben. Sodann widerstrebte ihm auch die Begünstigung der Slaven, die seit 1879 deutsches Wesen immer mehr verdrängten. Diese seine Anhänglichkeit an deutsche Art und Sprache war den Römlingen und Slaven innerhalb seiner eigenen Partei stets missliebig gewesen, und da er ihnen auf ihren Wegen nicht folgen wollte, trat er 1884 aus dem Rechten Centrum, wie die von Hohenwart geführte Partei damals hiess, aus. Er stand auch der jung-clericalen Schule mit ihren demagogischen Künsten ablehnend gegenüber; die Führung der Clericalen ging aber immer mehr an den Prinzen Alois Liechtenstein, in den meisten Dingen L.'s Gegenbild, über. Ueberhaupt lag in L.'s Wesen etwas knorriges und unbeugsames; so brachte er es nie über sich, seine Ueberzeugung der Parteidoctrin unterzuordnen. Aber seine im guten wie im ungünstigen Sinne scharfe Eigenart, sein tadelloses Privat- und Familienleben, seine genaue Kenntnis der Sitten und Bedürfnisse des Bauernstandes, aus dem er hervorgegangen war, verschafften ihm im Parlament und noch mehr in seinem Heimathlande Salzburg grosses Ansehen; seine hohe, bis ins Alter ungebeugte Gestalt, seine eindrucksvolle Physiognomie, in der sich der Bauernsohn und der strenge Jurist in merkwürdiger Verbindung ausprägte, übten gleichfalls ihre Wirkung. Auch als er sich von den Clericalen trennte, blieben ihm die Salzburger Bauern zum guten Theile treu. Der Gegensatz zu dem Grafen Chorinsky, der von nun ab Führer der Salzburger Clericalen war, erhielt eine persönliche Spitze, als L., seit 1880 Hofrath beim obersten Gerichtshofe, von der Regierung bei der Bewerbung um einen leitenden Richterposten übergangen und statt seiner gerade sein Gegner zum Präsidenten des Salzburger Landesgerichtes ernannt wurde. L. stand im Vereine mit seinen engeren Gesinnungsgenossen nicht an, mit den Liberalen des Landes eine Verbindung einzugehen, durch welche die eigentlichen Clericalen bis an seinen Tod von der Mehrheit in der Salzburger Landstube ausgeschlossen wurden; er beherrschte auch weiterhin den Landtag seiner Heimat und blieb sonach »Herzog von Salzburg«, wie man ihn halb anerkennend, halb spöttisch nannte. Im Abgeordnetenhause aber stand er vereinsamt, und dies besonders, da es ihm nicht gelang, in Salzburg die Wahl des Freiherrn Alexander von Bach durchzusetzen, des in den fünfziger Jahren allmächtigen Ministers, mit dem ihn die conservative und zugleich centralistische Gesinnung verband. So konnte er seinen Lieblingsgedanken nicht durchführen, im österreichischen Abgeordnetenhause ein »Centrum« gleich dem im deutschen Reichstage zu gründen, in

dem die Clericalen, losgelöst vom Slaventhum, ihre kirchlichen Anschauungen rein vertreten sollten. Er sonderte sich vielmehr immer bestimmter von seinen clericalen Freunden ab, da er es unter anderem scharf tadelte, dass sie den Polen zu Liebe auf die Rückerstattung der mehr als 100 Millionen Gulden betragenden Summe verzichteten, welche das Kronland Galizien aus Anlass der Grundentlastung dem Reiche schuldete.

Im Jahre 1887 trat er als Richter in den Ruhestand und widmete sich vorwiegend den wirthschaftlichen Angelegenheiten seiner Heimat, in der er das Jahr darauf zum Präsidenten der landwirthschaftlichen Gesellschaft gewählt wurde. Er lebte zumeist in seinem Geburtsorte Kuchl, wo er das Gütchen Georgenberg angekauft hatte und selbst bewirthschaftete. In den von ihm herausgegebenen Zeitschriften »Der Agrarier« und später »Der Volksfreund« wirkte er nachhaltig auf die kleinen Landwirte Salzburgs. Auch wählte ihn die agrarische Vereinigung des österreichischen Abgeordnetenhauses zu ihrem Vorsitzenden. Fleissig seinen Pflichten nachkommend, kehrte er im Mai 1896 ermüdet und erschöpft aus dem Abgeordnetenhause in seine Wohnung zurück, siechte seit der Zeit dahin und wählte sich zur Stätte seines Todes, den er kommen sah, sein von ihm liebevoll gehegtes Gütchen, wo er am 14. September 1896 starb.

Sein Wirken zeigt leider, dass auch eine nicht gewöhnliche Erscheinung wie die seinige nicht imstande war, die deutschen Clericalen Oesterreichs von den Slaven loszulösen und sie, und sei es auch nur in nationalen Fragen, ihren Volksgenossen näher zu bringen. Das politische Geschick der Deutschen Oesterreichs würde sich zum Bessern wenden, wenn L.'s Art, nationale und kirchliche Fragen zu trennen, ausser seiner Heimat Anhänger fände.

Ausser den oben erwähnten Schriften erschienen von L.: 1871 »Sammlung oberstbehördlicher Entscheidungen in Polizeistrafsachen«; 1873 »Das österreichische Polizei-Strafrecht«; 1877 »Sammlung der Gesetze und Verordnungen in Bezug auf die öffentliche Sicherheit«. Durch zehn Jahre liess L. auch eine Monatsschrift unter dem Titel »Oeffentliche Sicherheit« erscheinen (1869—1879). Ausserdem erschienen in Fach- und Tagesblättern zahlreiche Artikel aus seiner Feder.

Quellen zu seiner Biographie: »Hofrath Georg Lienbacher (Nekrolog)« in den »Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde« XXXVI. Band. — Oesterreichisches »Parlamentarisches Taschenbuch«, herausgegeben von Sigm. Hahn. Wien 1891.

Heinrich Friedjung.

Finkelnburg, Carl Maria, geb. den 16. Juni 1832 in Marialinden in der Rheinprovinz, widmete sich in Bonn, Würzburg und Berlin den medicinischen Studien, erlangte an dem letzteren Ort 1853 die medicinische Doktor-Würde und legte dann das ärztliche Staatsexamen ab. Hierauf wirkte er einige Zeit als Assistenz-Arzt am katholischen St. Hedwigs-Krankenhause zu Berlin, trat dann als Militärarzt in die englische Armee ein und machte den Krimkrieg mit, blieb nach der Beendigung desselben in London und erhielt die Stelle eines Assistenten am St. Thomas-Hospital. Ueber Paris, wo er Kliniken besuchte und seine ärztliche Bildung vervollständigte, kehrte er in seine Heimath zurück und wurde als Assistenzarzt an der Irrenanstalt zu Siegburg angestellt, wo er unter Jacobi's Leitung nahezu 4 Jahre thätig war. Er wurde dann beauftragt, das Physikat des Kreises Kochem a./d. Mosel zu verwalten, verliess aber bald den Staatsdienst und übernahm die Direktion der Kaltwasser-Heilanstalt zu Godesberg bei Bonn, wo er sich 1862 als Privatdocent für

Psychiatrie und gerichtliche Medicin habilitirte und ausserdem Vorträge über öffentliche Gesundheitspflege hielt. Als 1872 dort eine ausserordentliche Professur der Hygiene errichtet wurde, wurde ihm dieselbe übertragen. Im Jahre 1876 wurde er als Geh. Regierungsrath in das K. Deutsche Reichsgesundheits-Amt nach Berlin berufen, trat aber schon 1880 aus demselben aus und kehrte in seine frühere Stellung nach Bonn zurück. Kränklichkeit und das Bedürfniss nach Ruhe veranlassten ihn, 1893 auf das Lehramt Verzicht zu leisten. Seine schriftstellerische Thätigkeit war eine sehr fruchtbare und behandelte hauptsächlich die Psychiatrie und öffentliche Gesundheitspflege. Es gab kaum eine bedeutende Frage auf diesen Gebieten, mit der er sich nicht beschäftigte. In hohem Grade besass er die Gabe, schwierige Themata in klarer, allgemein verständlicher Weise vorzutragen. Er hat dadurch das Interesse für wissenschaftliche Forschungen, namentlich für die Fortschritte der Hygiene, in Kreise getragen, die denselben bis dahin gänzlich fernstanden. Dabei arbeitete er mit unermüdlichem Eifer an dem Aufbau der Wissenschaft mit. Als sich die Bakteriologie zu einer besonderen Disciplin entwickelte, eignete er sich mit überraschender Schnelligkeit deren Untersuchungs-Methoden an, so dass er auch hier bald zum Meister wurde. Von seinen psychiatrischen Schriften verdienen hervorgehoben zu werden: »Ueber Willensstörungen ohne Intelligenzstörung«, und »Ueber den Einfluss des Nachahmungstriebes auf die Entstehung des Irreseins.« Seine Arbeiten über die Errichtung von Volks-Sanatorien für Lungenschwindsüchtige, über die öffentliche Gesundheitspflege in England nach ihrer geschichtlichen Entwickelung, über den heutigen Stand der internationalen Gesundheitspflege u. a. m. fanden allgemeine Beachtung. Gleichzeitig wirkte er als praktischer Arzt, namentlich als Psychiater, besonders nachdem er seinen dauernden Aufenthalt in Godesberg genommen hatte. Am ärztlichen Vereinsleben betheiligte er sich in hervorragender Weise. Im Niederrhein-Verein für öffentliche Gesundheitspflege bekleidete er das Ehrenamt des Bibliothekars; auch gab er mit Lent das Organ dieses Vereins, das Centralblatt für allgemeine Gesundheitspflege heraus. Ausserdem war er ein fleissiger Mitarbeiter der deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege. Von 1874—76 war er Mitglied des Medicinal-Collegiums der Rheinprovinz, von 1876—80 Mitglied der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen des Königreichs Preussen. Im Reichsgesundheits-Amt bearbeitete er mehrere wichtige gesetzgeberische Vorlagen, wie das Nahrungsmittel-Gesetz und die Prüfungsordnung für die deutschen Aerzte. Während des deutsch-französischen Krieges leistete er den Truppen Dienste und wurde zum Generalarzt in der Landwehr ernannt. Er starb am 11. Mai 1896.

Deutsche Vierteljahrsschr. f. öffentl. Gesundheitspflege, herausgeg. v. Spiess u. Pistor. Bd. 28, H. I.

Th. Puschmann.

Kerschensteiner, Josef von, wurde am 23. Mai 1831 zu München geboren. Er besuchte die dortige Schule gleichzeitig mit Nussbaum, dem späteren Chirurgen, und zeichnete sich durch seine Vorliebe für Geschichte und durch seine musikalische Begabung aus. Im Alter von 17 Jahren begann er das Studium der Medicin an der Universität München. Nach der Beendigung desselben wurde er Assistent, zuerst am Hauner'schen Kinderspital, dann an der medicinischen Klinik, die damals unter der Leitung des Professors v. Pfeuffer stand. Die machtvolle Persönlichkeit des letzteren, der sich Niemand entziehen konnte, übte auch auf K. einen grossen Einfluss aus. Zur Vervollständigung seiner ärztlichen Ausbildung begab er sich dann nach

Wien und liess sich 1858 als praktischer Arzt in Mering bei Augsburg nieder, wo er bald eine grosse Clientel erwarb. Im Jahre 1862 wurde er zum Bezirksarzt in Augsburg ernannt, 1872 zum Medicinalrath befördert und als Sanitäts-Referent der Regierung von Mittelfranken in Ansbach zugetheilt. Schon im nächsten Jahre wurde er in gleicher Eigenschaft nach München versetzt. Im Jahre 1879 trat er als Ober-Medicinalrath in das Ministerium des Innern ein und erhielt die Leitung der gesammten Sanitätsverwaltung Bayerns. Er gehörte durch längere Zeit zu den Herausgebern der Münchener medicinischen Wochenschrift; auch war er ein fleissiger Mitarbeiter von Friedreich's Blättern. Seine Arbeiten betrafen die praktische Medicin, besonders die Kinderheilkunde, ferner die gerichtliche Medicin, Medicinal-Polizei und Geschichte der Medicin. In weiteren Kreisen bekannt wurden seine Aufsätze über die Fürther Industrie, die Münchener Canalisation, die Mortalitätsstatistik und Kinderheilstätten, die Methoden der epidemischen Forschung, die Verschleppung der Masern, des Scharlachs und der Blattern durch gesunde Personen, die Krankenhäuser für kleinere Städte und ländliche Kreise und die Bekämpfung der Cholera, sowie seine historischen Schilderungen von Theophrastus Paracelsus, Malachias Geiger und Franz Thiermayer. In seiner amtlichen Stellung erwarb er sich grosse Verdienste durch die wohlwollende Förderung, die er den Aerztekammern und ärztlichen Bezirksvereinen zu Theil werden liess, durch die Verbesserung der Morbiditätsstatistik der Infektionskrankheiten, und der Anzeigepflicht bei ansteckenden Krankheiten, durch die Vervollkommnung des Impfwesens, durch die Vorschriften über Leichenbeschau, durch den Erlass einer neuen Hebammen-Instruktion und einer neuen Bader-Ordnung. Auch nahm er an der Durchführung der socialpolitischen Gesetzgebung, namentlich an den Vorbereitungen für ein Seuchengesetz, an der Regelung des Apothekerwesens, an der Herstellung der neuen deutschen Pharmakopoe und an den Verhandlungen über die ärztliche Prüfungsordnung Theil. Er war ein hervorragendes Mitglied des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege und des ärzlichen Vereins in München und stand an der Spitze mehrerer Unterstützungs- und Pensionsvereine für Aerzte. Desgleichen förderte er den Volksbildungsverein in München und rief dort die populären wissenschaftlichen Vorträge ins Leben. In der neugegründeten Haushaltungs-Schule ertheilte er selbst, obwohl mit Geschäften überlastet, den Unterricht in der Gesundheitspflege. Dabei war er auch als Praktiker thätig und wurde gern zu Consultationen gerufen. K. wurde zum Geheimrath ernannt, in den Adelstand erhoben und mit bayrischen und fremden hohen Orden reich geschmückt. Gleichwohl blieb er bescheiden und einfach, ein Gegner alles Streberthums. Sein klares kluges dunkles Auge wusste den Leuten in die Seele zu schauen. Sein derbes knorriges Aeussere barg ein edles Gemüth, welches jederzeit bereit war, das Gute zu unterstützen. Den ihm unterstellten Aerzten war er ein wohlwollender Vorgesetzter.

Ein überaus glückliches Familienleben gab ihm die nothwendige Erholung von seiner anstrengenden Berufsthätigkeit. Hier und im Kreise seiner Freunde, denen er treu blieb, pflegte er der heiteren Geselligkeit; als vortrefflicher Sänger und Flötenbläser, sowie als witziger, geistsprühender Tischredner war er überall beliebt. In den letzten Jahren wurde er stiller; ein Herzleiden quälte ihn und führte am 2. September 1896 seinen Tod herbei.

G. Merkel in der Münchener medicin. Wochenschrift. 1896. No. 43.

Th. Puschmann.

Rüdinger, Nikolaus war ein Self-made Mann in des Wortes edelster Bedeutung. Von der untersten Stufe des medicinischen Handwerks hat er sich unter den grössten Schwierigkeiten zu den lichtvollen Höhen der Wissenschaft emporgearbeitet. Alles, was er geschaffen und erreicht hat, verdankt er seinem Fleiss, seinen Talenten, seiner Tüchtigkeit. Er wurde 1832 zu Erbes-Büdesheim in Rheinhessen geboren. Sein Vater war ein mit Kindern reich gesegneter kleiner Grundbesitzer, der seinem Sohne nicht die Mittel zum Studium bieten konnte. Da er eine unbesiegbare Liebe zum ärztlichen Beruf in sich fühlte, so lernte er bei dem Landwundarzt seines Heimathsortes die täglichen Verrichtungen der niedern Heilkunst; gleichzeitig nahm er bei dem dortigen Pfarrer Unterricht in den Gymnasialfächern. Im Jahre 1850 bezog er die Universität Heidelberg, hörte medicinische und klinische Vorlesungen und bildete sich unter der Leitung von Arnold und Henle in der Anatomie aus. Im Winter von 1854/55 siedelte er nach Giessen über und absolvirte den anatomischen Theil der Prüfung für Landchirurgen. Bei dieser Gelegenheit erkannte Th. Bischoff, welcher die Professur der Anatomie inne hatte, seine aussergewöhnliche Begabung für Präparir-Technik und suchte sie für wissenschaftliche Zwecke zu verwerthen. Er machte ihn zu seinem Assistenten und bewog ihn, als er 1855 nach München berufen wurde, ihn dorthin zu begleiten. Hier schuf R. eine Sammlung anatomischer Präparate, welche Meisterwerke der anatomischen Kunstfertigkeit enthält, wie sein Schüler und Nachfolger Rückert sagt. Gleichzeitig half er beim praktischen Unterricht im Secirsaale und bereitete sich für das Maturitäts-Examen vor, das er 1859 am Gymnasium zu Darmstadt ablegte. Dadurch wurde ihm die Aussicht auf die akademische Carriere eröffnet; die kleinen Geister, welche ihm den Mangel der humanistischen Vorbildung zum Vorwurf gemacht hatten, konnten der Energie, mit der er das ohne seine Schuld Versäumte nachholte, ihre Anerkennung nicht versagen. Im Jahre 1860 wurde er zum Adjunkten an der anatomischen Anstalt, 1868 zum Professor honorarius und 1870 zum Extraordinarius ernannt. Als nach Bischoff's Tode die Lehrkanzel getheilt wurde, wurde er 1880 zum Ordinarius befördert und übernahm als zweiter Vorstand der anatomischen Anstalt den Unterricht in der makroskopischen Anatomie und bei den Präparir-Uebungen. Er lehrte descriptive und topographische Anatomie. Von seinen literarischen Leistungen erregte sein »Atlas des peripherischen Nervensystems des menschlichen Körpers (München 1861 bis 1867)« zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit. Die darin enthaltenen Darstellungen waren mit einer früher nicht erreichten Naturtreue ausgeführt. Zum ersten Male wurde die Photographie zur Abbildung anatomischer Weichpräparate verwendet. Die Tafeln, die aus dem weltbekannten Atelier von Albert hervorgingen, sind nach dem Urtheil der Fachmänner bis heute nicht übertroffen worden. Um sie dem grossen ärztlichen Publikum zugänglich zu machen, wurden billige Ausgaben einzelner Abschnitte veranstaltet (Anatomie der menschlichen Gehirnnerven. München 1868. Anatomie der menschlichen Rückenmarksnerven, München 1870). Ausserdem veröffentlichte er Abhandlungen über die Gelenknerven und über den Sympathicus. Sein »Atlas des menschlichen Gehörorgans (München 1867—70)« fand allgemeine Bewunderung. Aber das bedeutendste Werk, das er hinterlassen hat, ist seine »Topographisch-chirurgische Anatomie des Menschen (Stuttgart 1873—78)«; die Abbildungen haben unvergänglichen Werth. R. verfasste ferner eine preisgekrönte Schrift über die Muskeln der vordern Extremitäten der Reptilien und Vögel (Harlem

1868) und kleinere Arbeiten über den Kehlkopf, das Gaumensegel, die Hirne verschiedener Thiere a. a. m. Er beschränkte sich bei seinen Untersuchungen nicht auf die makroskopische Anatomie, sondern zog auch die feinere Struktur und die Entwickelungsgeschichte der Organe in Betracht. Dahin gehören seine Abhandlungen über die Anatomie der Prostata und des Ductus ejaculatorius, über die histologische Umbildung der Lieberkühn'schen Drüsen durch die Solitärfollikel im Wurmfortsatz (1891), und über die Leucocyten-Einwanderung in den Schleimhäuten des Darmkanals (1895).

Mehrere Jahre hindurch bekleidete er die Würde des Vorsitzenden der anthropologischen Gesellschaft zu München. Auch die junge Wissenschaft der Anthropologie bereicherte er durch werthvolle Beiträge, wie seine Arbeiten »über künstlich deformirte Schädel und Gehirne von Südsee-Insulanern (München 1887)« und über Rassenschädel (1892) beweisen. Eingehend studirte er den Einfluss von Rasse, Alter, Geschlecht und Individualität auf die Bildung des Schädels und Gehirns. Die Mikrokephalie und Polydaktylie erklärte er für Missbildungen, nicht für Rückschläge. Im Jahre 1883 wurde er zum Mitgliede der k. bayr. Akademie der Wissenschaften gewählt. Sein Vortrag war streng sachlich, klar, leicht verständlich, zuweilen gewürzt durch einen liebenswürdigen Humor. Als Lehrer war er pflichttreu und gewissenhaft und bewahrte seinen Schülern ein aufrichtiges Wohlwollen durch das ganze Leben. Seine kraftstrotzende, gedrungene äussere Erscheinung berechtigte zu der Hoffnung, dass er ein hohes Alter erreichen werde; aber es war. als ob ihn die Ahnung seines Todes schon seit Jahren erfüllte. Kurz nach Beginn der Sommerferien 1896 erkrankte er an Darmverschlingung, der er am 25. August erlag.

J. Rückert in der Münchener medicin. Wochenschrift. 1896. No. 42.

Th. Puschmann.

Späth, Josef. »Noth und Entbehrung kennzeichneten seine Jugend, Schmerz und Krankheit sein Alter«, schreibt Schauta, der langjährige Assistent und spätere Nachfolger J. S.'s. — Geboren am 13. März 1823 in Bozen als der Sohn eines Amtsdieners beim dortigen Magistrat, wuchs S. unter den ärmlichsten Verhältnissen heran, absolvirte das Gymnasium seiner Vaterstadt und dann die beiden philosophischen Jahrgänge, welche damals die Allgemeinbildung vervollständigten und den Uebergang zu den Fachstudien bildeten, und begab sich in das geistliche Seminar nach Brixen, um Theologie zu studiren. Aber schon im nächsten Semester siedelte er nach Wien über und wurde Mediciner: ein kühnes Unternehmen, da er bei seiner gänzlichen Mittellosigkeit genöthigt war, sich den Lebensunterhalt grösstentheils durch das Ertheilen von Lektionen zu erwerben. Im Jahre 1848 trat er in die Tiroler Studenten-Compagnie ein, die sich zum Schutz der Landesgränzen bildete, und machte die Gefechte am Ponte tedesco und am Caffaro mit. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er zum Offizier der akademischen Legion gewählt und diente in derselben Abtheilung mit Skoda, Rokitansky, Hebra u. A. Gleichzeitig arbeitete er als Volontär in der chirurgischen Klinik des Professors v. Dumreicher, der sich seiner in wohlwollender Weise annahm. Am 20. November 1849 wurde er zum Doktor der Medicin promovirt. Bald darauf erhielt er die Stelle eines Assistenten an der gynäkologischen Abtheilung des allgemeinen Krankenhauses, die damals unter der Leitung des Primararztes Chiari stand. Im folgenden Jahre wurde er zum Assistenten

an der geburtshilflichen Klinik ernannt. In dieser Zeit veröffentlichte er in Gemeinschaft mit Wedl eine Abhandlung »über mehrere Anomalien der die Frucht umgebenden Eitheile« (1851) und bald nachher allein eine Arbeit »über das Zerreissen der Nabelschnur in forensischer Beziehung (1852)«. Im Jahre 1853 wurde er beauftragt, die Lehrkanzel an der Hebeammenschule in Salzburg zu suppliren, und 1855 übernahm er in derselben Eigenschaft die Professur der Geburtshilfe an der wieder errichteten Josefs-Akademie in Wien. Hier wurde er 1856 zum ordentlichen Professor ernannt. Aus dieser Periode stammen mehrere ausgezeichnete Arbeiten, wie die »Beschreibung eines Beckens mit Verschiebung des letzten Lendenwirbels nach vorn (1854)«, die Abhandlungen »Icterus in gravidis (1854)«, die künstliche Einleitung der Frühgeburt nach Scanzoni (1856)«, »die operative Behandlung der Gebärmutter-Polypen (1856)«, seine »Erfahrungen über Querlagen und Stirnlagen (1857)«, seine »Studien über Zwillinge (1860)«, sein »Compendium der Geburtshilfe für Studirende (1856)« und die »Klinik der Geburtshilfe und Gynäkologie (1855)«, welche er zusammen mit Carl Braun und Chiari bearbeitete und herausgab. Leider hatte S. das Unglück, sich bei der Untersuchung einer Schwangeren zu inficiren, und damit begann eine Kette von Leiden, welche bis an sein Lebensende dauerten. Er bekam ein Geschwür der Hornhaut mit Vorfall der Iris und nachfolgender Einheilung derselben. Dazu trat eine Affektion der Stimmbänder, welche chronische Heiserkeit zur Folge hatte und 1880 zur Lähmung der Stimmbänder führte. Später entwickelte sich eine Cataract des bis dahin gesunden Auges und vollständige Erblindung, welche ihn 1886 nöthigte, sein Lehramt niederzulegen. Im Jahre 1861 wurde er zum Vorstand der Hebammenschule an der Universität Wien ernannt, und 1873 übernahm er die Leitung der neu errichteten II. Klinik für Geburtshilfe und Gynäkologie an der Universität. Trotz der unbeschreiblichen Schwierigkeiten, die ihm die zunehmende Schwäche des Sehvermögens und das allmähliche Erlöschen der Stimme bereiteten, übte er die Lehrthätigkeit aus und verfasste wissenschaftliche Arbeiten. Er veröffentlichte eine »Statistik des Gebärhauses in den letzten 30 Jahren unter besonderer Berücksichtigung der Puerperal-Erkrankungen (1864)« und sorgte für die Assanirung seiner Klinik, so dass die Mortalität zuletzt bis auf 0,4—0,6 pCt. herabsank. Anfangs ein Gegner von Semmelweiss, war er später ein überzeugter Anhänger und Vertheidiger der Desinfektions-Massregeln. Die letzten Lebensjahre verbrachte S. in stiller Zurückgezogenheit in seiner Villa in Dornbach bei Wien, wo ihn der Tod am 29. März 1896 erlöste. Seine Gattin, welche beständig leidend war, ging ihm im Tode voran; seine Ehe blieb kinderlos. Zum Erben seines bedeutenden Vermögens setzte er die Universität Wien ein.

Schauta: Erinnerungen an Jos. Späth in der Wiener klin. Wochenschrift 1896. No. 17.

Th. Puschmann.

Wernich, Agathon, wurde am 15. Juli 1843 zu Elbing geboren, absolvirte die medicinischen Studien in Königsberg und wurde dort 1867 zum Doktor der Heilkunde promovirt. Zur Vervollständigung seiner fachmännischen Ausbildung begab er sich nach Berlin, wo er das ärztliche Staatsexamen ablegte. Er war dann als Hilfsarzt an einem dortigen Krankenhause beschäftigt und nahm am deutsch-französisehen Kriege Theil. Im Jahre 1872 habilitirte er sich an der Universität Berlin als Privatdocent für Geburtshilfe und Gynä-

kologie und veröffentlichte seine werthvollen Untersuchungen über das Mutterkorn. Im Jahre 1874 folgte er einer Berufung an die medicinische Hochschule zu Tokio (Japan), wo er die Leitung der Kliniken für innere Medicin und für Geburtshilfe übernahm. Hier hatte er Gelegenheit, Beobachtungen über die Beriberi-Krankheit und über den Aussatz zu machen, welche 1878 erschienen. Nach einem kaum dreijährigen Aufenthalt verliess er Japan und kehrte nach Deutschland zurück. Seine ärztlichen Erfahrungen in fremden Erdtheilen legte er in dem Werk nieder: »Geographisch-medicinische Studien nach den Erlebnissen einer Reise um die Erde. Berlin 1878.« Er begann nun seine Lehrthätigkeit wieder, richtete dieselbe aber hauptsächlich auf Epidemiologie, Geschichte der Medicin und medicinische Geographie. Im Jahre 1881 trat er in den Staatsdienst und wurde zum Bezirks-Physikus in Berlin ernannt. Schon 1884 wurde er zum Medicinalrath befördert und als Sanitätsreferent der Regierung in Köslin in Pommern zugetheilt. Im Jahre 1891 wurde er in derselben Eigenschaft an das Berliner Polizei-Präsidium versetzt. Aus dieser Periode stammen seine vortrefflichen Arbeiten über die Entwickelung der organisirten Krankheitsgifte und über die aromatischen Fäulnissproducte in ihrer Einwirkung auf Spalt- und Sprosspilze (1880), in denen er Anschauungen vertrat, die ihrer Zeit vorauseilten. Bald darauf gab er ein Lehrbuch der Desinfectionslehre heraus. Er schrieb ferner über die Medicin der Gegenwart (1881) und stellte fruchtbringende Untersuchungen über das Wesen des Abdominal-Typhus an (1882), welche überall Interesse erregten. Durch seine Thätigkeit als Medicinalbeamter wurde er veranlasst, ein Lehrbuch für Heildiener, sowie eine Zusammenstellung der Medicinalgesetze Preussens zu verfassen. Ausserdem bearbeitete er die medicinische Geographie in den von Virchow und Hirsch herausgegebenen Jahresberichten und lieferte zahlreiche Beiträge für Zeitschriften und Sammelwerke. W. besass ein universelles medicinisches Wissen und war in Theorie und Praxis gleich erfahren. Von unermüdlicher Arbeitslust, war er stets bereit, neue Aufgaben zu übernehmen, und bewältigte sie in dem Masse, dass man glauben konnte, er habe sich lediglich dieser Specialfrage gewidmet. Er war nicht blos ein gründlicher Forscher mit weiten Gesichtspunkten, sondern vermochte auch die Ergebnisse seiner Untersuchungen klar und verständlich darzustellen. Ein harmonisch entwickelter Geist, der in einem kräftigen Körper wohnte, schien er für ein langes thatenreiches Leben geschaffen; da machte der Tod allen Erwartungen, welche daran geknüpft wurden, am 19. Mai 1896 ein jähes Ende.

Eulenburg in der Deutschen medicin. Wochenschrift 1896. No. 22 und in der Berliner klin. Wochenschr. No. 21.

Th. Puschmann.

Brandner, Franz, Dr. Geboren zu Hallein am 13. Februar 1821 trat er 6 Jahre alt in die dortige Volksschule. Von Geburt an gänzlich arm und körperlich schwach, weder für das Handwerk, noch für den Bauernstand tauglich, aber geistig begabt, wendete er sich den Studien zu. Ein edler Priester war ihm hiebei behilflich; er bereitete den Knaben für das Gymnasium vor, führte ihn nach Salzburg und verschaffte ihm daselbst Kostorte. B. machte glänzende Fortschritte und war in seiner Classe fast immer der erste. Nach Vollendung der damaligen 6 Gymnasialclassen wurde er endlich der grössten Noth enthoben. Feldmarschall-Lieutenant Herbert Baron Kathkeal nahm ihn als Hofmeister seiner jungen Söhne in sein Haus und mit sich

nach Verona und Mailand, woselbst B. die zwei philosophischen Jahrgänge absolvierte. Mit dankbarem Herzen erinnerte er sich jederzeit der in dem freiherrlichen Hause verlebten Jahre. Im Herbste 1841 trat B. als Alumnus in's f. e. Priesterhaus zu Salzburg. Immer kränklich, oblag er doch mit Eifer seinen Studien. Am 1. August 1844 vom Cardinal Fürsten Schwarzenberg zum Priester geweiht und am 17. Juli 1845 mit der Cura betraut, war sein erster Posten Neukirchen im Pinzgau, wo er bis Mai 1848 segensreich wirkte. Von diesem für ihn viel zu beschwerlichen Posten wurde Franz B. als Supplent für Religionswissenschaft und Pädagogik an das damalige Lyceum berufen und Nachfolger des seinerzeit sehr hochgeschätzten Professors Dr. Josef Buchner. Als sodann im Jahre 1849 das Lyceum und damit die philosophische Facultät aufgehoben ward, wurde B. Studienadjunct mit 100 fl. Salair und freier Verpflegung im Priesterhause und zugleich — seit Dr. Joh. N. Fabians Beförderung — auch Supplent des neutestamentarischen Bibelstudiums und Mitglied des vom Fürsten Schwarzenberg eingesetzten Redactions-Comité's der Salzburger constitutionellen Zeitung, in welchem der überaus vorsichtige, jeder Neuerung abholde B. das Gegengewicht seines Collegen, des feurigen und freisinnigen Redacteurs Dr. Josef Schöpf bildete. Nachdem B. bald darnach den Concurs für die Lehrkanzel gemacht, wurde er im Juli 1852 definitiv mit 600 fl. C.-M. Anfangsgehalt und 150 fl. Remuneration für den Vortrag der höheren Exegese angestellt und behauptete diese Professur volle 40 Jahre bis zu seiner Pensionierung (1892). Seine Bezüge aus dieser Lehrkanzel steigerten sich inzwischen infolge Organisierung der theologischen Facultäten auf fast 3000 fl ö. W. Im Jahre 1853 promovierte er zum Doctor der Theologie, war 8 mal hintereinander Decan und zuletzt Subsenior dieser Facultät. Am 1. Jänner 1896, halb 10 Uhr, wurde er vom Schlage getroffen und blieb augenblicklich todt. In seinem Testamente hatte er beinahe sein ganzes Vermögen dem f. e. Borromäum vermacht, in welchem er in früherer Zeit durch viele Jahre im Lehramte Aushilfe geleistet und fast regelmässig seine Abende in einem Kreise Gleichgesinnter zugebracht hatte. Er war Consistorialrath, Defensor matrimonii, Ritter des Ordens der eisernen Krone und Ehrencanonicus von Mattsee. Dem grossen Publicum war er aber demungeachtet ein Unbekannter. Denn niemals trat er in der Oeffentlichkeit — vor der er eine heilige Scheu trug — hervor, betheiligte sich an keinem Vereine activ, trat nie als Redner auf, schrieb — mit einer einzigen Ausnahme (1849) — weder in Zeitungen noch Fachblätter, publicierte keine einzige Schrift, kurz er führte ein stilles zurückgezogenes Leben. Dabei befand er sich wohl und wurde alt, obgleich er von Kindheit auf körperlich sehr schwach und so leidend war, dass er durch viele Jahre hindurch sich sogar ausserstande sah, die Messe zu celebrieren. Trotz seiner misslichen Gesundheitszustände und seines stillen, schüchternen Wesens war Professor Dr. B. dennoch von harmlos heiterer Gemüthsart und in jeder Gesellschaft ein gern gesehener Gast, ja sogar witzig und schlagfertig; ein starker Geist, in schwachem Leib! Sein treffender Witz zeigte sich glänzend bei der im Jahre 1863 von Döllinger nach München einberufenen Gelehrten-Versammlung, welche Professor Dr. Josef Schöpf und sein College Dr. Franz B. — hiezu geladen — besuchten. »Mit glänzend gewichsten Kanonenstiefeln« betraten sie den Versammlungssaal. Der päpstliche Nuntius lächelte über die Kanonen der beiden Salzburger Gelehrten, während andere lachten »Thut nichts« — bemerkte B. schlagend — »da kommt's auf den

Kopf und nicht auf die Stiefel an!« Es war dies wohl das einzigemal in seinem Leben, dass der schüchterne, stille Mann einen Augenblick den Respect vor der — ihm heiligen — Auctorität vergass.

Der Berichterstatter in der Mitth. des Vereins für Salzburger Landeskunde schöpft aus dem Nekrolog von Professor Dr. Josef Schöpf im neuen Salzburger Haus- und Wirthschafts-Kalender 1897.

Frey, Carl von, war der Sohn des k. k. Kreiszeichners (Ingenieurs) Carl von F. in Salzburg und seiner Gattin Marie, gebornen von Heffter; er wurde am 2. Juni 1826 geboren und vorlor — noch nicht ganz 2 Jahre alt — den Vater, welcher — viel zu früh — am 14. April 1828 starb. Seine Erziehung blieb daher der Mutter und den Grosseltern Anton und Therese von Heffter überlassen. Er besuchte die Schule und sodann auch das Gymnasium seiner Vaterstadt, verliess aber 1841 letzteres wieder, um als Prakticant in das Handelsgeschäft »Gebrüder Heffter« einzutreten, welches damals Martin von Reichl innehatte. Nachdem am 26. Juni 1844 auch der Grossvater, Anton von Heffter, gestorben war, kam Carl von F. 1845 in das Bankhaus Hefner und Prévot in Frankfurt am Main, in welchem er bis zum April 1847 verblieb. Nach einer grossen Reise auf dem Rhein, nach Belgien, London, Paris und durch Deutschland nahm er im October desselben Jahres eine Stelle in der Handlung der Gebrüder Steinbrecher in Wien ein, wo er die ersten Stürme des Bewegungsjahres 1848 mit erlebte. Im Mai kehrte er nach Salzburg zurück, erwarb am 1. Juli 1850 von Martin von Reichl durch Kauf das Heffter'sche Handelsgeschäft und verehelichte sich — nunmehr selbständig — am 22. August desselben Jahres mit Anna Gugg. Am 2. Juli 1871 übergab er das Handelsgeschäft, welches seinen Neigungen niemals entsprochen, käuflich an Josef Zulehner. Jetzt durfte er ganz und ungestört seiner Liebe zur Kunst und Natur sich hingeben, konnte dieser und seiner Familie allein leben. Eine gleichgestimmte, liebende Gattin und fünf blühende, hoffnungsvolle Kinder theilten mit ihm das selbstgeschaffene Heim auf einem der herrlichsten Punkte des Mönchsberges oder die trauten Gemächer im Hause der Gross- und Urgrosseltern am Marktplatze unten in der Stadt. Der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde gehörte er seit ihrem Gründungsjahre (1860) ununterbrochen an und hier stiftete er sich durch seine Mitarbeiterschaft an dem von Professor Dr. Michael Walz herausgegebenen vortrefflichen Werke: »Die Grabdenkmäler von St. Peter und Nonnberg zu Salzburg« (1867—71 und 74) ein bleibendes Andenken. Sein Antheil hieran war die Herstellung der Handzeichnungen für die Illustrationen. Die Heraldik und insbesonders die gothischen Stylformen, blieben seither ein Lieblingsstudium für ihn. Auch seine Vorliebe für Alterthümliches und sein Sammeleifer, (bei dem Ankaufe des rothen Thurmes oder der nach ihm sobenannten »Freyburg« etc.) stand mit seinen künstlerischen Neigungen im engsten Zusammenhange; ferne davon einer blossen Modethorheit zu huldigen, gieng seine Freude am Alten aus wahrem Kunsteifer, gepaart mit Kunstverständnis und Geschmack hervor. Obwohl Carl von F. schwere Verluste, welche sein Familienglück zertrümmert hatten, mit ungebeugtem Starkmuth zu tragen schien, so zog er sich doch in letzter Zeit mehr noch als früher aus der Gesellschaft zurück. Er suchte auch seinen Lieblingssitz auf der Höhe des Berges seltener auf und verweilte nun öfter in seinem Stadthause oder auf Reisen. Er begab sich behufs

einer Cur nach Berlin, wo er am 24. Juli 1896, 71 Jahre alt, unerwartet einer Lungenentzündung erlag.

Mitth. der Gesellsch. für Salzburger Landeskunde. XXXVI. Bd.

Hoermann, Franz Xaver. Am 1. April 1896 starb in Traunstein Franz Xaver H., Bildhauer aus Burg bei Tengling. Derselbe erblickte als Sohn des Tischlermeisters Mathias H. in Burg und seiner Ehefrau Theresia, geborenen Wohlfahrtstätter, am 29. November 1822 das Licht der Welt. Im zehnten Lebensjahre bereits hatte er, sowie seine etwas ältere Schwester Theresia, den Verlust seiner Mutter zu beklagen. Auf ausdrückliches Verlangen seines Vaters und seiner Stiefmutter erlernte der junge H. das Tischlerhandwerk im elterlichen Hause, gieng, den damals für das Handwerk bestehenden Vorschriften entsprechend, in die Fremde und arbeitete 3 Jahre lang als Geselle in Baumburg und Tittmoning. Nachdem er von seinem Grossvater, dem Bildhauer Mathias H. den ersten Unterricht im Zeichnen, Modellieren u. dgl. erhalten, begab er sich auf dessen Antrieb im Jahre 1843 an die polytechnische Schule in München, wo er an dem damaligen Schüler und später bekannten Bildhauer Halbig einen ihn aneifernden Freund fand. Im folgenden Jahre besuchte H. die unter Schwanthalers Leitung stehende königl. Akademie und war mit anderen Schülern an der Ausführung der Werke Schwanthalers beschäftigt. Die Realisierung eines Stipendiums, besonders eines ihm von Schwanthaler wiederholt angebotenen Reisestipendiums nach Italien, ward leider unmöglich, da er kein Dürftigkeitszeugnis seines in ziemlich guten Verhältnissen lebenden, seinen studierenden Sohn jedoch sehr karg haltenden und auf Nebenverdienst anweisenden Vaters beizubringen vermochte. In die Zeit seiner akademischen Ausbildung fiel auch das Revolutionsjahr 1848 und der 25jährige Akademieschüler war Zeuge der Münchener Bierkrawalle und des Lola-Sturmes. Vorhandene Gedichte desselben legen von seiner damaligen Freiheitsbegeisterung Zeugnis ab. Im Jahre 1850 übernahm H. das väterliche Anwesen in Burg und verehelichte sich 1854 mit Anna Maria Dirnberger aus Tengling. Bis zum Jahre 1890 nun war er auf dem Gebiete der kirchlichen Innenarchitektur (Bildhauerei und Architekturschreinerei) eifrig in Burg thätig und zahlreiche Kirchen in näherer und fernerer Umgebung legen Zeugnis von seiner fruchtbaren und sich stetig vervollkommnenden künstlerischen Thätigkeit ab. Neben dieser seiner Berufsthätigkeit bildete das edle Waidwerk seine Erholung; er war fast 50 Jahre lang Pächter der Gemeindejagden und als vorzüglicher Schütze in weiten Jägerkreisen bekannt. Eifrig beschäftigte sich der Verlebte auch mit geschichtlichen und literarischen Studien, mit Botanik und besonders in den letzten Jahrzehnten, mit Sozialpolitik. Fruchtbare Anregungen, vorzugsweise auf den Gebieten der Cultur- und der Localgeschichte, erhielt er durch den mit ihm enge befreundeten Geschichtsforscher, königl. Legationsrath Ritter von Koch-Sternfeld, seit 1835 auf dem Schlosse Lampoding, später, bis zu seinem 1866 erfolgenden Tode, in Tittmoning wohnend. Mehrere vorhandene Briefe von Koch-Sternfeld's zeigen noch von dem regen geistigen Verkehre. Im Jahre 1890 siedelte H. nach Traunstein über, wo ihn in den letzten Jahren die Geschichte und die Sagen seiner Heimat viel beschäftigten.

Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde XXXVI. Band.

Rühlmann, Christian Moritz, geboren am 15. Februar 1811 in Dresden als Sohn eines Handwerkers, besuchte nach seinem Abgang von einer Bürgerschule von 1829 an die technische Bildungsanstalt seiner Vaterstadt, hörte gleichzeitig Vorträge an der dortigen Bauschule und wählte nach Beendigung dieser Kurse das Lehrfach der reinen Mathematik und Mechanik als seinen Beruf. Im Jahre 1835 wurde er Hülfslehrer der Mathematik an der technischen Bildungsanstalt seiner Vaterstadt und unternahm in demselben Jahre, unterstützt durch die sächsische Regierung, seine erste grössere technische Reise nach Kärnthen und Oesterreich. Im folgenden Jahre erfolgte seine Ernennung zum ordentlichen Lehrer der angewandten Mathematik an der neu errichteten Königlichen Gewerbeschule zu Chemnitz; vor Antritt dieser Stellung hatte er noch Gelegenheit, einige Vorlesungen an der Universität Leipzig zu hören. Von dieser Zeit an widmete sich R. vorwiegend der mechanischen Technologie und dem Maschinenwesen und unternahm zwecks weiterer Ausbildung in diesen Fächern mit Unterstützung der sächsischen Regierung in den Jahren 1837 und 1838 längere Reisen nach Frankreich, Belgien und der Schweiz. Im Jahre 1838 wurde R. in Chemnitz als Techniker für Zoll- und Privilegiensachen verpflichtet, und zwei Jahre später erhielt er den Ruf an die höhere Gewerbeschule in Hannover, aus welcher die Technische Hochschule sich entwickelt hat, mit dem Titel »Professor«, nachdem er in demselben Jahre an der Universität Jena die philosophische Doktorwürde erworben hatte. In Hannover wurde R. im Jahre 1841 zum Mitgliede der Direktion des Gewerbevereins gewählt und im folgenden Jahre vom Königl. Hannoverschen Ministerium in die damalige Eisenbahnkommission berufen. Die Stadt Hannover verlieh ihm 1846 das Ehrenbürgerrecht, und 1855 wurde ihm im Bezirke der Polizeidirektion Hannover die Beaufsichtigung sämtlicher Dampfkesselanlagen übertragen, ein Amt, welches er bis vor wenigen Jahren stetig beibehalten hat. Im vorhergehenden Jahre wurde R. durch Verleihung der 4. Klasse und 1856 durch das Ritterkreuz des Guelphenordens ausgezeichnet. Im ersterwähnten Jahre wurde er auch Mitglied der Dampfschiff-Revisionskommission für die Weser. Den Kommissionen zur Prüfung der Techniker für den höheren Staatsdienst hat er sowohl unter der hannoverschen Regierung als auch späterhin bis an sein Lebensende angehört. Zu allen grösseren Industrieausstellungen erfolgte seine Entsendung durch die hannoversche Regierung, so 1844 nach Paris, 1845 nach Wien, 1851 nach London; ausserdem machte er Reisen nach London 1852 zum Ankauf landwirtschaftlicher Mustermaschinen, 1854 zur Eröffnung des Krystallpalastes zu Sydenham und 1858 zur Untersuchung der Arbeiterverbände in England und Schottland. Im Jahre 1861 unternahm er eine Reise zur Besichtigung des Mont Cenis-Tunnels. 1862 erfolgte seine Ernennung zum Mitglied der Jury der Weltausstellung zu London und zum »Offizier des öffentlichen Unterrichts in Frankreich«, unter gleichzeitiger Verleihung des Ordens der Ehrenlegion. Am 1. April 1886 konnte R. das Jubiläum seiner fünfzigjährigen Lehrthätigkeit feiern, bei welcher Gelegenheit seine Verdienste seitens des Kaisers durch Verleihung des Kronenordens II. Kl. mit dem Abzeichen für Jubilare und vom König von Sachsen durch Verleihung des Komthurkreuzes II. Kl. des Sächsischen Albrechtsordens anerkannt wurden. R.'s Thätigkeit als Lehrer an der Gewerbeschule, dem Polytechnikum und der technischen Hochschule kann nicht mit wenigen Worten, also hier nicht eingehend, gekennzeichnet werden; dazu wäre es erforderlich, die Entwicklung der Schule selbst in ausgedehnter Weise

zu erörtern. Seine Stärke als Lehrer lag nicht in der Ausführung eigener bahnbrechender Ideen, sie lag vornehmlich in der Darstellung der Entwicklung des Maschinenwesens und der technischen Mechanik; auf diesem Gebiete hat er Grosses geleistet und höchst anregend gewirkt. Seine zahlreichen Hörer, seine »jüngeren Freunde«, wie er sie bezeichnete und behandelte, haben in diesem Sinne vielen Nutzen aus seinen Vorträgen gezogen und werden sein Andenken stets hoch halten. R.'s Wirken als Schriftsteller auf technischem Gebiet ist ausserordentlich umfangreich und vielseitig. 1836 erschien seine erste Abhandlung über sächsische Mahlmühlen und deren Mahlmethoden. 1837 erfolgte die Herausgabe seiner bekannten Logarithmentafeln, welche 1879 in 8. Auflage erschienen. Von seinen sonstigen Werken sind besonders zu nennen: Die horizontalen Wasserräder, Turbinen oder Kreiselräder. 1840; die technische Mechanik: 1. Abteilung (Geostatik) 1840, 2. Abteilung (Geodynamik) 1841, 3. Abteilung (Hydromechanik) 1854, von welchen Abteilungen 2. und 3. Auflagen erschienen sind; allgemeine Maschinenlehre: der erste Band 1862, der vierte 1874. Nachdem von den ersten Bänden dieses Werkes bereits eine zweite Auflage erschienen war, ist R. mit einer neuen Auflage des letzten Bandes bis zu seinem Ableben beschäftigt gewesen. Seine »Vorträge über die Geschichte der technischen Mechanik und der theoretischen Maschinenlehre« erschienen 1881 bis 1885. Von 1842 bis 1844 war R. Mitredakteur des Hannoverschen Gewerbeblattes und von 1858—1877 Redakteur der Mitteilungen des Hannoverschen Gewerbeverein hat R. auch in den anderen technischen Vereinen zu Hannover eine hervorragende und anregende Thätigkeit entfaltet. Er war Ehrenmitglied des Hannoverschen Architekten- und Ingenieur-Vereines und des Hannoverschen Bezirksvereines deutscher Ingenieure, welch letzterer ihm diese Würde anlässlich der Feier seines achtzigsten Geburtstages verlieh. Die gleiche Würde bekleidete er ausserdem noch in vielen technischen und gewerblichen Vereinen Deutschlands und Oesterreichs. R. war ausserordentlich fleissig und stets bei der Arbeit zu finden. Trotz seiner unermüdlichen Thätigkeit war er aber auch ein freundlicher Gesellschafter und die sprüchwörtliche Gemütlichkeit seines Heimatlandes hat ihn nie verlassen. Zweimal verheiratet gewesen, hinterlässt er eine Wittwe, aber keine Kinder; die aus der ersten im Jahre 1838 in Chemnitz geschlossenen Ehe entstammenden Kinder sind, ebenso wie ein Schwiegersohn, ihm im Tode vorausgegangen. Sein Wunsch in den letzten Lebensjahren, einmal während seiner Berufsthätigkeit vom Tode ereilt zu werden, ist ihm nahezu erfüllt worden, denn nach kurzem schmerzlosen Krankenlager, auf dem er sich noch mit seinen Arbeiten beschäftigte, ist er sanft entschlafen. Mit R. ist ein Veteran des deutschen Gewerblebens und der technischen Wissenschaften hingeschieden, der fast zwei Menschenalter hindurch freudig und unermüdlich in seinem Berufe gewirkt hat. In der Geschichte der deutschen Industrie und der technischen Wissenschaften wird sein Name immer mit Ehren genannt werden.

Zeitschr. des Vereins deutsch. Ingenieure. 1896. Bd. XXX. No. 6.

Brunnenmeister, Emil. Als Sohn eines Handwerkerhauses ist er am 5. Mai 1854 in Kreuzlingen am Bodensee, Canton Thurgau, geboren worden. Das Verhältniss der trefflichen Eltern — der Vater war Tischlermeister — zu dem Sohne, dessen Begabung sich früh zeigte, ist ein wunderschönes gewesen. In demselben Hause wohnte auch Jakob Etter, der Präsident des

Thurgauischen Bezirksgerichtes: er war des Knaben Pathe, später sein Vorbild, wohl sein Führer zur Jurisprudenz, für die sich in dem Knaben eine frühe Neigung entwickelte. Seinem »väterlichen Freunde und Lehrer« hat er 1879 »in tiefster Dankbarkeit« seine »Quellen der Bambergensis« gewidmet. Nach Verlassen des Constanzer Gymnasiums, an dem er die feierliche Abschiedsrede zu halten hatte, ging B. auf die Academie nach Neufchâtel. Dort eignete er sich besonders die französische Sprache an. Seine anmuthige Feinheit der Umgangsformen hat er wohl schon dorthin mitgenommen. Dann wandte er sich nach Deutschland und studierte in Heidelberg, Göttingen und Leipzig. Den tiefsten Einfluss während der Studienzeit dürften Windscheid, Wach, Roscher und Binding auf ihn gewonnen haben. Später, als er schon Privatdocent in Basel geworden, hat noch Andreas Heusler tiefer auf ihn eingewirkt. Besonders auf dem Gebiete des Civilprocesses betrachtete er sich gerne als dessen Schüler. Schon in Bindings Practicum waren seine schriftlichen Arbeiten zum Theil ausgezeichnet. Gerne hat er sich auch an den Plaidoyers betheiligt, und es bedurfte keiner grossen Prophetengabe, um ihm die Prognose der Beredsamkeit zu stellen. Er ist später ein ausgezeichneter Docent geworden: er sprach klar, einfach, der Rede vollkommen mächtig, mit feinem Sinne für die Schönheiten der Sprache, überzeugend, weil nach allen Seiten gründlich durchdacht, erwärmend und erhebend, weil ihm die Wissenschaft Herzenssache und heilig war. Die schönen, schwungvollen Worte, die er später am 22. December 1888 bei Windscheid's 50jährigem Doctorjubiläum als Dekan der Hallenser Facultät an den Jubilar gerichtet, haben bei Jedem, der sie hörte, den tiefsten Eindruck hinterlassen. Die Preisfrage des criminalistischen Seminars nach den »Quellen der Bambergensis und der Art ihrer Verwendung« wurde das Thema, an dessen Bearbeitung B. sich zum wissenschaftlichen Forscher ausbildete. So hat er in verhältnismässig kurzer Zeit eine sehr gute Arbeit fertig gestellt, die zunächst den Preis erhielt und die nach einer sorgfältigen Umarbeitung zu einem Musterwerke der deutschen rechtsgeschichtlichen Literatur geworden ist. Als »Die Quellen der Bambergensis. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Strafrechts« erschienen, war der Verfasser kaum 25 Jahre alt. Anderthalb Jahre vorher hatte er die Studienzeit abgeschlossen und in Leipzig am 31. December 1877 mit dem daselbst sehr selten ertheilten Prädicate summa cum laude promovirt. Unschlüssig, wo er sich niederlassen wollte, nahm er nach der Promotion die Stelle eines Hilfsarbeiters an der Bibliothek zu Göttingen an. Michaelis 1878 habilitirte er sich für Strafrecht in Basel. Dort hat er sich ausserordentlich wohl gefühlt: er erwarb sich die allgemeine Achtung und fand alsbald Beifall bei den Studenten. Als er nach kaum Jahresfrist den Ruf als Nachfolger Osenbrüggen's nach Zürich erhielt, löste er sich schwer von der ihm lieb gewordenen Rheinstadt, und auch dort hätte man ihn gern gehalten. Er ging Ostern 1880 nach Zürich und wurde 1882 durch einen Ruf nach Halle für Deutschland zurückgewonnen, dem er ein treuer Sohn geworden ist. Sieben Jahre ist er dann in Halle geblieben. Er wurde ein beliebter Lehrer, stand in den angenehmsten persönlichen Beziehungen zu den Collegen, und die Nähe von Leipzig ermöglichte ihm, mit den alten Lehrern in erwünschter Fühlung zu bleiben. Schon in Zürich (Juni 1881) war er mit wahrer Begeisterung auf Bindings Antrag eingetreten, die Bearbeitung des römischen Strafrechts und Strafprocesses für dessen Handbuch zu übernehmen. Diese römischen Studien haben B. bis

an das Ende seines Lebens nicht mehr losgelassen. Aus ihnen ist ausser einer eingehenden Kritik von Landsberg's Injuria[1]) seine zweite grössere Monographie hervorgewachsen: »Das Tödtungsverbrechen im altrömischen Recht.« Leipzig 1886. Die Behandlung des ganzen Problems durch B. ist wieder durchaus mustergültig. Eine grosse Erregung in dies stille Gelehrtenleben brachte die Berufung nach Wien. Am 24. Juni 1889 war der österreichische Ministerialrath Rittner in B.'s Vorlesung zu Halle erschienen und hatte ihn Nachmittags aufgefordert, zum nächsten Herbst eine der beiden in Wien erledigten Professuren (der Glaser'schen und der Wahlberg'schen) zu übernehmen. Mit dieser Uebersiedelung beginnt die Peripetie dieses bisher so glücklichen Lebens. Seine Zuhörer zählten nach Hunderten, sein Practicum gewann steigenden Beifall: ein grosser Lehrerfolg ist ihm zweifellos zu Theil geworden. Aber er zahlte dafür den theuersten Preis! Den neuen Wiener Professor erwartete eine grosse Last neuer Arbeit. Er musste die Collegien neu gestalten, sich in ein längst veraltetes wenig erquickliches Strafgesetzbuch einarbeiten und eine Fülle von Rigorosen wollte erledigt sein. Bei seiner grossen Pflichttreue waren diese Arbeiten für ihn wohl anstrengender als für manchen Anderen. Das drückte um so schwerer, als ihn schon im letzten Quartal 1889 seine sonst so solide Gesundheit stellenweise im Stich liess. Im December 1890 plagt ihn ein Halsleiden (Pharyngitis) und wieder hält ihn eine heftige Erkältung in Wien fest. Nach Ostern 1891 aus Abazzia nach Wien zurückgekehrt fühlte er sich zu elend, um seine Vorlesungen zu beginnen und musste um Urlaub einkommen. Offenbar hatte sich eine schwere Krankheit langsam vorbereitet und diese brach mit furchtbarer Heftigkeit im Mai 1891 in Gestalt einer schweren, sein Leben tief gefährdenden acuten Gehirnkrankheit aus. Aber er genas und konnte als Reconvalescent im Winter 1891/92 in Meran seine wissenschaftlichen Arbeiten wieder aufnehmen. Dort hat er seinen »Grundriss zur Vorlesung über österreichisches Strafprocessrecht« mit seinen klaren und lichtvollen Beilagen begonnen, der freilich erst 1893 in Wien erschienen ist. Es war an ihn die Frage gestellt worden, ob er das arbeitsreiche und zeitraubende Decanat der Facultät übernehmen wolle. Seine Gesundheit erlaubte ihm das, so durfte er sich nicht weigern: mit allen gegen seine eigene Stimme ward er gewählt, und er hat das Amt bis Ende des Sommers 1894 leicht und mühelos verwaltet. Allein schon im Juli 1895 brach er, nachdem er sich mit beispielloser Energie aufrecht erhalten und rücksichtslos seine Pflicht gethan hatte, zusammen und am 22. Januar 1896 starb er. So fallen auf die Wiener Zeit tiefe Schatten —, aber nicht nur die, welche die Krankheit warf. B. hatte sich in Wien besonders an Exner, den »Lebenskünstler«, wie er ihn so schön genannt hat, an Demelius und an Grünhut angeschlossen. Da musste ihn der doppelte Schmerz treffen, erst den ganz vortrefflichen Demelius und einige Jahre später auch den liebenswürdigen Exner — einen in jeder Beziehung so wohlthuenden Freund — zu verlieren. Die Nachricht von Exner's Tode hatte ihn in der Sommerfrische zu Vulpera getroffen und aufs Tiefste erschüttert. Wenden wir unsere Augen von dem wehmüthigen Ausgange des Mannes nochmals auf seine Gestalt in ihrer ungebrochenen Kraft — mit dem schönen Kopfe, den hellen Augen, die so klug und so herzlich blickten —, so sehen sie in Emil B.

[1]) Zeitschrift für Rechtsgeschichte Bd. XXI, Rom. Abth. S. 265 fg.

der Reichseisenbahnen in Elsass-Lothringen durch den Verstorbenen über das Wesen des Eisenbahnbetriebes im Hinblick auf die militärische Ausnutzung der Schienenwege im Kriege unterrichtet worden. Die Pflicht der Dankbarkeit gebietet es auch weiteren Kreisen der Armee bekannt zu geben, dass man einen besonders vortrefflichen Mann begraben hat, der in aller Stille für Heer und Vaterland Hervorragendes leistete und dessen Verdienste auch über das Grab hinaus im grossen Generalstabe unvergessen bleiben werden.

Centralblatt der Bauverwaltung. 1896. No. 52.

Gossweyler, Theodor. Am 4. December starb in Karlsruhe nach langem schweren Leiden der Grossherzogliche Baudirector G. in seinem 54. Lebensjahre. Geboren in Karlsruhe im Jahre 1842, empfing er seine Ausbildung auf dem Gymnasium und dem Polytechnicum seiner Vaterstadt und trat nach abgelegter Staatsprüfung für Bauingenieure im Jahre 1863 in den Dienst der badischen Bauverwaltung. Nach einigen Praktikantenjahren bei Eisenbahnbauten in Engen, Stockach, Triberg, Donaueschingen und bei der obersten Behörde in Karlsruhe wurde er wegen seiner hervorragenden Tüchtigkeit schon im Jahre 1871 zum Bahnbauinspector bei der Grossherzoglichen Generaldirection der Staatseisenbahnen ernannt und in rascher Folge 1881 zum Baurath, 1889 zum Oberbaurath, 1892 zum Baudirector und Vorstand der technischen Abtheilung befördert. Dem Prüfungsamt für Staatsingenieure gehörte er seit dem Jahre 1892 als Mitglied an. Seine Thätigkeit umfasste sämmtliche Gebiete des Eisenbahnbauwesens: Neubau von Eisenbahnen, Umbau von Bahnhofsanlagen, Gleisoberbau, Bahnunterhaltung. Die hohe Ausbildung und der treffliche Zustand des badischen Bahnoberbaues sind vornehmlich seinen Bemühungen zuzuschreiben. Von grösseren Bauausführungen, die unter seiner Oberleitung entstanden, seien hier nur die strategische Bahn Graben-Karlsruhe-Rastadt-Rhein, die Bahnlinie Stahringen-Ueberlingen, die bedeutenden Bahnhofsumbauten Karlsruhe, Singen, Appenweier, die letzten Erweiterungen des Mannheimer Rheinhafens genannt. G. war ein Mann von hervorragenden Eigenschaften des Geistes und des Herzens. Ein ausgezeichneter Ingenieur von scharfem Verstande, weitem Blicke und reicher Erfahrung, ein Mann von allgemeinem Wissen und vielseitigen geistigen Interessen, streng gerecht, gewissenhaft, von feinem Takt und liebenswürdigem Wesen, war er in hohem Masse für das schwierige Amt eines Baudirectors geeignet. Den seiner Obsorge unterstellten Beamten war er ein wohlwollender Vorgesetzter und treuer Berater. Den Bestrebungen der Ingenieure, ihre Stellung zu heben, brachte er die wärmste Theilnahme entgegen, und seine Bemühungen haben zu den erzielten Erfolgen wesentlich beigetragen. Seit 1873 hatte G. gegen ein schweres, unaufhaltsam wachsendes Brustleiden anzukämpfen; es ist ein Zeichen seiner bewunderungswürdigen Willensstärke, dass er dem tückischen Feinde bis zuletzt Stand hielt und sein Amt in musterhafter Weise verwaltete. Von allen, die ihn kannten, geliebt und hoch verehrt, wird der Heimgegangene in treuem Gedächtniss fortleben.

Centralblatt der Bauverwaltung. 1896. No. 50.

Fr. Engesser.

Oer, Alexander Freiherr von, entstammte einer alten reichsfreiherrlichen Familie Westfalens. Dresden war seine Heimat, denn hier wurde er am 26. August 1841 geboren. Rasch durchlief er das Gymnasialinstitut des Dr. Schmerbauch, sowie die damalige Polytechnische Schule; Ostern 1861

sehen wir ihn bereits im Besitze des »Zeugnisses der Reife für Strassen-, Wasser- und Eisenbahnbau.« Seine Lehr- und Wanderjahre fallen zusammen mit dem immer volleren Ausbaue des sächsischen Eisenbahnnetzes. Eingeführt in die praktische Thätigkeit ward er im Jahre 1861, er beteiligte sich an den Vorarbeiten für die Chemnitz-Annaberger Staatseisenbahn. Als Ingenieurassistent 1862 bei dem Baue in Wolkenstein thätig, übernahm er 1865 bereits die Leitung der Vorarbeiten für die Linien Chemnitz-Freiberg und Frankenberg-Hainichen. Am 20. November des gleichen Jahres bestand er sein Staatsexamen als geprüfter Civilingenieur; hieran schloss er eine Studienreise durch Belgien, England, Frankreich und Ober-Italien. Nach seiner Rückkehr übernahm er unter dem 1. April 1866 die Stellung eines Sektionsingenieurs in Frankenberg für den Bau der Frankenberg-Hainichener Staatsbahn. In gleicher Eigenschaft für den Bau der 1. Sektion der Chemnitz-Leipziger Bahn ernannt, siedelte er nach Chemnitz über, leitete unter anderem den Regiebau des Bahnmühlen-Viadukts bei Wittgensdorf und übernahm als Betriebsingenieur am 1. September 1869 die Ingenieurabteilung Flöha. Als im Jahre 1871 mehrere Privatbahnen auf dem Wege der General-Entreprise gebaut werden sollten, wurde der Baugesellschaft seitens der Regierung die Annahme eines sächsischen geprüften Ingenieurs vorgeschrieben und Frhr. v. Oer unter Ertheilung eines dreijährigen Urlaubs mit dem Bau der Linien Chemnitz-Komotau, Zwickau-Falkenstein und Gaschwitz-Meuselwitz betraut. Nach Ablauf seines Urlaubs übernahm Frhr. v. Oer, unmittelbar der Generaldirektion der Staatsbahnen unterstellt, die Leitung des Umbaues des Altenburger Bahnhofes und eine Reihe wichtiger, damit im Zusammenhange stehender Arbeiten, die ihn bis Ende des Jahres 1879 an Altenburg fesselten. Während dieser Zeit machte er auch einen Access im Betriebsdienste durch. Der Ernennung zum Vorstande des Ingenieurbezirkes Leipzig I (1. Dezember 1879) folgten weitere Ernennungen 1884 zum Betriebsoberinspektor und 1885 zum Betriebsdirektor in Leipzig. Bis 1. April 1889 in der Verwaltung seines Bezirkes thätig, ward er am 1. April genannten Jahres als Finanzrat und Mitglied der Königlichen Generaldirektion nach Dresden berufen. Vom 1. September 1890 an zugleich technisches Mitglied der Linienkommission E, übernahm er, einem Auftrage des Kultusministeriums folgend, von Ostern 1891 an der Dresdener technischen Hochschule die Vorlesungen über Tunnelbau, während des Sommersemesters 1894 auch jene über Erd- und Strassenbau. Mit dem 1. Oktober 1894 widmete er sich ganz dem akademischen Lehrfache und übernahm mit Titel und Rang eines Geheimen Hofrates die ordentliche Professur für Strassen- und Eisenbahnbau, einschliesslich Erdbau, Tunnelbau und Trassieren. Schon während seiner Studienzeit stand er stets an der Spitze jener Bestrebungen, die auf freiere Ausbildung abzielten und zugleich auf eine echt wissenschaftliche Richtung im Studium. Wo immer im späteren Berufsleben die Gelegenheit sich bot, so namentlich in den Jahren 1892/93 als Vorsitzender des Verwaltungsrates des Sächsischen Ingenieur- und Architektenvereins, trat er wiederholt und warm ein für alle auf Besserung in den Verhältnissen der Bauingenieure abzielenden Bestrebungen. Am 9. Januar zum Rector gewählt, starb er am 20. April.

Bericht über die kgl. sächsische technische Hochschule in Dresden für d. Jahr 1895/96.

Egli, Dr. Johann Jakob, schweizerischer Geograph, der sich als Begründer und Altmeister der geographischen Namenkunde hervorragende Verdienste erworben hat, starb am 24. August 1896 im 72. Lebensjahre zu Zürich. Ge-

boren am 17. Mai 1825 in Uhwiesen-Laufen im Kanton Zürich, wurde er zunächst Volksschullehrer, dann Sekundarlehrer in Flaach, in Winterthur und 1858 in St. Gallen; 1866 habilitirte er sich in Zürich als Privatdocent für Erdkunde, wurde Professor dieses Fachs an der Züricher Kantonsschule und 1883 ausserordentlicher Professor an der Universität daselbst. E.'s Hauptwerk ist: »Nomina geographica. Versuch einer allgemeinen geographischen Onomatologie« (Leipzig 1872), das 1892 noch einmal in einer viel verbesserten und vermehrten Auflage erschien. Als Ergänzung dient die kleine Schrift »Der Völkergeist in den geographischen Namen« (Leipzig 1894). In seiner »Geschichte der geographischen Namenkunde« (Leipzig 1886) zeichnete E. den Entwickelungsgang, den die Namenkunde bei allen Völkern, vom Altertum bis zur Gegenwart herab, genommen und in H. Wagner's »Geographischem Jahrbuch« berichtete er seit 1883 bis zu seinem Tode sechsmal »Ueber die Fortschritte der geographischen Namenkunde«. Neben diesen Arbeiten hat E. auch noch für viele geographische Zeitschriften Beiträge geliefert und eine Reihe geographischer Leitfäden veröffentlicht, unter denen seine »Neue Erdkunde« (St. Gallen, 8. Aufl. 1891) und »Neue Handelsgeographie« (St. Gallen, 5. Aufl. 1892) am bekanntesten sind. E.'s reiche Specialbibliothek von Namenschriften ist an die Züricher Stadtbibliothek gekommen. Sind heute die geographischen Namen nicht mehr wie früher die »nuda nomina«, so ist dies wesentlich ein Verdienst E.'s.

Bremen. W. Wolkenhauer.

Kapp, Dr. Ernst, durch seine »Philosophische Erdkunde« als ein Hauptvertreter der Karl Ritter'schen Schule bekannt, starb am 30. Januar 1896 zu Düsseldorf in dem hohen Alter von 88 Jahren. Geboren am 15. Oktober 1808 zu Ludwigstadt in Oberfranken, studierte er in Bonn und war von 1830 bis 1848 als Lehrer am Gymnasium zu Minden in Westfalen thätig. Im Jahre 1849 wanderte er infolge der politischen Bewegung mit seiner Familie nach Texas aus, wo er viele Jahre als Farmer ansässig war; 1866 kehrte er nach Deutschland zurück und lebte seitdem in Düsseldorf in stiller Zurückgezogenheit philosophischen Studien. K.'s Hauptwerk ist seine 1845 erschienene »Philosophische oder vergleichende allgemeine Erdkunde, als wissenschaftliche Darstellung der Erdverhältnisse und des Menschenlebens nach ihrem inneren Zusammenhange« (Braunschweig 1845, Georg Westermann, 2 Bände. Zweite stark veränderte Auflage unter dem Titel: Vergleichende allgemeine Erdkunde, 1868; XVI, 704 S.), in der er sich als ein echter Anhänger des grossen Geographen Karl Ritter zeigte. Vom Standpunkte der Hegel'schen Philosophie aus suchte er hier in geistreicher Weise nachzuweisen, wie der Entwicklungsgang der menschlichen Gesittung von der Natur der Erdfesten beherrscht worden ist. Als Lenker der menschlichen Gesittung erscheint K. das Wasser, und darum unterscheidet er in der Weltgeschichte eine potamisch-orientalische, eine thalassisch-klassische und eine ozeanisch-germanische Welt, d. h. es entstehen Staaten zuerst an grossen Strömen, dann an einem Mittelmeere und endlich an einem offenen Weltmeere. Gleichfalls im Verlage von G. Westermann veröffentlichte K. im Jahre 1877 seine »Grundlinien einer Philosophie der Technik, zur Entstehungsgeschichte der Kultur aus neuen Gesichtspunkten«, ein Buch, in welchem er als erste Bedingung der Entwickelung des Menschen zum Selbstbewusstsein die Entstehung und Vervollkommnung der aus der Hand des Menschen stammenden Werkzeuge darzulegen suchte.

Bremen. W. Wolkenhauer.

Leuzinger, Rudolf, ein hervorragender Schweizer Lithograph und Kartograph, starb eben 69 Jahre alt am 11. Januar 1896 zu Mollis (Kanton Glarus), wohin er sich seit 1881 zurückgezogen hatte. Geboren am 17. Dezember 1826 zu Netstal (Glarus), wurde er in seinem 17. Lebensjahre ein Zögling der im Jahre 1842 von Dr. Jak. Melchior Ziegler begründeten und um die Entwickelung der Kartographie so hoch verdient gewordenen lithographischen und topographischen Anstalt von Wurster & Comp. in Winterthur. Nach einem kürzeren Aufenthalt in Paris in dem Erhard'schen Karteninstitute kehrte L. später nach Winterthur in dieselbe Anstalt zurück. Im Jahre 1861 wurde er in das Eidgenössische topographische Bureau zu Bern berufen, um an der Ausführung des bekannten Siegfried-Atlas mitzuwirken und der mit durch seine Leistung zu einem Musterwerk der neuen Kartographie geworden ist. Besonders in der naturgetreuen und zugleich künstlerisch aufgefassten Wiedergabe des Hochgebirges auf Stein war L. ein klassischer Meister. Unter seinen zahlreichen eigenen Karten verdienen vor allem seine verschiedenen Karten der Schweiz in Farbentönen, sowie seine orohydrographische Karte der Schweiz im Massstabe 1 : 500000 und diejenige von gleichem Massstab mit Niveaukurven von 100 m Distanz genannt zu werden.

Bremen. W. Wolkenhauer.

Seelstrang, Arthur von, Professor der Mathematik an der Universität Cordoba in Argentinien, starb daselbst am 28. November 1896. Geborener Ostpreusse, wanderte er im Jahre 1863, nachdem er zuvor vier Jahre als Offizier im 2. Garderegiment gedient hatte, nach Argentinien aus, war hier längere Zeit Landmesser und wurde im Jahre 1880 an die Universität zu Cordoba als Dozent für Mathematik berufen. Im Jahre 1884 leitete er als Kommissar der argentinischen Regierung die von der geographischen Gesellschaft in Bremen veranstaltete argentinische Ausstellung und veröffentlichte 1884—1887 mehrere Aufsätze über Argentinien und Patagonien. Seit 1886 erschien unter seiner Leitung ein erster grosser »Atlas de la Republica Argentina«, der leider infolge der finanziellen Schwierigkeiten der argentinischen Republik noch unvollendet geblieben ist.

Bremen. W. Wolkenhauer.

Carl Humann wurde geboren am 4. Januar 1839 in Steele bei Essen, an der Grenze von Westphalen und Rheinprovinz, seinem Wesen nach ein Sohn dieser beiden Provinzen. Seine erste Jugend verlebte er theils im glücklichen Genusse der ungebenden freien Natur an seinem Geburtsorte, wo seine Eltern im Besitze eines Gasthauses und grosser Steinbrüche waren, theils in Essen, wo er das Gymnasium besuchte und im Jahre 1859 das Abiturienten-Examen bestand. So in seiner Vorbilduug auch dem klassischen Alterthume nicht fern geblieben, ergriff er den Beruf des Ingenieurs, zuerst mit einem Jahre praktischer Uebung, dann auf der Königlichen Bauakademie in Berlin. Im Kreise seiner Genossen war er dort ein beliebtes Mitglied des akademischen Vereins »Motiv«. Neben seinen Fachvorlesungen nahm er von Universität und Museumsbesuch reiche Anregungen in sich auf, wohl noch ohne eine Ahnung, wie er sie einst zu entgelten berufen war. Diesem seinen Berufe führte ihn ein anscheinendes Missgeschick entgegen. Durch ein Brustleiden wurde er an dem vollen Abschlusse seiner Akademie-Studien gehindert und bereits im Jahre 1861 veranlasst den Süden aufzusuchen. Er wandte sich nach Samos, wo ein älterer Bruder als Ingenieur thätig war. Mit ihm

arbeitete er an der Hafenanlage von Tigani auf Samos. Hier war es, wo ihn die erste Aufforderung fand, an die antiken Baureste des Landes die untersuchende Hand zu legen. Heinrich Strack kam auf seiner Reise, die in Athen zur Aufdeckung des Dionysostheaters führte, nach Samos und veranlasste Humann eine Versuchsausgrabung am Heratempel zu machen. Hiermit war vordeutend der Weg gewiesen, den H. später so erfolgreich betreten und auf dem er zu einem Gipfel seiner Leistungen geführt werden sollte. Daneben führte ihn seine Berufsneigung als Ingenieur zu immer weiter fortgesetzter Uebung in Karten- und Planaufnahmen, wozu ihm die Gelegenheit mannigfach geboten ward. Eine besondere Genugthuung gewährte es ihm hierdurch mit Heinrich Kiepert in Verbindung zu treten und zu dessen kleinasiatischem Kartenwerke, wo er konnte, beizusteuern.

Von Samos ging H. über Smyrna nach Konstantinopel, beschäftigte sich bis zum Mai 1864 freiwillig für den englischen Botschafter Sir Henry Bulwer, unternahm vom Mai bis zum August 1864 Vermessungen für die damals projektirte Eisenbahn von Jaffa nach Jerusalem, bereiste am Ende des Jahres 1864 die europäische Türkei bis zur Donau hinauf, immer mit Routen-Aufnahmen und Planzeichnen beschäftigt, und wurde in den Jahren 1865 und 1866 bei den Bauten des Grossunternehmers Louis Merton auf den Prinzeninseln zeitweilig angestellt. Im Sommer 1866 ging er nach Kleinasien hinüber.

Auf den kleinasiatischen Fahrten wurde er wiederholt und dann im Jahre 1869, als er den Bau einer Landstrasse von Pergamon nach dem Hafenplatze Dikeli übernahm, für längere Zeit nach Pergamon geführt. Neben einzelnen hochragenden Ueberresten der römischen Kaiserzeit, wie sie in der heutigen Stadt emporsteigen, war es der über der Stadt sich erhebende Berg, der, heute unbewohnt, einst die Königsstadt der Attaliden trug, welcher das Auge schon manches flüchtig durchziehenden Reisenden gefesselt hatte, ohne dass es zu einer eingehenden Untersuchung gekommen wäre. Auch was Texier in seinem Werke über Kleinasien an Plänen und Aufnahmen bietet, gab nur eine oberflächliche und vielfach ungenaue Kunde.

Gleich das erste Mal, als H. den Stadtberg von Pergamon im Winter 1864/65 betrat, sah er mit den Ruinen zugleich die schon so lange ungehindert in ihnen hausende Zerstörungsarbeit — namentlich der Kalkbrenner, denen er gleich bemüht war, ihr Handwerk zu legen. Als er sie bei einem zweiten Besuche im Jahre 1866 doch wieder am Werke fand, that er abermals Schritte dagegen bei der türkischen Regierung, dieses Mal mit dauerndem Erfolge. Aber mehr als das zu thun, dazu wurde H. während seines längeren Aufenthaltes in Pergamon im Jahre 1871 die Anregung zu Theil, als Ernst Curtius mit seinen Reisegefährten ihn in Pergamon besuchte. Das ideale Streben, so sagt H. selbst, brach wieder frisch auf, als er zu Männern sprechen konnte, die ihm warme und aufmunternde Theilnahme schenkten. Er machte für Curtius, dem er später auch die erste Nachricht von seiner Entdeckung des zweiten Sesostrisreliefs des Herodot unweit Nymphio zukommen liess, die Planskizze von Pergamon, welche in dessen »Beiträgen zur Topographie Kleinasiens« herausgegeben wurde, und liess aus einer gewaltigen Mauer auf der Burg Bruchstücke grosser Marmorreliefs herausbrechen und brachte sie zur Versendung nach Berlin. Niemand wusste damals was es war, aber es waren die Samenkörner, aus denen mit der Zeit die grösste Unternehmung erwuchs, die H. einmal in die Hand nehmen sollte.

Wie das weiter verlief und wie H. die Durchführung des Unternehmens

in Angriff nahm, hat er selbst in einer durch keine andere Darstellung leicht zu ersetzenden Weise erzählt in dem ersten vorläufigen Berichte über die Ergebnisse der Ausgrabungen zu Pergamon, welcher 1880 im ersten Bande des Jahrbuchs der K. preussischen Kunstsammlungen erschien.

H. hatte sich inzwischen einen Hausstand in Smyrna gegründet. Durch seine Verheirathung mit Louise Werwer, auch sie aus seiner engeren Heimath gebürtig, wurde ihm die Lebensgefährtin gegeben, die, sorgsam und energisch, voll in den nun bald neu sich gestaltenden Beruf des Mannes eintrat und so seine Kraft verdoppelnd ihm zur Seite stand.

Er war jetzt voll gerüstet für seine Hauptlebensarbeit. Seine Gesundheit, wenn auch sein Leiden nicht ganz verschwinden konnte, war bei beständiger Thätigkeit im Freien in dem günstigen Klima wesentlich gefestigt; war doch sein Körper, von dem örtlichen Uebel abgesehen, von kräftigster Anlage. Zu seinem technischen Können, für das er in seiner ersten Praxis und in Berlin den Grund gelegt und das er durch beständige mit Passion betriebene Uebung weiter ausgebildet hatte, konnte er die besondere Fähigkeit erwerben, es gerade auf dem Boden, auf den er versetzt war und wo die grossen Aufgaben lagen, mit Erfolg in Thaten umzusetzen. Durch den jahrelangen Aufenthalt in türkischen Landen hatte er die türkische und neugriechische Sprache neben der levantinischen Salonsprache mit Leichtigkeit handhaben gelernt. Aber nicht nur in die Sprachen, in die ganze Eigenart der Bevölkerungen hatte er sich eingelebt und namentlich in den Anschauungen und Umgangsformen der auf uralten Wurzeln ruhenden osmanischen Welt sich in einer Weise heimisch gemacht, durch die er Hohen und Niedrigen mühelos im Verkehr wirklich nahe zu treten wusste. Er kannte sie aus dem Grunde, die Schwächen wie die Vorzüge der Welt, die ihn umgab, und verband sich ihr mit Sympathie, ohne darum den alten biederen Untergrund seiner heimischen Stammesart zu verlieren. Er hatte sich einmal zum Scherze in der Umhüllung eines orientalischen Kostümes selbst photographirt, aber, als das Bild seinen Berliner Freunden zuging, sagte Einer: man erkennt doch gleich unter der Maske das gut westphälische Gesicht. Breit gebaut, blond von Haar, mit seinem Vollbart, sah er freundlich gewinnend aus seinen blauen Augen. Aeusserst jovial, ein unübertroffener Zecher, so lernte man ihn leicht kennen, und er erweckte Vertrauen bei Jedem, der ihm nahe trat, gleichviel ob Türke, orthodoxer Christ oder Europäer. Er selbst war von der Heimath her Katholik, frei dabei in seinem Denken, begeistert für »Kaiser und Reich«, nicht ohne eine poetische Ader und erfüllt von unserer Dichterwelt. Mit welchem Entzücken am Wohllaute wusste er es herzusagen: »Rausche Fluss, das Thal entlang, ohne Rast und Ruh, Rausche, Flüstre meinem Sang Melodien zu«. Nicht gerade musikalisch beanlagt, mischte er gern seine Stimme in den Gesang eines deutschen Liedes. Hochherzig und gern hülfreich, hatte er, auf das Eigene vielleicht nur zu wenig bedacht, eine stets offene Hand und besass auch damit eine nach Landesart besonders gewinnende Eigenschaft.

Dieser ganze Mensch, an den, wer ihn kannte, nicht ohne Herzbewegung zurückdenken kann, gehörte dazu, H. so erfolgreich in seinem Wirken zu machen, sobald er dafür an die rechte Stelle kam.

Aber, um den Faden wieder aufzunehmen, zunächst vergingen noch Jahre der Wünsche, des Wartens, ausgefüllt auch mit der Betheiligung an der merkantilen Unternehmung in Gewinnung und Vertriebe des Schmiergels. Im

Jahre 1873 legte er wieder einmal Hand in Pergamon an und machte eines der grossen Reliefbruchstücke, deren zwei schon in Berlin waren, aus der Mauer auf der Burg frei und barg es in seinem Hause. Dann kam Gustav Hirschfeld ins Land und ihm machte H. die Freude, wieder ein Stück herausnehmen zu lassen. Man machte auch einen Anlauf ernstlicher vorzugehen. Doch jetzt stieg die Sonne der Aufdeckung von Olympia empor und liess Anderes in Schatten zurücktreten.

Erst im Jahre 1877 richtete man vom Unterrichtsministerium und den Museen in Berlin das Auge auch auf das, was in den ersten Proben durch H.'s Sendung der Reliefbruchstücke aus der Attalidenresidenz geboten war. Man beschloss nach mehr davon zu suchen und H. musste der Ausführende sein. Ziemlich ein Jahr verging, bis alle Vorbereitungen getroffen waren. Der 9. September 1878 war der grosse Tag in H.'s Leben, als er mit seinen Arbeitern ans Werk ging, mit dem Spruche wie er erzählt: »Im Namen des Protektors der Königlichen Museen, des glücklichsten allgeliebten Mannes, des nie besiegten Kriegers, des Erben des schönsten Thrones der Welt, im Namen unseres Kronprinzen möge dies Werk zu Glück und Segen gedeihen!« Seine Arbeiter hätten gemeint, er spräche eine Zauberformel uud sie hätten nicht ganz Unrecht gehabt. Am 11. September ging bereits das Telegramm ab: »Elf Reliefs und der Altar gefunden«. Unter einem hügelartigen Schutthaufen oberhalb der grossen Mauer, welche die Reliefs barg, war H. in der That auf den Unterbau des Altars gestossen; denn einem gewaltigen Altare mit Reliefs der Gigantomachie galt das Suchen, seit man die zuerst nach Berlin gelangten Proben mit einer unscheinbaren Schriftstellernachricht aus dem Alterthume combinirt hatte. Nun ging die Arbeit und das Finden mit einem ungeahnten Erfolge weiter. H.'s Enthusiasmus entzündete sich mehr und mehr. »Wir haben eine ganze Kunstepoche gefunden«, schrieb er und in Wahrheit sollte es zum Ecksteine des Aufbaus der Geschichte der hellenistischen Kunst werden, was er Tag um Tag vollzähliger ans Licht zog. Am letzten Tage des Jahres zählte H. die neununddreissigste Platte der Gigantomachie. Nicht gern an einer Stelle sich genügen lassend, recognoscirte er zugleich weiter abwärts am Stadtberge eine Ruine römischer Zeit, ein Gymnasium, und es ist unmöglich, hier im Rahmen der kurzen Lebensbeschreibung zu erzählen, wie die Ausgrabung auf der Stadthöhe von Pergamon immer weitere Kreise zog und sich von der Nachforschung nach dem Altare zu einer Untersuchung erweiterte, welche die ganze Königsstadt im Auge hatte, von einer Suche nach Erwerbungen für die Museen zu einer Unternehmung mit einem weiten wissenschaftlichen Ziele. Ueber neun Jahre lang wurde das Ziel verfolgt und H. hielt während der ganzen Zeit am Werke aus.

Die Entdeckerfreuden haben ihn wie nicht leicht einen Zweiten belohnt, aber er setzte auch alle seine Kraft daran. Nach einer Theilung der Funde mit der Türkei war die erste grosse Sendung nach Berlin unterwegs, an die 700 Centner davon hatte unser Stationär, der Komet, von Dikeli nach Smyrna geschafft und dort waren sie dem Lloyd für Triest und so weiter überliefert. Da musste sich H. zu Bett legen, aus dem ihn der Arzt erst nach drei Wochen entliess.

Nach der Winterpause wurde die Arbeit in Pergamon im Frühjahr 1879 wieder aufgenommen und bald sah die Sonne wieder eine grosse Zahl neuer Schöpfungen des hellenistischen Meissels aus der Verschüttung hervorsteigen. Im Juli wurde die Hauptgruppe des kämpfenden Zeus aufgedeckt. H. setzte

sich auf den Gott nieder und machte in Freudenthränen seinem Entzücken Luft. Am 2. September gehörte nach loyaler Abmachung mit der ottomanischen Regierung Alles, was gefunden war und in dem Jahre noch gefunden wurde, den Berliner Museen, welche damit für die Kunst der hellenistischen Zeit, der Skulptur nicht nur, sondern auch der Architektur, die Sammlung ersten Ranges wurden. Wieder begann die Verschiffung, dieses Mal mit Hülfe S. M. Schiffes »Loreley«, des auch nun inzwischen zu den Vätern versammelten.

Mehr und mehr trat neben dem Finden das Untersuchen in seine Rechte ein. Am 11. September kam Richard Bohn in Pergamon an, der in treuer Arbeitsgenossenschaft neben H. mit geringer Unterbrechung bis zum Schlusse der Arbeiten am Platze blieb, zeitweise ihn auch vertrat, und sonst die Aufnahme und Rekonstruktion der Architektur durchführte, wodurch erst der ursprüngliche Zusammenhang der Fundstücke mehr und mehr wiedergewonnen wurde. Am 3. Oktober kam weitere Hülfe in Hermann Stiller und Otto Raschdorff, um das damals vermeintliche Augusteum auf der Höhe der Burg zu untersuchen. H., der von Anfang an sämmtliche Stücke der Gigantomachie-Reliefs gleich nach der Auffindung in eigenen Zeichnungen nach Berlin geliefert hatte, gewann nun die Musse, seine geliebte kartographische Kunst auch für Pergamon in Anwendung zu bringen. Daneben setzten sich die Transporte der Fundstücke bis in das Frühjahr 1880 fort. Dann wurde eine grosse Arbeitspause gemacht.

Und nun folgte H.'s Triumphreise nach Berlin. Selten ist dort einem anderen als den Siegern auf dem Schlachtfeld ein so warmer, so von allen Seiten herzlicher Empfang bereitet worden, wie er H. zu Theil wurde. Kronprinz Friedrich Wilhelm ging dabei voran. Den sonst offiziellen Ausdruck fand die Anerkennung der so weit glänzend durchgeführten Entdeckung durch ein Festmahl im Zoologischen Garten, wo H. zwischen den Würdenträgern des Staates im Einklange der Freude von einigen Hundert Vertretern und Freunden der wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen sich umgeben sah.

Im August desselben Jahres begann die Ausgrabungsarbeit in Pergamon dann von Neuem. Sie griff jetzt weiter über den Altar hinaus, das Athenaheiligthum wurde entdeckt und ganz frei gelegt, während noch beständig weitere Ergänzungen der Altar-Fundstücke gewonnen wurden. Man arbeitete den Winter hindurch und den folgenden Sommer (1881). Im Herbste fanden wieder die Transporte statt.

»Werden wir wieder dort graben? ich hoffe es.« So schloss H. seinen zweiten Bericht im Jahrbuch der preussischen Kunstsammlungen.

Und die Hoffnung erfüllte sich. Es folgte die längste, leider vorläufig letzte Campagne vom April 1883 bis zum December 1886.

Inzwischen war H.'s jetzt voll erkannte Kraft für noch andere wissenschaftliche Zwecke in Anspruch genommen.

Seinen Besuch einer Felsenstadt hoch am Sipylos hat er selbst in Westermann's Monatsheften (1881) geschildert. Im Sommer 1882 übernahm er es aber im Auftrag der K. preussischen Akademie der Wissenschaften die Königin der Inschriften in Kleinasien, Kaiser Augustus' eigenes Verzeichniss seiner Regierungsthaten, in dem vollständigsten erhaltenen Exemplare in der Ruine des Tempels zu Ancyra (Angora) im Gipsabgusse der Kenntniss zugänglicher zu machen und zur Bewahrung zu gewinnen. Er unternahm die Expedition

gemeinsam mit Alfred von Domaszewski. Ihren Verlauf hat er in der neuen Ausgabe des »Monumentum Ancyranum« von Mommsen (Berlin 1883) selbst kurz erzählt. Die Tempelruine liegt im Bezirk einer Moschee, die Inschrift war zum Theil durch türkische Privathäuser verdeckt, die vor der Inschriftwand standen und theilweise abgerissen werden mussten. Der Gips war aus dem Rohmateriale in der Umgegend erst zu gewinnen und herzustellen, dann in Verbindung mit Leinewand zu den transportabeln, nicht leicht zerbrechenden Abgüssen zu verarbeiten, diese dann sorgtältig zu verpacken und auf Maulthieren siebenzig Stunden weit nach Ismid am Marmarameere zur Einschiffung zu transportiren. Alles, und man ermisst leicht, mit wie vielerlei Schwierigkeiten, gelang. In 194 Theilstücken ruht der Abguss jetzt in den Archiven der Berliner Museen und hat als Unterlage für die schon erwähnte Mommsen'sche Edition gedient.

Und noch einen zweiten Auftrag der Berliner Akademie hatte H. zu erledigen, bevor er abermals zur Arbeit in Pergamon, bei deren Wiederanfang ihn inzwischen Richard Bohn vertrat, zurückkehren durfte. Es handelte sich darum, die Früchte einer merkwürdigen Entdeckung vollständig einzubringen. Durch die Notiz eines Herrn Sester war an die Akademie die Kunde von den Ruinen eines grossen Denkmals auf dem heute sogenannten Nemrud-Dag im nördlichen Euphratlande gelangt, von dem jede genauere Kenntniss fehlte. Die Akademie hatte im Jahre 1882 Otto Puchstein in Begleitung des Herrn Sester dorthin entsandt und Otto Puchstein hatte in glänzender Erfüllung dieses Auftrags das Nöthige zum Verständnisse des Denkmals heimgebracht, das auch der Generaldirektor des ottomanischen Museums, der Entdecker der Sarkophage von Sidon, Hamdi Bey, ziemlich gleichzeitig erkundete. Man wusste danach, namentlich aus der grossen Stiftungsinschrift des Denkmals, dass es das Grabmal eines Königs von Kommagene, Antiochos, aus dem ersten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung war. Es handelte sich danach weiter darum, genaue Aufnahmen des Denkmals und Proben seiner Bildwerke in Gipsabgüssen zu gewinnen. Hierfür wurde H. in Anspruch genommen und gemeinsam mit Otto Puchstein und Felix von Luschan erreichte er diesen Zweck in eben so befriedigender Weise wie die Abformung der Augustusinschrift von Angora.

Ueber beide Expeditionen giebt ein im Jahre 1890 bei Dietrich Reimer in Berlin erschienenes Werk eingehenden Bericht: Reisen in Kleinasien und Nordsyrien, ausgeführt im Auftrage der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften, beschrieben von Carl Humann und Otto Puchstein. Die Reise nach dem Nemrud-Dag ergab ausser der genauen Kenntniss des dortigen Denkmals eine Fülle von Aufnahmen und Nachrichten archäologischen und topographischen Inhalts, welchen Heinrich Kiepert kartographische Gestalt gab.

Nachdem das vollbracht war, kehrte H. im Sommer 1883 nach Pergamon zurück, wo nun mit verstärkten Kräften — Ernst Fabricius, Karl Schuchhardt und Andere traten mit ein — die Arbeiten im Sinne eines Abschlusses des bisher Unternommenen bis zum Jahre 1886 fortgeführt wurden. Zur Entdeckung des Altars, des Trajaneums, das erst jetzt in seiner wahren Bedeutung erkannt wurde, und des Athenaheiligthums traten die Entdeckungen und Aufdeckungen des Theaters, der königlichen Paläste und des Marktplatzes hinzu. Mit dem letzteren war der Schlüssel zur Topographie der Attalidenresidenz, die nunmehr gegenüber früheren Aufnahmen eine ganz neue Gestalt gewann, gefunden. Eine Inschrift, ihr volles von Adolf Kirchhoff erschlossenes

Verständniss hatte dazu die Handhabe geboten. Also immer neue Ergebnisse der Ausgrabungen, Aufnahme der Pläne, Rekonstruktion der Bauten, sorgfältigstes Copiren der Inschriften, dazu wieder Transporte von Fundstücken für die Berliner Museen machten auch diese Campagne zu einer ungemein reichen und arbeitsvollen. Was H. dabei leistete, mag wieder der im Jahrbuche der K. preussischen Kunstsammlungen 1888 gedruckte Bericht einigermassen erkennen lassen.

Was er aber nicht erkennen lassen kann, ist, was Allen, die mit an der Arbeit waren oder den Arbeitsplatz besuchten, unvergesslich bleibt, der persönliche Zauber, den vor Allem H.'s Persönlichkeit über das Ganze ergoss. Allen, die dort gewesen sind, ist es wohl gewesen, schwerlich eine ernstliche Störung der vielen persönlichen Beziehungen ist eingetreten. Dafür — hat auch gewiss ein Jeder der Mitarbeiter selbst dazu beigetragen — war H. der Hausherr. Tages Arbeit, Abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste, das hat er noch den letzten Wochen in Pergamon zum Wahlspruche gegeben. Aber seine Gestalt war nicht mehr ganz wie im Anfange der Untersuchung, die das höchste Glück seines Berufslebens war. Er erschien uns zuweilen gealtert, wenn er mühsamer als sonst den Weg zur Höhe der Burg, immer zu Fusse, antrat. Der Arbeit, die ihn noch länger in Pergamon hätte halten können, war er etwas müde. Entdecken war seine Freude und davon war nach seiner Meinung das Beste dort am Platze gethan. Der Rahm ist abgeschöpft, sagte er wohl mit einem ähnlichen türkischen Sprichworte, den Rest auszuessen wollte ihm nicht mehr behagen. Lag doch vor seinen Augen ausgebreitet die ganze unendliche Fülle von halb und ganz vergrabenen Schätzen des klassischen Alterthums in Kleinasien. An immer wieder neuen Stellen in diesen Reichthum einzudringen, lockte es ihn mit unwiderstehlicher Zaubermacht. Er warf seine Augen auf Magnesia am Mäander, dessen Tempeltrümmer verlockend hart an der Eisenbahn, von Smyrna aus leicht zugänglich, lagen. Darüber hinaus sah er im Geiste, angeregt durch fachmännische Rathschläge, immer neue Unternehmungen möglich. Wer möchte den Reiz solcher Lockungen verkennen?

Die Verwaltung der K. Museen zu Berlin ging zunächst auf eine Untersuchung in Magnesia ein. Vorher wurde aber H. erst noch nach anderer Seite hin in Anspruch genommen. Seine ganze Kraft stand um so mehr den deutschen archäologischen Untersuchungen in der Türkei, denen sie seit dem Beginn der pergamenischen Ausgrabungen unausgesetzt gedient hatte, zur Verfügung, als er am 23. Mai 1884 mit dem Titel Direktor an den K. Museen zu Berlin, aber mit dem Wohnsitze in Smyrna, eine feste preussische Staatsanstellung erhielt. Weit über die nächste Aufgabe dieser Stellung hinaus wusste der Unermüdliche ihr den Charakter einer Station für die gesammte alterthumswissenschaftliche und kartographische Erforschung Kleinasiens und angrenzender Länder zu geben.

Bei dem ersten Vorstosse, der von Berlin aus mit der Expedition nach dem Nemrud-Dag über Syrien nach Mesopotamien hinein gemacht war, und durch Hamdi-Bey's eben dahin gerichtete Reise war man auf eine Ruinenstätte bei Sendschirli in Nordsyrien aufmerksam geworden. Diese auszubeuten nahm sich das von opferwilligen Privatleuten im Jahre 1887 gegründete Comité zur Erforschung der Trümmerstätten des alten Orients vor. Im Sommer 1888 ging die erste vom Comité ausgerüstete Expedition dahin unter H.'s Führung, in der ihn dann Felix von Luschan ablöste, ab, der einer zweiten vom Januar bis Juni 1890 und einer dritten vom Oktober 1890 bis

April 1891 vorstand. Wie H. diese Unternehmungen das erste Mal persönlich an Ort und Stelle eingeleitet hatte, so führte er die Verhandlungen mit stetem, der Forschung geneigtem Entgegenkommen des Chefs der Ottomanischen Fürsorge für die Alterthümer, Hamdi-Bey's, zu einem jedesmal erfreulichen Abschlusse für alle drei Expeditionen.

Während aller dieser Bemühungen, welche auch wiederholte Reisen nach Constantinopel mit sich brachten, begann dann die neue Thätigkeit der Berliner Museen, zu der Friedrich Hiller, Freiherr von Gärtringen, persönlich und mit eigenen Mitteln sich gesellte, in Magnesia am Mäander. Nach einer vom deutschen archäologischen Institut übernommenen Versuchsgrabung im November 1890 folgte die Hauptausgrabung vom März 1891 bis in den Juli 1893. Während Hiller das Theater ausgrub, war die Museumsausgrabung an erster Stelle auf den berühmten Tempel der Artemis Leukophryene gerichtet, dessen Untersuchung erschöpfend durchgeführt wurde. Daneben wusste aber H. mit sicherem Blicke in einer Bodensenkung die Lage eines weiten, mit Hallen umgebenen Platzes der alten Stadt zu erkennen, und auf diesen erstreckte sich die Untersuchung dann weiter. Der Architekt Heyne, mit der Aufnahme der Architektur betraut, und der Philologe Kern, namentlich mit der Verwerthung der überaus reichen Inschriftenfunde beschäftigt, standen H. zur Seite. Sein Finderglück blieb ihm auch mit der Entdeckung von Skulpturen, die zwischen Constantinepel und Berlin getheilt wurden, zur Seite. Die Schwierigkeiten, welche dem Gelingen im Wege standen und eine völlige Freilegung des grossen Marktplatzes auch nicht zuliessen, bestanden in dem übermächtigen Grundwasser, das durch Ableitung nicht völlig beseitigt werden konnte und die Ausgrabungsstelle zu einer dauernd schwer zugänglichen machte.

Der Gesundheit konnte die Arbeit auf solchem Terrain auch nicht zuträglich sein und mit Besorgniss sahen die Seinen H.'s Kräfte immer stärker angegriffen. Aber er liess nicht nach. Nur ein Mal nach seiner pergamenischen Triumphreise hat er im Jahre 1890 die Erholung einer Reise nach Deutschland genossen, wo er seine Kinder, Tochter und Sohn, auf Schulen untergebracht hatte. Zwei andere Kinder hatte ihm vorher der Tod genommen. In den Pausen zwischen den Ausgrabungsarbeiten wurden immer wieder Reisen nach Constantinopel nöthig, wo er an Hamdi-Bey's zu warmer persönlicher Freundschaft sich steigernden Zuneigung seinen besten Halt fand. Blieb er in Smyrna, so nahmen die ausgedehnte Correspondenz, die Abrechnungen und Berichte und seine stets besondere Lieblingsbeschäftigung des Auszeichnens der Karten und Pläne der Ausgrabungsplätze und die Operationen des von ihm mit einiger Leidenschaft geübten Photographirens ihn ständig in Anspruch, daneben der immer wachsende persönliche Verkehr in seinem Hause, in dem die Smyrnaer Gesellschaft einen beliebten Mittelpunkt fand und in dem Alles aus und einging, was vom Botschafter bis zum Marinekadetten und von zahllosen anderen mit ernsteren Zwecken oder nur der Unterhaltung wegen Reisenden nach Smyrna kam. Auch mit den Vertretern der ottomanischen Regierung in Smyrna stand H. dauernd auf dem besten Fusse. Je weiter die Kreise seiner persönlichen Verbindungen sich zogen, desto mehr kam davon auch seinen Amtsaufgaben zu Gute. Sein Wort reichte weithin. Er war in seinen Dingen wie ein Vicekönig von Kleinasien, sagte einer unserer Diplomaten in Constantinopel, der sein Wirken zu verfolgen beständige Gelegenheit hatte.

Ein treuer Helfer und Berather war H. neben den deutschen Unternehmungen auch den österreichischen, die sich in einer ganzen Reihe von Expeditionen das südwestliche Kleinasien mit grossem Erfolge zum Arbeitsfeld nahmen und noch die gegenwärtig im Gange befindliche umfassende österreichische Ausgrabungs-Untersuchung in Ephesos wurde im Jahre 1895 unter schweren Anstrengungen von Benndorf an H.'s Seite in Szene gesetzt. Die Berliner Museumsverwaltung aber nahm ihren Weg auf die merkwürdige Bergstadt Priene am Rande des Mäanderthals hin. Hier baute H. für sich und das übrige Untersuchungspersonal das anmuthige Haus auf der Höhe bei Gelembesch, dessen Anlage noch einmal alle Erfahrungen, die er mit der Ausrüstung und Einrichtung von Ausgrabungsarbeiten gesammelt hatte, zu Gute kamen. Auch begann er selbst noch im Jahre 1895 die Ausgrabung der hellenistischen Stadt, wieder wie in Magnesia von Heyne als Architekten begleitet, von Theodor Wiegand's jugendlicher Kraft unterstützt und nur zu bald ersetzt.

Die Zügel entfielen seiner Hand. Immer neue Anfälle schweren Uebels zwangen ihn, in der Pflege der Seinen in Smyrna Zuflucht zu suchen. Was früher hatte heilen helfen, schlug zum Verderben um. Die Aerzte wollten ihn in Aegypten, wollten ihn in Deutschland noch Rettung suchen lassen, aber der Verfall war zu reissend. Immer noch hing er in Gedanken an seinen Ausgrabungen, thätig noch auf seinem Schmerzenslager oder nach Thätigkeit sich sehnend. Am 12. April ging Carl Humann zur Ruhe ein. Die letzte Inschrift, die er in Priene las, so wird uns erzählt, war ein Altar gewesen mit der Inschrift »dem Heros«.

Conze.

Treitschke, Heinrich von, wurde am 15. September 1834 in Dresden geboren. Der Vater, Heinrich Eduard, einer aus Böhmen eingewanderten protestantischen Familie entstammend, am 25. Juli 1821 geadelt, war in die sächsische Armee eingetreten, in der er als tüchtiger und pflichttreuer Offizier rasch vorwärts kam. Er war hochgebildet, als Militärschriftsteller thätig, auch etwas Poet, dabei von fester aber heiterer Frömmigkeit; die Mutter, eine geborene von Oppen, eine nach innen gewandte, bei häufiger Kränklichkeit ernste und schwerblütige Natur; beide Gatten trotz der Verschiedenheit der Charaktere glücklich in der Harmonie ihrer Ehe. In diesem frommen und tapferen Hause, in dem neben einem specifisch sächsischen Patriotismus auch die Erinnerung an die grosse Zeit der Freiheitskriege gepflegt wurde, wuchs der Knabe heran, heftig und leidenschaftlich, »ein kleines wildes Fohlen«, wie die Mutter den Dreijährigen nennt, aber von reiner und edler Gemüthsart, und von früh bemerkbarer, ungewöhnlicher Begabung, »Seine von Gott empfangenen schönen Gaben«, so schreibt der Vater 1844, »und ein Fleiss, der nicht geringer ist als diese, berechtigen zu schönen Hoffnungen.« Eine schwere Krankheit, die den neunjährigen Knaben ergriff und ein allmählich bis zu völliger Taubheit fortschreitendes Ohrenleiden zurückliess, hat, wie es scheint, die fest im innersten Wesen T.'s ruhenden edlen Eigenschaften nur noch gesteigert. Auf der Kreuzschule in Dresden, die er nach kurzem Unterricht in einer Privatschule seit 1846 besuchte, wurde er bald der erste in jeder Klasse und der Liebling der Lehrer, des Direktors Klee, des Historikers Helbig, des Philologen Köchly, die seine besondere Begabung für historische und poetische Darstellung, sowie die Reinheit und den Schwung seines

Wesens früh erkannten und für die Zukunft Grosses von ihm erwarteten. Hier erlebte er den Frühlingssturm des Jahres 1848, des »merkwürdigsten Jahres« seines Lebens, wie es ihm schien, dessen Ereignissen er mit lebhaftestem Interesse und reifendem Urtheil folgte. Immer hat er der ehrlichen nationalen Begeisterung jener Tage seine Theilnahme bewahrt, und wenn er die schülerhafte republikanische Schwärmerei, von der auch er nicht frei blieb, rasch wieder ablegte, so hielt er desto fester an dem Gedanken der Einigung Deutschlands durch Preussen, den er einmal, noch auf der Schule, in Gegenwart Beust's, der selbst in seinen Memoiren darüber berichtet, in schwungvollen Worten, mit sicherem und selbst gewonnenem Verständniss verherrlicht hat. Ostern 1851, erst 16 Jahre alt, bestand er mit höchster Auszeichnung die Abgangsprüfung von der Kreuzschule, wobei er in dem deutschen Aufsatz über die Verse »Wer recht will thun immer und mit Lust, Der hege wahre Lieb' in Sinn und Brust» den Gedanken der wahren Liebe in Verbindung mit dem Gedanken der sittlichen Freiheit feierte, in der französischen Arbeit »on peut marcher à sa ruine par une route toute couverte d'arcs de triomphe« den weiten Umfang seiner Geschichtskenntnisse bewies. Bei der Entlassungsfeier trug er ein eigenes Gedicht vor über den Untergang der Dithmarschen, das mit einer Anspielung auf die Preisgebung Schleswig-Holsteins's, zugleich aber mit dem hoffnungsfrohen Ausblick in eine glücklichere Zukunft abschloss,

Zu Ende April 1851 ging T. zum Studium der Staatswissenschaften zunächst nach Bonn. Obgleich sein Ohrenleiden ihm das Anhören der Vorträge sehr erschwerte, oft selbst unmöglich machte, so dass er zu den Heften guter Freunde seine Zuflucht nehmen musste, so folgte er doch fleissig juristischen, philologischen und historischen Vorlesungen bei Böcking, Loebell, Bernays, Haelschner, Schaarschmidt, E. M. Arndt, O. Abel und Simrock, der seine poetischen Versuche mit ermunterndem Beifall begleitete. Von allen Lehrern der Universität aber fesselte ihn am meisten Dahlmann, bei dem er skandinavische Geschichte, Politik und »deutsche Geschichte von Karl V. bis auf die neueste Zeit« hörte. Es ist kein Zweifel, dass Dahlmann's historisch-politische Anschauungen für T. entscheidend und bestimmend wurden, wenn er sie auch in dem Feuer seiner sittlichen Persönlichkeit umgeschmolzen hat. Von Dahlmann übernahm er die Auffassung, die in dem Staat »eine ursprüngliche Ordnung, einen nothwendigen Zustand, ein Vermögen der Menschheit« erblickt, ebenso wie jene Form des Liberalismus, welche die französischen Lehren von Natur- und Menschenrechten verwirft und in Anlehnung an England Selbstverwaltung und Verfassung als nothwendiges Ergebniss der geschichtlichen Entwicklung Deutschlands fordert. Der sittliche Ernst und die Strenge des Pflichtgefühls, die seinem Wesen ohnehin eigen waren, vertieften sich in der Schule Dahlmann's, in dem Studium der Helden des protestantischen Deutschlands, Luthers, Friedrichs des Grossen, des Freiherrn vom Stein, den er besonders verehrte. Zugleich haben sich dort T.'s preussische Neigungen aus Stimmungen und Gefühlen zu einer festen preussischen Staatsgesinnung abgeklärt, die ihn sehr bald mit Heimath und Familie in einen unlösbaren Gegensatz bringen sollte. Aehnliche Eindrücke gewann T. auch in der sehr national gesinnten Burschenschaft Franconia, der er sich seit Weihnachten 1851 anschloss und zu der er als »einer heiteren Pflanzstätte für Freundschaft und Jugendlust, für Freisinn und deutsche Gesinnnng« immer treu gehalten hat. Seine glänzende und hinreissende Unterhaltungs- und Rednergabe, die Ueberlegenheit seines Geistes und seines Wissens, sein kameradschaftliches

Wesen, gewannen ihm auch hier aller Herzen. Ein ernster und fleissiger Student, der die Probleme des Staatslebens und der Volkswirthschaft zu durchdringen strebte und bereits auf Dahlmann's Anregung eine Ausarbeitung über die Geschichte der englischen Verfassung begann, genoss T. doch zugleich in vollen Zügen die Freuden des Burschenlebens am schönen Rhein, das ihn zu zahlreichen Gedichten begeisterte und ihm immer als die herrlichste Zeit seiner Jugend erschienen ist. Zögernd nur und widerstrebend gehorchte er dem Vater, der den Besuch der sächsischen Landesuniversität verlangte, und ging nach Leipzig, wo er sich am 23. Oktober 1852 immatrikuliren liess. Er besuchte die Vorlesungen von Roscher, Bülau, Albrecht, Biedermann, Wuttke, doch ohne viel Erfolg, und sah sich bald mehr und mehr auf das Durcharbeiten von Heften und häusliches Studium angewiesen, wobei er damals besonders Macaulay und Gervinus bevorzugte. Neben diesen Studien erfrischte er sich an dichterischen Arbeiten, einer Verherrlichung jenes »wunderbar phantastischen Sängerkönigthums, des Königthums der Spielleute und fahrenden Sänger, denen die Grafen von Rappoltstein im Elsass im Mittelalter vorstanden«, und einem Drama, das den Kampf Erzbischof Annos von Köln mit den Bürgern seiner Stadt behandeln sollte. Schon nach zwei Semestern verliess T. Leipzig, das seinem strebenden Geist die rechte Anregung versagte, und kehrte im Oktober 1853 nach Bonn zurück, wo er neben landwirthschaftlichen Studien bei Hartstein in Poppelsdorf hauptsächlich wieder Staatswissenschaft und Staatswirthschaft pflegte. Es verräth seinen der historischen Betrachtungsweise zugewandten Sinn, wenn er es dabei besonders anziehend fand, »in dem lebensvollen wechselreichen Gang der Geschichte die allgemeinen Gesetze bestätigt zu finden, die wir theoretisch in der Wissenschaft gelernt haben«. In diese Zeit fällt seine Bekanntschaft mit der eben erschienenen Schrift Rochau's über »Realpolitik«, deren Lehre von der Einigung der zersplitterten deutschen Kräfte nicht durch eine Idee, noch durch ein Princip oder einen Vertrag, sondern durch die Ueberlegenheit einer die anderen verschlingenden Kraft nach T.'s Zeugniss »wie ein Blitzstrahl in die besseren Köpfe der Jugend einschlug«. Die Mängel der Universitätsbibliothek in Bonn, die sich ihm bei den Vorarbeiten für seine Dissertation fühlbar machten, auch wohl die mannichfachen Zerstreuungen des kameradschaftlichen Lebens mit den alten Freunden von der »Franconia«, veranlassten T. bereits Ostern 1854 von Bonn nach Tübingen überzusiedeln. Hier besuchte er eine Vorlesung über Technologie, begann aber zugleich seine Dissertation über die »Productivität der Arbeit«, die er in Freiburg beendete und unter dem Titel »quibusnam operis vera conficiantur bona oeconomica« ins Lateinische übersetzte und deren Einsendung ihm von der Leipziger Universität den Doctorgrad erwarb (30. November 1854). Dort in Freiburg hat T. auch in einem Kreise von Freunden, zu denen namentlich die Brüder Nokk gehörten, seine ersten Vorlesungen über Nationalökonomie gehalten, mit solchem Erfolg, dass er schon für Ostern 1856 an eine Habilitation dachte. Zunächst jedoch ging er noch im Winter 1854 nach Heidelberg, wo er unter der Leitung Kiesselbach's Geschichte der politischen Oekonomie und deutsche Wirthschaftsgeschichte, sowie Werke von Mohl, Rau, Ricardo, Nebenius studirte.

Mit der Uebersiedelung von Heidelberg nach Dresden, die im März 1855 erfolgte, schliessen die vier glücklichen Studienjahre, in denen T.'s Entwickelung fest und folgerichtig vorwärtsgeschritten war, und es beginnt eine Zeit unsicheren tastenden Schwankens. Der Eintritt in den sächsischen Staatsdienst,

den der Vater gewünscht hätte, entsprach weder der Neigung T.'s, noch wäre er bei seinem körperlichen Leiden durchführbar gewesen. Auch die Fortsetzung aber der Studien in Dresden bis zur Habilitation zeigte sich bei der Lückenhaftigkeit der dortigen Bibliotheken, bei dem Mangel jedes wissenschaftlich anregenden Umgangs unmöglich. So folgte T. im Oktober 1855 einer Einladung des Privatdocenten Aegidi nach Göttingen, um sich an der dortigen Universität für Nationalökonomie zu habilitiren. Allein dieser Plan scheiterte, mehr noch aus Gründen, die in T. selbst lagen, als infolge der Ungunst der äusseren Verhältnisse. Wohl begann T. mit dem ihm eigenen planmässigen und gewissenhaften Fleisse, als Vorbereitung für seine Habilitationsschrift, von neuem das Studium des Aristoteles und des Macchiavell, aus dem er die Macht als das Wesen des Staates begreifen lernte, und las fleissig die neuere staatswissenschaftliche und historische Litteratur, Stahl's christliche Staatslehre, Häusser's Deutsche Geschichte, Mommsen's Römische Geschichte, die er »unbedingt für das beste Geschichtswerk in deutscher Sprache« erklärte. Er bearbeitete zugleich für Bluntschli's deutsches Staatswörterbuch die Artikel Civilliste, Domänen und Gemeinheitstheilung, nach seiner Weise mehr historisch entwickelnd, als systematisch darstellend. Daneben aber wurde die Neigung zu dichterischer Produktion mächtig genug, um den Gedanken an die Habilitation, an eine wissenschaftliche Laufbahn überhaupt, zeitweilig zurückzudrängen. T. fühlte, wie er damals schrieb, dass nur das »Schaffen dem Leben Werth giebt«, und in unruhigem Thatendrang, aber unsicher über die wirkliche Richtung seiner Begabung, glaubte er sich zunächst in beidem, in der Wissenschaft wie in der Dichtkunst, versuchen zu müssen. In einer journalistischen Stellung, die ihm zugleich die ersehnte wirthschaftliche Selbständigkeit bringen sollte, meinte er seinen Zweck erreichen zu können, aber die Verhandlungen, die er deswegen in Nürnberg und Berlin anknüpfte, blieben erfolglos. Auch die beiden Gedichtsammlungen, die er damals veröffentlichte, »Vaterländische Gedichte« (1856) und »Studien« (1857), Früchte mehr seiner historischen Studien als seiner innersten Erlebnisse, hatten nicht den erwarteten Erfolg. Doch konnte er nur schwer von seinen Dichterträumen lassen; wir hören von dramatischen Entwürfen, die ihn damals beschäftigten und von denen einer »Heinrich von Plauen« kürzlich bekannt geworden ist. Zu diesem inneren Zwiespalt kam noch körperliche Krankheit, ein schwerer Armbruch, eine Verschlimmerung des Ohrenleidens, und ernste Meinungsverschiedenheiten mit dem Vater, dem die entschieden preussische Gesinnung und die freiere Form der religiösen Ueberzeugungen des Sohnes Anstoss erregten. Diese Göttinger Tage mit ihren äusseren Leiden und inneren Kämpfen waren T.'s schwerste Zeit; aber in ihnen hat der hochsinnige und überreich begabte Jüngling zur Klarheit und Selbsterkenntniss kämpfend sich hindurchgerungen.

Nach Ueberwindung dieser Krisis, deren Nachklänge den Schriften T.'s aus den nächsten Jahren, namentlich dem herrlichen Heinrich von Kleist, einen geheimnissvollen Reiz geben, entschloss sich T. im Frühjahr 1857 von der Dichtkunst und von Göttingen zu scheiden, und nach dem Wunsche des Vaters und seines alten Lehrers Klee sich in Leipzig als Dozent zu habilitiren. Die Zeit der Vorbereitung dazu verfloss in froher und gesegneter Arbeit. Durch R. Haym wurde T. für die eben begründeten Preussischen Jahrbücher, die »blauen Hefte«, gewonnen; durch M. Busch für die »grünen Hefte« der Grenzboten. Dort erschien (April 1858) seine erste grössere, im Jahre 1857

geschriebene Arbeit über »die Grundlagen der englischen Freiheit«, im Anschluss an Gneist's Werk: »Das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht«. Zugleich trat er in Verbindung mit dem »Litterarischen Centralblatt«, für das er von 1858 bis 1863 eine lange Reihe von Recensionen besonders über staatswissenschaftliche und historische Werke verfasste. (Neuerdings wieder abgedruckt im Anhang zu »Historische und Politische Aufsätze von Heinrich von T.«, 4. Band. 1897.) Bereits im September 1858 konnte er seine Habilitationsschrift einreichen, eine dem Vater gewidmete Untersuchung über »die Gesellschaftswissenschaft«, die sich in scharfer Polemik gegen die Versuche von Mohl und Riehl wendet, aus den Staatswissenschaften die Lehre von der Gesellschaft als eine selbständige Wissenschaft herauszulösen (Leipzig 1859 erschienen). Neben ausserordentlichem Fleisse und umfassender Kenntniss in Staatswissenschaft und Geschichte zeigt diese Schrift in der Auffassung vom Staat und dessen sittlichem Berufe schon die deutlichen Anfänge eines T. ganz eigenen, ganz persönlichen Systems.

Die Grundlage der Anschauungen T.'s bildet ursprünglich, wie mir scheint, der Gedanke der Freiheit, der persönlichen und der politischen Freiheit. Den Gedanken der persönlichen Freiheit schöpft er aus seinem innersten Selbst; das Recht der Persönlichkeit erkämpft er sich im Gegensatz zu seiner Heimath wie zu seinem Vaterhaus. Den Gedanken der politischen Freiheit übernimmt er, wie Dahlmann und Gneist, aus den Lehren der englischen Geschichte und der englischen Verfassung. Die Verwirklichung der Freiheit aber denkt er sich nur im Staate, wo persönliche und politische Freiheit untrennbar verbunden sind. Den Staat fasst er, wie Dahlmann (Einleitung zur »Politik«), als eine ursprüngliche Ordnung, als die unabhängige Macht des rechtlich geeinten Volkes, zugleich als eine Persönlichkeit im Sinne der Ethik, die, mit Willen begabt, als Culturstaat erzieherisch wirken und der Ausbildung eines gereiften Volkscharakters dienen soll. Dazu bedarf der Staat der Macht, die zu erhalten und für die zu sorgen die höchste sittliche Pflicht des Staates bildet. Wenn der Staat und seine Erhaltung der ethischen Weltordnung angehören, so muss, was ihm frommt, was am meisten politisch ist, auch am meisten sittlich sein. Persönliche Freiheit und Staatsgewalt, mit eigenem Recht und doch in gegenseitiger Abhängigkeit, vereinigen sich in der Sphäre der Sittlichkeit zu harmonischem Leben und Wirken. Wird aber die Eintracht gestört, verletzt der Staat das Gewissen seiner Bürger, greift der Staat in das Heiligthum der Persönlichkeit, in die sittliche Freiheit des Einzelnen, so erkennt T. dem Einzelnen eine sittliche Berechtigung zum Widerstande ebenso zu, wie er auch eine gewaltsame Umwälzung unter Umständen für sittlich berechtigt ansah. Es sind Gedanken Hegel's und Fichte's, die uns in diesen Anschauungen begegnen, die aber T. durchdringt mit dem besten Theile seines Selbst, mit seiner idealen Auffassung von der persönlichen Freiheit, die immer zugleich eine sittliche sein soll, wie sie Luther lehrt in der Schrift von der »Freiheit eines Christenmenschen«. T.'s Welt ist eine Welt der persönlichen Freiheit, in der das Sollen herrscht. In ihm selbst aber flossen Sollen und Wollen in einander, also dass Alles, was er als recht empfunden oder als richtig erkannt, sich ihm zum festen Entschluss, zu einem sein Leben beherrschenden sittlichen Gebot steigerte.

Mit dieser Weltanschauung T.'s hängen seine politischen Ueberzeugungen innigst zusammen. Die Einheit Deutschlands, der Gedanke seines Lebens, folgte mit Nothwendigkeit aus seiner Auffassung von dem sittlichen Berufe

des Staates, sie war ihm mehr ein ethisches als ein politisches Postulat, mehr Mittel als Zweck. Eine »mechanische Einheit« verwarf er, ebenso wie ihm Macht und Grösse als Selbstzweck unsittlich erschienen. In der Kleinstaaterei sah er, Symptom und Ursache vielleicht verwechselnd, den Quell der Verkümmerung des deutschen Charakters; nur in einem grossen deutschen Staate erwartete er die Erfüllung der höchsten sittlichen Aufgaben und die Entfaltung des deutschen Charakters in freier und vornehmer Eigenart. So verlangte T. in der dumpfen Enge der sächsischen Kleinstaaterei nach der sittlichen Lebensgemeinschaft mit einem grossen Staate, und so erschien ihm seine akademische und litterarische Thätigkeit für den Aufbau des deutschen Staates wie ein »sittliches Apostelamt«.

Am 10. Dezember 1858 hielt T. seine Probevorlesung »über den Charakter der Hauptvölker Europas in Bezug auf ihr Verhältniss zum Staat«, deren Gedanken er später in der Abhandlung über »Bundesstaat und Einheitsstaat« wieder aufnahm. Am 13. Januar 1859 erhielt er die venia legendi; bald darauf begann er, trotz der ungünstigen Zeit vor 20 Zuhörern, seine erste öffentliche Vorlesung über »die deutsche Verfassungsgeschichte seit dem westfälischen Frieden«. Der Erfolg des jugendlichen Lehrers, eines Redners von Gottes Gnaden, dem die Worte aus den Tiefen des Herzens mit ursprünglicher Kraft und Wahrhaftigkeit entsrömten, war hinreissend. (Vgl. die schöne Schilderung eines Zuhörers in den Grenzboten, 7. Mai 1896.) Er las im Sommer 1860, bereits vor 80 Zuhörern, »Preussische Geschichte«, die Vorlesung, aus der später die Abhandlung »über das deutsche Ordensland Preussen« hervorging, und 1862, für einen Privatdozenten ein ungewöhnliches Wagniss, zum ersten Mal ein Privatkolleg über »Geschichte von England«, zu dem sich gleich anfangs 79 zahlende Zuhörer einfanden. Dieser reichen akademischen Wirksamkeit entsprach eine ebenso reiche schriftstellerische Thätigkeit, anfangs mehr litterarische Porträts, dann mit dem steigenden politischen Interesse, mehr staatswissenschaftliche und politische Schriften. So entstanden in Leipzig Heinrich von Kleist (1858); Otto Ludwig (1859); Gottfried Keller, Friedrich Hebbel, das Selfgovernement, Milton (1860); die Freiheit, Hans von Gagern (1861); die Zustände des Königreichs Sachsen unter dem Beust'schen Regiment, das deutsche Ordensland Preussen, Fichte und die nationale Idee (1861); Karl August von Wangenheim, Lord Byron und der Radicalismus, Ludwig Uhland, Lessing (1863). Alle diese Arbeiten sind von der Persönlichkeit T.'s, von seinen Idealen, gleichsam durchtränkt. Verherrlicht er in den Bildern freier und kühner, kämpfender und ringender Männer das Recht der in sich selbst ruhenden Persönlichkeit, so untersucht er in den historisch-politischen Abhandlungen den Staat und dessen Wesen, die Macht, seinen Unterbau und Inhalt, Selbstverwaltung und wirthschaftlich-soziale Verhältnisse. Zugleich aber erfasst er näher und näher, in Vorträgen wie in Aufsätzen, das grosse Problem der Einigung Deutschlands und mit wachsender Entschiedenheit verkündet er die Lehre, dass es dazu der Macht bedürfe und dass Macht nur sei im preussischen Staate; er fordert die Vernichtung der Kleinstaaterei und die Einigung selbst auf »revolutionärem Wege«. »Nur ein Heil giebt es, einen Staat, ein monarchisches Deutschland unter der Dynastie der Hohenzollern, Vertreibung der Fürstenhäuser, Annexion an Preussen, das ist rund und nett mein Programm.« Es begreift sich, dass T. mit diesen Anschauungen, die sein beredter Mund mit ungestümer Begeisterung verkündete, in Sachsen, namentlich in den amtlichen Kreisen, ernsten Anstoss erregte. Er selbst litt

am schwersten darunter, dass auch sein Vater — die Mutter starb 15. Juli 1861 — wiederholt sein Missfallen über die religiöse und politische Richtung des Sohnes aussprach. Dieser Gegensatz zwischen dem Vater, der die alten deutschen Stammesunterschiede zäh festhielt, und dem Sohne, in dem die starke Eigenart des obersächsischen Stammes durch feste preussische Staatsgesinnung schon überwunden war, ein Gegensatz zweier Generationen unserer nationalen Entwicklung, hat T.'s beste Jahre mit Kampf und Zwiespalt erfüllt. In dieser Zeit (1860/1861) entstand auch bereits der Plan zu dem grossen Lebenswerke T.'s, einer für Hirzel bestimmten »Geschichte des deutschen Bundes«, in der er »kurz, scharf, völlig rücksichtslos, dem faulen Haufen zeigen wollte, dass uns die Grundlagen alles staatlichen Daseins, Recht, Macht und Freiheit fehlen, und dass keine Rettung anders möglich ist, als durch Vernichtung der Kleinstaaten«. So entsprang der Gedanke zu dem grossen Werke, das T.'s Namen unsterblich machen wird, aus dem Wunsche, die öffentliche Meinung Deutschlands aufzurütteln, zugleich aber auch aus dem Verlangen des seiner Kraft bewussten Genius, sich in einem grossen und bleibenden Werke zu offenbaren. Um in Ruhe hieran arbeiten zu können, verliess T. im April 1861 Leipzig und ging nach München, wo er fleissig die Bibliothek benutzte, dabei den süddeutschen Particularismus und Ultramontanismus mit aufmerksamen Augen beobachtete und für die Preussisehen Jahrbücher politische Korrespondenzen schrieb. Anfang Januar 1862 nach Leipzig zurückgekehrt, sah er sich bald wieder von den ruhigen Studien in den Lärm der Tagespolitik hineingerissen. So sehr er, in Gemeinschaft mit den im »Kitzing« zur »Verschwörung« vereinigten Freunden, Mathy, Hirzel, M. Busch, Julian Schmidt, G. Freytag, für Deutschlands Zukunft seine festeste Hoffnung auf Preussen setzte, so gerieth er doch durch den Verfassungskampf in Preussen in eine leidenschaftliche Verstimmung, also dass ihm selbst eine Revolution durchaus erlaubt schien, und rücksichtslos, in einer von den »Grenzboten« veröffentlichten Erklärung über »das Schweigen der Presse in Preussen«, brach er mit den »Preussischen Jahrbüchern«, die sich den preussischen Pressedicten vom 1. Juni 1863 fügen zu wollen erklärt hatten (Juli 1863).

Bei dieser Stimmung war es wohl ein Glück für ihn, dass er einen Ruf an die Universität Freiburg erhielt, den er doch erst annahm, nachdem seine Anfrage in Dresden wegen der Aussichten auf Beförderung kühl ablehnend beantwortet war. Vor der Abreise von Leipzig hielt er, zur Erinnerung an die Leipziger Schlacht, am 5. August 1863 jene gewaltige Rede an die deutsche Turnerschaft, in der er unter dem stürmischen Jubel von Tausenden das deutsche Parlament und den Einen deutschen Staat verherrlichte. In Freiburg, wo er nach einer längeren Reise durch Oesterreich Anfang Oktober 1863 eintraf, erwartete ihn eine gesegnete Wirksamkeit als ausserordentlicher Professor der Staatswissenschaften und drei Jahre ruhiger litterarischer Arbeit. Er veröffentlichte (1864) eine erste Sammlung »historischer und politischer Aufsätze«, welche neben älteren Abhandlungen eine Biographie Dahlmann's enthält, die zugleich in der Schilderung der Bonner Zeit etwas Autobiographie ist, und das nach Schmoller's Urtheil »glänzendste Product seiner publicistischen Feder«, die Schrift »Bundesstaat und Einheitsstaat«, eine vernichtende Anklage der Kleinstaaterei und eine glänzende Würdigung der staatsbildenden Kraft Preussens. Diese Arbeit, die die Möglichkeit einer bundesstaatlichen Entwickelung Deutschlands leugnet und als nothwendigen

Abschluss der deutschen Entwickelung nur den Einheitsstaat anerkennt, zeigt zugleich die Ausgestaltung der politischen Anschauungen T.'s, der im Angesicht des süddeutschen Particularismus nicht mehr mit seinen liberalen Freunden von »friedlichen Eroberungen« träumte, sondern das Heil nur noch von einem »revolutionären Entschluss« der preussischen Krone und von der Entscheidung durch die Waffen erwartete. Während noch im Beginn der schleswig-holsteinischen Bewegung T. ganz auf Seiten der Augustenburger stand und sogar aus seinem schmalen Geldbeutel mit einer Anleihe von 100 Thalern für den Prätendenten sich betheiligte, wich allmählich vor dem kühnen Vorgehen Bismarck's seine trübe und verbitterte Stimmung, und er begann in dem preussischen Staatsmann den Mann zu erkennen, an den er für Deutschland dachte, als er damals die schöne Abhandlung über Cavour zu schreiben anfing, den Staatsmann der revolutionären That, nach dem er gerufen hatte mit aller Kraft seiner leidenschaftlichen Seele. Diese Erkenntniss einmal ergriffen, vertheidigte er sie auch in den Jahren 1864 bis 1866, wo so viele gute Freunde Preussens schwankten oder abfielen, in den Flugschriften über »die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage«, »die Parteien und die Herzogthümer«, »der Krieg und die Bundesreform«, mit rücksichtsloser Wahrhaftigkeit und mit hinreissendem Schwung der Ueberzeugung (vergl. »Zehn Jahre Deutscher Kämpfe«, 1. Aufl. 1874, 3. Aufl. in zwei Bänden, Berlin, Reimer 1897.) Doch lehnte er ab, als im Frühsommer 1866 Bismarck ihn nach Berlin zur Mitarbeit an den Staatsschriften und Aufrufen für den Krieg einlud, in Bedenken über die Lösung des Verfassungsconflictes in Preussen und in Sorge um seine Unabhängigkeit. Als dann aber Baden sich den »Rheinbundstaaten« gegen Preussen anschloss, verliess er Freiburg, nachdem er sich am 18. Juni 1866 mit Freiin Emma von Bodmann, einer Tochter des Breisgaus, verlobt hatte, und eilte nach Berlin, wo er mit der Nachricht von dem Siege bei Königgrätz gleichzeitig anlangte. In dem heissen Verlangen, auch seinerseits zu einem vollen und ergebnissreichen Siege Preussens beizutragen, übernahm er hier die Redaktion der »Preussischen Jahrbücher« und schrieb Ende Juli die berufene Flugschrift über »die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten« in der eingestandenen Absicht, die öffentliche Meinung in Preussen zu einem Sturme gegen das Fortbestehen des Königreichs Sachsen aufzurufen, während er gleichzeitig G. Freytag zu einer Agitation in Sachsen selbst für die Einverleibung zu bestimmen suchte. Gegen diese Schrift, welche ausser den Welfen und dem kurhessischen Hause besonders die Dynastie der Albertiner mit verletzender Schärfe angriff, erliess T.'s Vater, der als General und Adjutant dem sächsischen Königshause besonders nahe stand, eine öffentliche Erklärung, in der er seinen Schmerz und seine Entrüstung über die Schrift des Sohnes aussprach. Ein Briefwechsel zwischen Vater und Sohn stellte jedoch bald die alten herzlichen Beziehungen wieder her, wenn auch der Bruch mit der Heimath unheilbar blieb, was sich für T. im nächsten Jahre bei der Bestattung des am 7. März 1867 verstorbenen Vaters fühlbar machte. Inzwischen war T. von der preussischen Regierung als ordentlicher Professor der Geschichte und Politik nach Kiel berufen, wo er schon im Oktober 1866 mit Vorlesungen über die Geschichte der Jahre 1848 bis 1850 seine akademische Wirksamkeit begann. Im Februar 1867 führte er hier seine Braut heim. Doch hatte er kaum begonnen, sich in die nach der Annexion recht schwierigen Verhältnisse Schleswig-Holstein's und Kiel's einzuleben, als im Juli 1867 die badische Regierung ihn

einlud, die durch Ludwig Häusser's Tod frei gewordene Professur der Geschichte in Heidelberg zu übernehmen. Obschon diese Stellung T.'s Wünschen entsprach, so nahm er sie doch erst an, nachdem die preussische Regierung, der er sich in dankbarer Pflichttreue verbunden fühlte, ihm volle Freiheit dazu gegeben hatte. In Heidelberg, wohin er schon im Herbst 1867 übersiedelte, fand T. freundliche Aufnahme und einen grossen akademischen Wirkungskreis; gerade süddeutsche Studenten strömten zahlreich in seine Vorlesungen, in denen die Umwälzung Deutschlands als eine geschichtlich nothwendige und ethisch berechtigte mit warmherziger Beredsamkeit nachgewiesen wurde. Trotz angestrengter akademischer Thätigkeit konnte T. gleich in den ersten Jahren seines Heidelberger Aufenthaltes eine Anzahl inhaltreicher und geistvoller Abhandlungen beenden, die er im Januar 1870 in einem 2. Bande historisch-politischer Aufsätze gesammelt herausgab. In »Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus«, einer Arbeit, die er schon 1865 nach einem Aufenthalt in Frankreich begonnen hatte, untersucht T., oft in Anlehnung an A. von Tocqueville und an Rochau's »Geschichte Frankreichs«, die Ursache des Scheiterns der Versuche einer freiheitlichen und parlamentarischen Regierungsform unter den Bourbonen und Orleans und er findet sie in der Thatsache, dass auch nach der Vertreibung Napoleon's das französische Staatswesen napoleonisch blieb. In »Cavour« zeichnet er das Bild eines genialen Realpolitikers und zugleich die Auferstehung eines grossen Volkes, das die Einheit will und nichts als die Einheit. So erscheint ihm die verschlagene Politik des italienischen Staatsmannes geweiht durch einen ethischen Grundgedanken. In der Abhandlung über die Republik der vereinigten Niederlande, bei der er in dem Gegensatz zwischen Holland und Spanien den Segen freier Arbeit und den Fluch der Knechtschaft in herrlicher Schilderung einander gegenüberstellt, erörtert T., wie der niederländische Staatenbund als der einzige in der Geschichte zum monarchischen Einheitsstaate wurde, also die Entwickelung nahm, die sich nach T.'s Wunsch im norddeutschen Bunde vollziehen sollte. Der letzte Aufsatz dieser Sammlung »das constitutionelle Königthum in Deutschland« zieht aus der Entwickelung in Frankreich, Italien und Holland die Folgerungen für Deutschland, für die Bedingungen parlamentarischer Freiheit auf dem Boden der starken preussischen Monarchie. In den Ansichten über die Bedeutungslosigkeit der süddeutschen Verfassungskämpfe und die Bedeutung der preussischen Krone verräth diese Abhandlung zugleich die aus T.'s damaligen archivalischen Forschungen gewonnenen Ergebnisse, deren weitere Ausgestaltung im 2. Bande der deutschen Geschichte später so viel Aufsehen erregte. Mitten in diese mit wachsendem Eifer betriebenen Arbeiten zur deutschen Geschichte fiel der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, und damit wohl die glücklichste Zeit in T.'s Leben. »Es war ihm, so schrieb er damals, als ob alle Menschen besser und reiner würden, als ob das Kleine und Niedrige abfiele von den Geistern.« Gleich nach den ersten Siegen, in der wunderschönen Abhandlung »Was wir von Frankreich fordern«, — einem der glänzendsten Zeugnisse für seine ungemeine Gabe landschaftlicher und geschichtlicher Schilderung und für das, was Schopenhauer das »Autoptische in Gedanken und Ausdrücken« genannt hat, — begründete er die Ansprüche Deutschlands auf die Herausgabe von Elsass und Lothringen (vgl. den hübschen Aufsatz von Du Moulin-Eckart »Treitschke und der Elsass« in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern VII, 1). Der Gang der deutschen Dinge entsprach dagegen keineswegs seinen hohen Erwartungen;

er missbilligte die von Preussen den Süddeutschen gemachten Zugeständnisse, besonders das Veto der vierzehn Mittelstaatsstimmen, tröstete sich indessen mit der Erwägung, dass einer realen Staatsmacht und einem vaterländischen Geiste gegenüber Verfassungsparagraphen bedeutungslos bleiben und dass die in der deutschen Entwickelung lebendig fortwirkenden Kräfte doch zur Zersetzung der Kleinstaaten und zur Bildung des Einheitsstaates führen müssten (»Parteien und Fractionen«, Preuss. Jahrb. Anfang 1871). Eine nationale Monarchie über einem mächtigen hohen Adel und selbständigen Provinzen, das schien ihm das Ziel der deutschen Entwickelung, das war sein Programm für das neue deutsche Reich.

Inzwischen hatte T.'s Haus sich gefüllt; gegen Ende des Jahres 1867 war ihm ein »schwarzköpfiges Töchterlein« geboren, nicht lange darauf ein Sohn, dem noch eine zweite Tochter folgte. Im Frühjahr 1871 wurde er, hauptsächlich auf Betreiben seines alten Freundes von Frantzius, in den deutschen Reichstag gewählt, dem er zunächst als Mitglied der nationalen Partei, dann als »Wilder« bis 1888 angehörte. Seine Reden, welche konstitutionelle und wirthschaftliche Fragen, Tabaksmonopol, Heeresverfassung, Sozialistengesetz, Elsass-Lothringen u. s. w. behandelten, zeigten, wie ihr Herausgeber jüngst mit Recht bemerkt hat, sachlichen Inhalt, Gedankenreichthum, geistvollen und schlagfertigen Ausdruck (vgl. Reden von H. v. Treitschke im deutschen Reichstage 1871—1884; herausgegeben von O. Mittelstädt; Leipzig, 1896). Im Frühjahr 1873 wurde er auf den Vorschlag der Berliner philosophischen Facultät, die ihm »eine in schwierigen Lebenslagen bewiesene Festigkeit des Charakters und Lauterkeit der Gesinnung« nachrühmte, an die Universität Berlin berufen, wohin er im Frühjahr 1874 übersiedelte. Hier entstand von wissenschaftlichen Arbeiten zunächst der Essay über Samuel Pufendorf, den grossen Publicisten des 17. Jahrhunderts, aus dessen mit kongenialem Verständniss und mit landsmannschaftlicher Liebe gezeichnetem Bilde T.'s eigene Züge kampflustig uns anschauen. Dann ging er daran, für die deutsche Geschichte, deren zweiten Band er schon fast beendet hatte, eine einleitende Uebersicht über die deutsche Entwickelung von 1648 bis 1815 zu schreiben, die als erster Band im Frühjahr 1879 erschien. Der zweite Band (von 1815 bis 1820) folgte erst im Herbst 1882, der dritte (1820 bis 1830) im Dezember 1885, der vierte (1830 bis 1840) im Dezember 1889. In geduldiger und gewissenhafter Arbeit unter den ungeheuren Aktenmassen und Druckschriften, die das schreibselige 19. Jahrhundert angehäuft hat, bemächtigte T. sich des gewaltigen Stoffes und formte daraus die Geschichte eines Volksthums, das eines und tausendfältig, seine lebendige Kraft bewährend in allen Zweigen menschlichen Schaffens, aus der Zersplitterung heraus nach der Verkörperung in einem Staate ringt. T., der die deutsche Entwickelung in dem Lichte der Einigung durch Preussen sieht, beurtheilt deshalb die historische Bedeutung der einzelnen Erscheinungen im Wesentlichen je nach ihrer hemmenden oder fördernden Einwirkung auf diese Entwickelung, und insofern kann man das grosse Werk, das, gleich Sybel's Geschichte der Revolutionszeit, wie eine politische Gelegenheitsschrift entstanden ist, als ein Stück von T.'s politischer Arbeit bezeichnen. Damit verringert sich um nichts der wissenschaftliche Werth des Werkes, in dem die volle und reiche Arbeit eines Menschenlebens ruht (1860 bis 1894). An der Feststellung der Thatsachen, an der richtigen Erfassung der Personen und Ereignisse, hat T. langsam, kritisch und methodisch gearbeitet, in strenger Selbstzucht gegen sein Blut, dessen Ungestüm

niemand besser kannte, als er selbst. Während der erste Band sich mehr an die Ergebnisse fremder Forscher, namentlich Max Duncker's anschliesst, die bei der kritischen Nachprüfung nicht immer Probe halten, beginnt mit dem zweiten Bande schon T.'s eigene umfassende und eindringende Forschungsarbeit, deren Resultate, so vielen Widerspruch sie zunächst fanden, doch allmählich sich durchgesetzt haben. Mehr und mehr wird anerkannt, was T. selbst zu seiner eigenen Ueberraschung fand, dass das konstitutionelle Deutschland trotz Verfassungen und Landtagen an den Karlsbader Beschlüssen und ähnlichen reactionären Missgriffen mitschuldig war, während andrerseits in den verrufenen Jahren nach 1815 die so viel angefochtene preussische Krone und das preussische Beamtenthum in stiller und pflichttreuer Arbeit den Grund für die wirthschaftliche und militärische Einigung Deutschlands legten. Der zweite Band, der diese kaum noch anfechtbaren Wahrheiten enthält, zeigt zugleich in der wunderbaren Schilderung des Wiederaufbaus des preussischen Staates und der Eigenart seiner Landestheile, wie T. einen bedeutenden Theil seiner deutschen Geschichte nach seinem eigenen Worte sich »erwandert« hat. Aus dem dritten und vierten Theile mögen neben der Darstellung der Reformthätigkeit Hardenberg's, auf deren Ergebnissen der preussische Staat so lange geruht hat, die Kapitel über die deutsche Handelspolitik des Ministers Motz und die Geschichte des Zollvereins hervorgehoben werden, glänzende Muster der Verschmelzung von politischer Geschichte und Wirthschaftsgeschichte, deren Wechselwirkung ebenso wie die zwischen politischer Geschichte und politischen Theorien meisterhaft erläutert wird.

Mit dieser grossen national-politischen und wissenschaftlichen Bedeutung des Werkes verbindet sich die Vollendung der Form, die Kraft und Fülle der Sprache, um T.'s deutsche Geschichte zu dem schönsten deutschen Geschichtswerke der Gegenwart zu erheben (vergl. auch die schöne Würdigung von T.'s deutscher Geschichte als eines nationalen Geschichtswerks und litterarischen Kunstwerks in Herman Grimm, Beiträge zur deutschen Culturgeschichte. Berlin, 1897. S. 1—74).

Neben diesem monumentalen Werke entstanden in den Jahren seit 1876 noch eine grosse Anzahl von Abhandlungen und Vorträgen, alle geistvoll und formvollendet, so Königin Luise (Vortrag zum 10. März 1876), Luther und die deutsche Nation (Vortrag zum 7. November 1883), Max Duncker (1886), das politische Königthum des Anti-Macchiavell (1887), Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit (1894), zum Gedächtniss des grossen Krieges (1895). (Alle, mit Ausnahme des letzteren, jetzt gesammelt in dem von E. Liesegang herausgegebenen 4. Band der historischen und politischen Aufsätze, 1897.)

Während T.'s wissenschaftlich-historische Arbeit stolz immer noch aufwärts schritt, hatte er der politisch-publicistischen Thätigkeit mehr und mehr entsagt. Mit der politischen Gestaltung des Reiches, das seinem unitarischen Ideal so wenig entsprach, hatte er sich abgefunden; es erschien ihm doch schon nicht nur als ein Bundesstaat, sondern als eine nationale Monarchie mit bündischen Institutionen, oder, wie er es bezeichnete, als »der die Mehrheit der Nation unmittelbar beherrschende nationale Einheitsstaat mit den Nebenlanden, welche seiner Krone in föderativen Formen untergeordnet sind« (»Bund und Reich«, 1874). Dagegen beunruhigte und verletzte ihn gleichsam persönlich der Gang der wirthschaftlichen Entwickelung und die anschwellende sozialistische Bewegung, deren Lehren seiner Auffassung von der sittlichen Freiheit der Persönlichkeit und den ethischen Aufgaben des Staates so ganz

entgegenliefen. Hierin noch mehr als in theoretischen Meinungsverschiedenheiten über die Gliederung der Gesellschaft, den Arbeitsertrag, das eherne Lohngesetz u. s. w. möchte ich den Grund sehen, dass T., der schon 1872 ein soziales Reformprogramm aufgestellt hatte, doch von 1874 bis 1877 in den Abhandlungen »der Sozialismus und seine Gönner«, »die gerechte Vertheilung der Güter«, »noch ein Wort zur Arbeiterfrage«, den Sozialismus und besonders die Kathedersozialisten leidenschaftlich bekämpfte. Damit hing es auch zusammen, wenn er von dem modernen Liberalismus und der modernen Gesellschaft, deren unter der Wirkung des allgemeinen Stimmrechts unaufhaltsam fortschreitende Demokratisirung sein Ideal persönlicher Freiheit durch den Druck einer tyrannischen öffentlichen Meinung gefährdete, sich abwandte und den Umschwung zu der nationalen und realen Wirthschaftspolitik Bismarck's in den Jahren 1878 und 1879 mit freudiger Zustimmung begrüsste. Er wollte jetzt von »absoluten« Wahrheiten in der Volkswirthschaft so wenig wissen, wie er auch in der Staatswissenschaft längst nur »historisch bedingte«, »relative« Wahrheiten anerkannte. Zugleich gehorchte er nur dem Gesetz seiner Individualität, wenn er in dem mächtigen Kampfe der Geister, der seit den genannten Jahren Deutschland erschütterte, an einem besonders hitzig umstrittenen Punkte eingriff und in einer Reihe von Aufsätzen die undeutsche und unduldsame Ueberhebung einzelner Juden heftig angriff und die Deutschen zu einer kräftigeren Betonung ihrer nationalen Eigenart aufrief. (Unsere Aussichten; Herr Graetz und sein Judenthum 1879. Noch einige Bemerkungen zur Judenfrage 1880. Diese Aufsätze sind jetzt mit anderen mehr politischen Inhalts aus den Jahren 1879 bis 1892 gesammelt in dem von E. Liesegang herausgegebenen Bande: Deutsche Kämpfe, neue Folge. 1896.) Die gehässigen Anfeindungen, die ihm diese Artikel zuzogen und die auch durch persönliche Zerwürfnisse verschärft wurden, trafen seine reizbare Künstlerseele um so empfindlicher, als er eigentlich auf die Zustimmung der weitesten Kreise, selbst unter den Juden, sich Hoffnung gemacht hatte. Dazu kamen dann bald die Schicksalsschläge, die den letzten Theil seines Lebens verdüsterten, der Tod seines einzigen Sohnes (1882), ein unheilbares Gemüthsleiden seiner Gattin, und eine schwere Erkrankung seiner Augen, die ihn mitten in der Arbeit zum 5. Bande seines grossen Werkes befiel und ihm für lange die Feder aus der Hand nahm. Unter dem Eindrucke solcher Erschütterungen begann T. sich aus dem öffentlichen Leben mehr und mehr zurückzuziehen; er trat aus dem Reichstage aus (1888) und legte die Redaktion der preussischen Jahrbücher nieder (1889). Um so eifriger, unter allen seelischen und körperlichen Leiden, aber nach seinem alten Wahrspruch: tu ne cede malis, arbeitete er an dem 5. Bande der deutschen Geschichte, dessen glückliche Vollendung und Veröffentlichung im Herbst 1894 mit fast einstimmiger Anerkennung begrüsst wurde. Und unzweifelhaft ist er der bedeutendste des ganzen Werkes, weniger durch die Summe neuer Forschungsergebnisse, die nicht allzu erheblich ist, als durch die künstlerisch vollendete Darstellung der tragischen Entwickelung jener Jahre von 1840 bis 1848, die »mit hohen Entwürfen, glänzenden Hoffnungen, überschwänglichen Träumen« beginnt, um »in kläglichem Misslingen und unvermeidlichem Zusammenbruch« zu enden, sowie durch die mit feinsinnig eindringendem Verständniss und mit hohem Freimuth gezeichnete Charakteristik des im Mittelpunkt jener Entwickelung stehenden unglücklichen Königs Friedrich Wilhelm IV. Ermuntert und gestärkt durch den kaum bestrittenen Erfolg dieses Bandes ging T. mit rüstigem Eifer an

die Arbeiten zu dem 6. Bande, als deren Frucht er in der »historischen Zeitschrift« den Aufsatz »das Gefecht von Eckernförde« veröffentlichen konnte (1896). Dazwischen unternahm er im Herbst 1895 eine Reise nach England, die er längst geplant hatte und von der er mit starken Eindrücken, im besten Wohlsein, zurückkam. Doch schon barg er den Keim der Todeskrankheit in sich. Uebermass der Arbeit hatte den gewaltigen Körper, dessen Kraft nicht geschont noch gepflegt wurde, erschöpft, so dass ein Nierenleiden, das im Februar 1896 ausbrach, bald sich als unheilbar herausstellte. Ihm selbst verhüllte ein gnädiges Geschick die hoffnungslose Zukunft; er meinte nicht sterben zu dürfen, bevor er seine deutsche Geschichte vollendet, und er sprach selbst noch von dem anderen Werke, das er schon seit 1866 plante, einer »Politik«, in der er seinem geliebten deutschen Volke die Summe seines Wissens und seiner Erfahrungen als Vermächtniss zu hinterlassen dachte. So verschied er sanft und still, in kindlich frommer Hingebung an Gott, am 28. April 1896.

Vergl. Heinrich von Treitschke's Lehr- und Wanderjahre 1834 bis 1866, erzählt von Th. Schiemann. 1896. — H. v. Treitschke von P. Bailleu in der Deutschen Rundschau, 1896. — Die »Politik«, nach Treitschke's Vorlesungen von Cornicelius bearbeitet, ist bereits im Druck und wird demnächst veröffentlicht.

P. Bailleu.

Baer, Karl Anton Ernst, badischer Jurist und Parlamentarier, wurde zu Bruchsal am 24. Oktober 1833 geboren. Sein Vater war ein tüchtiger Reiteroffizier, im aktiven Dienst zuletzt Oberst und Kommandeur des badischen Leibdragonerregiments, bei seiner Verabschiedung als Generalmajor charakterisirt. B. besuchte die Lyceen zu Bruchsal und Karlsruhe und wurde, nachdem er im September 1852 das Abiturientenexamen bestanden hatte, im Herbst dieses Jahres an der Universität Heidelberg immatrikulirt, wo er bis zur Vollendung seiner juristischen Studien, Herbst 1856 blieb. Er gehörte dem Corps Suevia an und blieb sein Leben lang diesem Corps und den vielen Freunden, die er in diesem während seiner Studienzeit und später noch gewonnen hatte, treu verbunden. Im Juni 1857 als Rechtspraktikant recipirt, wurde B. im November 1860 zum Referendär ernannt. Ein Jahr früher hatte der von seinem Vater ererbte militärische Geist ihn bewogen, beim Ausbruche des Krieges zwischen Oesterreich einer-, Frankreich und Sardinien anderseits sich zum Eintritt in die zu Karlsruhe gebildete Aspirantenkompagnie zu melden. Im Juni 1859 zum Lieutenant auf Kriegsdauer ernannt und dem 2. Infanterieregiment »Prinz von Preussen« in Mannheim zugetheilt, war er von dort mit dem Regiment an dessen neuen Garnisonsort Konstanz marschirt, nach dem Friedensschlusse im Oktober 1859 auf Ansuchen aus dem Militärdienst entlassen worden. Seine juristische Laufbahn begann B. 1857 bei den Oberämtern Bruchsal und Emmendingen und setzte sie von 1858—61 als Volontär beim Amtsgericht Bruchsal und beim dortigen Hofgericht fort. Von 1861 bis 1864 hatte er die Stelle eines Garnisonsauditors in Rastatt inne. Während dieser Zeit veranlasste ihn die lebhafte Theilnahme an der nationalen Bewegung für die Befreiung der Herzogthümer Schleswig-Holstein, den Eintritt in die zu bildende schleswig-holsteinische Armee, für welche Cadres in Baden aufgestellt werden sollten, ernstlich in's Auge zu fassen und sich in diesem Sinne an das badische Kriegsministerium zu wenden unter gleichzeitiger Bitte um Genehmigung seines Wiedereintritts in die Reihen der Combattanten für den Fall einer Mobilmachung des

badischen Armeecorps zu Gunsten des Herzogs Friedrich. 1864 auf Ansuchen wieder in den Civilstaatsdienst übergetreten, wurde B. zunächst Amtsrichter und im März 1866 Amtmann in Freiburg. Ein überzeugter Anhänger der Idee, dass nur ein Bundesstaat unter preussischer Führung die nationale Einheit zu begründen vermöge, hat er demgemäss bei der badischen Mobilmachung im Juni 1866, die zu seinem tiefsten Bedauern sein Heimathland zur Theilnahme an dem Feldzuge gegen Preussen führte, sein Gesuch um Wiedereintritt als Offizier nicht erneuert. Seinem unabhängigen Charakter entsprach die Thätigkeit des Verwaltungsbeamten nicht. Er bewarb sich deshalb mehrmals um eine Collegialstelle an einem Gerichtshofe und wurde, diesem Wunsche entsprechend, 1867 als Assessor an das Kreisgericht zu Waldshut berufen, 1868 zum Kreisgerichtsrath daselbst befördert und in gleicher Eigenschaft 1871 an das Kreis- und Hofgericht Mannheim versetzt. Bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges war B. zum Landwehrhauptmann auf Kriegsdauer ernannt und während einiger Zeit zum Dienste der Militärverwaltung im Hauptquartier der III. Armee verwendet worden. Da diese Stellung, in welcher er u. a. die Karlsruher Zeitung mit Berichten vom Kriegsschauplatze versehen sollte, seinen Neigungen nicht entsprach, kehrte B. bald wieder in die Heimath zurück. Bei der Verlegung des badischen obersten Gerichtshofes nach Karlsruhe i. J. 1879 wurde B. zum Oberlandesgerichtsrath ernannt und blieb in dieser Stellung bis zu seinem Lebensende mit Auszeichnung thätig. Nach mehrjähriger Kränklichkeit, die er mit männlichem Gleichmuth ertrug, starb er zu Montreux, wo er Linderung seiner Leiden gesucht hatte, am 8. Mai 1896. Nur das Machtwort des Arztes hatte ihn vermocht, am 20. April im Interesse der angeordneten Kur sein amtliches Wirken zu unterbrechen, dem er wenige Wochen später für immer entrissen wurde. — Neben seiner amtlichen Wirksamkeit war B. im öffentlichen Leben thätig als Vertreter seiner Vaterstadt Bruchsal in der badischen zweiten Kammer von 1873—1882 und als Mitglied des deutschen Reichstages für den 7. badischen Wahlkreis Offenburg-Oberkirch-Kehl von 1874—1879. Er gehörte der national-liberalen Partei an und leistete dieser Partei in den beiden parlamentarischen Körperschaften als Redner wie als tüchtiger Berichterstatter und nicht minder als Publicist hervorragende und allgemein anerkannte Dienste, insbesondere durch die längere Zeit von ihm geleitete Redaktion der Badischen National-liberalen Korrespondenz. — Als Richter, nicht nur weil es die Pflicht gebot, sondern auch weil seine ganze Veranlagung ihn dazu trieb, von einer jeder Art von Beeinflussung unzugänglichen Objectivität, an streng logisches Denken gewöhnt und jedem Paktiren mit abweichenden Meinungen abgeneigt, konnte er in der Unterordnung unter eine Parteidisciplin, die sich vielfach von opportunistischen Erwägungen leiten liess, keine volle Befriedigung finden und trat aus dem öffentlichen Wirken in Land- und Reichstag zurück, als in seiner Partei zur Zeit der Heidelberger Erklärung und des Offenburger Parteitages von 1885 Tendenzen die Oberhand gewannen, mit denen er sich nicht befreunden konnte. Aber wie er früher innerhalb des Parteiverbandes sich doch stets so weit als irgend möglich die Selbständigkeit seiner Meinungen gewahrt und namentlich in den Fragen, die den sog. Kulturkampf betrafen, sich nie zu einem gehässigen Auftreten wider die Gegner hatte fortreissen lassen, so achtete er auch nach der eingetretenen Entfremdung zwischen ihm und seinen alten Parteigenossen deren abweichende Ansichten und blieb mit ihnen in

Verbindung, soweit es sich um die grundlegenden Fragen handelte, die von dem Einflusse momentaner Strömungen unberührt blieben. Die Selbständigkeit, Objectivität und Gerechtigkeit seines Urtheils bildet die Grundlage zweier in den letzten Jahren von B. verfassten Schriften: »Geschichte und Kritik der Verfassungsrevisionsfrage sowie der gegenwärtigen Parteiverhältnisse im Lande Baden». Lörrach 1892 und »Friedrich Kiefer. Ein Lebensbild. Seinen Bekannten, Freunden und Verehrern gewidmet«. Karlsruhe 1895. Es ist zu bedauern, dass er die Absicht, dem Andenken Lameys eine biographische Arbeit zu widmen, nicht mehr ausführen konnte. — Dem Vaterlande in begeisterter Gesinnung ergeben, die Freiheit des Individuums in Staat, Kirche und Gesellschaft mit Entschiedenheit vertretend, unter Festhalten an den diese nothwendiger Weise beschränkenden Geboten der staatlichen Ordnung, seinen Beruf hochhaltend und liebend, seinen Freunden ein treuer, uneigennütziger und zuverlässiger Freund, denen, mit denen er einen Strauss zu bestehen hatte, ein ritterlicher Gegner, darum auch von Angehörigen aller Parteien hochgeachtet, war er im öffentlichen Leben Badens eine Erscheinung, die sich über das Niveau der sich gerade auf politischem Gebiete oft genug breit machenden Mittelmässigkeit sehr bemerklich erhob. Unverheirathet, ein anregender Gesellschafter, in den Kreisen, in denen er sich bewegte, nicht zum mindesten auch durch sein Talent gut zu erzählen — wenn es ihn auch zuweilen auf etwas schlüpfrige Pfade fortriss — beliebt, gehörte B. zu den durchaus originellen Persönlichkeiten, die in unseren Tagen immer seltener werden und sich daher dem Andenken derer, denen sie näher treten, mit besonderer Stärke einprägen.

F. v. Weech.

Behaghel, Wilhelm Jakob, Professor der Rechte an der Universität Freiburg, wurde am 25. April 1824 zu Elberfeld geboren, wo sein Vater, Johann Georg Behaghel, der Abkömmling einer holländischen Familie, damals als Gymnasiallehrer wirkte. Da dieser als Professor an das Lyceum in Heidelberg berufen wurde, wo die Familie schon früher heimisch gewesen war, verlebte Wilhelm seine Knabenzeit sowie die Jahre seines Gymnasial- und Universitätsstudiums in dieser Stadt. 1845 wurde er Rechtspraktikant und war in den Jahren 1848 bis 1852 auf den Sekretariaten des Hofgerichts in Mannheim und des Ministeriums des Innern verwendet. Vom Oktober 1849 bis November 1850 gehörte er als juristisches Mitglied der vom Kriegsministerium niedergesetzten Kommission zur Liquidation und Betreibung der kriegsärarischen Ersatzforderungen an. 1852 erhielt er seine erste feste Anstellung als Assessor beim Bezirksamt Donaueschingen. 1855 dem Hofgericht in Mannheim zur Aushilfe beigegeben, wurde er an diesem Gericht 1856 zum Assessor, 1860 zum Rath, und zum Stellvertreter des Staatsanwalts ernannt. 1861 wurde B. als Nachfolger des zum Präsidenten des Ministeriums des Innern ernannten Lamey als Professor an die juristische Fakultät der Universität Freiburg berufen. Der Kreis der Vorlesungen, zu deren Abhaltung er verpflichtet war, umfasste französisches Civil- und badisches Landrecht, gemeinen deutschen und badischen Civilprocess, Civilprocesspraktikum und Relatorium, deutschen Strafprocess mit besonderer Rücksicht auf das Strafverfahren in Baden. Hiezu kam 1883 auch noch Handels- und Wechselrecht. In dieser Stellung hat er während mehr als 30 Jahren den grössten Theil der Justiz- und Verwaltungsbeamten des Grossherzogthums Baden auf

ihren Beruf vorbereitet und dadurch ohne Zweifel auf die Methode, welche seine Zuhörer in ihrer späteren Lebensstellung zur Anwendung brachten, den massgebenden Einfluss ausgeübt. Hand in Hand mit seiner akademischen ging eine reiche litterarische Wirksamkeit, die, wie jene, der Verbreitung und Vertiefung des juristischen Wissens diente. Die Klarheit und Einfachheit, die seine Vorträge auszeichnete, ist auch ein Vorzug seiner Schriften. Er wollte aber auch an der Gestaltung der politischen Verhältnisse des Landes Antheil nehmen. Von 1863—1866 gehörte Behaghel als Vertreter des 31. Wahlkreises (Aemter Philippsburg und Schwetzingen) der zweiten Kammer des badischen Landtags an und während der Landtage von 1873—1882 war er durch die Wahl des Lehrkörpers der Freiburger Universität Mitglied der Ersten Kammer, nachdem ihn das Vertrauen seiner Collegen im Studienjahre 1872—73 zum Prorektor erwählt hatte. Von 1888 an war er Direktor der akademischen Wirthschafts-Deputation, in welcher Eigenschaft er in wichtigem Zeitpunkte, da die Hochschule einen gewaltigen Aufschwung nahm, ihre Vermögensverwaltung zu leiten hatte und namentlich auch die Vertheilung der Stipendien und die Verfügung über die andern Stiftungen entstammenden Mittel zu seinen Obliegenheiten gehörte. — Wie B. das Vertrauen und die Zuneigung seiner Collegen, die Verehrung seiner Schüler und die Hochachtung seiner Freiburger Mitbürger sich durch die Schlichtheit und Lauterkeit seines Characters, die Milde seines Urtheils, das Wohlwollen, das sein ganzes Thun bestimmte, erworben hatte, so erfreute er sich der grössten Beliebtheit bei Allen, mit denen er in Berührung kam. Ein leidenschaftlicher Freund der Natur, ein rüstiger Wanderer, anspruchslos und gefällig, wo er anderen begegnete, hatte er seinem Namen in der Schweiz, in den bairischen Bergen, in Schwarzwald, wohin er, das Ränzel auf dem Rücken, den Bergstock in der Hand, seine Schritte lenkte, einen guten Klang zu verschaffen verstanden. Am meisten wohl war ihm der heimische Schwarzwald vertraut. Und so ergab es sich wie von selbst, dass der badische Schwarzwaldverein ihn 1881 zu seinem Präsidenten erkor. Er ergriff die ihm unter schwierigen Verhältnissen (denn der Verein stand dicht vor völligem Zerfall) übertragene Aufgabe mit Eifer, Freudigkeit und der Gewissenhaftigkeit, die eine besonders hervorstechende Eigenschaft seines Charakters war. Der Erfolg blieb nicht aus. Die Mitgliederzahl des Vereins erhob sich von 500 auf 6000, umfasste, als er 1891 mit Rücksicht auf sein Alter und die wachsende Geschäftslast sein Amt einer jüngeren Kraft abtrat, nicht weniger als 48 nach dem Muster des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins geschaffene Sektionen und gebot über eine Jahreseinnahme von c. 30000 M. Unter seiner Verwaltung wurden zahlreiche Wege gebaut, Wegweiser errichtet, die Wirthschaftsverhältnisse verbessert, kurz es erschloss sich das prächtige Waldgebirge der Wanderung in vorher kaum geahnter Weise. — Der mehr als 70jährige, der sich immer noch grosser Rüstigkeit erfreute, wurde im Winter 1895/96 von schwerer Erkrankung heimgesucht. Im April 1896 sah er sich genöthigt, für das Sommersemester Urlaub zu erbitten und seine Vorlesungen auszusetzen. Aber noch ehe er den zu seiner Erholung ausgewählten Aufenthaltsort aufsuchen konnte, traten bei ihm Schwächezustände ein, die seinem Leben am 18. Mai 1896 ein schmerzloses Ende bereiteten.

Schriften:

Vorträge über d. allgem. deutsche Handels-Gesetzbuch für den Freiburger Handelsstand. Als Ms. f. d. Zuhörer gedruckt, Druck v. Wangler, Freiburg i. B. O. J. 8°.

Das neue Grossherzogl. Badische Press-Gesetz v. 2. April 1868. Freiburg i. B., L. Schmidt, 1868. 8°.
Das badische bürgerliche Recht u. der Code Napoléon. Freiburg i. B., L. Schmidt, 1869. 8°.
— 2. Aufl. Bd. 1—3. Karlsruhe, Bielefeld, 1875—80. 8°.
— 3. „ „ 1. 2. Tauberbischofsheim, J. Lang, 1892. 8°.
Gedächtnissrede auf F. A. v. Woringen. Freiburg i. B., H. M. Poppen & Sohn, 1871. 4°.
Die Güterverhältnisse der Ausländer, welche während bestehender Ehe in das Grossherzogthum Baden mit Einführung des Landrechts eingezogen sind oder einziehen werden. Programm. Freiburg i. B., H. M. Poppen & Sohn, 1872. 4°.
— Andere Ausgabe: Freiburg i. B., L. Schmidt, 1873. 8°.
Der Ehevertrag nach französisch-badischem Rechte. Freiburg i. B., L. Schmidt, 1871. 8°.
Die Quellen des badischen Polizeistrafrechtes. Freiburg i. B., L. Schmidt, 1872. 8°.
Gesetze über Erwerb und Belastung des Grundeigenthums. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr, 1888. (Rosin's Handbibliothek Badischer Gesetze. 3.) 8°.
Reden bei der öffentlichen Feier der Uebergabe des Prorectorats der Universität Freiburg am 12. Mai 1873, gehalten v. d. abg. Prorector W. Behaghel u. d. antret. Prorector O. Funke. Freiburg, H. M. Poppen & Sohn. 4°.
Der Badische Schwarzwaldverein und sein Wirken. Zur Feier seines 25jährigen Bestehens. Freiburg i. B., Ch. Lehmann, 1889. 8°.

F. v. Weech.

Fürst zu Fürstenberg, Karl Egon (IV.), Landgraf in der Baar und zu Stühlingen, Graf zu Heiligenberg und Werdenberg, Freiherr zu Gundelfingen, Herr zu Hausen im Kinzigthal, Messkirch, Hohenhewen, Wildenstein, Waldsperg, Werenwag, Immendingen, Weitra und Pürglitz etc. etc. wurde am 25. August 1852 zu Kruschwitz in Böhmen als einziger Sohn des damaligen Erbprinzen (des 1892 verstorbenen Fürsten) Karl Egon (III.) und der Erbprinzessin Elisabeth, geborenen Prinzessin von Reuss älterer Linie (gestorben 1861) geboren. Durch Hofmeister vorgebildet, bezog er im Jahre 1872 die Universität Heidelberg, wo er bis 1874 vorzugsweise juristische Vorlesungen besuchte, aber auch bei Bartsch, Kirchhoff und namentlich bei Treitschke (alle dessen Vorlesungen in den betreffenden Semestern) hörte. 1874 und 1875 setzte er seine Studien auf der Universität Strassburg fort. Nachdem er hierauf grössere Reisen gemacht, insbesondere in Paris einen längeren Aufenthalt genommen hatte, trat er am 1. Februar 1877 als Secondelieutenant à la Suite des Gardehusarenregiments in die preussische Armee ein und erhielt, nachdem er im Juni d. J. das Offiziersexamen bestanden hatte, ein Patent seiner Charge. Von November 1881 bis September 1884 war er Adjutant der 28. Cavalleriebrigade in Karlsruhe. Im Jahre 1884 als Premierlieutenant in das 2. Dragonerregiment versetzt und in diesem 1886 zum Rittmeister befördert, begleitete er im März 1888 den ausserordentlichen Gesandten, der beauftragt war, Papst Leo XIII. die Thronbesteigung des Kaisers und Königs Friedrich III. anzuzeigen, nach Rom. Im Jahre 1890 nahm er den Abschied, erhielt 1893 die Ernennung zum Major und 1896 wurde er von Kaiser Wilhelm II. zum Oberstmarschall ernannt. Am 6. Juli 1881 hatte sich Erbprinz Karl Egon mit der Gräfin Dorothea von Talleyrand-Périgord, Tochter des Herzogs Ludwig von Sagan, vermählt. Die Ehe blieb kinderlos. Am 15. März 1892 wurde er der Nachfolger seines Vaters in dem schwäbischen Hausgut und damit auch erbliches Mitglied des preussischen Herrenhauses, der württembergischen Kammer der Standesherren und der badischen Ersten Kammer. Am 11. November 1893 wählte ihn der II. badische Reichstagswahlkreis in den Deutschen Reichstag. Im Jahre 1896 schwer erkrankt, suchte er Linderung seines Leidens in Nizza, starb jedoch nach kurzem Aufenthalt daselbst am 27. November d. J. Seine Leiche wurde am 4. Dezember

in der uralten Familiengruft der Fürstenberger zu Neidingen beigesetzt. — Der Fürst war gut veranlagt, von regem Geiste, im Verkehre liebenswürdig und leutselig. Er liebte die Kunst und wurde in ihrer Pflege von seiner feinsinnigen und geschmackvollen Gemahlin unterstützt, insbesondere auch bei der Umgestaltung des Schlosses und Parkes in seinem Stammsitz zu Donaueschingen, wobei er auch namhafte Bildhauer, wie Kopf in Rom und Heer in Karlsruhe, beschäftigte. In dem durch den Umbau erweiterten und verschönerten Schlosse wollte das fürstliche Paar einen mäcenatischen Hofhalt entfalten, Künsten und Wissenschaften eine Stätte bereiten. Des Fürsten Tod vereitelte alle diese Pläne. Die Schöpfungen seines Vaters und Grossvaters hat der Fürst mit lebhaftem persönlichen Interesse gepflegt: die Bibliothek, die Kunst- und Münzsammlung; im Archiv wurde nach Abschluss des siebenbändigen Fürstenbergischen Urkundenbuches auf seine Anordnung eine neue Serie von Veröffentlichungen unter dem Titel »Mittheilungen aus dem fürstlichen Archiv« begonnen. — Der Fürst war ein warmherziger deutscher Patriot, die Errichtung eines Denkmals Kaiser Wilhelms I. und eines Kriegesdenkmals in Donaueschingen hat er eifrig gefördert. In den Reichstag wurde er gegen einen Bewerber des Centrums gewählt. Er trat keiner Fraktion bei, nahm aber seinen Platz in der Nähe der Nationalliberalen. Als Redner trat er nicht auf, aber in manchen Fragen, so bei dem Zustandekommen des deutsch-russischen Handelsvertrages, übte er durch persönliche Vermittelung bei Abgeordneten und Fraktionen einen nicht unbedeutenden Einfluss aus. Seine finanzielle Betheiligung an der Münchener Allgemeinen Zeitung erfolgte in der Absicht, ein angesehenes Organ der süddeutschen Presse in zuverlässiger Weise der Verfechtung der nationalen und gemässigt liberalen Ideen zu erhalten. Der Fürst zählte zu den entschiedensten Anhängern und Verehrern des Fürsten Bismarck. Es machte ihm grosse Freude, dass auf dem Feldberg ein Bismarckdenkmal auf seinem Boden errichtet wurde und nur ungern verzichtete er, schon schwer krank, auf die Theilnahme an der Enthüllungsfeier. Durch einen Vertreter liess er das Denkmal in seinen und seines Hauses Schutz und Schirm nehmen. — Einer der grössten Grundbesitzer des Deutschen Reiches war der Fürst erfüllt von dem Streben, den Anforderungen der heutigen Zeit hinsichtlich der Wohlfahrtseinrichtungen für die arbeitenden Kreise der Bevölkerung sowie zur Herstellung eines zielbewussten Zusammenwirkens von Landwirthschaft und Industrie gerecht zu werden. In der Fürsorge für die Pflege aller humanitären Bestrebungen fand der Fürst die verständnissvollste Unterstützung bei seiner Gemahlin, welche auf diesem Gebiete durch die Förderung der Frauen- und Samaritervereine eine nachhaltige und erfolgreiche Thätigkeit entfaltete. — Die deutsche Pferdezucht und der Sport hatten an dem Fürsten einen stets opferwilligen Gönner. Als Vicepräsident des Unionklubs, der leitenden sportlichen Vereinigung in Deutschland, und als Regenerator der internationalen Rennen auf dem Iffezheimer Rennplatz hat er sich ein hohes Verdienst um den deutschen Sport erworben. — Alles in Allem ein ächter Grand Seigneur, der vielseitigen Verpflichtungen, zu denen seine hohe Stellung und seine grossen Mittel ihn beriefen, stets bewusst und zu ihrer Erfüllung mit Einsetzung seiner Person und seines Reichthums immer bereit, ist er zu früh abberufen worden, um die Aufgaben, die er sich gestellt, in dem zu erwartenden noch weiteren Umfange vollkommen zu lösen.

Gleichauf, Rudolf, wurde am 29. Juli 1826 zu Hüfingen in der badischen Baar geboren. Kaum den Kinderschuhen entwachsen erhielt der Knabe, der,

seit seine Hand einen Stift halten konnte, versucht hatte, Wände, Thüren und Schränke mit Zeichnungen zu bedecken, von seinem Pathen, dem Lehrer Reich, Unterricht im Zeichnen, später von dessen Söhnen, dem Bildhauer Xaver und dem Maler Lucian Reich. Besonders Lucian verstand es, die Phantasie des Schülers zum Selbsterfinden, zur Komposition anzuregen und anzuleiten. Als er 15 Jahre zählte, setzte ihn die Munificenz des Fürsten zu Fürstenberg in den Stand, die Akademie in München zu besuchen, wo er unter der Leitung der Professoren Zimmermann, Hess und Schnorr von Carolsfeld sich ausbildete. Cornelius hatte damals München schon verlassen. Hier blieb G. bis ihn die Pflicht, sich bei der Aushebung der Rekruten zu stellen, in die Heimath zurückrief. Aber schon bald folgte er seinem Lehrer Schnorr nach Dresden, wo er etwa 2 Jahre verblieb. Wieder nach Hause zurückgekehrt, beschäftigte er sich mit Studien und kleineren Compositionen, bis er nach Frankfurt, wo er einen Onkel hatte, übersiedelte, das Städel'sche Institut besuchte, sich viel mit Landschaftsstudien beschäftigte und durch Ertheilen von Unterricht einen längeren Aufenthalt möglich machte. Die bedeutendste Errungenschaft seines Aufenthaltes in Frankfurt war seine Bekanntschaft mit Moriz von Schwind, zu dem er sich als Mensch wie als Künstler mächtig hingezogen fühlte. Er war aber nicht etwa ein geistloser Nachahmer dieses Meisters, sondern G. war von der gleichen Gemüthsstimmung beseelt und lebte, wie Schwind, in der reichen Gedankenwelt der Romantik, welche einen Hauch edelster Poesie über alle seine Schöpfungen breitete. Nach zweijährigem Aufenthalt in Frankfurt folgte er einem Rufe des Baudirektors Hübsch, um die ihm zugetheilten Arbeiten in dem neuen Hoftheatergebäude in Karlsruhe zu übernehmen und gemeinsam mit Heinemann auszuführen. Von da an hatte er seinen ständigen Wohnsitz in der badischen Residenzstadt. Doch machte er wiederholt kleinere und grössere Studienreisen unter anderm auch nach Italien, und sein Aufenthalt in Rom bildete eine der ihm liebsten Lebenserinnerungen. Auch seine Heimath, der er die treueste Anhänglichkeit bewahrte, suchte er von Zeit zu Zeit auf. Hier entwarf er die im Auftrage des Ministeriums ausgeführten und in Farbendrucken weit verbreiteten Darstellungen der badischen Landestrachten. Aufträge seiner Freunde, der Brüder Klose, des früheren österreichischen Hauptmanns und des Malers, sowie insbesondere des genialen Architekten Durm, des badischen Oberbaudirektors, gaben ihm während einer langen Reihe von Jahren Gelegenheit, in der von ihm beherrschten Richtung, deren Hauptvertreter er nach Schwind's Ableben unbestritten war, eine grössere Zahl von Werken monumentalen Charakters von bleibendem Werthe zu schaffen. Die namhaftesten sind: der Kinderfries in der Trinkhalle zu Baden (Fresco), der Fries im Kaiserin Augusta-Bad daselbst (Oel), das Deckengemälde im heilgymnastischen Saale dieses Bades (Oel), die allegorischen Figuren der Welttheile im Sammlungsgebäude zu Karlsruhe (Fresco), Wandgemälde in der Festhalle (Oel), Giebelgemälde am Vierordtsbad (Fresco, später nach dem Karton in Fayencemalerei umgesetzt), 2 Giebelgemälde an der Villa Klose (Fresco, später in Terracottenreliefs umgesetzt), ein Halbrundfries am Stibadium im Klose'schen Garten (Oel), Decken- und Wandgemälde im grossen Saal und im Treppenhaus des Schmieder'schen Palais (Oel), Deckenbilder im Treppenhaus des Generalintendanten Dr. Bürklin (Oel), Lunettenbilder im Treppenhaus der Galerie und Wandbilder im neuen Flügel derselben (Oel), grosses Altarbild in der neuen Friedhofskapelle (Oel), alle diese in Karlsruhe; grosser Wandfries: Heini von Steyer

nach V. v. Scheffel in der Villa Klose in Thun (Schweiz) (Oel), vier grosse Deckengemälde (die Fakultäten) in der Aula der Universität Heidelberg (Oel), die Kartons für die Glasgemälde im Berner Münster, im Auftrage des Dr. Stanz in Bern gefertigt. Alle diese Werke sind durch die Klarheit und Harmonie der Komposition, die Korrektheit der Zeichnung und die Helle des Kolorits gleichmässig ausgezeichnet. Ein Vertreter der »alten Schule« in der Kunst, gehörte G. auch im Leben der Richtung an, die treu am Alten festhält und sich von Reklame und Selbstverherrlichung bewusst fernhält. Er hatte keinen Feind, seine Freunde aber wussten seinen vollen Werth als Künstler wie als Mensch zu schätzen. In seinem letzten Lebensjahre von schwerer Erkrankung heimgesucht, starb G. in Karlsruhe am 15. Oktober 1896.

F. v. Weech.

Malsch, Jakob, Oberbürgermeister von Karlsruhe (Baden), wurde am 19. Januar 1809 in dieser Stadt geboren. Die ärmlichen Verhältnisse, in denen er aufwuchs, gestatteten ihm nicht, wie er es wünschte, den Beruf eines Volksschullehrers zu ergreifen, er musste vielmehr, um frühzeitig etwas verdienen zu können, als Lehrling in die G. Braun'sche Hofbuchdruckerei eintreten, wo er seine Lehrzeit während der damals vorgeschriebenen Zeitdauer durchmachte. Nachdem er freigesprochen war, wanderte er, wie es Sitte war, durch einen grossen Theil von Deutschland, um nach vollendeter Wanderschaft als Setzer, zuerst in der Herder'schen Druckerei in Freiburg und dann wieder bei Braun in Karlsruhe thätig zu sein. Im Jahre 1831 war er Faktor der Hasper'schen Buchdruckerei, in welcher der »Zeitgeist« gedruckt wurde, eine Zeitung von ausgesprochen liberaler Tendenz, die denn auch mit der Censur in fortwährender Fehde lag, bis sie im Jahre 1834 den Kampf aufgab und ihr mühseliges Dasein abschloss. Die Thätigkeit in dieser Druckerei brachte den strebsamen jungen Mann, der rastlos an seiner Fortbildung arbeitete, mit dem damaligen Kameralpraktikanten Karl Mathy, dem späteren Staatsminister, welcher die Redaktion des »Zeitgeist« leitete, in enge Berührung, aus welcher eine treue Freundschaft, die den Wechsel der Zeiten überdauerte, erwuchs. 1839 sah M. sich in den Stand gesetzt, mit dem Buchdrucker Joh. Georg Vogel unter der Firma »Malsch und Vogel« eine Druckerei in Karlsruhe zu gründen, die er bis zu dessen Tode 1866 mit diesem und von 1874 an mit dessen Sohne Christian Vogel betrieb. Neben seiner gedeihlichen Thätigkeit nahm M., den das Vertrauen seiner Mitbürger in den Gemeinderath gewählt hatte, auch an den öffentlichen Angelegenheiten seiner Vaterstadt lebhaften Antheil, seit dem Monat Mai 1848 auch als einer der 3 Vertreter Karlsruhes in der Zweiten Kammer des Landtags, wozu er mit 38 von 71 Stimmen gewählt worden war. Er gehörte der Zweiten Kammer bis 1851 an. Bei den Kammerverhandlungen, bei denen es nicht an beredten Mitgliedern gebrach, trat M. weder als Redner, noch als Berichterstatter in den Vordergrund, wohl aber traf er bei den Abstimmungen, geleitet von einem nie versagenden, ruhig erwägenden Urtheil, stets das Richtige im Interesse des Landes und seiner Vaterstadt. Nur 2 Monate nach seiner Wahl zum Abgeordneten wurde M. mit 97 von 131 Stimmen zum Oberbürgermeister von Karlsruhe erwählt. Seine Wahl bedeutete einen Sieg des gemässigten Liberalismus über die auch in den Gemeindebehörden vertretene radikale Partei und war von grosser Wichtigkeit für die Gestaltung der Verhältnisse, als im Jahre 1849 die Revolution ausbrach und durch die in Karlsruhe sieg-

reiche Militärmeuterei auch die Bürger und Einwohner der Hauptstadt in Mitleidenschaft zog. In der sehr schwierigen Lage, in welche dabei die Gemeindebehörde sich versetzt sah, verstand es M. meisterhaft, ohne die Treue gegen den Grossherzog auch nur einen Augenblick zu verletzen, sich mit den revolutionären Machthabern so zu stellen, wie es die Interessen der Stadt und ihrer Bewohner verlangten. Der aus der Bürgerschaft hervorgegangenen Bürgerwehr gehörte er nicht nur als Mitglied an, sondern er trat auch in dem Kampfe, den sie in der Nacht vom 13./14. Mai bei der Vertheidigung des Zeughauses zu bestehen hatte, ebenso wie später in ihren verschiedenen Conflicten mit der provisorischen Regierung mit der grössten Entschiedenheit auf, um ihr die Erfüllung ihrer Verpflichtungen möglich zu machen und sie in der Geltendmachung der ihr durch ein Gesetz von 1848 eingeräumten Rechte zu schützen. Nach Niederwerfung des Aufstandes war M. der erste, der — nicht ohne Gefahr für Freiheit und Leben — dem Prinzen von Preussen entgegeneilte, um dessen von der Karlsruher Bürgerschaft wohl verdiente Berücksichtigung ihrer eigenartigen Lage zu erwirken. Sein Schritt war von Erfolg begleitet, der Prinz bewies ihm und der Stadt alsbald die wohlwollendste Gesinnung, die auch der Grossherzog Leopold nach seiner Rückkehr an den Tag legte. Wie er den Radikalen mit ruhiger Entschiedenheit entgegengetreten war, so machte M. nunmehr auch der mit grosser Schärfe auftretenden Reaktion gegenüber seinen Einfluss geltend und vermittelte mit gutem Ergebniss zwischen Behörden und Bürgern im wohlverstandenen Interesse der Gesammtheit. Nach jedem Ablauf seiner Wahlperiode von neuem zum Oberbürgermeister gewählt, hatte er dieses Amt bis zum Jahre 1870 inne, in welchem er freiwillig zurücktrat. Das hohe Vertrauen, welches ihm Grossherzog Friedrich und dessen Regierung entgegenbrachte, fand seinen Ausdruck u. a. in seiner Ernennung zum Mitglied der Ersten Kammer des Landtags, welcher er von 1869 bis 1878 angehörte. Niemand hätte dem hochgewachsenen, stattlichen Manne mit den klugen und ernsten Gesichtszügen, der sich in dem vornehmen und gelehrten Kreise seiner neuen Kollegen mit grösster Sicherheit bewegte, angesehen, aus welch bescheidenen Anfängen er sich zu Ansehen und Wohlstand emporgearbeitet hatte. Seine Leitung der städtischen Verwaltung zeichnete sich durch eine in den wirthschaftlichen Verhältnissen jener Zeit sehr wohl begründete Sparsamkeit aus. Dass sie nicht aus Mangel an Um- und Voraussicht, noch aus Engherzigkeit entsprang, beweist der Umstand, dass aus der Zeit seiner Verwaltung drei sehr wohl rentirende und für die Stadt bedeutsame Unternehmungen herrühren, die Erbauung einer Eisenbahn an den Rhein nach Maxau, die Herstellung des Wasserwerkes und die Uebernahme des Gaswerkes durch die Stadt. Der Ertrag dieser Unternehmungen ist, ganz abgesehen von ihrem unmittelbaren Werth für die wirthschaftlichen Verhältnisse Karlsruhes, so erheblich, dass wesentlich die aus ihnen erzielten Einnahmen die Ursache des immer noch im Vergleich zu anderen Städten sehr niedrigen Umlagefusses der badischen Haupt- und Residenzstadt bilden. Nach seinem Rücktritt von der Stelle des Oberbürgermeisters gehörte M. noch einige Zeit dem Bürgerausschusse an, aber bald zog er sich völlig in das Privatleben zurück. An den Geschäften der Druckerei nahm er bis in seine letzten Lebensjahre noch eifrigen und sachkundigen Antheil. Er starb im 88. Lebensjahre am 12. Dezember 1896. Durch seine selbstlose und erfolgreiche Thätigkeit hat er dafür gesorgt, dass, wie er die Verehrung seiner Mitbürger genoss, sein Andenken

in Segen fortleben wird auch bei den kommenden Geschlechtern seiner Vaterstadt.

F. v. Weech.

Roos, Johannes Christian, Erzbischof von Freiburg, wurde als Sohn eines Winzers in Kamp am Rhein am 28. April 1828 geboren. Er machte seine Studien am Progymnasium zu Boppard, an den Gymnasien zu Weilburg und Hadamar und an den Universitäten München und Bonn. Am 22. August 1853 zum Priester geweiht, wirkte er in den nächsten Jahren in der Seelsorge als Kaplan an der Deutschordenskirche zu Sachsenhausen bei Frankfurt a. M., zu Ransel und Oberlahnstein und als Pfarrverwalter in Hochheim. Im Jahre 1860 berief ihn Bischof Blum von Limburg zu seinem Sekretär und ernannte ihn 1862 zum Domvikar und Sekretär des Ordinariats. Von 1864 an wirkte R. als Professor der Moral und der Pastoraltheologie, als Subregens und später als Regens am Priesterseminar zu Limburg. 1869 wurde er zum Domcapitular erwählt und zum Stadtpfarrer von Limburg ernannt. In allen diesen Stellungen, in denen er sich reiche Kenntnisse auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens erwarb, gewann er auch die Hochachtung und Zuneigung der weitesten Kreise der Diöcese Limburg. Als nach dem Ableben des Bischofs Peter Josef Blum am 19. Februar 1885 die Wahl zu dessen Nachfolger auf R. fiel, herrschte darüber bei den Angehörigen dieser Diöcese die grösste Befriedigung. Auch mit der Regierung, insbesondere dem Oberpräsidenten der Provinz Hessen-Nassau, Graf Botho zu Eulenburg, verstand R. durch sein conciliantes Wesen sich in gute Beziehungen zu stellen. Er fühlte sich in der neuen hohen Stellung in der ihm so lieb gewordenen Diöcese sehr glücklich und war daher nicht geneigt, die nach kaum einjähriger Wirksamkeit als Bischof von Limburg auf ihn gefallene Wahl zum Erzbischof von Freiburg anzunehmen. Seit längerer Zeit leidend, erhielt er die Nachricht seiner Erhebung, als er auf der Reise nach Karlsbad im Pfarrhause zu Frankfurt weilte. Nur das Machtwort des Papstes Leo XIII. vermochte die mancherlei Bedenken zu beseitigen, die er gegen die Annahme der Wahl hegte. Am 21. September 1886 wurde er durch Bischof Haffner von Mainz, seinen Studienfreund, im Münster zu Freiburg inthronisirt. Es erwartete ihn in dem neuen Amte eine schwierige Aufgabe. Wie der Staatsminister Nokk bei dem Festmahle, das seiner Inthronisation folgte, es ausdrückte, auserkoren, »unter dem Schutze des Landesherrn das Werk des friedlichen Ausgleichs weiterzuführen und zu arbeiten an der Verbreitung religiöser Bildung« fand er in der Gesetzgebung des Landes und in der Praxis der Regierung eine Reihe von Hindernissen, um in seinem Sinne dieser Aufgabe gerecht zu werden. Nach Lage der Verhältnisse konnten die Forderungen, die der neue Erzbischof am 12. April 1887 an die Regierung stellte (Rückgabe der freien bischöflichen Jurisdiction, der kirchlichen Heranbildung der Geistlichen, der kirchengesetzmässigen Besetzung der zur Ausübung der kirchlichen Jurisdiction erforderlichen Stellen, Freiheit der Niederlassung der religiösen Vereine, Ausübung des Berufes derselben in der Seelsorge und Freiheit des Unterrichts für deren Mitglieder) keine Aussicht auf Erfüllung durch die Regierung haben; dagegen erreichte er, dass die Knabenseminare und das theologische Convict in Freiburg wieder eröffnet werden konnten, dass die von der mehrjährigen Sedisvakanz herrührenden Sperrgelder zur Dotierung der Münsterpfarrei und Aufbesserung der Münsterfabrik herausbezahlt wurden und dass wieder Volksmissionen durch Ordens-

priester abgehalten werden durften. Für das kirchliche Leben der Diöcese Freiburg war von Bedeutung die Einführung eines neuen Gesangbuches (»Magnificat«) und eines neuen Rituals. An diesen beiden Werken hatte man im Ordinariat zu Freiburg seit langer Zeit gearbeitet. Da durch sie die letzten Ueberbleibsel der Wessenbergischen Richtung, insbesondere auch ein ausgedehnterer Gebrauch der deutschen Sprache im Gottesdienst beseitigt wurden, konnten sie sich nicht allgemeinen Beifalles erfreuen. Doch wurde, wie es dem Wesen des Erzbischofs entsprach, bei ihrer Einführung mit schonender Hand vorgegangen, so dass sich nirgend ein störender Widerstand erhob. Dem Ansinnen, dem oppositionellen Auftreten des Klerus auf politischem Gebiet sich entgegenzustellen oder seinen Einfluss in politischen Angelegenheiten, z. B. bei der Frage des Septennates, zu Gunsten des Regierungsstandpunktes einzusetzen, entsprach Erzbischof R. nicht; um so mehr wurde ihm die Auszeichnung des geistlichen Führers der badischen Centrumspartei, des Pfarrers Wacker, bei Anlass seines 25. Priesterjubiläums verübelt. Fast unausgesetzt leidend, seit er den erzbischöflichen Stuhl von Freiburg bestiegen, konnte er nur während kurzer Zeit die bischöflichen Functionen, die ihn mit dem Lande in nähere Beziehungen brachten (Firmungen, Kircheneinweihungen) ausüben und sein Gesundheitszustand, der die Einsetzung eines Weihbischofs nöthig machte, war auch sonst seiner Wirksamkeit ungünstig, indem er ihn mehr isolirte, als im Interesse der vielfachen und vielseitigen Beziehungen zu den Angelegenheiten der Diöcese vortheilhaft war, und seine Entscheidungen von dem übermächtigen Einflusse von Personen abhängig machte, die eine weniger irenische Tendenz verfolgten, als sie bei Erzbischof R. persönlich vorausgesetzt werden durfte. Der kirchlichen Kunst brachte er Verständniss und Interesse entgegen, wie die Berufung des bekannten Architecten Meckel zum Direktor des kirchlichen Bauwesens der Diöcese Freiburg und der Erlass einer Verordnung zum Schutze und zur Erhaltung der kirchlichen Kunstdenkmäler beweist. Im persönlichen Verkehr freundlich nnd leutselig genoss Erzbischof R. die Liebe und Verehrung seiner Diöcesanen und anderer Personen, die mit ihm in Berührung traten. Im Sommer 1896 nahm sein chronisches Leiden nach einer scheinbar erfolgreichen Kur im Jordansbad einen akuten Charakter an. Er starb am 22. Oktober und am 27. wurde seine Leiche im Freiburger Münster beigesetzt.

Dengler, Georg, geistlicher Rat und Domvikar, geboren am 31. December 1839 in München als der Sohn eines Hartschiers der Leibgarde. Nachdem er die Lateinschule in Regensburg durchgemacht, kam er an das Gymnasium in Metten. Da er den Wunsch hatte, Priester zu werden, so widmete er sich am Lyceum in Regensburg dem Studium der Philosophie und der Theologie, 1861 erhielt er die Subdiakonats-, 1862 die Diakonatsweihe. Als der Bischof 1862 zur Feier der Kanonisation der japanesischen Martyrer nach Rom reiste, nahm er D. als Begleiter mit sich in der Absicht, ihn in der ewigen Stadt zum Priester weihen zu lassen. Diese für den jungen Mann so ehrende Romfahrt wirkte mächtig auf ihn. Damals gab es noch keine Brennerbahn. Die Reise, welche der Erzbischof von München und die Bischöfe von Regensburg, Würzburg, Speyer und Strassburg gemeinsam machten, ging von München über Speyer, Strassburg, Dijon, Lyon nach Marseille, von dort über das Meer nach Civitavecchia und dann per Bahn nach Rom. Am 25. Mai 1862 ward D. von Kardinal Karl August Graf von Reisach zum

Priester geweiht. Der heitere und kunstverständige junge Priester war voll des Glückes und benützte die Zeit seines Aufenthaltes in der ewigen Stadt, um durch den Besuch der Kirchen und der zahlreichen Sammlungen seinen Kunstgeschmack und sein Kunstverständnis zu bilden. Wieder nach Regensburg zurückgekehrt, wurde er als Hilfspriester nach Kehlheim angewiesen, aber schon nach sechs Wochen, am 13. September, als Cooperator nach Deggendorf versetzt. Daselbst verblieb er nur ein Jahr; denn am 25. November 1863 wurde er als Kanzlist an der bischöflichen Curie und Provisor des St. Sebaldus-Benefiziums an die Domkirche nach Regensburg berufen, da ihm der Bischof zur weiteren Ausbildung und zur Verwertung seiner Kunstkenntnisse Gelegenheit bieten wollte. Am 1. Juni 1868 erfolgte seine Ernennung zum Domvikar und dann zum bischöflichen Zeremoniar, der den Oberhirten auf seinen Pastoralreisen durch die Diözese zu begleiten hatte. Sein Geschick bekundete sich in hervorragender Weise bei der grossen neunhundertjährigen Jubiläumsfeier des heiligen Wolfgang 1894, weshalb er nach dem Schlusse derselben am 31. Oktober durch die Verleihung des Titels eines Bischöflichen geistlichen Rates ausgezeichnet wurde. Mit Beginn des Jahres 1896 wurde er zum frequentierenden Mitgliede des Ordinariates ernannt, konnte aber dieser neuen Stellung nur wenige Wochen sich erfreuen, da das Leiden, welches ihm den Tod brachte, sich geltend zu machen begann. In der ersten Woche nach Ostern begab er sich nach Jordansbad, um dort Heilung zu suchen, kam aber nach kurzer Zeit völlig erschöpft wieder zurück und ward am 8. Juni 1896 plötzlich vom Tode ereilt. — Man hat D. bei seinen Lebzeiten und dann nach seinem Ableben gerne als »Diözesanarchitekten« bezeichnet. Er fertigte Zeichnungen und Pläne ohne Zahl für Kirchenbauten, Kirchenrestaurationen, Kircheneinrichtungsgegenständen, vom kunstvollsten Hochaltare bis zum einfachen Messpulte, und für Paramente, aber auch Pläne für Profanbauten und gab zu zahllosen Bauten und Restaurationen Anregung und Rat. Die Restaurationen der Kirchen von St. Jakob, St. Leonhard, St. Ägidius, St. Blasius, St. Klara, von der St. Wolfgangskrypta in St. Emmeram und der St. Erhardskrypta bei Niedermünster in Regensburg wurde nach seinen Plänen und Angaben durchgeführt. — Die neuen Kirchen in Wunsiedel, Arzberg, Selb und Redwitz sind seine Schöpfungen. Die Erweiterung und innere Ausschmückung der Stadtpfarrkirche in Kehlheim vollzog sich nach seinen Plänen und unter seiner Leitung, weshalb ihn die Stadtgemeinde zu ihrem Ehrenbürger ernannte. Ein nach D.'s Angaben gefertigter Altar wurde als Geschenk der Diözese Regensburg Leo XIII. zum fünfzigjährigen Bischofsjubiläum 1893 überreicht, so dass auch der Vatikan in Rom ein Monument der künstlerischen Thätigkeit D.'s aufzuweisen hat. Der Altar wird, wie wir wissen, vom hl. Vater fleissig benützt. — Als vor zwei Dezennien die Gebäude der herrlichen Benediktinerabtei Reichenbach im Regenthale auf Abbruch versteigert werden sollten, war es D., welcher das Kloster rettete. Er erwarb die Gebäulichkeiten auf seine eigenen Kosten, restaurierte sie mit grossem Verständnisse unter vielen persönlichen Opfern und übergab sie dann einem entstehenden Missionsseminare. Gegenwärtig befindet sich das Kloster in gutem Zustande und bietet Kranken und Leidenden eine sehr empfehlenswerte Heil- und Pflege-Anstalt unter der Leitung der barmherzigen Brüder. Auch das St. Erhardihaus in Regensburg ist grösstenteils D.'s Werk und Schöpfung. In diesen Räumen hat D. viel verkehrt. Wenn er des abends müde war von seinen Arbeiten, dann lenkte er seine Schritte hin, um den Gesellenvereins-

mitgliedern Zeichnungsunterricht zu erteilen. 32 Jahre lang war er Vizepräses des Gesellenvereines und bei allen Veranstaltungen die leitende Seele, namentlich auch bei theatralischen Vorstellungen. Um stets entsprechende Stücke für solche Vorstellungen zu haben, gab er selbst eine »Theaterbibliothek« heraus. Auch auf stylgerechte Ausführung mancher Privatbauten in Regensburg übte D. günstigen Einfluss aus. Als es sich darum handelte, ein neues Postgebäude gegenüber dem Dom aufzuführen, da trat er erfolgreich für die Idee ein, bei dieser Gelegenheit einen freieren Blick auf die herrliche Südseite des Domes zu schaffen. Jahrelang stand D. in Beziehung zum oberpfälzer historischen Verein. Seit 1873 leitete D. auch die Zeitschrift: »Der Kirchenschmuck«. Wesentliche Verdienste erwarb er sich um die Vertretung der Regensburger Künstler und Meister auf der Nürnberger Kunstgewerbeausstellung von 1896. Die schöne romanische Kapelle in der Oberpfälzer Abteilung, welche sich ungeteilten Beifalls erfreute, war eine Verkörperung seiner Ideen.

Nach einem Sep.-Abd.

Dr. Kagerer.

Clausz, Heinrich Wilhelm August, wurde am 1. August 1830 zu Thune im Herzogthume Braunschweig als Sohn des Gutsbesitzers Joh. Heinr. Clausz und seiner Gattin Auguste Luise, geb. Meyer, geboren. Er besuchte bis Ostern 1847 das Realgymnasium zu Braunschweig und, nachdem er in der Zwischenzeit practisch gearbeitet hatte, von 1848 bis 1850 das Collegium Carolinum daselbst, um sich dem Maschinenbaufach zu widmen. Nachdem er dann einen practischen Cursus in den herzoglichen Eisenbahnwerkstätten durchgemacht und bei dem Civilingenieur Wildhagen in Nordhausen, sowie in der G. Egestorffschen Maschinenfabrik zu Linden bei Hannover als Maschinenconstructeur und Werkmeister gearbeitet hatte, wurde er zum 1. Juli 1858 als Maschineningenieur bei der Braunschweigischen Staatsbahn, bei der er schon einige Zeit vorher beschäftigt gewesen war, fest angestellt. Am 1. Januar 1871 wurde er zum Oberingenieur befördert und ihm die Oberleitung des gesammten Werkstättenwesens übertragen. Nach dem Uebergange der Braunschweigischen Eisenbahnen an den preussischen Staat (1. April 1885) war er kurze Zeit Referent für die maschinentechnische Abtheilung in der vorübergehend in Braunschweig eingesetzten königl. Eisenbahndirection, bis er am 1. Jan. 1886 die Direction der neu eingerichteten Braunschweigischen Landeseisenbahngesellschaft übernahm, die er bald allein und bis zu seinem Tode erfolgreich führte. 1887 war ihm der Titel eines herzoglichen Bahndirectors verliehen. Nach kurzem Unwohlsein (Influenza) starb er in voller Rüstigkeit am 26. März 1896 an einem Herzschlage. Seit dem 25. Sept. 1856 war er mit Emma Bosse, der Tochter des Kaserneninspectors Bosse in Braunschweig, verheirathet. — C.'s von Fachmännern geschätzte Verdienste um das Eisenbahnwesen bestehen hauptsächlich in Verbesserungen im Wagen- und Signalbau. Auf seine Veranlassung und mit seinen Mitteln wurde 1871 in Braunschweig eine Eisenbahnsignalbauanstalt errichtet, von der er sich aber schon nach einem Jahre wieder zurückziehen musste, da die Leitung eines solchen Werkes, das der Eisenbahn Arbeiten lieferte, die er dann abnehmen musste, sich mit seiner dienstlichen Stellung nicht vertrug. Er verkaufte die Anstalt, die im folgenden Jahre dann Max Jüdel erwarb, unter dem sie bald einen Weltruf errang. C. bewahrte jedoch diesen Fragen ein grosses Interesse,

wie seine Schrift über »Weichenthürme und verwandte Sicherheitsvorrichtungen auf Staatsbahnen« (1878) beweist. Er schrieb ferner schon in Hannover für das von Heusinger und Waldegg herausgegebene Werk über das Eisenbahnwesen das Capitel »Locomotivbau«, später »über die Anlage, Ausrüstung und Betrieb von normalspurigen Secundärbahnen« (1877) und zahlreiche Aufsätze in Fachzeitschriften. Daneben war C. auch auf anderen Gebieten thätig. In Gemeinschaft mit Baurath Tappe erbaute er 1865 das erste städtische Wasserwerk in Braunschweig, über das er auch (Hannover 1869) eine Schrift veröffentlichte. Gasanstalten oder Wasserwerke sind von ihm in Nordhausen, Osterode a. H., Schöningen, Wolfenbüttel, Seesen, Holzminden u. s. w. erbaut worden. Zuletzt entfaltete C., der als fleissiger Mitarbeiter des Braunschweiger Tageblatts über 30 Jahre lang mit Ernst und Humor allerlei Tagesfragen behandelte, auch eine eifrige gemeinnützige Thätigkeit, indem er vor allem für die Verschönerung, die Hebung des Fremdenverkehrs, die Besserung der Verkehrs- und Gesundheitsverhältnisse der Stadt Braunschweig mit Entschiedenheit eintrat. Seine Freunde rühmen seine kameradschaftliche Gesinnung und seine muntere Unterhaltungsgabe.

Vergl. A. Schneider in der Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen, 36. Jahrg. No. 58 S. 513 f. — L. Mitgauim Monatsblatt f. öffentl. Gesundheitspflege. 19. Jahrg. No. 8.

P. Zimmermann.

Fischer, Karl Christian Julius Oscar, wurde am 30. August 1840 zu Schleswig als Sohn des Schauspielers und Sängers Karl Friedr. Fischer geboren. Auch seine Mutter Therese Luise Auguste, geb. Schmidt, war Schauspielerin, so dass es nicht zu verwundern ist, wenn Anlage und Neigung für das Theater auf den Sohn übergingen. Dennoch ward er von den Eltern für eine andere Laufbahn bestimmt. Er besuchte in Posen, wo der Vater am Stadttheater als Bassist angestellt war, das Gymnasium und war dann über ein Jahr lang Lehrling in einer Apotheke. Aber lange hielt es ihn hier nicht; er machte sich heimlich davon, um einer fahrenden Schauspielergesellschaft sich anzuschliessen. In dieser trat er zuerst in Zörbig und Mücheln in Heldenrollen auf. Der Director einer anderen Truppe, zu der er in Schleusingen stiess, erkannte zuerst seine Anlage als Komiker. Da er bald des Umherziehens müde sich nach fest geregelten Verhältnissen sehnte, so nahm er 1859 am Hoftheater zu Meiningen mit einem geringen Rollenfache fürlieb. Nachdem er dann in Cannstatt, 1860 am Wallnertheater in Berlin, 1861 am Hoftheater zu Altenburg Beschäftigung gefunden hatte, kam er im folgenden Jahre mit einer Empfehlung des Prinzen Moritz von Altenburg nach Braunschweig, wo er am 25. Juli 1862 als »Lerchenschlag« im »Sächsischen Dorfschulmeister« seine erste Gastrolle gab und als neu engagirtes Mitglied zuerst am 10. Aug. als »Kilian« im »Freischütz« auftrat. Da zu derselben Zeit der Komiker Karl Fischer aus Graz am Hoftheater angestellt war, so wurde O. F. die ersten Jahre (— Juli 1865) zum Unterschiede von ihm Herr Oscar genannt. Anfangs wurde F. auch in kleinen Spielopern beschäftigt, doch erschwerte ihm später ein Gehörleiden allmählich diese Thätigkeit; sein Hauptfach war und blieb das des Komikers. Als solcher gelang es ihm, sich die Gunst des Braunschweigischen Publicums, dessen ausgesprochener Liebling er bald wurde, in ungewöhnlichem Maasse zu erringen. Schon am 19. December 1863, wo er sich mit Alwine Friederike Römer, einer Enkelin des Consistorialraths Jac. Ludw. Römer, verheirathete, gründete er sich in Braun-

schweig ein eigenes Hauswesen. Er kam bald in umfangreichen geselligen Verkehr und war in Vereinen wie in Privatkreisen ein stets freudig begrüsster Gesellschafter, der durch seinen unverwüstlichen, mitunter derben, aber nie verletzenden Humor überall, wo er erschien, die grösste Heiterkeit hervorrief. So wurde ihm die Stadt Braunschweig, wo er in seinem öffentlichen Auftreten als Komiker den Localton stets auf das glücklichste zu treffen wusste, zur zweiten Heimath, mit der er, eine stadtbekannte und beliebte Persönlichkeit, auf das innigste verwuchs. Daher blieb er auch, als ein sehr günstiges Anerbieten vom Wallnertheater in Berlin an ihn erging, der alten Wirkensstätte treu. Mit grossen Ehren und gewaltigem Beifall feierte er am 27. Mai 1887 als »August Schultze« in Wilkens »Ehrliche Arbeit« sein 25jähriges Jubiläum am Hoftheater und allgemein war das Bedauern, als eine starke Verschlimmerung seines Ohrleidens ihn zwang, der Bühne zu entsagen. Er verabschiedete sich hier am 29. Mai 1890 als »Valentin Holzwurm« in Raimunds »Verschwender«. Er blieb in Braunschweig wohnen und gab auch in der Folge noch bei öffentlichen Veranstaltungen humoristische Vorträge und Darstellungen zum besten. So wollte er in dem Dorfe Lauingen in einem Concerte mitwirken, als er auf der Fahrt dahin dicht hinter Königslutter von einem Gehirnschlage getroffen wurde, der am Mittag des folgenden Tages (7. April 1896) seinen Tod herbeiführte. Er wurde auf dem Centralfriedhofe zu Braunschweig bestattet, wo jetzt seine zahlreichen Verehrer ihm ein Grabdenkmal zu errichten gedenken.

P. Zimmermann.

Fischer-Achten, Caroline, wurde am 29. Januar 1806 in Wien geboren. Ihr Vater Anton Achten war Hauptmann gewesen und hatte eine bescheidene Anstellung bei der Armee-Intendantur erhalten, die ihn zum Nachtheil der Erziehung der Kinder zu häufigem Wohnungswechsel zwang. Er war musikalisch und wurde der erste Lehrmeister der Tochter, die früh eine prächtige Stimme zeigte. Auch die Mutter Judith Achten stammte aus guter gebildeter Familie. Als Solistin in einem Kirchenchore erregte Karoline in Stockerau die Aufmerksamkeit wohlhabender Kunstfreunde (der Familie Firlinger), die sich ihrer in liebenswürdigster Weise annahmen und sie in Wien durch Cicimara und Röckl für die Bühnenlaufbahn ausbilden liessen, worauf ihr dann auch noch Frau Lang, die Schwägerin Mozarts, aus freien Stücken in Bewunderung ihrer Kunst Unterricht ertheilte. Nach nicht ganz halbjährigem eisernem Studium trat sie zuerst am 9. Dec. 1827 als »Rosa« im »Blinden Harfner« auf, und zwar mit durchschlagendem Erfolge. Sie wurde sogleich an der Wiener Hofoper engagirt, wo sie etwa 5 Jahre verblieb. In dieser Zeit vermählte sie sich im Jahre 1830 mit dem Bassisten Friedr. Fischer, dem Sohne eines Forstbeamten zu Pressburg; es kostete sie viel Anstrengung bei ihren Eltern, die streng katholisch waren, die Heirath durchzusetzen. Denn Fischer war Protestant, ja er hatte einige Zeit Theologie studirt und nur wegen seiner schönen Stimme und der Liebe zu Karoline A. den Künstlerberuf ergriffen. Im folgenden Jahre fand Karoline F.-A. auf einer Kunstreise durch Ungarn und Deutschland begeisterte Aufnahme und 1832 eine Anstellung in Frankfurt a. M., von wo sie 1836 ein lebenslängliches Engagement an das Hoftheater zu Braunschweig zog. Ihre Antrittsrolle war hier am 27. Juli 1836 die »Alice« in »Robert dem Teufel«, der »Bertram« zugleich die ihres Mannes. Funfzehn Jahre hindurch war Frau F.-A. die Zierde der Braunschweiger Oper. Ihr Repertoire umfasste bei dem bewunderungswürdigen Um-

fange ihrer Stimme sowohl das eigentliche Koloraturfach, wie auch das Gebiet der dramatischen Sängerin. Die Kraft und bezaubernd weiche Klangfarbe ihres Organs, die Natürlichkeit und Anmuth ihres Spiels und die Schönheit ihrer Erscheinung bildeten damals das allgemeine Entzücken und stehen bei den alten Theaterbesuchern Braunschweigs noch jetzt in lebendigster Erinnerung; auch auswärts stand ihre Kunst in höchster Achtung; in österreichischen Blättern wurde sie als »die grösste Mozartsängerin« gepriesen. Dabei erfreute sie sich im Leben bei allen, die ihr näher traten, durch ihr edles bescheidenes Wesen und ihren selbstlosen Charakter der grössten Hochachtung. Sie wurde im Jahre 1851, wo sie als letzte Rolle am 23. Mai die »Alice« in »Robert dem Teufel« gab, pensionirt, und auch der Contract mit ihrem Gatten wurde im folgenden Jahre nicht erneuert. Zum letzten Male aufgetreten ist Frau F.-A. in Braunschweig am 23. April 1853 als »Susanne« in »Figaros Hochzeit«, wo sie von dem begeisterten Publicum ergreifenden Abschied nahm. Das Ehepaar zog sich nun nach Graz zurück und bewohnte hier in herrlicher Lage ein Landhaus, das sich die Gatten von ihren Ersparnissen gekauft hatten. Eine Feuersbrunst brachte ihnen einen beträchtlichen Vermögensverlust. Nach dem Tode ihres Mannes († 10. April 1871) verkaufte die Wittwe ihr Besitzthum, und es lebte nun meistens ihr ältester Sohn Louis bei ihr, der Tenorist in Stockholm gewesen und unverheirathet war, bis auch dieser ihr 1890 entrissen wurde. In hohes Alter hinein erfreute sie sich körperlicher und geistiger Rüstigkeit, bis ein unglücklicher Fall ihr die Kräfte nahm; am 13. September 1896 ist sie in Friedensheim bei Graz nach schwerer Krankheit gestorben. Unter den drei Söhnen ist die Anlage der Mutter besonders auf Emil übergegangen, der als Bassist an der grossen Oper zu Neu York in hohem Ansehen steht. Von den Brüdern, die namentlich die Schwester hat erziehen lassen, ist Joseph Achten, der Maler war, bevor er einem höchst willkommenen Rufe als Professor an die Academie in Graz Folge leisten konnte, am 10. Nov. 1867 in Meran gestorben. Die Jugendgeschichte von Karoline A. ist von Fräulein Julie Dedekind, der auch viele der obigen Angaben verdankt werden, in der »Achten-Lini« (Braunschweig, 1890) in anmuthiger Weise novellistisch bearbeitet worden.

P. Zimmermann.

Ornstein, Bernhard, wurde am 2. Mai 1809 zu Schöningen als Sohn des israelitischen Handelsmanns Bernh. Ornstein und seiner Ehefrau Rebecca, geb. Meier, geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Helmstedt, von dem er im Mai 1829 auf das Collegium Carolinum in Braunschweig überging. Dann bezog er, um Medicin zu studiren, die Universität Berlin, darauf die zu Erlangen und zuletzt die zu Giessen, an der er am 26. Sept. 1833 zum Doctor der Medicin promovirte. Kurze Zeit darauf wandte er sich nach Griechenland, wo er im neugebildeten national-griechischen Heere als einer der ersten Militärärzte Anstellung fand. Er weilte zehn Jahre in Lamia, dann als Vorstand des Spitals in der Festung Nauplia bis zum Jahre 1862. Als zu dieser Zeit hier ein Militäraufstand ausbrach, blieb er dem Könige Otto treu und stellte sich ihm in Athen zur Verfügung. Er wurde deshalb, als der König das Land verlassen hatte, seines Amtes entsetzt und nach Leonidi, einem kleinen Flecken des Peloponnes, verbannt. König Georg rief ihn zwar 1863 sogleich wieder zurück und ernannte ihn zum Chef des Sanitätswesens. Da aber die Kammer diese Stelle aus Geldmangel strich, so blieb O. vorläufig zur Disposition gestellt. Als dann 1866 die Cholera das Land bedrohte, be-

rief man ihn an die Spitze der Choleracommission mit dem Sitze auf Delos, und Dank seinen zweckmässigen Vorkehrungen glückte es, das Eindringen der Seuche in Griechenland zu verhindern. Aus eigenem Antriebe ordnete O. im folgenden Jahre das Sanitätswesen der Kreter in ihrem Kampfe gegen die Türken. Als er von dort zurückkehrte, bewilligte seinetwegen die Kammer die Stelle eines Generalarztes des griechischen Heeres, die er noch 15 Jahre lang inne hatte. Dann trat er in den Ruhestand, um vor Allem noch seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu leben. Er war als Schriftsteller sehr thätig und beherrschte mit gleicher Gewandtheit die deutsche, französische und griechische Sprache. Neben medicinischen Arbeiten verfasste er, durch die Bekanntschaft mit Virchow angeregt, auch solche auf anthropologischem und ethnologischem Gebiete, die grosse Anerkennung fanden. Er war Mitglied und Ehrenmitglied zahlreicher wissenschaftlicher Körperschaften in den verschiedensten Ländern Europas. Mit seiner deutschen Heimath blieb er in beständiger Verbindung; er hat die wissenschaftlichen Beziehungen zwischen ihr und seinem neuen Vaterlande mit Erfolg zu fördern gesucht; er liess u. a. im Globus, im Ausland, im Archiv für Anthropologie und in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft Aufsätze erscheinen. Noch im Sommer 1895 war er zur 150jährigen Jubelfeier des Collegium Carolinum (jetzt technischen Hochschule Carolo-Wilhelmina) nach Braunschweig geeilt und hier als ältester lebender Schüler der Anstalt besonders gefeiert. Nicht lange nach seiner Rückkehr ist er am 26. Febr. 1886 zu Athen verstorben. — O. hatte sich am 18. Febr. 1844 mit Wilhelmine Gladen, einer geborenen Braunschweigerin, in Athen verheirathet, nachdem er sich vorher der lutherischen Kirche angeschlossen hatte, und hinterlässt ausser seiner Wittwe drei Söhne, von denen einer Arzt in Chios, der andere in Mersine und der dritte Kaufmann in Gardelegen ist, während seine beiden Töchter die eine in Bukarest, die andere in London verheirathet sind.

Vergl. R. Andree im Globus. Bd. 69 (1896) S. 215.

P. Zimmermann.

Schmelzkopf, Heinrich Robert Eduard, wurde am 23. Juni 1814 als ältester Sohn des Pastors Ferdinand Karl Phil. Schmelzkopf († 9. Febr. 1869) zu Saalsdorf im Herzogthume Braunschweig geboren. Den ersten Unterricht ertheilten ihm seine Eltern; besonders dankbar erinnerte er sich stets seiner Mutter Dorothee, geb. Fricke, († 11. Febr. 1845). Im Jahre 1827 kam er auf das Gymnasium zu Helmstedt, das er Ostern 1834 mit einem vorzüglichen Zeugnisse verliess, um in Göttingen Theologie und Philologie zu studiren. Bald wandte er sich ganz der Alterthumskunde zu; er schloss sich besonders an Karl Otfried Müller an. Da sein von Natur schwächlicher Körper durch anhaltendes Studiren erschöpft war, musste er längere Zeit in der Heimath seiner Gesundheit leben. Darauf begab er sich für einen Winter (1837/38) zu Gottfr. Hermann nach Leipzig. Er wurde dann Hauslehrer in der Familie des Amtsassessors Lueder in Moringen und unterrichtete den Winter 1839 auf 40 als Probecandidat zu Braunschweig. Die schriftlichen Arbeiten, die er zur Staatsprüfung eingereicht hatte, waren ausgezeichnet, doch zum mündlichen Examen blieb er aus. Er verzichtete auf jede Anstellung und führte seitdem »das unstäte Leben eines fahrenden Scholaren, eines mittelalterlichen Vaganten«. Ihn beseelte ein unbändiges Freiheitsgefühl, das keinerlei Zwang sich unterwerfen wollte; seine erstaunliche Bedürfnisslosigkeit gestattete ihm völlige Ungebundenheit des Lebens. Er verweilte an den verschiedensten

Orten, studirte in Leipzig und Berlin Medicin, war dann 1846 wieder in Braunschweig, wo er die Erfahrungen, die er als sein eigener Arzt an seinem schwächlichen, durch planmässige Uebungen und feste Lebensweise gekräftigten Körper gemacht hatte, in dem Volksbuche: »Over de kunst jesunt te sin« veröffentlichte und später in der tollen Zeit von 1848 als Redner und Schriftsteller eine grosse Rolle spielte. Die Erfolglosigkeit der damaligen Bestrebungen machte auf ihn einen erschütternden Eindruck, doch hat er den Standpunkt von 1848 als grossdeutscher Idealist sein Leben hindurch beharrlich fest gehalten. Er ging wieder auf Reisen und weilte neun Jahre in Meklenburg, wo er eine Erziehungsanstalt gründen wollte und sich ohne Erfolg in der Landwirthschaft versuchte. Um den Anfang d. J. 1857 schloss er mit Aug. Müller, der Tochter des Gutsbesitzers Rud. Müller in Brandenbaum bei Lübeck, eine unglückliche Ehe, die nach etwas über Jahresfrist wieder getrennt wurde. Eine glückliche Zeit verlebte er in Zürich (1867—74), auch in Rom, wo er viel in Künstlerkreisen verkehrte. Mit Vorliebe beschäftigte er sich mit der Erziehung schwach begabter oder körperlich zurückgebliebener Kinder, die sehr an ihm hingen. Er gewann dadurch Beziehungen zu dankbaren Eltern in den verschiedensten Ländern, die ihm auf seinen Reisen oft zu gute kamen. Denn sehr lange litt es ihn nirgends. So machte er durch Italien, Skandinavien und Grossbritannien ausgedehnte Wanderungen. Vorübergehend hielt er sich zwischendurch wieder in Braunschweig auf, bis das Alter ihn überwand und er die letzten Jahre still und zurückgezogen bei Verwandten in Bevern verbrachte, wo er nach langem schmerzvollem Krankenlager am 18. Mai 1896 einem Schlagflusse erlag. — Sch. war ein Mann von bedeutenden Anlagen, der als Philolog Hervorragendes hätte leisten können, wenn er sich selbst zu sammeln und im Zaume zu halten verstanden hätte. Er besass ein umfassendes Wissen und eine gute Darstellungsgabe und beschäftigte sich unablässig mit Plänen und Arbeiten auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft, Kunst, Technik und Gewerbe, stets originell, aber fast niemals mit einem wirklichen, bleibenden Ergebniss. Er verfasste in vollendeter Form griechische und lateinische Oden und Epigramme (Nuces amarae. Br, 1846). Am meisten werden sein Gedächtniss seine plattdeutschen Gedichte erhalten (»Scheppenstiddesche Streiche« und »Immen«), denen ein berufener Kenner, wie Klaus Groth, volle Anerkennung zollte, die aber dennoch eine grössere Verbreitung niemals fanden. Sein litterarischer Nachlass ist sehr umfassend — er schrieb und dichtete bis in hohes Alter hinauf — und testamentarisch der Bremer Stadtbibliothek bestimmt. Aus ihm soll demnächst unter dem von Sch. selbst gewählten Titel »Kinder des Herzens« ein erster Band erscheinen, der plattdeutsche Gedichte enthalten soll, und dem wahrscheinlich in kurzer Zeit ein zweiter Band mit hochdeutschen Dichtungen folgen wird. Auch in seiner Erscheinung trug Sch. nicht ohne den Anschein der Eitelkeit den Sonderling zur Schau, der in der Vernachlässigung des Aeussern an die cynischen Philosophen des Alterthums erinnerte. So hat dieses Leben, dessen Anfänge zu den grössten Hoffnungen berechtigten, nur wenig erfüllt von dem, was es versprach.

Vergl. im Braunschw. Magazin 1896 S. 109ff. den Aufsatz von Fr. Cunze, dem von dem Verstorbenen die Sichtung und Herausgabe seines Nachlasses übertragen ist.

P. Zimmermann.

Steinmann, Karl Heinr. Aug., wurde am 4. Februar 1823 zu Braunschweig geboren, wo sein Vater Karl Ludw. Albr. St. eine Branntweinbren-

nerei besass. Nach dessen Tode († 11. Oct. 1846) setzte der Sohn das Geschäft fort, doch nicht mit Erfolg, so dass er etwa 1866 sich gezwungen sah, es aufzugeben. Einige Jahre führte er darauf, ebenfalls ohne Glück, eine Steinkohlenhandlung. Dann wandte er sich ganz der schriftstellerischen Laufbahn zu. Von Jugend auf hatte er sich eifrig mit der Geschichte seiner engeren Heimath beschäftigt, Bilder, Autographen u. s. w. gesammelt und darüber wohl die Interessen seines Geschäftes vernachlässigt. Er hatte sich auch schon seit 1856 auf dem Gebiete der Braunschweigischen Geschichte als Schriftsteller versucht, wozu ihn eine leichte und gefällige Darstellung befähigten. Aber es fehlte ihm an wissenschaftlicher Vorbildung; er besass umfassende Specialkenntnisse, aber auf kleinem Gebiete. So konnte es nicht ausbleiben, dass er sich bald ausschrieb, dann mehr und mehr sich wiederholte. Die Noth und Sorge, die nur zu oft das berufsmässige Schriftstellerthum mit sich bringt, hat er bitter empfinden müssen. Er war seit dem 12. Juli 1857 mit Helene Schneider verheirathet und hatte nun durch seine Feder für die Bedürfnisse einer Familie zu sorgen. Dazu kamen mannigfache Krankheiten, so dass die Körperkräfte in den letzten Jahren bedenklich nachliessen und der Tod für ihn am 21. Juli 1896 eine Erlösung war. — St. schrieb für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften, insbesondere für die Braunschw. Anzeigen und hat hier das Verdienst, durch zahllose geschichtliche Aufsätze den Sinn und die Liebe für die heimische Geschichte in den verschiedensten Kreisen geweckt und lebendig erhalten zu haben. Als selbständiges grösseres Werk gab er 1885 »die Grabstätten der Fürsten des Welfenhauses« heraus, das seinen Namen in der Litteratur vor allem erhalten wird.

Vergl. Braunschw. Magazin 1896 S. 127 f.

P. Zimmermann.

Steinway, William, wurde als Sohn des damaligen Tischlermeisters, späteren Pianofortefabrikanten Heinrich (Engelhard) Steinweg (vergl. Allgem. deutsche Biographie B. 36 S. 22 ff) zu Seesen im Herzogthume Braunschweig geboren am 5. März 1835 (so laut Kirchenbuch, nicht 1836, wie allgemein angegeben wird) und auf die Namen Johann Heinrich Wilhelm getauft. Er besuchte in seiner Vaterstadt Seesen nur die dortige Bürgerschule. Im Mai 1850 wanderte er mit dem Vater und drei Brüdern (ein vierter, der älteste, Theodor blieb zurück) nach New York aus, wo Vater und Söhne zunächst in verschiedenen Pianofortefabriken arbeiteten, Wilhelm in der von W. Nunns u. Comp. Am 5. März 1853 errichteten sie dann zusammen eine eigene Pianofortefabrik, die aus bescheidenen Anfängen emporwachsend unter der Firma »Steinway and Sons« sich schnell einen Weltruf errang. Das Arbeitsgebiet der Brüder hatte sich allmählich getheilt; W. fiel hauptsächlich die finanzielle und kaufmännische Verwaltung des Geschäfts zu. Als im März 1865 die Brüder Heinrich und Karl, jener in New York, dieser in Braunschweig gestorben waren, siedelte auch Theodor im Oct. 1865 von Braunschweig, wo er zuletzt das väterliche Geschäft fortgesetzt hatte, nach Amerika über, um in die technische Leitung der Fabrik, die jenen besonders obgelegen hatte, einzutreten. Als er am 26. März 1889 in Braunschweig starb, war William, da der Vater bereits am 7. Febr. 1871 und der vierte Bruder Karl am 14. Mai 1877 verschieden waren, der letzte Vertreter der älteren Generation in dem Geschäfte, in das inzwischen auch sein Sohn Georg, sowie die Kinder Karls,

Karl und Friedrich, und sein Schwestersohn Heinrich Ziegler eingetreten sind. Von der gewaltigen Ausdehnung des St.'schen Geschäftes zu reden, für das in und bei Neu York für die verschiedensten Zwecke ungeheuere Bauten, Lagerräume u. s. w. errichtet, in London und (seit 4. Oct. 1880) in Hamburg Vertretungen angelegt wurden, ist hier nicht der Ort; ebenso wenig soll die Rede sein von den Fortschritten, die die Klavierfabrication der Steinwayschen Firma verdankt und von den Vorzügen ihrer Instrumente, die auf zahlreichen Ausstellungen erste Preise, von den berufensten Beurtheilern, wie Liszt und R. Wagner, die höchste Anerkennung fanden. Nicht nur als Geschäftsmann, auch im politischen Leben stand W. St. in hohem Ansehen, wenn er sich auch nicht entschliessen konnte, ein besoldetes politisches Amt anzunehmen. So soll er die ihm von seinem Freunde, dem Präsidenten Cleveland, angebotene Staatssekretätstelle abgelehnt haben und auch nicht zu bewegen gewesen sein, zu einer Wahl für das wichtige Amt des Mayors von New York sich aufstellen zu lassen. Seine Tüchtigkeit, sein Charakter und seine ausgebreitete Wohlthätigkeit machten ihn noch mehr als seine geschäftlichen Erfolge zu einer bekannten und beliebten Persönlichkeit. Er war in seinem neuen Vaterlande einer der würdigsten Vertreter der alten Heimath, der sich um die Entwickelung des Deutschthums in New York die grössten Verdienste erworben hat. Er förderte das deutsche Vereinswesen und ganz besonders auch die deutsche Kunst; manchem künstlerischen Talente hat er die Wege gebahnt. Wiederholt wurde er zum Präsidenten des deutschen Liederkranzes gewählt, auch noch 1896 zum Jubiläumsjahre, wo für 1897 eine Rundreise des Vereins durch Europa geplant war. Er sollte sie nicht mehr erleben. Am 30. Nov. 1896 machte ein Nervenfieber seinem Leben ein plötzliches Ende. Sein Freund Karl Schurz sprach an seinem Grabe. — W. St. war zweimal verheirathet. Seine erste Frau starb im Jahre 1876, die zweite Elisabeth geb. Ramft, aus Dresden gebürtig, 1893. Von jener überleben ihn ein Sohn und eine Tochter, von dieser eine Tochter und zwei Söhne. — Viele Auszeichnungen hat W. St. auch in Europa davon getragen. König Karl XV. von Schweden verlieh ihm 1868 die grosse goldene Nationalmedaille; die Königin von England gab ihm 1890 den Titel eines Hofpianofabrikanten; 1894 ward er Ehrenmitglied der St. Cäcilien Academie in Rom; schon 1867 war er Mitglied der Academie der Künste in Berlin geworden, wo ihn später (1892) Kaiser Wilhelm II. durch Orden und andere Ehren auszeichnete. Seiner Vaterstadt Seesen, die ihn 1888 zum Ehrenbürger ernannte, hat er stets ein treues Andenken bewahrt und zu verschiedenen öffentlichen Zwecken seine grosse Opferwilligkeit bewiesen.

Vergl. den (etwas überschwänglichen) Aufsatz über W. St. von Otto Floersheim in »Nord und Süd« Bd. 66 H. 198. — Portraits u. Biographien von Geier, E. Steinway, C. F. Theodor St., William St. Special-Abdruck aus Th. Lemke's »Geschichte des Deutschthums von Neu-York« (Neu York 1890).

P. Zimmermann.

Strombeck, Friedr. Herm. Richard, Freiherr v., wurde am 13. Mai 1834 in Braunschweig geboren. Etwa vier Jahre darauf trat sein Vater Hermann v. St., Sohn des Geheimraths Friedr. Karl v. St. in Wolfenbüttel (vergl. Allgem. deutsche Biographie Bd. 36, S. 614ff.), der bis dahin Finanzassessor in Braunschweig gewesen war, in preussische Dienste über und kam nach Potsdam; er ist als Regierungsrath in Magdeburg am 8. August 1846 gestorben. Schon nach dem Tode seiner Mutter Leopoldine, einer Tochter des Domänenraths Apel

(† 2. November 1839) wurde R. v. St. mit seinen beiden Schwestern in das Haus der mütterlichen Grosseltern nach Magdeburg gebracht; von hier kam er etwa neun Jahr alt zu den väterlichen Grosseltern nach Wolfenbüttel, wo er einige Jahre ohne Erfolg das Gymnasium besuchte. Seine weitere Erziehung erhielt er seit 1846 in dem Kadettenhause zu Potsdam, von 1850 ab in dem zu Berlin. Im Mai 1853 trat er bei dem 7. Kürassierregimente in Halberstadt ein, in dem er Anfang December 1864 zum Offizier ernannt wurde. Einige Jahre lag er zunächst in Quedlinburg, wo er die Lebensgefährtin, Mathilde Dieck, eine Tochter des verstorbenen Bürgermeisters daselbst, fand, mit der er sich im Juni 1859 vermählte. Im folgenden Jahre war v. St. bei der Schwadron, die zum neuerrichteten 11. Ulanen-Regimente (Perleberg) abgegeben wurde, und kam nach Wusterhausen in Garnison. In diesem Regimente machte er den Feldzug von 1864, während dessen er kurze Zeit in dänischer Gefangenschaft war, und den von 1866 mit. Als darauf das Regiment zum 9. Armeecorps gezogen war, wurde v. St. am 30. October 1866 Escadronchef in Itzehoe. Im Kriege von 1870 nahm sein Regiment Anfangs an der Küstenwacht in Holstein, dann in dem Corps des Grossherzogs von Mecklenburg namentlich an den Loirekämpfen theil. Es blieb nach dem Frieden auch noch bei der Occupationsarmee, doch wurde v. St. schon im Herbst 1871 zu der Ersatzschwadron nach Perleberg versetzt. Hier wurde er nach Rückkehr des Regiments im September 1874 Major, im Januar 1877 etatsmässiger Stabsofficier und im September 1882 Oberstlieutenant. Im November 1882 erhielt er das Commando des 2. Pommerschen Ulanen-Regiments No. 9 in Demmin, im Mai 1886 wurde er zum Oberst befördert. Im April 1888 zum Commandanten der Festung Glatz ernannt, wurde er im August 1889 Generalmajor. Im Frühjahr 1891 erhielt er seinen Abschied und zog nach Blankenburg a. H., wo er sich nach dem Tode seines Oheims, des Rittmeisters Eggeling v. St. in Wolfenbüttel, den er beerbte, ein eigenes Besitzthum erwarb, dessen er sich nicht lange erfreuen sollte. In der Privatklinik des Dr. Kehr in Halberstadt ist er nach einer Operation am 12. Januar 1896 gestorben. — Als Schriftsteller hat sich v. St. durch fachwissenschaftliche Artikel an der Allgem. Militärzeitung und dem Militärwochenblatte betheiligt. Selbständig erschienen von ihm seine »Kriegs-Tagebücher aus den Jahren 1864 und 1866« (Darmstadt und Leipzig, Zernin 1869) und »Fünfzig Jahre aus meinem Leben« (Leipzig, Grunow 1894).

P. Zimmermann.

Veltheim, Karl Friedrich Hilmar von, wurde am 11. März 1824 zu Helmstedt geboren, wo sein Vater Hans von V. damals Forst- und Jagdjunker war. Dieser wurde 1826 als Forstmeister nach Stadtoldendorf, 1830 an die Forstdirection nach Braunschweig versetzt, wo er als Oberjägermeister und Finanzdirector am 24. Juli 1868 gestorben ist. Seine Gemahlin Bertha, geb. Gräfin v. Oberg, ist ihm am 27. April 1876 im Tode nachgefolgt. Ihr Sohn Fritz besuchte vom 10. Jahre ab das Gymnasium in Braunschweig, das er zu Ostern 1841 aus Unterprima verliess, um sich dem Forstfache zu widmen. Nach einer zweijährigen practischen Thätigkeit beim Oberförster Schmalbruch in Schiesshaus am Sollinge bezog er Ostern 1843 zu theoretischer Ausbildung das Collegium Carolinum in Braunschweig, das er zwei Jahre lang besuchte. Dann ging er auf ein Jahr (Ostern 1845—46) nach Göttingen, um dort juristische und kameralistische Studien zu betreiben. Nachdem er darauf

das Examen »sehr gut« bestanden hatte, wurde er unterm 25. December 1846 zum Auditor bei herzoglicher Kammer (Direction der Forsten und Jagden) und etwa gleichzeitig zum Hofjagdjunker ernannt. Längere Zeit war er in Holzminden thätig, wo ihm zu seiner weiteren practischen Ausbildung die Verwaltung von zwei Revieren übertragen wurde. Im Januar 1849 trat er als Einjährig-Freiwilliger beim Leibbataillon ein, unterm 13. September 1850 wurde er zum Seconde-Lieutenant der Landwehr befördert. Schon etwas vorher, unterm 19. März 1850, war er an das Oberforstamt in Blankenburg versetzt worden, wo er zugleich die Verwaltung der herzoglichen Jagden zu besorgen hatte. Im Jahre 1854 schied er aus dem Staatsdienste aus, und seitdem beschränkte er sich ganz auf seine Hofcharge. Er war zum 1. Januar 1852 zum Jägermeister, wurde zum 25. April 1860 zum Hofjägermeister, unterm 20. August 1881 zum Oberkammerherrn mit dem Prädicate »Excellenz« und unterm 22. October 1886 zum Oberjägermeister ernannt. Er behielt zunächst seinen Wohnsitz in Blankenburg. Da hier Herzog Wilhelm jährlich längere Zeit hauptsächlich der Jagd wegen zu verweilen pflegte, so kam v. V. mit ihm bald in nähere Verbindung, die nicht ohne Einfluss war. So sollen v. V.'s Rathschläge u. a. mitgewirkt haben, den Herzog 1866 von dem Anschlusse an Oesterreich zurückzuhalten. Später, als ihm durch den Tod seines Oheims Karl Friedrich v. Veltheim, Probst, zu Steterburg († 5. November 1868), die Güter Destedt und Cremlingen zugefallen waren, nahm er an ersterem Orte seinen Aufenthalt. Seit December 1872 war v. V. Mitglied des Braunschweigischen Landtags, in dem er bald eine wichtige Rolle spielte. Nüchternen und klaren Verstandes vertrat er hier mit Entschiedenheit die materiellen Interessen des Herzogthums, insbesondere die des ländlichen Grundbesitzes, hinter denen die Fragen mehr idealer Art sehr zurücktreten mussten; er trug zu engem Zusammenschluss der ländlichen Abgeordneten und der in den kleinen Städten gewählten wesentlich bei. So entstand eine Partei, die bald grossen, nicht selten massgebenden Einfluss in der Landesversammlung gewann, hauptsächlich den Forderungen der Stadt Braunschweig das Widerspiel hielt und trotz manchem guten, was ihre Opposition schuf, doch durch ihre zu einseitige, mitunter ans Kleinliche streifende Interessenvertretung das Wohl des Ganzen nicht nach Wunsch förderte. Dieser Parteistellung nicht minder als seinem alten Namen und seiner Geschäftsgewandtheit hatte v. V. es wohl vor allem zu danken, dass er am 13. December 1878 zum Vicepräsidenten und am 18. März 1881 zum Präsidenten der Landesversammlung gewählt wurde. Als solcher war er nach dem Tode Herzog Wilhelms († 18. October 1884) Mitglied des Regentschaftsrathes, der ein Jahr lang die Landesregierung führte, bis sie Prinz Albrecht von Preussen anstatt des noch behinderten rechtmässigen Thronerben als Regent übernahm. Es geschah dies auf Grund des Regentschaftsgesetzes vom 16. Februar 1879, dessen Erlass v. V. durch einen Antrag im Landtage am 13. December 1878 selbst veranlasst hatte. Er hat das Präsidium des Landtags bis zu seinem Tode geführt. Eine Reihe von Jahren (1884—1891) war er auch Mitglied der Landessynode. Er erfreute sich bis zuletzt einer grossen Rüstigkeit, die ihn noch immer seiner Lieblingsneigung, der Jagd, mit Eifer nachgehen liess; er war ein vorzüglicher Schütze und hat nach seinen eigenen Jagdbüchern im Ganzen nicht weniger als 28,423 Stück Wild, darunter 748 Rothhirsche, 1145 Stück Schwarzwild, 10,186 Hasen u. s. w. erlegt. Zugleich war er ein tüchtiger Bergsteiger; als Mitglied der Rauriser Jagdgesellschaft hat er zahlreiche Gemsen (168) ge-

schossen. Neben der Jagd war der Wald seine Freude; seine eigenen Forsten pflegte er mit Liebe und Sorgfalt. Als er plötzlich an einer Lungenentzündung erkrankte, ist er nach kurzem Krankenlager am 28. März 1896 in Destedt gestorben. Missionsdirector v. Schwartz aus Leipzig (früher Superintendent in Cremlingen) sprach an seinem Sarge und rühmte neben seinem öffentlichen Wirken die Vorzüge seines Charakters, die Selbständigkeit seiner Gesinnung, die Offenheit seines Wesens, seinen ehrlichen Christenglauben, den er erst allmählich in den Schicksalen des Lebens sich errungen habe. — v. V. war dreimal verheirathet. Seine erste Frau Anna (Armgard) v. Veltheim aus dem Hause Ostrau, die er am 23. Juni 1851 geheirathet hatte, starb schon am 30. März 1852. Er vermählte sich dann (3. Juni 1855) mit Marie v. Bose, und als diese am 16. Juni 1873 gestorben war, am 26. November 1874 mit Elisabeth v. Krosigk, der Tochter des Anhaltischen Staatsministers Anton v. Krosigk, die den Gatten mit drei Söhnen und vier Töchtern überlebt. Der älteste der Söhne Friedrich Bertram Hans, ist am 5. September 1881 geboren.

P. Zimmermann.

Balling, Carl M., wurde am 14. Mai 1835 zu Prag geboren. Sein Vater war der bekannte Gährungschemiker Prof. C. J. N. B. Der junge B. studierte zunächst am Polytechnikum seiner Vaterstadt und setzte seine Studien später an der Bergakademie zu Pribram fort, wo er sich völlig der Hüttenchemie zuwandte. 1860 wurde er Assistent für Probier- und Hüttenkunde an der Bergakademie zu Pribram. In den folgenden Jahren bekleidete er verschiedene Aemter an den Hütten in Brixlegg und Pribram und wurde schliesslich, im Jahre 1875, als Professor an die Bergakademie zu Pribram berufen. Hier war B. bis zu seinem Tode thätig und erhielt in Anerkennung seiner Leistungen den Titel eines Kaiserl. Königl. Oberbergrats. B. hat im Lauf der Jahre eine sehr grosse Anzahl von Büchern und Abhandlungen herausgegeben, von denen besonders seine »Probierkunde«, das »Compendium der metallurgischen Chemie«, die »Fortschritte im Probierwesen«, sowie die »Metallhüttenkunde« hervorzuheben sind, die sich in Fachkreisen grosser Beliebtheit erfreuen. B. starb am 21. April 1896 im Alter von fast 61 Jahren.

Dr. Posner.

Curtmann, O., starb am 22. April 1896 in St. Louis in Amerika. C., der auch im Ausland stets ein echter Deutscher geblieben ist, war 1828 in Giessen geboren worden. Er genoss seine Ausbildung in der Heimat und zwar war das Hauptfach seiner Studien Pharmazie. Im Jahre 1858 begab sich C. nach Amerika, wo er zunächst als Apotheker thätig war. Später wandte er sich ganz der Wissenschaft zu und gab auch eine Anzahl von Büchern heraus, die in Amerika sehr beliebt sind. Zuletzt war C. Professor am Missouri Medical College und am College of Pharmacy in St. Louis. Auch als Mitarbeiter des amerikanischen Arzneibuch ist C. in Amerika bekannt geworden.

Dr. Posner.

Feck, Hugo, starb am 9. April 1896 in Dresden. F., der Professor an der technischen Hochschule zu Dresden und Vorsteher der chemischen Centralstelle für öffentliche Gesundheitspflege daselbst war, ist ausser durch Untersuchungen über Benzoësäure, Carbolsäure, Salicylsäure und Zimmtsäure, sowie Versuche über Gährung und Fäulnis, besonders durch ein im Jahre 1862 erschienenes Buch: »Fabrikation chemischer Producte aus thierischen Abfällen«, bekannt geworden.

Dr. Posner.

Kekulé, August[1]. Am 13. Juli 1896, Nachmittags 5 Uhr, starb in Bonn, der Stätte seiner langjährigen, ruhmgekrönten Thätigkeit K., neben Hofmann unstreitig der bedeutendste Chemiker seiner Zeit, dessen Arbeiten das Fundament geliefert haben für das ganze Riesengebäude der modernen organischen Chemie. K. wurde am 7. September 1829 in Darmstadt geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und erwarb sich auf demselben das Zeugnis der Reife. Da er sich schon frühzeitig im Zeichnen und in der Mathematik besonders hervorthat, wollten seine Eltern ihn gern zum Architekten ausbilden lassen, aber die geistvollen Vorlesungen Liebigs über Chemie, die der junge K. hörte, liessen bald in ihm den Entschluss reifen, sich gänzlich dieser Wissenschaft zu widmen. Bestrebt, seine Bildung möglichst vielseitig zu gestalten, setzte er seine Studien im Ausland fort, und so finden wir ihn zunächst in Paris als Schüler von Dumas, Wurtz und Gerhardt, mit welchem letzteren er in ein enges Freundschaftsverhältnis trat. Dann weilte er einige Zeit in London und knüpfte während dieser Zeit Verbindungen mit Williamson an. Nach Deutschland zurückgekehrt habilitierte sich K. im Jahre 1856 in Heidelberg als Privatdocent für Chemie. Bereits zwei Jahre vorher hatte er eine bedeutsame Arbeit über die Thiacetsäure veröffentlicht. Schon in dieser Arbeit schliesst er sich der damals neu auftretenden Typentheorie an, die, eine Schöpfung seiner beiden Lehrer Dumas und Gerhardt, mit den damals herrschenden chemischen Anschauungen völlig brach. In der kurz nach seiner Habilitation erscheinenden Arbeit über das Knallquecksilber bringt der junge Gelehrte bereits eine wesentliche Erweiterung dieser Theorie, welche als Grundlage seiner eigenen späteren Forschungen geradezu bahnbrechend wurde. Zu den bis dahin angenommenen drei typischen Verbindungen Chlorwasserstoff, Wasser und Ammoniak stellt K. das Grubengas (Methan) als vierte Verbindungstype auf. Auf dieser Grundlage weiter fortbauend folgen nun in den nächsten Abhandlungen zuerst die Einführung des Begriffs der gemischten Radikale und dann die Aufklärung der Wertigkeit oder Atomigkeit der Radikale, die K. aus der Valenz der Elemente ableitete, und die der Ausgangspunkt für die Entwicklung der jetzt die gesamte chemische Anschauung leitenden Strukturchemie wurde. Diese Gedanken finden sich hauptsächlich in der 1858 erschienenen grundlegenden Arbeit: »Ueber die Constitution und die Metamorphose der chemischen Verbindungen und über die chemische Natur des Kohlenstoffs«. Hier wird auch ausgeführt, wie die Zusammensetzung der organischen Verbindungen dazu zwingt, die Vierwertigkeit des Kohlenstoffs und bei Kohlenstoffcomplexen die gegenseitige Bindung einer oder mehrerer dieser Valenzen anzunehmen. Geradezu unglaublich erscheint die Bescheidenheit, mit der K. diese Anschauungen, denen die moderne Wissenschaft so unendlich viel verdankt, vorträgt. Er schliesst seine Abhandlung mit folgenden Worten: »Schliesslich glaube ich noch hervorheben zu müssen, dass ich selbst auf Betrachtungen dieser Art nur untergeordneten Wert lege. Da man sich indess in der Chemie bei dem gänzlichen Mangel exact wissenschaftlicher Prinzipien mit Wahrscheinlichkeits- und Zweckmässigkeitsvorstellungen begnügen muss, schien es geeignet, diese Betrachtungen mitzuteilen, weil sie, wie mir scheint, einen einfachen und ziemlich allgemeinen Ausdruck gerade für die neuesten Entdeckungen geben und weil deshalb ihre Anwendung vielleicht das Auffinden neuer Thatsachen ver-

[1] Vgl. J. H. van't Hoff Biographische Blätter, 1896, S. 414—415.

mitteln kann.« Im Jahre 1858 folgte K. einem Ruf als Professor der Chemie nach Gent in Belgien, wo er bis zum Jahre 1865 blieb. Auch hier arbeitete er unermüdlich weiter. Aus dieser Zeit stammt die bedeutende Arbeit über die Bromderivate der Bernsteinsäure und deren Ueberführung in Aepfelsäure und Weinsäure, sowie Untersuchungen über die Constitution anderer organischer Säuren. In den Jahren 1860 und 1861 erschien auch der erste Band seines grossen »Lehrbuchs der organischen Chemie«, das von der gesamten Fachwelt mit Begeisterung begrüsst wurde. Leider ist dies Werk, von dem 1866 und 1882 noch zwei weitere Bände erschienen, unvollendet geblieben. Im Jahre 1866 veröffentlichte K. in den »Bulletins de la société chimique (Paris)« seine zweite grosse und bahnbrechende Theorie unter dem Titel: »Recherches sur les combinaisons aromatiques«. Auch diese Abhandlung ist wie die vorher erwähnten später in »Liebig's Annalen der Chemie« in deutscher Sprache ausführlicher erschienen. Hier erkannte K. zuerst richtig, dass man als Grundlage für alle aromatischen Verbindungen einen gemeinsamen Kohlenstoffcomplex von sechs Kohlenstoffatomen (Benzol, Hexamethin) annehmen müsse, und dass die sechs Kohlenstoffatome innerhalb desselben ringförmig und zwar abwechselnd mit einer und mit zwei Valenzen aneinander gebunden seien. Hierdurch wurde mit einem Schlage Licht über die Constitution der mannigfaltigen Derivate des Benzols verbreitet, denn K. erkannte auch sofort richtig, dass bei mehrfacher Ersetzung der sechs an die Kohlenstoffatome gebundenen Wasserstoffatome durch andere Elemente oder Radikale stets mehrere gleich zusammengesetzte, aber durch den Ort der Ersetzung scharf unterschiedene Verbindungen entstehen müssen. Auch der Frage nach der Ortsbestimmung für diese Ersetzungen tritt K. bereits näher. Von welcher unübersehbaren Tragweite diese Ideen K.'s für die Erforschung des weitverbreiteten und complicierten Gebietes der aromatischen Verbindungen und von welchem eminenten Einfluss die Klarstellung dieser wissenschaftlichen Fragen auf die Entwicklung der chemischen Technik waren, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Auch hier, bei der Veröffentlichung dieser fundamentalen Lehren finden wir dieselbe zurückhaltende Bescheidenheit, die sich am besten in den eigenen Schlussworten des Forschers kundgiebt: »Ich lege diesen Betrachtungen nicht mehr Wert bei, als sie verdienen, und ich glaube, dass noch viel Arbeitskraft aufgewendet werden muss, bis derartige Spekulationen für etwas Anderes gehalten werden können, als für mehr oder weniger elegante Hypothesen; aber ich glaube doch, dass wenigstens versuchsweise Betrachtungen der Art in die Chemie eingeführt werden müssen.« Eine glänzende Kundgebung der Wertschätzung dieser Theorien seitens der Fachgenossen war das grosse Fest, durch das die »Deutsche chemische Gesellschaft« am 11. März 1890 im Saale des Berliner Rathauses den Schöpfer der Benzoltheorie zu deren 25jährigem Bestehen ehrte. Der Bericht über diese Feier[1]) und besonders die dort wörtlich wiedergegebene glänzende Erwiderungsrede K.'s, kann Jedem, der sich für diesen geistvollen Gelehrten interessiert, zur Lecture warm empfohlen werden. Im Herbst wurde K. als Nachfolger A. W. Hofmann's an die Universität Bonn berufen, wo er bis zu seinem Tode wirkte. Aus dieser Zeit stammt der erste Band der »Chemie der Benzolderivate«. Leider ist auch dies gross angelegte Werk unvollendet geblieben. Auch zahlreiche bedeutende Experimentalarbeiten veröffentlichte

[1]) Berichte der Deutschen chem. Ges. 23. 1302.

K. von Bonn aus, so über die Condensationsprodukte des Aldehyds, über die Constitution des Kamphers und andere mehr. Die Bedeutung K.'s als Lehrer kann nur derjenige vollkommen würdigen, der selbst das Glück hatte, zu Füssen dieses genialen Gelehrten sitzen und seinen klaren lichtvollen Worten lauschen zu dürfen. Dass ein Mann von dieser Persönlichkeit das Haupt einer weitverzweigten Schule jüngerer Forscher geworden ist, unter denen sich bereits mancher Name von gutem Klange findet, nimmt nicht Wunder. Leider war in den letzten Lebensjahren K.'s seine Arbeitskraft durch fortwährende Krankheit gelähmt. Kurz vor seinem Tode hörte man noch von der Erneuerung eines alten Adelstitels seiner Familie. Sein voller Name ist demnach August Kekulé von Stradonitz, doch als August Kekulé ist er berühmt geworden, und so wird sein Name wohl im Gedächtnis der Gebildeten aller Nationen fortleben. Das deutsche Volk aber kann stolz sein, dass aus ihm diese leuchtende Gestalt hervorgegangen ist, der Mann, dessen geniale Theorien bestimmend für die ganze Entwicklung der modernen Wissenschaft geworden sind, und den Schädler mit Recht den »Philosophen der organischen Chemie« nennt. Dr. Posner.

Schöne, Emil. Am 18. Mai 1896 starb in Moskau E. Sch., der sowohl als Lehrer, wie auch als Gelehrter in weiteren Kreisen bekannt und beliebt war. Sch. war am 7. April 1838 in Halberstadt geboren worden. Sein Vater war dort Gymnasialdirector und er besuchte die von seinem Vater geleitete Anstalt bis zur Erlangung des Reifezeugnisses. Dann begab er sich nach Halle, um zuerst dort, später in Berlin, Mathematik und Naturwissenschaften zu studieren. In Göttingen promovierte er zum Doctor der Philosophie und war dann einige Jahre lang als Assistent von Rammelsberg am chemischen Laboratorium des Berliner Gewerbe-Instituts thätig. Im Jahre 1863 ging Sch. nach Russland und nahm zuerst in Moskau eine Anstellung als praktischer Chemiker an. Bald sah er ein, dass diese Thätigkeit ihm auf die Dauer nicht die gewünschte Befriedigung gewähren könne, und so ging er als Assistent an die im Jahre 1864 in Moskau gegründete landwirtschaftliche Hochschule, die Petrowsky'sche Agrar- und Forstakademie. Neben seinen Fachstudien beschäftigte sich Sch. mit bewundernswertem Fleiss und grosser Energie mit der russischen Sprache, und bereits nach vier Jahren beherrschte er dieselbe so vollkommen, dass er eine vakant gewordene Lehrkanzel an der genannten Anstalt besteigen konnte. Ausserdem genügten die in Deutschland abgelegten Examina nicht, um ihm eine feste Anstellung als Professor an einer russischen Lehranstalt zu ermöglichen, und so erwarb sich Sch. an der Universität Moskau im Jahre 1875 den Magistergrad und im Jahre 1881 ebendaselbst den russischen Doctortitel, und zwar mit einer Arbeit »Ueber die Gesetzmässigkeit in den Schwankungen des atmosphärischen Wasserstoffhyperoxyds«. Bald erhielt auch Sch. eine Professur an der Petrowsky'schen Akademie, der er bis zum Tode sein ganzes Können widmete. Auch an äusserlichen Ehrungen fehlte es Sch. nicht, so erhielt er den Rang eines wirklichen Staatsrats, welcher in Russland mit dem Anrecht auf erblichen Adel verknüpft ist, und den Stern des Stanislaus-Ordens I. Klasse, sowie andere Auszeichnungen. Von seinen Arbeiten ist, ausser der schon erwähnten russischen Dissertation, noch eine Untersuchung über Schwefelverbindungen der alkalischen Erdmetalle besonders zu erwähnen. Auch für die specielle Agrikulturchemie ist ein von ihm angegebener Schlemmapparat zur Analyse der Ackerkrume von Bedeutung geworden.

Dr. Posner.

Stölzel, Carl. St. wurde am 17. Februar 1826 zu Gotha geboren. Nachdem er die Schule absolviert hatte, widmete er sich dem Studium der Chemie und Technologie und promovierte mit einer Dissertation aus dem Gebiet der Chemie. Im Jahre 1849 habilitierte sich St. als Privatdocent der chemischen Technologie an der Universität Heidelberg. 1868 wurde er an die technische Hochschule zu München berufen, wo er zunächst als ausserordentlicher, schliesslich als ordentlicher Professor für technische Chemie lange Jahre hindurch thätig war. Von den Büchern St.'s sind besonders zwei zu nennen, die allgemeiner bekannt geworden sind: »Die Entstehung und Fortentwicklung der Rübenzucker-Industrie«, das er im Jahre 1851 herausgab, und »Die Metallurgie«, welches letztere im Jahre 1886 erschien. Am 4. Februar 1896 starb St. in Karlsruhe, kurz vor seinem siebzigsten Geburtstage.

Dr. Posner.

Berlepsch, Dietrich Otto von, Präsident des evangelisch-lutherischen Landesconsistoriums des Königreichs Sachsen, wurde in Dresden am 22. September 1823 als Sohn des im Jahre 1864 verstorbenen Oberlandforstmeisters von B. geboren. Er studierte die Rechtswissenschaften und fing seine juristische Carriere als Referendar im Jahre 1851 in der Kreisdirection zu Bautzen an, ging dann aber zur Verwaltung über und kam im Jahre 1858 als Regierungsrat in die Kreisdirection zu Leipzig. Bei der Errichtung des evangelisch-lutherischen Landesconsistoriums im Jahre 1874 wurde er als zweiter Consistorialrat nach Dresden berufen und rückte bereits im Jahre 1876 zum ersten Consistorialrat auf. Am 1. Oktober 1883 trat er als Präsident an die Spitze des Consistoriums und vertrat als solcher das Kirchenregiment bei den Landessynoden der Jahre 1886 und 1891. Nach Schluss der letzteren Synode wurde er zum Wirklichen Geheimen Rat ernannt und honoris causa zum Dr. theol. befördert. Als er sich am 1. Oktober 1892 in den Ruhestand zurückzog, wurde er durch die Verleihung des Grosskreuzes des Albrechts-Ordens ausgezeichnet und durch Königliches Dekret zum Mitglied der ersten Ständekammer berufen, sowie zum Domherrn von Meissen gewählt. Er starb in Dresden am 15. Januar 1896. Unter seiner Leitung wurde das neue allgemeine Landesgesangbuch eingeführt und die revidierte Perikopenordnung fertig gestellt. Namentlich aber war er bemüht, Auspfarrungen und Neubegründungen von Parochien zu ermöglichen und Mittel und Wege zur Errichtung neuer geistlicher Stellen rings im Lande aufzutreiben. Wegen seiner persönlichen Liebenswürdigkeit war er bei seinen Untergebenen gern gesehen.

Vgl.: Der Hausvater. Evangelisch-kirchliches Monatsblatt für Leipzig und Umgegend. Leipzig 1892. II, 34. — Amtskalender für evangelisch-lutherische Geistliche im Königreich Sachsen auf das Jahr 1897. Frankenberg o. J. S. 181, 182.

H. A. Lier.

Schnorr, Fedor, Commerzienrat, Mitinhaber der Firma Schnorr & Steinhäuser in Plauen im Voigtlande, † in Plauen am 20. Januar 1896, 78 Jahre alt. S. hat sich dadurch um die Industrie des sächsischen Voigtlandes ein grosses Verdienst erworben, dass er eine von Heilmann aus Mühlhausen im Elsass bereits im Jahre 1829 erfundene und im Jahre 1840 verbesserte Stickmaschine, die bereits seit dem Jahre 1852 in St. Gallen mit Erfolg benutzt wurde, im November 1857 in seinem Geschäfte in Plauen probeweise einführte und im Januar 1858 in Betrieb setzte. Der erwähnte Versuch S.'s übertraf alle Erwartungen und brachte für die gesammte voigtländische Industrie eine totale

Umwälzung hervor, sodass von der Einführung der Maschinenstickerei eine neue Epoche in der Geschichte der voigtländischen Weisswaarenindustrie zu rechnen ist, die einen ungeahnten Aufschwung und eine von Jahr zu Jahr wachsende Ausdehnung dieses Fabrikationszweiges herbeiführte.

Vgl. Illustrirte Zeitung, Leipzig 1896. Nr. 2744. S. 136. — Louis Bein, Die Industrie des sächsischen Voigtlandes. Leipzig 1884. II, 263. — Heinr. Gebauer, Die Volkswirtschaft im Königreich Sachsen. Dresden 1896. III, 263.

H. A. Lier.

Seidel, Traugott Jakob Hermann, Kunst- und Handelsgärtner in Dresden, wurde in Dresden am 26. Dezember 1833 als Sohn eines Gärtners geboren und erlernte die Gärtnerei bei Himmelstoss in Dresden-Neustadt. Später war er in dem seiner Zeit berühmten Etablissement von J. J. Liebig thätig. Hierauf besuchte er England und trat nach seiner Rückkehr von dort im Jahre 1856 in das Geschäft seines Vaters ein, das sich damals noch auf der Rampischen Strasse in Dresden-Altstadt befand, und dessen Leitung er bald darauf selbst übernahm. Die Stadterweiterung nötigte ihn, sein Etablissement nach Striessen zu verlegen. Er betrieb hauptsächlich die Züchtung von winterharten Rhododendren und Azaleen und brachte es auf diesem Gebiete zu einem Weltruf. Sein Verdienst war es vornehmlich, dass im Jahre 1887 die erste internationale Gartenbauausstellung in Dresden unternommen werden konnte. Als im Jahre 1896 eine Wiederholung dieses Unternehmens zu Stande kam, wurde er in den Repräsentationsausschuss der Ausstellung gewählt, obwohl er seine Gärtnerei inzwischen seinen Söhnen überlassen hatte. Er starb jedoch noch vor der Eröffnung der Ausstellung zu Dresden, Augsburgerstr. 71 (nicht in Laubegast) am 28. April 1896. S. bekleidete auch eine Zeit lang das Amt eines Vorsitzenden des Gartenbauvereins im Königreich Sachsen.

Vgl. 7. Beilage Nr. 118 des Dresdener Anzeigers vom 29. April 1896.

H. A. Lier.

Trübenbach, Heinrich August, Pfarrer, wurde am 13. Dezember 1823 in Mittweida als Sohn eines Diakonus geboren, mit dem er zu Ostern 1824 in die Pfarrei Püchau übersiedelte. Seine Vorbildung erhielt er von Michaelis 1834 an auf der Nikolaischule zu Leipzig und seit Ostern 1837 an der Fürstenschule zu Grimma. Zu Ostern 1842 bezog er die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren, wo die Professoren Niedner und Winer grossen Einfluss auf ihn gewannen. Eine gewisse Aengstlichkeit hielt ihn ab, nach Bestehung des ersten theologischen Examens, einen Versuch als Prediger zu machen. Er zog es vor, in das Lehrfach überzugehen, und übernahm zunächst für das Winterhalbjahr 1846—1847 eine Hauslehrerstelle in der Familie des Rechtsanwaltes und Kramerkonsulenten Dr. August Ludwig Mothes in Leipzig, blieb jedoch in diesem Hause vier Jahre lang, bis ihm nach Absolvirung seiner zweiten Prüfung zu Ostern 1851 das Pfarramt zu Dittersdorf bei Lauenstein übertragen wurde. Im Sommer 1854 erhielt er die Pfarrstelle zu Kayna bei Zeitz, die er bis zu seiner Emeritirung im Jahre 1894 inne hatte. Er siedelte nach Dresden über und starb hier am 18. Februar 1896. T. verwandte seine Mussestunden mit Vorliebe auf historische Studien. Im Jahre 1877 veröffentlichte er eine Chronik von Zeitz, und im Jahre 1886 erschienen die Beiträge zur Geschichte der Stiftes und Kreises Zeitz, sowie 1887 eine »Kurze Chronik des Marktfleckens Kayna« (Halle 1887). Ausserdem verfasste er eine Schrift über »die christliche Armenpflege in ihrer geschichtlichen Entwicklung und

neuester Gestaltung« (Leipzig 1889) und zeichnete für seine Kinder seine »Familien- und Lebens-Erinnerungen« (1887) auf.

Vgl. Herm. Wunder, Grimmaische Ecce. 1896. 17. Heft. Meissen 1896. S. 25—30.

H. A. Lier.

Will, Karl Petrus, Königl. sächsischer Hofkaplan und Präses des katholischen geistlichen Konsistoriums in Dresden, wurde am 8. Januar 1822 in Dresden geboren. Nachdem er die dortige katholische Hauptschule besucht hatte, studierte er katholische Theologie und widmete sich nach seiner Ordination am 25. Juli 1847 dem Priester- und Ordensstande, indem er dem Benedictinerorden beitrat und sich als Conventual in das Benedictinerstift Metten in Niederbayern aufnehmen liess. Da er jedoch für seine alleinstehende Mutter zu sorgen hatte, bemühte er sich, durch ein päpstliches Breve seine Entlassung aus dem Benedictinerorden zu erhalten. Er wurde Weltpriester und fand zunächst bis zum Jahre 1861 Anstellung als Präfect am Königl. Erziehungsinstitute für Studierende in München, dann wurde er Kaplan in Andechs, später bei St. Bonifaz in München und zuletzt in Stephansposching. Nach seiner Rückkehr nach Sachsen wurde er Pfarradministrator in Meissen, 1871 Pfarrer zu Zwickau, 1877 Superior und Pfarrer in Leipzig, 1883 Superior und Pfarrer der Hofkirche zu Dresden und 1892 Königl. Hofkaplan daselbst. Gegen Ende des Jahres 1883 wurde er in das katholischgeistliche Konsistorium in Dresden berufen, als dessen Präses er vom 1. Oktober 1895 bis an sein Ende wirkte. Seit dem Jahre 1892 war er auch Canonicus an der Domkirche St. Petri zu Bautzen, und im April 1894 wurde er durch die Verleihung des Ritterkreuzes I. Klasse vom Königl. sächsischen Verdienstorden ausgezeichnet. Er starb am 24. Mai 1896 in Pillnitz im 75. Lebensjahre in Folge eines starken asthmatischen Leidens, das ihn schon seit Jahrzehnten grosse Beschwerden verursacht hatte. W. hatte sich die Aufgabe gestellt, den Kultus des heiligen Benno, den er in Bayern und als Pfarradministrator in Meissen eingezogen hatte, in Sachsen neu zu beleben, und suchte auf diesem Wege die Verbreitung des Katholicismus in Sachsen zu fördern. Als Frucht seiner Studien veröffentlichte er in dem Jahrgang 1886 des katholischen Kirchenblattes für Sachsen und im Sanct-Bennokalender für 1896 ein Leben des Heiligen, das auch als besondere Brochüre im Buchhandel erschienen ist, das aber dem kritischen Historiker viel Anlass zu Bedenken bietet.

Vgl. Katholisches Kirchenblatt für Sachsen. Dresden 1896. S. 217.

H. A. Lier.

Ilg, Albert, Kunstschriftsteller, wurde am 11. Oktober 1847 zu Wien geboren, studierte daselbst zuerst Germanistik, dann Kunstgeschichte, wurde 1871 Hilfsarbeiter im Oesterreichischen Museum für Kunst und Industrie, 1872 Dozent der Kunstgeschichte und 1873 Kustos an demselben. Im Jahre 1876 wurde er zum Kustos der Sammlungen von Waffen und kunstindustriellen Gegenständen des Kaiserhauses und 1884 zum Direktor dieser Sammlungen ernannt. Gelegentlich der Eröffnung des kunsthistorischen Museums des Kaiserhauses (1891) erhielt er den Charakter als k. k. Regierungsrat. Daneben war I. Dozent für Kunstgeschichte an der k. k. Fachschule für Kunststickerei, seit 1885 Kunstreferent der »Presse«, ferner Lehrer der Erz-

herzogin Valeria und des Erzherzogs Ferdinand, Mitglied der k. k. Centralkommission für Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmäler und nach Eitelbergers Tode Herausgeber der »Quellenschriften für Kunstgeschichte«. I. starb am 29. November 1896. Von seinen selbständigen Werken sind zu erwähnen »Ueber den kunsthistorischen Wert der Hypnerotomachia Poliphili« (1872), »Die Glasindustrie« (mit Lobmeyr und Boeheim, 1874), »Die kunstgewerblichen Fachschulen des k. k. Handelsministeriums« (1876), »Geschichte und Terminologie der alten Spitzen« (1876), »Ornamente für Architektur und Kunstindustrie« (1876), »Wiener Schmiedewerk des 18. Jahrhunderts« (mit Kábdebo, 1878), »Zeitstimmen über Kunst und Künstler der Vergangenheit« (1881), »Messerschmidts Leben und Werke« (1885), »Kunsthistorische Charakterbilder aus Oesterreich-Ungarn« (1893), »Die Fischer von Erlach« (1895). Daneben lieferte er Uebersetzungen und Bearbeitungen der Werke italienischer Kunstschriftsteller.

Ludwig Eisenberg: Das geistige Wien. 1. Bd. 1893. S. 230. — Brockhaus' Konversations-Lexikon. 14. Aufl. 9. Bd. S. 522.

Franz Brümmer.

Alexander, Prinz von Preussen, General der Infanterie, geboren 21. Juni 1820, gestorben 4. Januar 1896 in Berlin, Sohn des Prinzen Friedrich von Preussen, des Neffen Königs Friedrich Wilhelm III., und der Prinzessin Wilhelmine Luise von Anhalt-Bernburg. 1830 Sekond-Lieutenant à la suite des 2. Garde-Landwehr-Regiments, 12. März 1842 Premier-Lieutenant, 21. Juni 1844 Hauptmann, 18. Oktober 1846 Major, 21. Juni 1849 Oberst, 23. Juni 1851 1. Kommandeur des III. Bataillons 1. Garde-Landwehr-Regiments, 30. Mai 1852 Generalmajor, 15. Oktober 1856 Generallieutenant. Am 18. Oktober 1861 wurde der Prinz zum Chef des 3. Westfälischen Infanterie-Regiments No. 16 (heute: »Graf Sparr«) in Düsseldorf ernannt, bei dem er wiederholt Dienst gethan, da sein Vater von 1821—1838 die Düsseldorfer 14. Division kommandirt hatte. 25. Juni 1864 General der Infanterie, 1. Januar 1873 2. Chef des 2. Garde-Landwehr-Regiments. Im Feldzuge von 1866 war der Prinz in der Schlacht von Königgrätz zugegen, sonst war es ihm nicht vergönnt an den Ruhmesthaten der Armee theilzunehmen, der er, nach den Worten Sr. Maj. des Deutschen Kaisers, »jederzeit mit so warmem Herzen und treuer Hingabe angehört« hat.

Berlin. Hermann Granier.

Glümer, Adolf von, Königlich Preussischer General der Infanterie, geboren 5. Juni 1814 zu Lengefeld bei Naumburg a. d. Saale, gestorben 3. Januar 1896 in Freiburg im Breisgau. G. trat mit 17 Jahren am 1. März 1831 in das 26. Infanterie-Regiment in Magdeburg ein, wurde 14. Juni 1832 Sekond-Lieutenant, besuchte von 1835 bis 1838 die Allgemeine Kriegsschule (Kriegsakademie), war 1843—1846 zum topographischen Bureau des Generalstabes kommandirt, fungirte 1847—1849 als Landwehr-Brigade-Adjutant und wurde 25. April 1848 zum Premier-Lieutenant befördert. Im Badischen Feldzuge von 1849 war er Adjutant der 2. mobilen Division des II. Rheincorps unter General Graf Groeben und bewährte sich in dieser Stellung so, dass er, 6. December 1851 zum Hauptmann befördert, in den Generalstab versetzt wurde, dem er bis zum Jahre 1859, zumeist beim VI. Armeecorps, angehörte.

22. April 1856 wurde er Major, 12. März 1859 Kommandeur des Füsilier-Bataillons des 23. Infanterie-Regiments in Neisse, wo er auch vom Mai bis Oktober 1860 Direktor der Divisionsschule (Kriegsschule) war. 1. Juli 1860 zum Oberstlieutenant befördert, erhielt er 13. August 1861 das Kommando des 1. Westpreussischen Grenadier-Regiments No. 6 in Posen, am 18. Oktober d. J. wurde er zum Obersten ernannt. Der Feldzug von 1866 rief G. als Generalmajor (15. Juni) an die Spitze einer kombinirten Brigade (20. und 36. Regiment) der Division Beyer in der Mainarmee; bei Hammelburg, Uettingen und Rossbrunn und vor Würzburg kam er ins Gefecht. Er erwarb das Komthurkreuz des Hohenzollernschen Hausordens, und übernahm am 15. September 1866 das Kommando der 32. Brigade in Trier. Beim Kriegsausbruche 1870 wurde er am 26. Juli zum Generallieutenant und Kommandeur der 13. Division in Münster ernannt. Gleich zu Beginn des Feldzuges bei Spicheren am 6. August hätte sich G. die Gelegenheit geboten, durch energisches Vorrücken auf Forbach die französische Rückzugslinie zu durchschneiden und die Ergebnisse des blutigen Tages zum glänzenden Siege zu gestalten. Doch besass G. diese Initiative nicht, er hielt sich an den Wortlaut der Befehle des Oberkommandos, die indess von den Ereignissen überholt waren. Immerhin bleibt zu berücksichtigen, dass General v. Steinmetz sein Armee-Befehlshaber war, dem gegenüber selbstständige Entschlüsse ganz besonders vorsichtig erwogen sein wollten. Am 14. August bei Colombey-Nouilly schritt G.'s Brigadekommandeur, General v. d. Goltz, aus eigenem Entschlusse zum Angriff; als Avantgardenführer des Armeecorps stand v. d. Goltz direkt unter dem Generalkommando. G.'s Verdienst ist, dass er, nach anfänglicher Missstimmung, sich rasch von der Nothwendigkeit dieses selbstständigen Vorgehens überzeugte, und nun für das Vorführen des Restes seiner Division die Initiative ergriff. Während der Einschliessung von Metz schwer erkrankt, konnte G. das ihm am 30. September übertragene Kommando der Badischen Division erst am 9. December übernehmen; am 18. December kam er bei Nuitz ins Gefecht, das er trotz eines Schusses durch den Arm ehrenvoll durchführte. Anfang Januar 1871 war G. bereits wieder hergestellt und bei Vesoul (5. Januar) wie bei Villersexel (9. Januar) wieder im Feuer. In der Lisaineschlacht (15.—17. Januar) stand G.'s Division auf beiden Flügeln der ausgedehnten Vertheidigungsstellung vertheilt, links bei Montbéliard, rechts bei Chenebier und Chagey: hier, an der gefährdetsten Stelle, griff G. namentlich am 16. Januar persönlich ein und trug durch sein ermunterndes Beispiel wesentlich zum Festhalten seiner Badener bei. — Nach dem Feldzuge, aus dem G. das Eiserne Kreuz I. und II. Klasse, den Orden Pour le mérite, den Rothen Adlerorden II. Klasse mit dem Stern und den Badischen Militair-Verdienstorden heimbrachte, erhielt er am 3. Juni 1871 die 29. Division des Badischen Armeecorps in Freiburg im Breisgau. Am 8. März 1873 wurde er zum Kommandanten von Metz ernannt, legte diese Stellung aber bereits am 11. Oktober d. J. nieder, hauptsächlich wohl in Folge persönlicher Reibungen, die seiner Thätigkeit dort in den Weg traten. Nachdem er unter Ernennung zum General der Infanterie zur Disposition gestellt war, lebte G. in Freiburg i. B., und widmete sich dort den städtischen Angelegenheiten mit solchem Eifer und Verständnisse, dass ihn die Stadt im Jahre 1892 zu ihrem Ehrenbürger wählte. Auch für die Kriegervereine bewies G. ein lebhaftes Interesse; einer Anregung des Kaisers Wilhelm I. entsprechend, machte er den Versuch, die sämmtlichen deutschen Kriegervereine zu einem einheitlichen Ganzen zu

verschmelzen, doch schlug dies löbliche Streben fehl. — Ein Feldherr war G. nicht, aber ein vornehm denkender und handelnder Officier von ritterlicher Tapferkeit, nebenbei eine echt militairische Erscheinung und von echt christlicher Menschenliebe beseelt.

Berlin. Hermann Granier.

Memerty, Albert von, Königlich Preussischer Generallieutenant, geboren 8. December 1814 zu Damsdorf in Pommern, gestorben 24. Januar 1896 zu Wiesbaden. M. trat 8. März 1832 beim 4. Infanterie-Regimente (heute 3. Ostpreussisches Grenadier-Regiment No. 4) in Danzig ein und wurde 17. August 1835 Sekond-Lieutenant. Von 1840 ab Bataillons-Adjutant, wurde er 1848 zum Premier-Lieutenant, 22. Juni 1852 zum Hauptmann befördert, und am 18. September d. J. Compagniechef. 23. November 1858 wurde er als Major und Bataillons-Kommandeur zum 13. Landwehr-Regimente nach Warendorf in Westfalen versetzt, 1. Juli 1860 bei der Reorganisation erhielt er das ebendort formirte Füsilier-Bataillon des 5. Westfälischen Infanterie-Regiments No. 53. 17. März 1863 zum Oberstlieutenant befördert, nahm er an der Spitze seiner Füsiliere rühmlichen Antheil an den Kämpfen der Brigade von Schmid im Feldzuge von 1864, bei Düppel und auf Alsen. 3. April 1866 wurde er zum Kommandeur des 4. Ostpreussischen Grenadier-Regiments No. 5 in Danzig ernannt und am 8. Juni d. J. zum Obersten befördert; im Feldzuge von 1866 kam er nur bei Trautenau (27. Juni) ins Gefecht. Beim Kriegsausbruche 1870 wurde er unter Beförderung zum Generalmajor (26. Juli) zum Kommandeur der 3. Infanterie-Brigade (4. und 44. Regiment) in Danzig ernannt, mit der er am 14. August bei Colombey-Nouilly aufs rühmlichste focht. Fast 1000 Mann verlor die Brigade an diesem Tage. Auch bei Noisseville am 31. August und 1. September lag seiner Brigade ein harter Kampf ob: über 800 Mann liess sie auf dem Platze. Während der Einschliessung von Metz erkrankte M., und konnte sein Kommando erst im Winterfeldzuge gegen die französische Nordarmee wieder übernehmen. In dem Treffen bei Tertry-Poeuilly (westlich von St. Quentin), am 18. Januar 1871, wurde er als Führer einer kombinirten Division des I. Corps schwer verwundet. Mit dem Eisernen Kreuz I. und II. Klasse und dem Orden Pour le mérite geschmückt, kehrte er aus dem Feldzuge heim, wurde am 2. November 1871 zum Kommandanten von Danzig ernannt und 18. Januar 1875 zum Generallieutenant befördert. Am 14. August 1875 nahm er den Abschied, am 9. Oktober d. J. wurde er zur Disposition gestellt. Bei den zähen Kämpfen des Ostpreussischen Armeecorps vor Metz wird M.'s Name stets mit Ehren genannt werden.

Berlin. Hermann Granier.

Mertens, Friedrich von, Königlich Preussischer Generallieutenant, geboren 13. März 1808 zu Kottbus, gestorben 8. April 1896 zu Pfaffendorf bei Koblenz. M. studirte erst 2 Jahre lang das Baufach, trat dann aber 1. Oktober 1828 als Einjährig-Freiwilliger bei der Garde-Pionier-Abtheilung in Berlin zur Militairlaufbahn über, wurde 21. August 1829 Portepée-Fähnrich, 28. December 1830 Sekond-Lieutenant, 28. März 1844 Premier-Lieutenant im Ingenieurcorps. Während dieser Zeit war er zum Fortifikationsdienste in Posen, Spandau und Wittenberg kommandirt. 29. Juni 1849 wurde er Adjutant der 2. Pionier-Inspektion in Glogau, 27. März 1848 Kompagnieführer bei der 3. Pionier-Abtheilung in Magdeburg, am 1. Juli 1848 Hauptmann und Kompagniechef.

In den Jahren 1849—1852 war er bei den Fortifikationen in Neisse und in Spandau thätig; in Spandau wurde er 23. December 1852 1. Ingenieur-Officier vom Platz. 1. November 1856 wurde er zum Major, 18. Oktober 1861 zum Oberstlieutenant befördert; am 30. November 1861 wurde er auf 5 Monate zur Telegraphen-Direktion in Berlin kommandirt. Bis Anfang 1863 Mitglied der Kommission zur Befestigung der Küsten des deutschen Bundesgebietes, wurde M. 10. Januar 1863 Inspekteur der 6. Festungs-Inspektion in Köln; am 17. März d. J. wurde er Oberst, am 5. August geadelt. So war M. in den mannigfachsten Stellungen des Ingenieurfaches bewährt und mit dem Dienste nach jeder Richtung hin vertraut, als er im deutsch-dänischen Kriege von 1864 zuerst zu kriegerischer Thätigkeit gelangte. Als 1. Ingenieur-Officier beim Oberkommando der alliirten preussisch-österreichischen Armee, leitete er die Beschiessung von Fredericia (20./21. März), die allerdings erfolglos blieb, dann aber die Belagerung der Düppeler Schanzen, die, sobald nur damit Ernst gemacht wurde, durchaus von Erfolg begleitet war. »Oberst Mertens hat die Sache energisch und gut angefasst« berichtete der Generalstabschef des Corps vor Düppel, Oberst von Blumenthal, an den General v. Moltke. Auch an dem Uebergange nach Alsen (29. Juni) nahm M. Theil; seine Leistungen wurden mit dem Kriegsorden Pour le mérite belohnt. Nach dem Frieden wurde M. am 22. August 1865 zum Gouvernement von Schleswig kommandirt, um die Befestigungen von Sonderburg auf Alsen und die des Kieler Hafens zu leiten. Am 12. September 1865 wurde M. Inspekteur der 3. Pionier-Inspektion in Koblenz, zugleich aber Hafenkommandant von Kiel. Im Feldzuge von 1866, wo die Ingenieure kein Feld der Thätigkeit fanden, wurde M. mit der provisorischen Befestigung von Dresden betraut; am 30. Oktober d. J. wurde er zum Generalmajor befördert. 4. Mai 1867 wurde er zum Kommandanten von Mainz ernannt, am 3. Oktober d. J. aber als Inspekteur zur 3. Ingenieur-Inspektion ebendort versetzt. Seine militairische Laufbahn schien geendet; am 6. Juni 1868 schied er aus dem aktiven Dienste. Da rief ihn der Ausbruch des Krieges von 1870 wieder zu den Fahnen, er wurde zuerst (18. Juli) zum Kommandanten von Magdeburg bestimmt, bald (14. August) aber ins Feld berufen, um als Ingenieur en chef die Belagerung von Strassburg zu leiten. Hier betonte M. von vorn herein die Nothwendigkeit, zur förmlichen Belagerung zu schreiten; doch entschied sich der kommandirende General, v. Werder, um die Entscheidung möglichst bald zu erzwingen, für den Bombardements-Versuch, dem das gewünschte Resultat versagt blieb. Die Belagerung wurde nun mit der grössten Umsicht und Energie durchgeführt, musterhaft waren die Anordnungen, bewunderungswerth die Ausführung; noch 7 Tage früher, als M. berechnet hatte, wurde der entsagungsvollen Kriegsarbeit, an der M. wohl den entscheidendsten Antheil hatte, ihr Lohn: Strassburg capitulirte (27. September), noch ehe die Bresche gangbar war. M. wurde zum Kommandanten der eroberten Festung ernannt, und leitete deren fortifikatorische Armirung bis er am 11. November 1870 zum Belagerungscorps vor Belfort berufen wurde. Der grossen natürlichen Stärke dieser Bergfestung gegenüber konnten die nur allmählig wachsenden Belagerungsmittel ein rasches Resultat nicht erzielen; doch erlagen die beiden Haupt-Forts, Des Hautes Perches und Des Basses Perches am 8. Februar 1871 der Kunst des preussischen Ingenieurs, dem namentlich die felsige Bodenbeschaffenheit die erheblichsten Schwierigkeiten in den Weg gelegt hatte. Dadurch war der Fall Belforts bedingt: am 18. Februar capitulirte die Festung,

deren Besatzung den freien Abzug ehrenvoll erkämpft hatte. Bereits am 13. Februar war M. zum Generallieutenant befördert worden, das Eiserne Kreuz I. und II. Klasse, sowie das Eichenlaub zum Pour le mérite bezeugten ihm die Zufriedenheit seines Kriegsherrn. Nachdem M. noch die Retablissements von Strassburg und Belfort geleitet hatte, trat er am 25. März 1871 in die Stellung zur Disposition zurück und lebte seitdem im wohlverdienten Ruhestande. M.'s Name wird mit Düppel, Strassburg und Belfort immer verknüpft bleiben.

Berlin. Hermann Granier.

Stosch, Albrecht von, Königlich Preussischer General der Infanterie und Admiral, geboren 24. April 1818 zu Koblenz als Sohn des Generallieutenants Ferdinand von St., gestorben 29. Februar 1896 zu Oestrich im Rheingau. Aus dem Kadettencorps kam St. 12. August 1835 als Sekond-Lieutenant zum 29. Infanterie-Regimente (heute 3. Rheinisches) in Koblenz, war von 1839—1842 zur Allgemeinen Kriegsschule (Kriegsacademie) kommandirt, Juni 1843/44 auf ein Jahr zur Garde-Artillerie-Brigade, 1844—1847 zum topographischen Bureau des Generalstabes, wurde 24. Oktober 1848 Adjutant der 16. Landwehr-Brigade in Trier und 23. Juni 1849 zum Premier-Lieutenant befördert. 29. Januar 1852 wurde er Adjutant der 16. Division in Trier und am 22. Juni d. J. Hauptmann. Im Juli 1855 wurde er Kompanieführer im 8. kombinirten Reserve-Bataillon in Koblenz, 18. Juli 1855 aber zum Generalstabe versetzt, wo er 22. April 1856 zum Major, 1. Juli 1860 zum Oberstlieutenant, 18. Oktober 1861 zum Obersten aufstieg. Als Generalstabsofficier war er dem VIII., V. und IV. Armeecorps zugetheilt. Im Feldzuge 1866 wurde St. am 15. Juni zum Generalmajor befördert und zum Ober-Quartiermeister der II. Armee, der des Kronprinzen von Preussen, ernannt; seine Verdienste wurden mit dem Orden Pour le mérite belohnt. Nach dem Friedensschlusse wurde er 27. September zum Kriegsministerium kommandirt und am 18. December d. J. zum Chef des Militär-Oekonomie-Departements ernannt. Beim Kriegsausbruche 1870 wurde St. unter Beförderung zum Generallieutenant (26. Juli) zum General-Intendanten der Armee ernannt, eine Stellung von der grössten Verantwortlichkeit, die er aber mit höchster Auszeichnung bekleidete. Aus Versailles wurde St. am 26. November als Chef des Stabes zur Armee-Abtheilung des Grossherzogs von Mecklenburg an die Loire entsandt, so schwer er auch hier zu entbehren war; dort aber lagen die Dinge so, dass ein energisches Eingreifen nöthig war, wozu St. mit seiner Umsicht und Thatkraft, auch durch seine hervorragende Stellung, und namentlich durch sein Vertrautsein mit den Anschauungen Moltkes, das jede besondere Instruktion ersparte, wie kein anderer geeignet war. Seine hervorragende Befähigung bewährte St. hier vor dem Feinde aufs glänzendste: das Hauptquartier musste von ihm erst eigentlich formirt werden, um den für das Gedeihen der Operationen so nöthigen glatten Geschäftsgang zu ermöglichen, dann aber kam ein neuer Zug in die Kriegführung, und als er nach den glorreichen Tagen von Orléans und Beaugency sich bei Moltke in Versailles zurückmeldete, da gab ihm dieser das glänzendste Zeugniss in den schlichten Worten: »Wir haben hier überall Ihre starke Hand gespürt«. St.'s Hauptverdienst ist wohl darin zu erblicken, dass er die Armee-Abtheilung zur Offensive in der entscheidenden Richtung auf Orléans endlich fortriss, und damit die taktischen Erfolge zeitigte, die der Grossherzog stets ersehnt hatte.

Bis zum 19. December währte diese Feldthätigkeit, dann übernahm St. wieder seine Funktionen im Grossen Hauptquartiere. Nach Beendigung des Krieges wurde St. im Juli 1871 als Chef des Stabes der Okkupations-Armee unter General von Manteuffel zugetheilt, am 26. Oktober 1871 aber zur Disposition des Kriegs- und Marine-Ministers von Roon gestellt, woraus ihm am 31. December d. J. seine Ernennung zum Chef der Admiralität, zum Staatsminister und Bevollmächtigten beim Bundesrathe und Mitgliede des Ausschusses für das Seewesen erwuchs. Auch auf diesem neuen Gebiete leistete St. Hervorragendes von bleibender Bedeutung; an Voreingenommenheit gegen den zum Seemanne gestempelten »Infanteristen« fehlte es nicht, obwohl auf der Hand liegt, dass die deutsche Marine damals eben noch keinen Seeofficier besass, der zur leitenden Stelle hätte berufen werden können. »In kaum zu hoffender Weise« förderte St. in elfjähriger Thätigkeit »die Entwicklung der jungen Marine«, und leistete »in ihr in der That Ungewöhnliches« wie ihm das sein dankbarer König am 20. März 1883 bei seinem Scheiden aus dem aktiven Dienste aussprach. St. war währenddem am 22. März 1875 zum General der Infanterie befördert und am 22. September d. J. mit dem Range als Admiral à la suite des Seebataillons gestellt worden; auch der hohe Orden vom Schwarzen Adler ward ihm zu Theil. Auch im Ruhestande, den er auf seinem Gute Oestrich im Rheingau verlebte wurde St. in den Listen der Marine à la suite des Seebataillons fortgeführt und er feierte am 12. August 1895 sein 60. jähriges Dienstjubiläum. St. ist unter die bedeutendsten Persönlichkeiten aus der Zeit der Neugründung des Deutschen Reiches zu zählen. Mit aussergewöhnlicher Arbeitskraft und Arbeitslust verband er eine bewunderungswürdige Vielseitigkeit, die Fähigkeit, sich in neue Gebiete rasch hineinzuarbeiten und das einmal für Richtig erkannte mit Energie durchzuführen. Seiner imponirenden Erscheinung entsprach seine eiserne Constitution, der Ermüdung fremd war und die ihm noch im hohen Alter Geistesfrische und Thätigkeitslust bewahrte. Als Soldat, als Verwaltungsbeamter und als Organisator hat St. Grosses und Dauerndes geleistet und geschaffen.

Berlin. Hermann Granier.

Faber, Freiherr Lothar von, geboren 12. Juni 1817, zu Stein bei Nürnberg, gestorben 26. Juli 1896 ebendaselbst wird immer genannt werden nicht nur im goldenen Buche der Welt-Handelsheeren, in welchem ihm eine hervorragende Stelle gebührt, sondern auch als grosse und bedeutende Persönlichkeit, wenn die ganze Summe seines Wirkens und Schaffens zusammengefasst wird. Wahlsprüche für das Leben, — wie oft bleiben sie nur schön tönende Worte, und wie selten spiegelt ein Lebensgang bis zu seinem Abschlusse sie in so ungetrübter Reinheit und Klarheit wieder, als es bei F. mit der von ihm gewählten, den ganzen Mann kennzeichnenden Devise: »Wahrheit, Sittlichkeit, Fleiss« der Fall war. Wie wäre es anders denkbar, dass er, dessen Urgrossvater Kaspar Faber die Fabrikation der nun weltbekannten und berühmten Faberbleistifte als Besitzer eines kleinen Häuschens und Gärtchens, zu Stein an der Rednitz gelegen, begann und bei einer Aufzeichnung des ganzen Besitzstandes für sich und seine Familie im Jahre 1781 ein Baarvermögen von 59 Gulden (!) aufführen konnte —, dass er, dem sein Vater Georg Leonhard F., die Fabrik im Jahre 1839 nur in einem unerfreulichen

Zustand, mit einem Bestande von nur 20 Arbeitern und einem Jahresumsatz von 12000 fl. hinterliess, bei seinem Ableben Besitzer eines Weltetablissements, eines mehr als fürstlichen Vermögens, von Auszeichnungen und Ehren aller und höchster Art sein konnte? »Wahrheit, Sittlichkeit und Fleiss«, — ihnen begegnen wir auf Schritt und Tritt, wenn wir F. auf seinem Wege von kleinsten Verhältnissen, von enger Thalsohle bis zum höchsten, weit von der Sonne des Glückes bestrahlten Gipfel begleiten. Selbstverständlich muss hiebei seiner Eigenschaft nnd Thätigkeit als Besitzer und Leiter der weltbekannten Bleistiftfabrik A. W. Faber zu Stein in erster Reihe gedacht werden. Es wurde soeben schon angedeutet, wie unansehnlich nach Betrieb und Umsatz das von dem Vater auf den Sohn übergegangene Geschäft war. Zu den hieraus schon sich ergebenden besonderen Schwierigkeiten kamen andere allgemeine, nicht minder schwerwiegende und nachteilig wirkende Verhältnisse. Von dem traurigen Niedergange, in welchem sich die alte Reichstadt Nürnberg bei ihrer Aufnahme in das Königreich Bayern zu Anfang des Jahrhunderts befand, war auch ihr Handel und Gewerbe nicht verschont geblieben. Derselbe liess noch Jahrzehnte später keinen Aufschwung erkennen; es war so weit gekommen, dass der auf die Gewissenhaftigkeit und Strebsamkeit des Nürnberger Kaufmanns und Gewerbestandes begründete, im besten Sinne gemeinte Spruch: »Nürnberger Tand geht durch's ganze Land,« in das Gegenteil sich umkehrte, dass Nürnberger Waare in den üblen Ruf schlechtester Beschaffenheit immer tiefer geriet. Diese Schwierigkeiten zu überwinden, galt es die Wiederaufrichtung strenger Rechtlichkeit, die Herstellung von Waaren, die an Güte und Preis mit den besten damaliger Zeit in Wettbewerb treten konnten, galt es vor Allen die Wiederanknüpfung alter, die Anbahnung neuer Beziehungen mit den grossen Handelsstaaten, England, Frankreich, Holland, die Erweiterung des Blickes und der Kenntnisse durch eigene Besichtigung derselben, ihrer kommerziellen, maschinellen Einrichtungen u. s. w. Dies erkannt und hiernach mit zäher Entschiedenheit gehandelt zu haben, ist höchstes und eigenstes Verdienst F.'s, umsomehr, als ihm hiezu von Aussen eine Anregung nicht zuging, da er seine kaufmännische Ausbildung, wenn auch gründlich, doch nur in Nürnberg empfing. Um dieses Verdienst seiner vollen Bedeutung nach zu würdigen, darf nicht vergessen werden, dass vor dem Jahre 1839 bei den Bestrebungen, von welchen F. geleitet wurde, ganz andere Hindernisse im Wege lagen und zu überwinden waren, als heutzutage. Heute, da Deutschland geeinigt ebenbürtig unter den Welthandelsstaaten steht und zählt, da die Worte »Made in Germany« eine immer grössere Bedeutung auf dem Weltmarkte gewinnen, ist es ja ganz natürlich, dass der deutsche Kaufmann und Fabrikant den Blick in das Weite gerichtet hat. Damals aber, als Deutschland kaum mehr als ein leerer Begriff war, der deutsche Kaufmann im Auslande sich in der unterwürfigen Rolle eines Schülers gefallen musste, der kaum weniger als Alles erst noch zu erlernen hatte — damals gehörte etwas ganz Anderes als jetzt dazu, um durchzuführen, was F. sich zum Ziele gesetzt hatte. Nach grösseren und längeren Reisen im Auslande, mit Verwertung der hiebei erworbenen Kenntnisse für die eigene, nunmehr übernommene Fabrik gelang es F. immer mehr, den Ruf seiner Erzeugnisse zu verbreiten und ein grosses Handelsgebiet nach dem anderen für deren Absatz zu erobern, fest an dem Grundsatze haltend, dieselben für Kunst, Schule, Geschäftszimmer und Haus gleich gut und zu so niedrigen Preisen herzustellen, als es mit der Tadellosigkeit des Produktes nur immer zu vereinen war. Zweckmässige, dem

immermehr zunehmenden Absatze entsprechende Vergrösserungen und Verbesserungen der Fabrikeinrichtungen im Vereine mit einem wachsenden Stamme geschulter tüchtiger Beamten und Arbeiter setzten die Firma F. bald in den Stand, der einheimischen und auswärtigen Concurrenz den Rang abzugewinnen.

Auch der englischen gegenüber, welche durch die Ausbeute der berühmten Cumberland-Graphitgrube zu Borrowdale bislang noch eine Ausnahmsstellung behauptete, trat für die deutsche Industrie die günstige Entscheidung ein, als es Dank der unermüdlichen langjährigen Thätigkeit des Kaufmanns Johann Peter Alibert von Tabasthus (Sibirien) gelang, auf der Höhe des Felsengebirges Batougol westlich von Irkutsk ein unerschöpfliches Lager besten, dem Cumberlandgraphit gleichwertigen reinen Graphites aufzudecken und im Jahre 1856 zwischen ihm und der Firma F. der von der russischen Regierung genehmigte Vertrag zu Stande kam, welcher die Firma in den Alleinbesitz alles aus dieser Grube kommenden Graphites setzte. Es würde zu weit führen, wenn wir hier alle für die Entwicklung der Fabrik von F. bis zu ihrer jetzigen, den Weltmarkt beherrschenden Höhe bedeutsamen einzelnen Momente und Ereignisse aufführen wollten. Es mag in dieser Beziehung auf die auch hier vielfach benützte, anlässlich der Wiener Weltausstellung 1873 von der Firma in Druck gegebene Skizze der Fabrik verwiesen und sich hier auf die Erwähnung beschränkt werden, dass Anfang der fünfziger Jahre ein Filialhaus der Firma in New-York unter Leitung des jüngsten Bruders Eberhard F., nicht lange darauf ein solches zu Paris errichtet, im Jahre 1877 ein grosses Geschäftshaus zu Berlin — im Jahre 1881 in Noiry le Sec. bei Paris eine eigene Fabrik zur Herstellung von Tinten, Farben und Tuschen erbaut, dass ferner im Jahre 1861 zu Geroldsgrün in Oberfranken die Schiefertafelfabrik in Betrieb gesetzt wurde, welche, wenn sich auch ihre Thätigkeit auf die Verarbeitung des dortigen, in riesigen Mengen zu Tage kommenden Schiefers in allen Formen und zu den verschiedensten Zwecken erstreckt, doch zumeist die Herstellung vorzüglicher Schiefertafeln betreibt, damit dem Handel in diesem bei aller Unscheinbarkeit so wichtigen Gegenstand einen ungeahnten Aufschwung verlieh und zum Segen für die dortige, früher zur Erlangung kärglichsten Lebensunterhaltes hauptsächlich auf mühselige Waldlohnarbeit angewiesene Bevölkerung wurde. Nicht minder müssen wir es uns versagen, auch nur die bedeutendsten der Firma F. für ihre Leistungen im Laufe der Jahre in grösster Zahl zu Teil gewordenen Auszeichnungen, Prämiirungen u. s. w. aufzuführen. — Es wird bei einem Manne wie F. Niemand Wunder nehmen, dass derselbe der Verpflichtungen gegen Diejenigen, welche ihm seine aussergewöhnlichen Erfolge miterringen halfen, insbesondere die Arbeiter seiner Fabrik, stets eingedenk blieb. Die Errichtung von guten Arbeiterwohnungen, einer Kleinkinderbewahranstalt, die Neuorganisation des den gesteigerten Bedürfnissen nicht mehr entsprechenden Schulwesens, die Gründung einer Arbeitersparkasse, die Anlage eines Schulgartens mit dem Zwecke, ebenso der Erholung, als auch der Erlangung naturwissenschaftlicher Kenntnisse zu dienen, die Errichtung eines Arbeiterconsumvereins, die Schaffung von Fabrikstatuten, welche sich das gute sittliche Verhalten der Arbeiter vor Allem angelegen sein liessen — alle diese Unternehmungen schufen den Arbeitern möglichst günstige Lebensbedingungen und vereinigten ihre Interessen mit denjenigen der Firma, die auch die geselligen Annehmlichkeiten den Arbeitern nach Kräften und mit dem schönen Erfolge zu vermehren wusste, derart, dass Fabrikleitung und Arbeiter gleich-

sam sich zu einer grossen Familie gehörig fühlten, wovon die bei besonderen Anlässen veranstalteten kleineren und grösseren Arbeiterfeste sprechendes Zeugnis gaben. So häufig solche Anlässe bei einer Firma sich ergeben, die, um nur Einzelnes hervorzuheben, im Stande war, 1886 das Gedächtnis ihres 125jährigen Bestehens, 1889 das 50jährige Geschäftsjubiläum ihres Inhabers zu feiern, so zahlreich und aussergewöhnlich waren die Ehrungen, welche der Person des Fabrikherrn von seinem engeren Vaterlande, von seinen Mitbürgern im Laufe der Jahre zugeteilt wurden. Im Jahre 1857 erhielt F. den königl. bayer. Verdienst-Orden I. Classe vom heiligen Michael, 1862 den mit dem persönlichen Adel verbundenen Civilverdienstorden der königl. bayer. Krone, 1865 den Civilverdienstorden der königl. württembergischen Krone, im gleichen Jahre wurde er zum lebenslänglichen Reichsrate der Krone Bayerns ernannt, im Jahre 1881 erfolgte seine Erhebung in den erblichen Freiherrnstand, 1882 die Verleihung des Komthurkreuzes des Verdienstordens vom heiligen Michael, 1889 die Ernennung zum erblichen Reichsrate der Krone Bayerns. Von weiteren ihm verliehenen Auszeichnungen sei die im Jahre 1867 erfolgte Verleihung des Ordens der französischen Ehrenlegion genannt. Die Stadt Nürnberg ehrte F. und sich, indem sie ihm anlässlich der Feier des 100jährigen Bestehens der Fabrik (1861) das Ehrenbürgerrecht verlieh. Nicht unerwähnt soll endlich bleiben, weil es eine ganz ungewöhnliche Anerkennung des Wirkens F. für die Hebung des sittlichen und materiellen Wohles der Arbeiter enthält, dass die durch Dekret vom 9. Juni 1866 in Paris niedergesetzte Kommission zur Auszeichnung der Verdienste für sittliche, intellektuelle Entwicklung und leibliches Wohl der Arbeitskräfte im Gebiete der Industrie, wie der Agrikultur durch ihr Preisgericht F. »ehrenvolle Erwähnung« zuerkannte. — Seine Einberufung in die Kammer der Reichsräte gab ihm willkommene Gelegenheit, seinen weitausholenden Anschauungen auf dem Gebiete der sozialen Gesetzgebung, bei Beratung der Gesetzentwürfe über Heimat, Aufenthalt, Verehelichung, Erwerbsgenossenschaften, Gemeindewesen etc. im Sinne der Rechte des Einzelnen sowohl, als der freiheitlichen Entwicklung im Ganzen zur Geltung zu bringen. Insbesondere war es der im Jahre 1868 eingebrachte Entwurf zur gesetzlichen Neuregelung des Gewerbewesens in Bayern, beziehungsweise das von ihm zur Grundlage gemachte Prinzip der Gewerbefreiheit, welches an F. den wärmsten und entschiedensten Vertreter fand und als die unerlässliche Bedingung bezeichnet wurde, auch dem Gewerbe das Gedeihen zu bringen, welches die Industrie in der ihr bereits gegönnten freieren Bewegung gefunden hatte. Die Annahme dieses durch die spätere Reichsgesetzgebung ersetzten, nicht übertroffenen Gesetzes gereichte F. zur grössten Befriedigung, wie andererseits nicht minder zu lebhaftestem Bedauern, dass auf anderem Gebiete, — dem des Volksunterrichtes und Schulwesens — es nicht gelang, einen Gesetzentwurf durchzubringen, der mehr als die bestehenden Bestimmungen den Anschauungen Rechnung getragen hätte, welche F. mit den Besten seiner Zeit teilte, dass nur Bildung den Menschen wahrhaft frei macht, dass die Möglichkeit der Erwerbung derselben in immer weiteren Kreisen das beste Mittel zur friedlichen Lösung der sozialen Frage ist und gute Schulen am meisten dazu beitragen, die Erfolge der Industrie für die gesammte Volkswirtschaft zu dauernden zu machen. Konnte F. auch gesetzgeberisch in diesem Sinne nicht lange thätig seien, da ihn die immer mehr sich häufenden Geschäftslasten veranlassten, um Entbindung von der Würde des Reichsrates nachzusuchen, welche ihm 1869 unter Bezeigung

königlicher Huld bewilligt wurde, so fand er doch bald Veranlassung und Gelegenheit, seine hohen Ideen über den Wert der Unterrichtung auf gewerblichem Gebiete, den ungemeinen Nutzen, den die eigene Anschauung der besten Erzeugnisse, Vorbilder, Maschinen u. s. w. gewährt, bei der Begründung des bayerischen Gewerbe-Museums zu Nürnberg, die seinem und dem Opfermute seines gleichgesinnten grossen Nürnberger Industriellen, Reichsrat Freiherr von Cramer-Klett, hauptsächlich zu verdanken ist, Geltung zu verschaffen. Nach dem Muster der grossen Museen dieser Art in England, Frankreich soll das bayerische Gewerbemuseum den Fortschritt des Gewerbes, insbesondere durch Aneiferung zur Veredelung und Verschönerung seiner Erzeugnisse fördern und statutengemäss als Mittel hiezu hauptsächlich benützen ständige Kunstgewerbesammlungen, permanente Ausstellung neuer Gegenstände, temporäre Ausstellungen von Kunstgewerbe- und Industrieerzeugnissen, Wanderausstellungen, Fachbibliothek, fachmännische Vorträge, Auskunftserteilungen und Herausgabe eines eigenen Organes. Es ist unvergessliches Verdienst F.'s, dass er im Verein mit wenigen getreuen Helfern vor keinem der Gründung einer solchen Anstalt sich entgegenstellenden Hindernisse — darunter nicht das geringste das Hereinbrechen des grossen Krieges 1870/71 — zurückschreckte und so die Errichtung der Anstalt in Nürnberg, als dem einzigen hiefür geeigneten Platze zu Stande kam. F. hatte die Genugthuung, sich von der gedeihlichen Entwickelung und dem gehofften, segensreichen Wirken der Anstalt für Industrie und Gewerbe noch selbst überzeugen zu können, wenn es ihm auch nicht mehr vergönnt war, zu erleben, dass dieselbe, welche Jahtzehnte hindurch an dem Mangel eines passenden, eigenen Heimes krankte, im Jahre 1897 endlich ein solches beziehen konnte, das allen Anforderungen auf lange Zeiten genügen dürfte. Ein weiteres Verdienst erwarb sich F. nicht nur für Handel, Gewerbe und Industrie, sondern für die Hebung und Unterstützung des Kredites im Allgemeinen durch die im Jahre 1871 erfolgte Mitgründung der Vereinsbank zu Nürnberg, welche in ihren beiden Hauptsparten als Bank- und Bodenkreditanstalt zu hoher Bedeutung gelangte und der F. bis zu seinem Tode als Vorsitzender des Aufsichtsrates angehörte. Dieselbe Stelle bekleidete er auch vom Jahre 1884 an in der unter seiner Mitwirkung in diesem Jahre ins Leben gerufenen Nürnberger Lebens- und Unfallversicherungsbank, deren Statuten, insofern sie höhere Gesichtspunkte als üblich erkennen lassen, gleichfalls ihm zumeist ihre Fassung verdanken. Auch auf land- und forstwirtschaftlichem Gebiete begegnet uns F. mit seinem Schaffen in Gestalt der Anlage einer landwirtschaftlichen Musterwirtschaft in Unterweihensbuch, der Gründung des landwirtschaftlichen Vereins daselbst, dem gute Anwartschaft auf den gewünschten Erfolg gebenden Versuch der Uebertragung der Produktion des für die Bleistift-Industrie so wichtigen Rohstoffes, des Cedernholzes, auf heimischen Boden durch Anpflanzung des Floridacedernholzbaumes in grossem Style zu Stein und Unterweihersbuch. Wahrlich — ein Leben so überreich an Thaten und Erfolgen, wie es nur Wenigen beschieden. Und als es F. auch nach Jahre langen heissen Kämpfen gelungen war, den unlauteren Wettbewerb zu Boden zu schlagen, der durch Lug und Trug auf den gewundensten Wegen in jeder nur denkbaren Weise die Früchte seines Fleisses, den Ruf des Namens und der Firma F. an sich zu reissen versuchte, da schien er wohl Allen zu den wenig Auserlesenen zu gehören, auf welche das Leben nur das schönste und beste aus seinem Füllhorn ergiesst. Aber auch F. sollte es nicht erspart bleiben, die schwere

Hand des Schicksales an anderer Stelle zu empfinden. Seit dem ersten August 1847 mit Ottilie Richter, Tochter des Appellationsgerichtsassessors Friedrich Richter in Eichstätt in glücklichster Ehe verbunden, wurde die schöne Häuslichkeit, die er an der Seite der mit aller Frauentugend ausgestatteten Gattin genoss, durch die Geburt eines Sohnes (Wilhelm), des einzigen Kindes, welches sie ihm schenkte, verschönt und gekrönt. Diesem reich begabten Sohne liess F. die sorgfältigste Bildung und Erziehung angedeihen und erlangte auch bald die freudige Ueberzeugung, dass sie die Eigenschaften sicher und voll zur Reife bringen werde, um ihn als künftiges Haupt des Welthauses F. in die Lage zu setzen, dasselbe auf seiner Höhe zu erhalten. Als nun der Ehe, welche Wilhelm F. am 2. Oktober 1876 mit der ebenso anmutsvollen als feingebildeten Tochter des eben schon genannten Vaters-Bruders Eberhard F. von New-York schloss, ein Kranz von lieblichen Kindern, zwei Söhnen und drei Töchtern erblühte, da schien das Haus F. auf festesten Fels gegründet. Doch unerbittlich raubte der Tod dem jungen Paare zuerst den älteren, dann auch den jüngeren Sohn — beide noch im zartesten Kindesalter und zerstörte die Hoffnungen, die auf sie gebaut waren und welchen F. im Jahre 1887 durch Errichtung eines aufs Reichste dotirten Fideikommisses Ausdruck gegeben hatte. Der schwerste Schlag aber traf ihn durch den plötzlich und unerwartet, während F. selbst ferne der Heimat war, eintretenden Tod seines Sohnes Wilhelm von F., 30. Juni 1893, womit der letzte männliche Erbe seines Namens, seines grossen Besitzes dahinschied. Wenn auch die zärtliche Liebe, die unermüdliche Sorge der Gattin, der Schwiegertochter und sich hold entfaltenden Enkelinnen Alles aufbot, den Schmerz über diesen Verlust zu lindern, und wenn auch F. nach seinem äusseren Verhalten diese Bemühungen zu lohnen schien — der Stamm war in der Wurzel getroffen und nicht mehr kräftig genug, dem schweren körperlichen Leiden, welches ihn, der bis dahin das eine und andere Gebreste immer wieder überwunden hatte, im Jahre 1895 überfiel, siegreichen Wiederstand zu leisten — am 26. Juli 1896 erlag er und schloss die Augen für immer. Seine Beisetzung in der Familiengruft zu Stein, an der nicht Stein, nicht Nürnberg allein, an der das ganze Land sich beteiligte, gab Zeugnis von der Bedeutung und Grösse des Mannes, dem sie galt, der Verehrung und Liebe, die er, dem alle Erfolge, alle Auszeichnungen nicht die schlichte und ruhige, bei allem Bewusstsein seines Wertes gewinnend bescheidene Art zu beeinträchtigen vermochten, bei Allen sich zu erwerben verstanden. Wenn jetzt sein Geburts-, sein Wohn- und sein Sterbeort Stein, der F. so viel direkt (Erbauung einer neuen Kirche, Stiftung zur Ausbildung von Söhnen Stein'scher Ortsangehörigen, zuerst Arbeitersöhne, ferner solche zur Selbständigmachung junger Gewerbetreibender u. A.) wie indirekt verdankt, sich rüstet, dem Verstorbenen ein würdiges Denkmal zu setzen, erfüllt er damit nur eine wahre Dankespflicht. Als Inschrift für dasselbe liessen sich schönere und passendere Worte nicht finden, als: »Wahrheit, Sittlichkeit, Fleiss!«

Wunder.

Schadenberg, Alexander, Dr., der berühmte Philippinen-Forscher, wurde zu Breslau am 27. Juni (nicht: Mai) 1852 geboren und starb am 15. Januar in Capiz (Insel Panay). Er absolvierte das Magdalenen-Gymnasium und bezog die Universität seiner Vaterstadt, an welcher er zu den speciellen Zuhörern und Schülern des berühmten Botanikers Goeppert gehörte. Mit 23 Jahren

erhielt er die Stelle eines zweiten Dirigenten der vereinigten chemischen Fabriken zu Stassfurt, welchen Posten er durch drei Jahre hindurch bekleidete. Es zog ihn aber in die Ferne und zwar waren es die Philippinen, die ihn mächtig anzogen. Er musste hier seine deutschen Diplome erst durch ein spanisches Staatsexamen notificiren lassen, was 1879 geschah. Zuerst verweilte er in Cebú, dann nahm er die Stelle eines Chemikers in dem weltberühmten Hause Sartorius (Apotheke und Droguerie) in Manila ein, die ihm Gelegenheit gab, gute Verbindungen im Lande anzuknüpfen. Seine freie Zeit wandte er ethnographischen Forschungen und zwar zunächst den Urbewohnern des Landes, den Negritos, zu, über welche er im J. 1880 eine Abhandlung in der »Berliner Zeitschrift für Ethnologie« veröffentlichte. Diese Schrift lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit der Fachgelehrten auf S. und erweckte grosse Hoffnungen, die nicht täuschten, denn S. war ein fleissiger und gewissenhafter Forscher und von einem unermüdlichen Sammeleifer beseelt, der durch glückliche und zwar nicht zufällige Funde reichliche Belohnung fand. Im J. 1880 kehrte er nach Europa für kurze Zeit zurück, um dann im Vereine mit dem auf Cebú lebenden Deutschen Dr. Koch einen Streifzug nach dem südlichen und östlichen Theile der Insel Mindanao zu unternehmen, welcher sowohl der Erd- und Länderkunde, als der Botanik und Sprachwissenschaft eine reichliche Ausbeute brachte (1881). Er erstieg zweimal den Vulcan Apó, der bis dahin von niemandem erstiegen worden war. Kurz vorher hatten der französische Forschungsreisende Dr. Montano und der spanische Provinz-Gouverneur Don Joaquin Rajal vergebens es versucht, den Gipfel dieses — nach Ansicht der Eingebornen — von einem bösen Dämon beherrschten Vulcanes zu erklimmen. Schädelmessungen, eine Beschreibung der Bagobos und Samales, ein Vocabular der Bagobo-Sprache, eine Kartenskizze des Golfes von Dávao waren das Ergebniss dieser Expedition. Von den Pflanzen, welche S. auf dieser Reise entdeckte, sind zwei hier zu erwähnen; die grösste Blume der Welt (Rafflesia Schadenbergiana, GOEPPERT) und eine neue Myrthe, Glaphyria Annae, STEIN, so benannt nach S.'s muthiger Frau Anna geb. Haendler. Als sich S. als selbstständiger Apotheker in Bigan, in Nord-Luzón, niederliess, betrachtete er diese seine Station als den Ausgangspunkt zahlreicher Expeditionen in das Innere jenes wilden Berglandes, auf welchen ihn auch seine unerschrockene Gemahlin begleitete. Eine der ergebnissreichsten Züge unternahm er i. J. 1886, er durchzog zunächst das Gebiet der Tinguianen, überstieg die Vorkette der Gran Cordillera und besuchte zunächst die am Rio Saltan wohnenden Banaos, dann kam er bei Pagpagó über einen 2000 m Pass über den Hauptstock der Cordillere in das Gebiet der Guinaanen, deren Sprache ihn so interessirte, dass er ein Vocabular derselben, das 700 Worte umfasste, anlegte. Von hier aus kehrte er in einem Bogen über die Länder der Igorroten zurück. Später besuchte er dann die Länder der Silípanen, Kianganen, Bontok-Igorroten, Apayaos; die Resultate dieser Streifzüge legte er in dem von ihm und Dr. A. B. Meyer herausgegebenen VIII. Bde. der Publicationen des Kgl. Ethnogr. Museums zu Dresden und dann in dem von diesen beiden Forschern in deutscher wie spanischer Ausgabe edirten »Album von Philippinen-Typen. Nordluzon« nieder, ausserdem veröffentlichte er noch mehrere ethnogr. Abhandlungen über diese Völker auch in Zeitschriften, besonders in der Berliner Zeitschrift für Ethnologie. Er war inzwischen wieder in Europa gewesen und übernahm dann mit Boie die Apotheke Sartorius in Manila. Hier

entwickelte er eine wahrhaft aufreibende Thätigkeit, denn für sein Geschäft arbeitete er mit unverdrossenem Fleisse, dabei benützte er jede Gelegenheit Forschungszüge durch Centralluzon und die anliegenden Inseln zu unternehmen, um allerlei, vorwiegend ethnographische, Objecte zu sammeln, so dass er eine prachtvolle philippinische Sammlung zusammenbrachte, obwohl er ausserdem die ethnographischen Museen von Dresden, Berlin, Wien und Leiden, (wahrscheinlich auch noch andere) reichlich bedachte. In der letzten Zeit richtete er seine Aufmerksamkeit auf die grosse, aber nur an den Küsten bewohnte Insel Mindoro. Hier lockten ihn die nur dem Namen nach bekannten Manguianen, aber auch die Thier- und Pflanzenwelt, konnte doch S. von Mindoro endlich Skelete und Häute jenes Thieres bringen, dessen Namen »Tamarao« zwar bekannt war, sonst nichts, so dass nach den unzuverlässigen Beschreibungen der Eingebornen man nicht wusste, in welche Classe der Säugethiere man diesen Tamarao stellen sollte. S. hat nun diesen Zweifeln ein Ende bereitet. Grossartig war auch die Entdeckung S.'s, dass die Manguianen nicht nur eine eigene Schrift besässen, sondern dass auch diese noch im Brauche sei. S. verschaffte sich derartige Schriftstücke und arbeitete nun im Vereine mit Dr. A. B. Meyer und Dr. W. Foy eine Abhandlung darüber aus, deren Erscheinen er nicht mehr erleben sollte. Seine Beine schwollen an, er fühlte sich elend, dennoch wollte er sich nicht dazu entschliessen, in Europa durch »Auswinterung« den Körper wieder zu erfrischen, er wollte vorher noch einen Versuch machen, ob nicht durch Luftwechsel im Archipel selbst ihm geholfen werden konnte. So begab er sich nach der Insel Panay zu dem mit ihm befreundeten Gouverneur, hier aber überraschte ihn ein plötzlicher Tod. Ehre seinem Andenken!

F. Blumentritt.

Merkel, Adolf. Einer der hervorragendsten, wenn nicht der hervorragendste Criminalist und Rechtsphilosoph der Gegenwart. M. ist am 11. Januar 1836 zu Mainz als Sohn eines Oberappellationsrathes geboren, erwarb 1858 in Giessen den Doctor-Grad der Rechte und habilitirte sich daselbst nach kurzer praktischer Thätigkeit 1862 als Privatdocent auf Grund einer Arbeit »Zur Lehre vom fortgesetzten Verbrechen«. 1868 zum ausserordentlichen Professor in Giessen ernannt, wurde er noch im gleichen Jahre als ordentlicher Professor nach Prag und 1872 nach Wien, als Nachfolger Glaser's, berufen. 1874 kehrte er in das Deutsche Reich, an die Universität Strassburg zurück, woselbst er, alle weiteren Rufe ablehnend, bis zu seinem nach schweren Leiden, in letzter Linie wohl in Folge Ueberanstrengung, am 30. März 1896 erfolgten Tode verblieb. — Von den wissenschaftlichen Arbeiten M.'s waren bereits bahnbrechend seine 1867 erschienenen »Criminalistischen Abhandlungen«, deren I. Bd. die Ueberschrift »Zur Lehre von den Grundeintheilungen des Unrechts und seiner rechtlichen Folgen, auch als Prolegomena zur Lehre vom strafbaren Betrug« trägt, während der II. Bd. letztere Lehre selbst darstellt. Durch diese mustergiltigen Monographieen hat M. mit Entschiedenheit die Strafrechtswissenschaft von dem Banne der Hegel'schen Philosophie losgelöst, deren aprioristische Deductionen bis dahin verhindert hatten, die Fundamente des Strafrechtes in einer dem positiven Rechtsstoff und den diesen zu Grunde liegenden Bedürfnissen entsprechenden Weise nach einer dem Stoff adäquaten Methode aufzubauen. M.'s Forschungen zeichnen sich hier wie in seinen späteren Schriften vor Allem durch eine auf seinem

Arbeitsfelde unerreichte Sicherheit der wissenschaftlichen Fundirung und Vorurtheilslosigkeit aus. Bei Darstellung der Einzellehren ist sein Blick ohne Vernachlässigung von Details stets auf den Zusammenhang mit allgemeineren Problemen gerichtet. Diese aber werden unter unübertroffen allseitiger Würdigung des gesammten Rechtsstoffes sowohl als auch der mannigfachen Faktoren, die auf die Rechtsbildung Einfluss nehmen, erörtert. Angesichts der divergirenden, relativ berechtigten Anforderungen, die an die Gesetzgebung herantreten, lehnt es M. stets ab, von dieser die folgerichtige Durchführung eines Princips zu erwarten oder zu verlangen — so folgerichtig er selbst auch in seinen Ausführungen ist. Durch seine ganze Geistesrichtung wurde M. gedrängt, als Erster eine die gemeinsamen Grundzüge und Entwicklungsgesetze des positiven Rechtes darstellende, allen Rechtstheilen gleichmässig gerecht werdende allgemeine Rechtslehre zu entwerfen. Bereits 1874, an der Spitze der neu gegründeten Zeitschrift für das Privat- und öffentliche Recht in Wien, hat er das Programm einer solchen allgemeinen Rechtslehre in positivistischem Sinn aufgestellt, welche an Stelle der bisherigen, einem unauffindbaren seinsollenden Recht zugewendeten Rechtsphilosophie, deren Unhaltbarkeit er darthut, treten soll. Diesem Programm entspricht die — nach Veröffentlichung mehrerer einschlägiger Spezial-Arbeiten — 1885 erschienene kurzgefasste, aber tief durchdachte und formvollendete »Juristische Encyklopädie« in ihrem ersten, grösserem Theile der »Allgemeinen Rechtslehre«. Hier wird, vorwiegend mit Erfolg, getrachtet, die bis dahin fast durchwegs nur in den verschiedenen juristischen Theil-Disciplinen getrennt und vielfach divergirend entwickelten, theilweise sogar gänzlich übersehenen allgemeinen Lehre einheitlich zu behandeln. Eine Ergänzung hinsichtlich einzelner Lehren, insbesondere eine nähere Darlegung des Verhältnisses von Gerechtigkeit und Zweckmässigkeit — denen M. gleiche Bedeutung für das Recht vindicirt — bietet besonders die von ihm verfasste Einleitung zur V. Auflage der Holtzendorff'schen Encyklopädie des Rechtes: »Elemente der allgemeinen Rechtslehre« (1890). Durch diese umfassenderen Arbeiten wurde M. jedoch seiner Special-Disciplin, dem Strafrecht, keineswegs entfremdet. Hier ist ausser den ausgezeichneten, umfangreichen Beiträgen zum allgemeinen und besonderen Theil des Holtzendorff'schen Handbuches des Strafrechtes vor Allem noch hervorzuheben das 1889 erschienene Lehrbuch des Deutschen Strafrechtes, welches an innerer Harmonie, gleichmässiger Durcharbeitung des Stoffes und Gedankentiefe alle anderen Gesammt-Darstellungen dieses Gebietes überragt. In diesem Buch, wie theilweise auch in früheren und späteren Arbeiten, insbesondere in der 1892 veröffentlichten Schrift »Vergeltungsidee und Zweckgedanke im Strafrecht«, hat M. die deterministische Anschauung überzeugend vertreten und gezeigt, dass die strafrechtliche Verantwortlichkeit von der Hypothese einer Willensfreiheit in indeterministischem Sinne unabhängig sei. Von grosser Bedeutung ist auch die im Lehrbuch gegebene eingehende Analysis des Straf-Begriffes und der (in der eben citirten Schrift) weitergeführte Nachweis der Vereinbarkeit von Vergeltungs- und Zweckstrafe. Damit hat sich M. gleicher Maassen in Gegensatz gesetzt zu den Anhängern der reinen Vergeltungs-Idee, wie sie bis vor Kurzem vorherrschend in der deutschen Wissenschaft verstanden wurde als auch zu der rein utilitaristischen Richtung, welche seit den Achtziger Jahren unter dem Einfluss der von v. Liszt gegründeten »Internationalen Criminalistischen Vereinigung« zu neuem Ansehen gelangte. Die in der letzteren vorherrschende agitatorische Art und die damit vielfach ver-

bundenen Uebertreibungen, Einseitigkeiten und Uebereilungen in den Reform-Postulaten haben M.'s abgeklärte und vornehme Natur abgestossen. Dennoch bewegen sich seine eigenen Reform-Vorschläge in Uebereinstimmung mit seinen Grundanschauungen vielfach in gleicher Richtung, wenn auch mit mehr Sicherheit, Vorsicht und Selbstkritik, wie jene der »Vereinigung«, deren Auftreten auch sein für die Bedürfnisse des praktischen Rechtslebens offenes Auge auf manche Schattenseiten des bestehenden Rechtszustandes erst intensiver aufmerksam gemacht. — Als Lehrer hat M., der im Vortrag vor den Hörern den Stoff immer erst neu durchdachte und in neue Gedanken-Verbindungen brachte, einen auserlesenen Kreis von Zuhörern mächtig gefesselt. Für den Durchschnitt der Hörer und Leser aber waren seine Ideen zu subtil, war seine Abneigung gegen ungenaue Schlagworte zu gross. Dies und die Richtung des Zeitgeistes, der Zauber, den gegenwärtig zum Theil solche Schlagworte und der Ansporn impulsiver Naturen, zum Theil auch rein formalistische und doctrinäre Behandlungsweise gerade im wissenschaftlichen Arbeitsgebiete M.'s üben, erklären es, dass seine Bedeutung in vollem Maasse zu würdigen wohl erst der Zukunft vorbehalten bleibt.

Vgl. Liepmann, Die Bedeutung Adolf M.'s für Strafrecht und Rechtsphilosophie in der Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft, XVII, S. 638 ff., woselbst auch ein Verzeichniss der Publikationen M.'s enthalten ist, sowie meine Kritik des Lehrbuches in der Zeitschrift für das Privat- und öffentliche Recht, XXII, S. 675 ff.

Wien. Prof. Dr. Otto Friedmann.

Gabillon, Ludwig, 1825—1896. Ludwig oder (wie er sich wohl in dem Bestreben, seinen Taufnamen mit der zweifellos französischen Form des Zunamens in Einklang zu bringen, in jüngeren Jahren nannte) Louis G. steht als ein scharf markirter Charakterkopf mit freundlichen und offenen, entschieden männlichen Zügen in der stolzen Galerie von darstellenden Künstlern, über die das Burgtheater seit dem Eintritt Laubes gebot. Seine Anfänge ausserhalb des Burgtheaters bedeuten nicht viel. Nirgends, so viel ich sehe, hat er vorher eine entscheidende Anregung oder Richtung erfahren; und auf neun kurze Wanderjahre, die ihm Gelegenheit gaben sich auf mittleren Bühnen (Rostock, Oldenburg, Schwerin, Kassel und Hannover) so sicher zu spielen, dass Emil Devrient den Fünfundzwanzigjährigen schon für sein Gastspiel in London brauchen konnte, folgten bei ihm erst die rechten Lehrjahre, als ihn Laube, durch glänzende Mittel stets leicht bestochen, in das Burgtheater einführte. Ihm hat G. nahezu ein halbes Jahrhundert lang, von 1853—1895, angehört, und in diesen 42 Jahren mit aussergewöhnlichem Fleiss, den ihm schon das von Jugend auf mühsame Erlernen des Textes in erhöhtem Maas zur Pflicht machte, nahezu vierthalbhundert (bis 1893 ungefähr 320) Rollen gespielt, von denen er mehr als die Hälfte für das Burgtheater ganz neu geschaffen hat. Von diesen Rollen sind kaum mehr als ein halbes Dutzend dankbare Titelrollen, und selbst diese gehören der ersten und mittleren Periode an. Später ist G. nie mehr als Protagonist aufgetreten. Zu einem Theile aus rühmlicher Selbstbescheidung, die ihn hinderte, sich in den Vordergrund zu drängen; denn Rollen wie den Falstaff oder den Wallenstein hätte er wohl ein Anrecht gehabt zu erlangen oder zu behalten. Zum andern Theil freilich auch aus einer Beschränkung seines Talentes, die ihn hinderte, allein ein ganzes Stück zu tragen. In den weiten Gesichtskreis seiner sehr scharfen Beobachtung und stets wahrhaftigen Darstellung fiel zunächst das, was sich äusserlich in

Bild und in Farbe sichtbar verräth: die Hantirungen und die Geberden der Jäger und der Schiffsleute, der Krieger, der Raufer und der Fechter, hatte er, selber ein Meister in allen diesen Stücken, mit dem Scharfblick des sachverständigen Kenners beobachtet und mit der Treffsicherheit des Jägers aufs Korn genommen. Alles, was körperlich und geistig über die durchschnittliche Menschengrösse hinausstrebte, gewann ihm ein erhöhtes Interesse ab: ein warmes gemüthliches, wenn es echt, und ein humoristisch ironisches, wenn es entweder blos unbewusste oder bewusste Renommisterei war. Und wie es der baumlange Mann liebte, sich im Vollbewusstsein seiner Kraft zu dehnen und zu strecken; wie er in der Conversation mit besonderer Vorliebe, halb aus künstlerischem Drange und halb aus dem Bedürfnis heiterer Selbstironie, Jägerlatein redete und den Münchhausen spielte (der er gar nicht war, denn das Durchschautwerden gehörte zu seiner Absicht und den hätte er für seinen undankbarsten und schlechtesten Zuhörer gehalten, der ihm von Anfang an nur Ein Wort geglaubt hätte) — so hat er auch als Künstler alles, was sich über Lebensgrösse ausstreckte, ernst oder parodistisch mit unerreichter Meisterschaft dargestellt und hier eine unausgefüllte Lücke in der deutschen Schauspielerwelt zurückgelassen. Denn wie seine Kunst weniger auf der Verleugnung seiner Person, der Verstellung, als auf der Darstellung seiner Persönlichkeit beruhte, so war sie auch nicht übertragbar und nicht im Stande, Tradition zu bilden oder Schule zu machen. Unzählige Rollen, denen es in der Dichtung, besonders im modernen Gesellschaftsstück, ganz an unterscheidenden Zügen fehlte, haben durch G. erst eine äussere Physiognomie und eine interessante Erscheinung erhalten. Starke gemüthliche Wirkung war ihm nicht unerreichbar, wie der wilde Aufschrei des alten York gegen die tigerherzige Schlächterei seines Kindes gezeigt hat. Aber was dem lauten Ausbruch im Innern vorausging, das stille Vorbereiten und allmähliche Steigern der Affecte, die innerliche Motivirung der Charaktere, lag mehr im Bereich seiner Intelligenz, als seiner Kunst; und vollends mit Charakteren, die der Dichter unbestimmt gelassen oder problematisch gehalten hatte, dort also wo Mitterwurzer zu bohren anfing, wusste er, wie besonders sein Julius Cäsar gezeigt hat, wenig anzufangen. Er bedurfte scharf umrissener Aussenlinien; und nur was als Gestalt deutlich vor ihm stand, das verstand er aus seinem Innern zu speisen. Charaktere ohne einen gewissen Grad von Aufrichtigkeit, Geradheit und Ehrlichkeit (nicht die dumpfe und geistlose, sondern die sich gegebenen Falles auch mit Spott und Ironie zu behaupten weiss), und besonders Charaktere ohne physische Kraft und Muth gelangen ihm nur ausnahmsweise, nach dem Gesetz des Contrastes, das man bei allen Künstlern, am meisten aber bei den darstellenden, in Rechnung zu ziehen hat. Denn jeder bedeutende Schauspieler, der es zur Meisterschaft gebracht hat, besitzt eine Anzahl besonders von episodischen Rollen, die er nicht aus dem Mittelpunkte seines Talentes, sondern rein künstlerisch mit den Mitteln der Technik zu bestreiten im Stande ist. Wie sehr aber gerade uuserem G. diese äusseren Mittel zu Gebote standen und wie mannigfaltig sich seine so festbestimmte Individualität auf Grund dieser reichen Mittel gestaltete, das wird sogleich nach allen Seiten deutlich werden.

Ein Brustbild aus G.'s jüngeren Jahren zeigt nicht blos regelmässige, sondern auch feine, fast weiche Züge. Es liegt eine leichte Wolke von Schwermuth darüber, die sich aus der ungewöhnlich herben Kindheit des Künstlers genügend erklärt. Denn der unverwüstliche Frohsinn wurde nicht

dem Kind in die Wiege gelegt; ihn hat sich der Jüngling, um aufrecht zu bleiben, selbstthätig erworben. Und so ist auch den Zügen zwar die Regelmässigkeit geblieben, aber sie haben einen knochigeren und kräftigeren, fast militärischen, immer aber freien und frohen, heiteren und offenen Ausdruck angenommen. Ebenso ruhte auch die hohe und zeitlebens schlanke Figur auf kräftigen Knochen, Nerven und Sehnen; sie war massiv ohne Schwerfälligkeit, und bei aller Festigkeit überaus biegsam und elegant. In dieser Verbindung von Wucht und Leichtigkeit finde ich das eigentliche Kennzeichen unseres Künstlers. Etwas Aufstrebendes (die Franzosen haben dafür das Wort *élan*) lag in seinem ganzen Wesen und offenbarte sich in der Sprache wie in dem Gange. Von Natur schon auffallend durch die Länge, schien er immer noch über sich selbst hinausstreben zu wollen, wie er auch auf der Bühne gern den Kopf kühn ins Genick warf. Er ging wie einer, der einen hohen Berg zu besteigen vor hat; mit weitmächtigen Schritten und etwas eingebogenen Knien. So liebte er es auch, wenn er allein auf der Scene oder im Vordergrunde stand, die schmale Bühne des alten Burgtheaters mit mächtigen Schritten zu durchqueren; und wenn ihm dann die erste Prosceniumsloge nur zu bald Halt gebot, setzte das linke Bein schon zur Bewegung nach der entgegengesetzten Richtung ein, während der Körper auf der Sohle des rechten Fusses eine rasche und leichte Drehung machte. Für ihn gab es keinen Stillstand, wenn er einmal in Bewegung war. Er ist darin der gerade Gegensatz zu Baumeister, der sich möglichst wenig Bewegung zumuthet.

Und wie in der Bewegung, so schien er auch im Ton immer auffliegen zu wollen. Die meisten, die sich in dem, gar nicht schweren, Kunststück versuchen, seine ausgeprägte Sprechart zu copiren, nehmen doch immer unwillkürlich den Ton zu tief und den Mund zu voll. Das macht, sein Organ besass eine solche Kraft und Fülle, einen so männlichen Ton, dass sie den meisten nur mit sehr viel Anstrengung und in der tiefsten Lage erreichbar sind. In Wahrheit war seine Stimme kein besonders tiefer Bass, und er bewegte sich sogar mit Vorliebe in der höheren Lage, die (ich glaube an unbewussten Einfluss Dawisons) durch einen, am deutlichsten beim Vokal a bemerkbaren nasalen Ansatz eine angenehme, keineswegs verletzende Schärfe erhielt und zur feineren und leiseren Pointirung ebenso wie zur Ironie und Sarkasmus geschickt wurde, während die Fülle und Breite der tieferen Lage Kraft und Biederkeit mühelos und unaufdringlich zum Ausdruck zu bringen verstand. G.'s Organ besass nicht den Zauber seelischer Tiefe oder innerer Wärme, der oft auch unschönen Stimmen eigen ist. Aber es war, schon rein physisch betrachtet, ein herrliches Instrument, und von dem Besitzer vortrefflich ausgebildet. In freiem und offenen Ansatz, voll aber nicht dick, strömten die reinen metallnen Töne aus der Brust heraus; nichts kam aus der Kehle, nichts blieb im Gaumen oder zwischen den Zähnen stecken. Er konnte in den Saal hinein schmettern, ohne sich und die Zuhörer anzustrengen oder zu ermüden. Und wenn Frau Zerline auch noch spät einmal gegen das Zuviel des »lauten Organes« einen Einspruch machen muss, so verstand es ihr Mann doch auch mit unterdrückter oder verstellter Stimme zu spielen. Seine Zecher grölten in tiefen, rauhen und vom Weine heiseren Tönen; manche Charakterrollen, ernste wie den Caligula und komische wie den Lindenschmied im »Erbförster«, spielte er ganz dünn und hoch aus der Fistel heraus, mit doppelter Wirkung auf ein Publikum, das seine kräftigen Stimmmittel kannte und erstaunt vermisste.

Das was ich oben den *élan* genannt habe, trat namentlich in der höchst eigenthümlichen Sprechweise hervor, die G. mit seiner Frau gemein hatte. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich dieser unvergesslichen und einzigen Frau, die ihrem Mann nicht an Herzen, aber an Geist und wohl auch an Kunst überlegen war, einen sehr bedeutenden Einfluss auf den Gatten zuschreibe. Hier, in der Sprechweise, ist mir weiblicher Einfluss aus zwei Gründen wahrscheinlich. Erstens findet sich diese Art am häufigsten bei Frauen, besonders bei solchen, die ihren eigenen Kopf und einen männlichen Willen haben; die Dichterin Mariott z. B. besitzt sie gleichfalls. Zweitens aber erklärt sich mir ihre Entstehung bei Frau Zerline leichter aus den natürlichen Bedingungen als bei ihrem Manne. Frau G. besass ein viel zarteres und schwächeres Organ und sie war genöthigt, namentlich in der Tragödie, den Mund etwas voll zu nehmen. Das ist es, was man ihr oft, und in früheren Zeiten vielleicht nicht ganz ohne Grund, als falsches Pathos zum Vorwurf gemacht hat. Der Nachdruck oder Accent, den sie auf eine Silbe legte, kostete sie mehr Kraft und Mühe, als einem andern mit dem »lauten Organ«. Es war nur eine natürliche Folge, dass die geistvolle Frau, die ausserdem nach scharfen Pointen strebte, sich mit besonderer Kraft auf die betonten Silben legte und über die unbetonten möglichst leicht hinwegzukommen strebte. Nicht als ob sie etwa in den Stimmthälern physisch unverständlich geworden wäre oder gar die feinere Nuancirung des Sinnes durch Abstufung der Accente hätte vermissen lassen! — Das wird niemand ihrem Mann und noch weniger ihr selber vorwerfen dürfen. Nur um eine Eigenthümlichkeit im Tempo der Rede handelt es sich. Die G. liebten es nemlich auf der betonten Silbe auffallend lang zu verweilen und dann sehr leicht und elegant, aber immer deutlich über die weniger betonten Silben hinwegzueilen, bis ein neuer Gipfel Aufenthalt bot u. s. w. Diese Sprechweise ist den Franzosen eigen, und wie G., der kerndeutsche Mann, einen französischen Namen trug, so hatte er auch den élan der französischen Sprechweise. Im Deutschen fällt sie auf und sie kann hier einmal der natürliche Ausdruck eines geistig aufgeweckten Wesens sein, das andere mal aber auch sehr künstlich und affectirt erscheinen. Darum eignet sie sich auch sehr gut zur parodistischen Uebertreibung; ich erinnere nur an die unnachahmliche Weise, in der Frau G. in den ersten Worten der Beatrice: »Nun, Signor Benedikt, wie viele Feinde habt ihr denn aufgefressen«, wobei der ganze Nachdruck auf das Wort »aufgefressen« fiel, ihrem Gegenspieler den Handschuh hinwarf. Man kann sich aber denken, welche Wirkung dieses Ehepaar als Benedikt und Beatrice hervorbringen musste, wenn sie beide auf denselben und noch dazu auf einen ganz besondern Ton gestimmt waren, auf einen Ton, der zudem etwas Herausforderndes und Uebertreibendes an sich hat. War Zerline-Beatrice ihrem Mann an Geist überlegen, so wurde das zum Theil durch den gleichen Vortrag wettgemacht, und die beiden kämpften als ebenbürtige Gegner mit den gleichen Waffen. Heute spielen zwei vortreffliche Künstler im Burgtheater Benedikt und Beatrice; aber sie wandeln getrennte Pfade und treffen darum nicht aufeinander. Wo er sich ihr mit seiner übertriebenen und erzwungenen Männlichkeit, die nicht Kraft, sondern nur eine andere Form der Koketterie ist, entgegenstellt, da weicht sie scheu aus und zieht sich keusch und kichernd in sich selbst zurück. Dann wieder fordert sie ihn nicht mit scharfer Zunge, sondern minaudierend heraus; und wenn er die Ausforderung annimmt, stellt sie sich nicht. Es sind zwei ganz vortreffliche und lustige Leute, aber grundverschieden von einander,

eben darum aber auch nicht Benedikt und Beatrice. Denn die gehören zusammen, sie sind Eins.

G. hat wie Dawison als Liebhaber begonnen, und er ist für das Liebhaberfach von Laube ans Burgtheater gezogen worden, wo er nicht blos Ferdinand und den schönen Lionel und den Karlsschüler Schiller, sondern auch im Lustspiel Don Cäsar (in Donna Diana) gespielt hat. Aber mit keiner dieser Rollen hat er einen nachhaltigen Erfolg erzielt: und sie gingen bald darauf in den Besitz Sonnenthal's über, nach dessen unglücklichem Debut als Mortimer das Brautpaar G. dem Director Laube kondoliren zu müssen glaubte, der aber doch der von Laube gesuchte rechte Liebhaber war. In G.'s Liebhaberrollen muss etwas zum Vorschein gekommen sein, was nach dem Charakterfach wies: unreine, frevelhafte Leidenschaft (Don Carlos, Franz im Götz) gelang ihm augenscheinlich am besten und sein Otto von Meran in Grillparzer's »Treuem Diener seines Herrn« ist als eine bedeutende Leistung nicht blos im Bilde, sondern auch im Gedächtnis der Zeitgenossen lebendig geblieben. Auch später noch hat er verwegene und dreiste Liebhaber, die nicht werben sondern frisch zugreifen, wie den Zawisch und den Odowalsky, unterstützt durch seine fesselnde Erscheinung, mit Bravour und mit Glanz zu spielen verstanden, während für die schwachen und schwankenden Liebhaber von der Art der Weisslingen und Leicester seine Männlichkeit doch zu kräftig war. Die abgewiesenen Liebhaber dagegen, die sich dem Publikum meistens so unangenehm machen wie den Helden und Heldinnen, denen sie Rache schwören und Fallen legen, hat er mehrere Jahrzehnte lang mit erstaunlichem Pflichtgefühl und wahrer Aufopferung gespielt (Friedrich von Rosen, Ben Jochai), bis neben Franz Kierschner eine Zeitlang sogar Mitterwurzer zu ihnen verurtheilt blieb.

Auf den Fingerzeig hin, der in seinen perversen Liebhabern lag, hat ihn dann Laube nach dem Abgang Dawisons, den er kurz zuvor ganz dieselbe Strasse geleitet hatte, in die tragischen Charakterrollen hinübergeführt. G. hat, vor dem Eintritt Lewinsky's, mehrere Jahre hindurch Don Carlos (im Clavigo), Marinelli, Mephistopheles, Jago, am öftesten wohl Richard III. gespielt und mit dem stark in die Charge fallenden Caligula (in Halms »Fechter von Ravenna«) einen unbestrittenen und dauernden Erfolg errungen. Aber auch hier war seines Bleibens nicht; und Laube stand nun vor der schwierigen Aufgabe, einem begabten Schauspieler, der als Liebhaber nach dem Charakterfach wies, und für das Charakterfach doch wieder zu wenig dämonische Bosheit und energische Leidenschaft besass, so dass ein offener, ehrlicher, heldenhafter Mensch hinter seinen Bösewichtern überall sichtbar blieb, — eine so merkwürdige künstlerische Doppelnatur hatte Laube zwischen den beiden extremen Fächern an den richtigen Posten zu stellen. Er hat es in genialer Weise gethan. Den Künstler, der als Liebhaber und Charakterspieler ein Schauspieler zweiten oder gar dritten Grades war, hat er zu einem Schauspieler ersten Ranges in seinem Fache gemacht; und er hat die Grenzen dieses Faches so weit gezogen, dass G. zwischen den grossen Fächern einen viel grösseren Spielraum fand, als er je in einem von diesem hätte finden können, dass er zu einem der meist beschäftigten und unentbehrlichsten Mitglieder des Institutes wurde. Mit ehrlicher Selbsterkenntnis und Selbstbescheidung hat sich G. ohne sichtliches Widerstreben in dieses Fach einführen lassen, und es dann mit seiner eigenartigen Persönlichkeit so vollständig nach allen Seiten ausgefüllt, dass sie mit ihm und es mit ihr wie zusammengewachsen erschien.

Ausser den Resten seiner Liebhaberzeit verblieben ihm zunächst die Intriganten ohne dämonische Leidenschaft und ohne Cynismus, die mehr aus Malice als aus Bosheit arbeiten oder ihre Bosheit wenigstens hinter vornehmen und eleganten Manieren verbergen, wie der Prinz Bouillon in »Adrienne Lecouvreur« oder im modernen Gesellschaftsstück der unverfrorene Hochstapler von Rohden (in Mautner's »Eglantine«), der sich nach gelungenem Geschäft den Selbstvorwurf macht: »Ich war ein Narr mit meiner Noblesse, ich hätte das Doppelte begehren sollen!« Oder das Urbild des Molière'schen Tartuffe, das zuletzt doch mit dem blossen Verlachtwerden davonkommt. Ferner die Tyrannen, die G. am besten gelangen, wenn sie in ihrer launenhaften Unberechenbarkeit auch grossmüthigen Anwandlungen nicht unzugänglich waren: Ludwig XI. im »Gringoire« war eine gar schöne Rolle und auch den Gessler hat G. nicht als finsteren Balladentyrannen oder gar Kartendespoten gespielt, sondern ihm durch den freien befehlenden Ton wirklich eine gewisse Herrlichkeit verliehen. Dann das grosse Corps der Gegenspieler, die den Helden nicht feig und hinterlistig, sondern offen und gerade bekämpfen oder durch männliche Kraft und heldenhaften Sinn trotz ihren schwarzen Anschlägen imponiren. Da war neben dem Bastard Edmund, dessen kühnes und verwegenes Spiel den Zuschauer fast verblüfft, der schlaue Bolingbroke und wieder der offene Sapieha. Wo solche oder ähnliche Figuren aber als Protagonisten in die erste Linie treten, da freilich wusste sich G. nicht zu behaupten: für den Macbeth fehlte es ihm Anfangs an Unentschlossenheit und dann an Leidenschaft; und für den Wallenstein, dessen Aussenlinien (d. h. alles, was den Feldherrn und den Diplomaten zeigt) sehr sicher gezogen waren, an Vertiefung und innerer Gedankenarbeit. Freilich hat er den Wallenstein auch in verhältnismässig jungen Jahren gespielt; und sich in seiner jovialen Weise, die das Kopfzerbrechen lieber andern überliess, bald darauf mit dem Buttler zufrieden gegeben, an dem er auch weniger das innerlich kochende Gift der Rache und den beleidigten Emporkömmling als die lauten Ausbrüche der Wuth und der Reue zur Geltung brachte. Nach dem Berliner Berndal dürfte G. der beste Buttler gewesen sein, den die deutsche Bühne besessen hat. In einer Linie stehen dann sein Talbot, dessen nüchterner Rationalismus durch G., den Feind alles unklaren, gut herauskam; die beiden Alba, von denen der minder gerathene Schiller'sche durch G.'s äussere Erscheinung und Persönlichkeit über das Niveau eines blossen Hofschranzen und Emporkömmlings fast bis zur Höhe des geschichtlichen Alba gehoben wurde, während bei Goethe die geheimnisvolle Verschlossenheit in den einleitenden Scenen weniger wirkte als die staatsrechtlichen Debatten in der Scene mit Egmont; und endlich der echteste aller Gabillon's, der grimme Hagen in Hebbel's Nibelungen, leider blos im Bilde für alle Zeiten festgehalten in der Erzstatue der Villa Gabillon, dem sinnigen Geschenk der Collegen vom Burgtheater an den Jubilar. Was von Kunst und von Fertigkeiten in dem vielbegabten Manne steckte, das trat in dieser einzigen Rolle in die Erscheinung; und umgekehrt: sie verlangte nichts, was er nicht wirklich besass. G. war der Hagen, nicht blos des Burgtheaters, sondern überhaupt. Er spielte die Rolle in der Maske des Dichters, der ja in dem knorrigen Recken so tief aus dem eigenen geschöpft hat und den G. nur aus dem lichten Blond ins finstere Schwarz übersetzte. Der Hagen gab ihm freien Spielraum für das Mass von äusserer Bewegung, dessen er in jeder Rolle bedurfte: hier konnte er Speere schleudern, hier war er Jäger, Fährmann, Kämpfer. Es war ein Bild, strotzend von ge-

sunder männlicher Kraft, ein wiedererstandener Recke. Und wie die Freude an dem Gelingen in dem Schauspieler, dem eine Rolle ganz auf dem Leibe sitzt, im Innern oft ungeahnte Schleusen öffnet, so kamen auch hier Töne zum Vorschein, die G. sonst nicht oft zu Gebote standen, wie der Epilog auf Giselher voll schöner männlicher Rührung: »Wir hüllen uns in Todes tiefste Schatten, und nur auf ihn fällt noch ein Abendroth!«

Der Hagen ist selber schon einen Kopf über Lebensgrösse gerathen. Die Kraftmenschen, die wahren und die falschen, gehörten alle in das Repertoire G.'s; nur dem Hebbelischen Holofernes, dessen Ueberlegenheit nicht blos in der physischen Kraft liegt und der ohne hinreissende Leidenschaft nicht zu spielen ist, ist er noch in der letzten Stunde vorsichtig aus dem Wege gegangen. Hieher gehören die Riesengestalten aus dem antiken und aus dem romantischen Märchen: der Cyklop Polyphem und Grillparzer's Mann vom Felsen. Aber auch von der humoristischen Seite verstand der Mann der heitersten Selbstironie solche Charaktere zu nehmen, wenn sie sich nämlich als blosse Prahlhänse und Aufschneider, selber für überlebensgross geben. Alles was, wie G. selber, Jägerlatein liebte, oder was falsches Pathos herausforderte und vertrug, war seine unbestrittene Domäne. Er war der getreue Darsteller der modernen Ausläufer des Capitano Spavento. Er hat sogar noch den alten Dom Pedro in Wolff's »Preziosa« gespielt, der bei der grossen Retirade seinen Fuss verloren hat. Auch in seinem sehr gelungenen Spiegelberg, dessen Sprunggeschichte ihm wieder Gelegenheit zu einer ergötzlichen Leibesübung gab, kam mehr der Aufschneider und Prahlhans, als der hinterlistige Feigling zur Geltung. Veredelt fand man den Typus des Maulhelden in seinem prächtigen Benedikt wieder: war es sonst mehr seine Sache mit dem Schläger als mit dem Degen zu kämpfen, so hatte ihm hier in den Wortduellen mit Beatrice Frau Zerline die Zunge geschärft, während seine eigene heldenhafte Persönlichkeit hinter dem Wortemacher doch einen ganzen Mann ahnen liess. Was für ein Jubel im alten Burgtheater, wenn sich die Lippen, welche die Herzen so lange spottend verläugnet hatten, endlich im ersten Kuss zusammenfanden! Ja, diese Beiden, Benedikt und Beatrice, Zerline und Ludwig gehörten fürs Leben zusammen, und der triviale Holtei'sche Schlusssatz: »Viel Lärm um nichts und was sich liebt, das neckt sich«, die Devise des Hauses Gabillon, wurde von Jung und Alt im Chorus mitgesprochen.

Der rohere Typus des alten Capitano Spavento liebt starke physische Genüsse und leitet zu den Schlemmern und Wüstlingen hinüber, die G. mit rauher, kratzender Stimme unübertrefflich spielte. Den geilen Gianettino hat G. in seinen jungen Jahren vielleicht zu edel, nicht »bäurisch stolz« genug gehalten. Aber Meisterrollen seiner besten Jahre waren der unersättlich durstige Raubritter Boffesen (in Bauernfeld's »Landfrieden«) und der ebenso unersättlich hungrige Kattwald mit seiner stets leckenden schweren Zunge. Von dem ungeschlachten Schlemmer Tobias in »Was ihr wollt« war eigentlich nur mehr ein Schritt zu dem Oberhaupt der ganzen Familie: dem unsterblichen Falstaff. Sehr entsagungsvoll hat G. diesen Schritt nie gemacht, weil er aus dem löblichen Corpsgeist des guten alten Burgtheaters Baumeister's ältere und wohl auch nähere Rechte achtete. Noch mehr, er erschien neben Baumeister-Falstaff mit der Branntweinrothen Nase des miserablen Bardolph. So innig aber war der lustige, niemals bewusstlose Zecher G. mit dem Rollenfach der Betrunkenen verwachsen, dass er in Ibsen's »Volksfeind« blos ein Wort in die Versammlung hineindonnerte, um sogleich darauf an die Luft

gesetzt zu werden. Auch die jungen und alten Haudegen, der brave Selbitz im Götz und der köstliche Don Lope im Richter von Zalamea, eine seiner besten Rollen, fielen ihm zu, ebenso die Raufer, wie Tybalt, wo es was zu fechten gab.

Aber mit diesen Leibrollen ist G.'s Repertoire noch lange nicht erschöpft. Eine grosse Anzahl konnte er, wie gesagt, als fertiger Meister allein mit seiner Technik bestreiten. Auch hier aber offenbart sich seine Doppelnatur: Rollen, die Wucht, Schwere, Würde im Auftreten verlangen — und dann wieder solche, die gerade das nicht vertragen, die er nur seines élans wegen spielen konnte. Zu den ersteren gehören zunächst die Römerhelden: Octavianus in »Antonius und Kleopatra«, der Gegenspieler des Coriolan Tullus Aufidius; endlich der edle Marc Anton in »Julius Cäsar«, wo G. wohl die gewandte Zunge, aber nicht so sehr das volle Herz für den toten Cäsar mitbrachte, der ihm vielmehr nur ein Vorwand zu sein schien, die Mörder auszustechen. In der Rede auf dem Forum zog er die Worte »ehrenwerthe Männer« anfangs sehr langsam und gedehnt durch die Nase, brachte sie aber, je öfter der Redner sie wiederholt und je sicherer er den Sieg in der Hand hat, immer schneller, bis er zuletzt nur mehr auf den betonten Silben Halt machte und seiner Gewohnheit nach über die unbetonten rasch hinwegsetzte. Ebenso hat er wegen seines schneidigen Auftretens und seines scharfen, befehlenden Tones höhere Militärs im Costüm und in der modernen Uniform gespielt; und aus demselben Grunde waren die Staatsanwälte und Polizeiräthe sein Erbtheil und alles, was einen langen Talar trägt, sei es nun der Kirchenfürst Klesel, den G. gar imposant vorstellte, oder der Lord Oberrichter von England in »Heinrich VI.« Auch Schiffsrheder und Capitäne, die ihren kräftigen Leib auf ausgekrätschten Beinen schaukeln, hat er oft genug gespielt.

Auf seinem élan dagegen beruhten die Gegenfüssler dieser massiven und schweren Charaktere, die G. gerade um seiner relativen Leichtigkeit wegen spielte. Den Römern dort stehen hier windbeutlige Franzosen (La Coste in »Andreas Hofer«); den schweren Militärs stehen die leichten und flotten Tänzer (Bevallan im »Verarmten Edelmann«, von Werben in »Wenn man nicht tanzt«); den pflichtstrengen Beamten die Gecken und Höflinge gegenüber, wo G. für den kapitalen Kalb indessen doch immer noch zu schwer und zu intelligent geblieben ist, während er die Episodenfigur des Prinzen von Arragonien im »Kaufmann von Venedig« sehr glücklich zur Geltung brachte. Völlig gleich standen sich die Wagschalen indessen nicht: während G. im Ausdruck der Kraft niemals etwas zu wünschen übrig liess, war seinem élan durch die natürliche Schwere seiner Person und Figur doch eine Grenze gezogen, die er nicht überschreiten durfte.

Es sei nur im Vorbeigehen erwähnt, dass G. als ein klarer, deutlicher und temperamentvoller Redner, gelegentlich in einer ganzen Reihe von episodischen Sprechrollen (Soldat in der »Ahnfrau«, Schauspieler im »Hamlet«, Raoul in der »Jungfrau von Orleans«, Berengar in der »Braut von Messina«) in Vertretung des anderwärts verwendeten Lewinsky beschäftigt wurde, wie er ja auch als Erdgeist im »Faust« und als Marc Anton Proben seiner Beredsamkeit gegeben und sich auch in Vorlesungen und in selbsterfundenen Erzählungen als Landsmann Fritz Reuter's bewährt hat. Bei dem reichen Repertoire von Salonrollen indessen müssen wir noch einen Augenblick Halt machen. Es begegnen uns hier dieselben Typen und Gruppen wie im Costümstück. Natürlich waren auch hier die Glücksritter und die Grecs

und die gefährlichen Frauenfänger von der Art jenes Frondeville im »Attaché« seine Spezialität. Ebenso alles, was einen exotischen Anstrich hatte oder den heute so genannten interessanten Nationen angehört, wie der köstliche »Abdallah« in den »Guten Freunden«, und die russischen Fürsten, die seit Freytag's Udaschkin, dem Typus der ganzen Gattung, ab und zu auftraten. Ferner die declassés der Franzosen, unter denen sein unerreichbarer Delobelle obenansteht, der komödiantische Poseur und Vertreter des falschen Pathos im Salon, das gesellschaftliche Seitenstück zu den zahlreichen Costümrollen G.'s, die von einem parodistischen Pathos lebten. In die intriguenspinnenden Diplomaten theilte er sich zum Theil mit Sonnenthal, für den der Diplomat hinter dem warmherzigen Menschen und dem Liebhaber zurücktrat, während G. in den Choiseul, Richelieu und Bolingbroke nur den Freund der Intriguen spielte; doch blieb sein Bolingbroke, dessen rasche Reden freilich auch in seinem Gedächtniss niemals fest wurzelten, einigermassen hinter der Erwartung zurück. Aus der Erbschaft La Roche's fielen ihm zuletzt alte Knaben, wie der Graf Feldern in »Aus der Gesellschaft« zu, die er gern und mit Glück spielte; wie er ja auch gesellschaftliche Originale (Partie Piquet) interessant zu gestalten wusste. Von dem allerhöchsten Werthe für das Institut aber waren die zahlreichen physiognomielosen zweiten und dritten Rollen in französischen Stücken, denen G. seine Physiognomie und sein elegantes Auftreten lieh. Der Herzog von Penn Marr in den »Feenhänden« wird vielleicht auch künftig mit Beifall gespielt werden, obwohl das ästhetisch und social gleich bedeutende Lustspiel leider jetzt vom Repertoire verschwunden ist. Wer aber weiss heute noch etwas von Herrn von Illoy in »Feuer in der Mädchenschule«? und doch hat unser Liebling seinerzeit mit dem echt Gabillon'schen »So etwas kann nur mir passieren«, wo er mit élan über ein halbes Dutzend von Silben hinwegsetzte, die lauteste Heiterkeit hervorgerufen.

In G. haben wir eine der festesten Stützen des alten Burgtheaters begraben. Mancher Protagonist, sogar ein wirklich bedeutender, wird sich leichter ersetzen lassen als er, dessen Rollenkreis ganz auf seinen persönlichen Eigenschaften ruhte und der mit seinen breiten Rücken und seinen langen Extremitäten mehr als ein ganzes Fach umspannte und deckte. Es ist leider nicht bloss ein Fach am Burgtheater verwaist, sondern eine starke Individuatität dahingegangen. Einen tüchtigen Fachspieler findet man immer wieder, eine Individualität kehrt nie zurück. Bei der Leichenfeier für G. konnte man es von vielen Lippen hören: wir werden die Mehrzahl seiner Rollen nicht mehr so gespielt sehen, wie von ihm. Ein Stück von dem, was die Freude in unserem Leben ausmachte, ist mit ihm dahingegangen.

Litteratur: Die anschaulichste Schilderung des Menschen hat die Tochter, Frau Helene Bettelheim-Gabillon, in diesen »Biographischen Blättern« II. Bd. 4. Heft entworfen; der Gatte Zerline's kommt in L. Hevesi's feiner Monographie über die Frau Gabillon (Stuttgart, Bonz 1894) zu seinem Rechte. Ein Fragment aus der Geschichte seiner Kindheit, von Gabillon selbst erzählt, ist 1897 in der Zeitschrift »Cosmopolis« erschienen. Ein Verzeichniss seiner Rollen hat der Schwiegersohn, Anton Bettelheim, zum Jubiläum (1893) drucken lassen; ich vermisse auf Grund der Erinnerung darin nur den La Roquette im Urbild des Tartuffe. Seit 1893 sind die folgenden Rollen hinzugekommen: Saweljew in Kriemhild, Maurer Mattern in Hannele, Mörder Dismas in Hans Sachs' »Tod im Stock«; Graf in Eine Lüge. Ueber den Mann und Künstler vergl. auch Paul Schlenther in der »Nation« 1895 Nr. 21 S. 324f. und die Jubiläums-Artikel von Hevesi und Speidel im Fremdenblatt und in der Neuen freien Presse (Oktober 1893).

J. Minor.

de la Croix, Otto, Dr. theol., starb am 21. Mai 1896 als Consistorialpräsident und Oberregierungsrath a. D., neun und siebzig Jahre alt, in Wiesbaden, der Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit, nachdem ihm schon am 1. April 1892 die erbetene Entlassung von seinen Aemtern nach fünfundfünfzigjähriger Dienstzeit gewährt worden war. Fast zweiundzwanzig Jahre lang, von 1870 an, in einer für die kirchliche Entwickelung des Wiesbadener Bezirks recht bedeutsamen Zeit hat er dem dortigen Consistorium als Leiter und seit 1883 officiell als Präsident angehört. Insbesondere ist die neue »Kirchgemeinde- und Synodalordnung für den Consistorialbezirk Wiesbaden« wesentlich unter seiner Mithülfe nach langwierigen Vorbereitungen zu Stande und zur Durchführung gekommen. Die Dankadresse, die ihm bei seinem Eintritt in den Ruhestand vom Synodalausschuss und im Namen der Decane überreicht wurde, spricht in beredten Worten sein grosses Verdienst um die ihm unterstellte Kirchenprovinz aus, und die Marburger Facultät hat aus gleichem Anlass ihn mit der Würde eines Dr. theol. ausgezeichnet. Daneben wird seiner Mitarbeit bei der Bezirkssynode, die zweimal in ausserordentlicher, fünfmal in ordentlicher Tagung während der Zeit seiner Amtsthätigkeit zusammentrat, wobei er viermal als landesherrlicher Commissar zugeordnet war, sowie seiner steten Theilnahme an den Arbeiten des Bezirkssynodalausschusses ehrend und dankbar gedacht. Seine ganze Persönlichkeit aber ward geadelt durch eine aufrichtige warmherzige Frömmigkeit, durch stetes freundliches Entgegenkommen und Wohlwollen auch im amtlichen Verkehr, durch eine edle Weitherzigkeit, die doch dem eignen Standpunkt nirgends etwas vergab.

Kohlschmidt.

Fritzsche, Otto Fridolin, Dr. theol. et phil., geboren am 23. September 1812 in Dobrilugk, gestorben am 10. März 1896 in Zürich. Im Alter von 84 Jahren und nach mehr als fünfzigjähriger Amtsthätigkeit als Professor der Kirchengeschichte ist der Senior der theologischen Facultät in Zürich heimgegangen, unter herzlicher Theilnahme seiner zahlreichen Schüler und Freunde nicht nur in der Schweiz, die ihm allerdings, innerlich wie äusserlich, zu einer zweiten Heimat geworden war. Die Feier seines fünfzigjährigen Docentenjubiläums im Frühjahr 1887 wie die 1892 folgende festliche Begehung seines 80jährigen Geburtstages hatten dem gründlich und vielseitig arbeitenden Gelehrten und dabei so bescheidenen und liebenswürdigen Manne bewiesen, wie auch die Fachgenossen im deutschen Vaterlande, insbesondere die Collegen von Heidelberg, Jena, Strassburg, Tübingen, Giessen, Halle und Breslau, mit freudiger Anerkennung und warmem Dank für seine fruchtbare wissenschaftliche Lebensarbeit ihm sich verbunden wussten. F. entstammte einem gelehrten Vaterhause. Sowohl sein Vater, Christian Friedrich F. als sein (frühverstorbener) älterer Bruder Carl Friedrich August haben den Beruf des Pfarrers mit dem des Professors vertauscht, ersterer in Halle, letzterer in Rostock und nachmals in Giessen. Als Otto F. geboren wurde, war sein Vater seit drei Jahren Superintendent in Dobrilugk, einem Städtchen der Niederlausitz im Kreise Frankfurt a. O., von wo er 1827 nach Halle berufen wurde. So war der strebsame Jüngling gleich von Anfang an auf einen Boden, in eine Umgebung versetzt, wo sein wissenschaftliches reges Interesse reichlich Nahrung fand. 24 Jahre alt habilitierte er sich in Halle mit einer gediegenen Untersuchung über Theodor von Mopsvestia, von dessen Leben und wissenschaftlicher Bedeutung im Zusammenhang mit der für die

Geistesentwickelung des 4. christlichen Jahrhunderts hochwichtigen Antiochenische Schule er nach den nur spärlich vorhandenen und überall zerstreuten Fragmenten seiner Schriften ein zusammenhängendes Bild zu zeichnen suchte (De Theodori Mopsvesteni vita et scriptis commentatio historica philologica, Halle 1836). Diese Schrift verschaffte ihm schon im folgenden Jahre den Ruf als ausserordentlicher Professor nach Zürich, wo er fünf Jahre darauf (1842) zum ordentlichen Professor der Kirchengeschichte befördert wurde, nachdem schon 1841 seine Heimatsuniversität Halle ihn mit der Würde eines Dr. theol. honoris causa ausgezeichnet hatte. Neben seinem kirchenhistorischen Hauptfach hat er anfangs auch neutestamentliche Collegs gelesen; vor allem aber seit 1844 im Nebenamt eines Oberbibliothekars der Kantonsbibliothek, als Nachfolger Sauppe's, dies Institut durch unermüdlichen Eifer, bei aller Beschränktheit der verfügbaren Mittel, zu grosser Blüthe, auf einen Bestand von über 70 000 Bänden in einem neuen zweckdienlichen Heim zu bringen verstanden und der Benutzung für weiteste Kreise bequem zugänglich gemacht. Doch auch seiner kirchengeschichtlichen Arbeit kam vor Allem seine gründliche philologische Vorbildung zu gute. Seiner kritischen Ausgabe des Lactanz (2 Bde. Leipzig 1842 und 1844) folgten die »Exegetischen Fragmente des Theodor von Mopsveste« (Zürich 1847) und weiter die Neuedition von Anselm's dogmatischem Hauptwerk: libri duo »Cur Deus homo« (Zürich 1868 und 1886). Daneben ging eine äusserst fleissige, exegetisch-textkritische biblische Arbeit, zunächst in dem mit seinem Jenenser Freunde Willibald Grimm gemeinsam herausgegebenen »kurzgefassten Handbuch zu den Apokryphen des Alten Testaments« (6 Bände, Leipzig 1851—1860), für das F. in den Lieferungen I, II u. V das 3. Esrabuch, die Zusätze zu Esther und Daniel, das Gebet Manasse, das Buch Baruch, den Brief Jeremia, die Bücher Tobias und Judith und die Sprüche Jesu Sirach bearbeitete. Dem schloss sich 1871 die Textausgabe der libri apocryphi Veteris Testamenti und der als Anhang beigegebenen sog. Pseudepigraphen an. Ebenso hat er einer Reihe alttestamentlich kanonischer Bücher (Esther, Ruth und Richter) sein textkritisches Studium zugewandt, indem er durch genauste Sichtung der zahlreichen Varianten des Septuagintatextes eine zuverlässige Purification der griechischen Version dieser Bücher ermöglichte (1848, 1864, 1867). Diesen Studien erwuchsen ferner die Abhandlungen in Herzog's Realencyclopädie über die alexandrinische Bibelübersetzung und die Vulgata, in denen der weitschichtige Stoff in präciser Kürze und übersichtlicher Klarheit verarbeitet ist und auch heute noch nach Nestle's Compendium dankenswerte Orientierung über die einschlägigen Fragen geboten wird. — Doch auch um die reformierte Kirche seines Schweizer Vaterlandes im Besonderen hat er durch seine kirchengeschichtlichen Forschungen sich verdient gemacht: schon 1839 gab er die Haupturkunde des schweizerischen und deutschen reformierten Kirchentums, die Confessio helvetica posterior mit Ergänzungen und Berichtigungen z. Thl. nach handschriftlichen Originalquellen neu heraus, und in einer Züricher Jubelfestrede am 18. Juli 1866 zur Feier des dreihundertjährigen Bestands dieser Confession hat er sie noch principiell in ihrem bleibenden Werthe dargestellt. Wie hier insbesondere Bullinger's Verdienste hervorgehoben wurden, so hatte er zwei Jahre zuvor, am 27. Mai 1864 zum Gedächtnis des 300jährigen Todestages Calvin's eine treffende Charakteristik des gewaltigen Kirchenmannes und Theologen geboten (Zürich, 1864); zwei weitere Monographieen über J. H. Hottinger (Hilgenfeld's Zeitschrift f. wissenschaftl. Theol. Bd. XI) und J. Jac.

Zimmermann (vita J. J. Zimmermanni celeberrimi quondam theol. Turic. 1841), dazu eine stattliche Reihe wissenschaftlicher Programme bezeugten ebenso, dass »das Land, in welchem er die Stätte seines Wirkens gefunden, ihm mit der Zeit auch zur geistigen Heimat geworden war.« So hat die Stadt Zürich in dankbarer Anerkennung seiner Verdienste ihm 1875 das Bürgerehrenrecht verliehen und an den beiden Jubelfeiern, die den Lebensabend des greisen Gelehrten mit freundlichen Sonnenschein umleuchteten, regen Antheil genommen. Die Frucht seines arbeitsreichen Lebenswerkes aber gehört in dankbarem Gedächtnis der gesamten wissenschaftlichen Theologie.

Kohlschmidt.

Heinzerling, Wilhelm, gestorben 3. Juni 1896 in Darmstadt. Das Grossherzogthum Hessen hat in Oberlandesgerichtsrath H. einen seiner tüchtigsten, praktisch wie wissenschaftlich vielthätigen Juristen verloren. Doch auch die evangelische Landeskirche des Grossherzogthums beklagt in ihm einen für die kirchlichen Aufgaben und Arbeiten warm interessirten Mann, der lange Jahre als Präsident der Landessynode und als Vorsitzender des Gustav-Adolph-Landesvereins willig und unermüdlich seine Kraft in den Dienst der evangelischen Sache gestellt hat. Seinem Beruf als Lehrer der Rechtswissenschaft und Volkswirthschaft an der technischen Hochschule zu Darmstadt und zugleich als Mitglied der juristischen Prüfungscommission seines Heimathstaates ging zur Seite seine ausgedehnte literarische Thätigkeit als Herausgeber des »Archivs für praktische Rechtswissenschaft«. Zugleich bekleidete er das verantwortungsvolle Amt eines Secretärs in der II. hessischen Kammer. So wird in weiten Kreisen sein Verlust schmerzlich empfunden werden. —

Kohlschmidt.

Herzog, Theodor, Dekan, geboren am 24. Februar 1846 in Esslingen, gestorben am 10. April 1896 in Reutlingen. In der Vollkraft der Mannesjahre, aus wirksamer Arbeit für seine Heimathkirche und — wie verlautete — unmittelbar vor der Beförderung in ein höheres leitendes Kirchenamt ist Dekan H. in Reutlingen durch einen raschen Tod abberufen worden. Eine reiche Lebenserfahrung verbunden mit einer umfassenden wissenschaftlichen Geistesausrüstung, dazu ein klarer und ruhiger Charakter bei ausgesprochen positiver theologischer Richtung waren ihm eigen und er wusste seine schönen Gaben mit praktischem Blick und viel Energie für den Dienst seiner Landeskirche fruchtbar zu machen. Das erste kirchliche Amt, das er bekleidete, führte ihn allerdings nach Paris (1869). Doch nur für ein Jahr. Während des Krieges wurde er von dort wie tausend andere Deutsche ausgewiesen. So ward er daheim zunächst Pfarrhelfer in dem Städtchen Ebingen im Schwarzwaldkreis. Fünf Jahre später (1876) wurde ihm die Pfarrei Feuerbach im Neckar-Kreis übertragen, wo ehedem Albert Knapp Vicar gewesen war. 1883 wurde er alsdann als Dekan und Bezirksschulinspector nach Langenburg im Jaxtkreis berufen, um von da nach weiteren 7 Jahren das Decanat der Diöcese Reutlingen zu übernehmen. So war es ihm vergönnt, in den verschiedensten Gegenden seines Vaterlandes Wurzel zu fassen und aus eigner Erfahrung die lokalen Besonderheiten und Bedürfnisse des kirchlichen Gemeindelebens kennen zu lernen. Bei der V. ordentlichen Landessynode 1894, an der er in Folge landesherrlicher Ernennung theilnahm, wurde er durch das Vertrauen der Körperschaft zum Vicepräsidenten bestellt, wie er auch in dem »Königlichen Disciplinargerichtshof für Geistliche« thätiges Mitglied war. So bedeutet sein frühzeitiges Hinscheiden für die ganze Würtemberger Landeskirche, gerade in

ihren gegenwärtigen inneren und antirömischen Lebenskämpfen, einen beklagenswerthen Verlust.

Kohlschmidt.

Preger, Joh. Wilhelm, Dr. theol., geb. am 25. August 1827 zu Schweinfurt, gestorben am 30. Januar 1896 in München. Mehr als gelehrter Theolog, denn als praktischer Kirchenmann hat Oberconsistorialrath P. sich einen hochverdienten Namen erworben, der in wissenschaftlichen Kreisen noch lange nach seinem nun erfolgten Abscheiden mit allen Ehren genannt werden wird. Nach Absolvirung seiner theologischen Studien in Erlangen und Berlin wurde er dreiundzwanzigjährig in das protestantische Predigerseminar zu München berufen, um schon das Jahr darauf (1851) zum Professor der Religion und Geschichte an den Münchener Gymnasien befördert zu werden. In Anerkennung seiner grundgelehrten Leistungen hat ihn nachmals die Münchener Kgl. Akademie der Wissenschaften 1868 zum ausserordentlichen und 1875 zum ordentlichen Mitglied ihrer historischen Klasse ernannt. Im Jahre 1890 endlich wurde ihm Würde und Amt eines Oberconsistorialraths zu Theil. Sein litterarisches Interesse war zunächst der älteren protestantischen Kirchen- und Dogmengeschichte gewidmet. Diesen Studien erwuchs 1857 die »Geschichte der Lehre vom geistlichen Amt auf Grund der Geschichte der Rechtfertigungslehre« und bald darauf die zweibändige Monographie über »Matthias Flacius Illyricus« und seine Zeit, in der er sich als gediegensten Kenner jener durch die verwickeltsten und leidenschaftlichsten Lehrstreitigkeiten so stark getrübten Epigonenzeit der Reformationsperiode auswies, sodass er als der berufene Geschichtsschreiber der lutherischen Dogmenentwickelung gelten durfte. Doch bereits hatte ein anderes entlegeneres Specialgebiet seine Liebe gewonnen, die Mystik des deutschen Mittelalters, deren vielgestaltigen Erscheinungen und Abzweigungen er mit ausgebreiteter Quellenforschung und zartem Nachempfinden nachging. 1867 gab er die Briefe Heinrich Suso's nach einer neu gefundenen Handschrift des 15. Jahrhunderts heraus, denen sich 1873 und 1874 2 grössere Abhandlungen über Dante's »Matelda«, (die Magdeburger Beghine Mechthildis, die in ihrem Cistercienserkloster Helfta bei Eisleben um 1270 die apokalyptisch-mystische Schrift »das fliessende Licht der Gottheit« abfasste, und deren Prophezeihungen Dante in seiner Divina Comedia benutzte) und über die als evangelium aeternum zusammengefassten drei Schriften des spiritualistischen Franziskanerabtes Joachim von Floris (dessen Autorschaft P. mit guten Gründen bestritt) anschlossen. Diesen Einzelvorarbeiten erwuchs sodann 1874—1881 die umfassende »Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter« in 2 Bänden, die zahlreiche neue Bahnen wies und alsbald nach ihrem Erscheinen von der wissenschaftlichen Kritik als ein Standard work begrüsst wurde. Dem Gesammtwerk sind weiterhin noch eine Anzahl Beiträge zur Geschichte der Waldenser im Mittelalter (1875) speciell über den Traktat des David von Augsburg über die Waldesier (1878) und über die Verfassung der französischen Waldesier in der alten Zeit (1890) gefolgt. Daneben beschäftigten ihn die mancherlei kirchenpolitischen und Verfassungskämpfe, in denen Ludwig der Baier mit Papst Johann XXII. so hart zusammengerieth: Der kirchenpolitische Kampf unter Ludwig dem Baier und sein Einfluss auf die öffentliche Meinung in Deutschland (1877 und 1882); Beiträge und Erörterungen zur Geschichte des deutschen Reichs in den Jahren 1330—1334 (1880); die Verträge Ludwigs des

Baiern mit Friedrich dem Schönen (1883); die Politik des Papstes Johann XXII. (1885). Ausserdem verdankt ihm die Reformationsgeschichtsschreibung eine kritische Bearbeitung von Luthers Tischreden aus dem Jahre 1531 und 1532 (1888) und das christliche deutsche Haus, eine Sammlung »deutscher Liederweisen: Stimmen aus dem Heiligthum« (II. Aufl. 1888). So zeigt auch sein litterarisches Erbe die beiden Seiten seiner liebenswürdigen, still bescheidenen Persönlichkeit: ernste scharfsinnige Gelehrsamkeit mit feinsinniger gemüthvoller Nachempfindung in schöner Harmonie vereinigt, Eigenschaften, die ihm seinen Platz im Leben allerdings mehr auf dem Lehrstuhl als in einem leitenden Kirchenamt zuwiesen.

Kohlschmidt.

Rüling, Louis Bernhard, Dr. theol., geb. am 1. August 1822 in Oederan, gest. am 12. November 1896 in Dresden. Dem Diaconus R. in dem sächsischen Städtchen Oederan im Zwickauer Bezirk wurde am 1. August 1822 ein Sohn geboren, Louis Bernhard, der nachmals berufen war, an der Neuordnung des Kirchenwesens im Königreich Sachsen in hervorragender Weise mitzuwirken. Nachdem er die Fürstenschule zu Meissen ehrenvoll absolviert hatte, ging er zum Studium der Theologie nach Leipzig, das in jenen Jahren auch durch eine Reihe kirchlicher und ausserkirchlicher Versammlungen in die religiöse Zeitbewegung tiefe Einblicke bot. So tagten dort 1842 die »Lichtfreunde« in erster constituirender Versammlung, und im gleichen Jahre fand dort der Zusammenschluss der seit 1832 hier und dort in Deutschland entstandenen Ortsvereine der Gustav-Adolph-Stiftung unter der (seither an Leipzig gebundenen) Zentralleitung statt. Das nächste Jahr brachte dortselbst die Begründung streng-lutherischer Pastoralconferenzen für das Königreich Sachsen. Dem Leipziger Bekenntnisstreit von 1844 folgte 1845 unter Ronge die erste Generalversammlung der deutsch-katholischen Bewegung. Gewiss eine Fülle von Eindrücken ablehnender und zustimmender Art ist von alledem auch in dem empfänglichen Geiste des jungen R. haften geblieben. Die Stille einer Hauslehrerstellung bei dem Rechtsanwalt Tischer in Oberlössnitz bei Dresden bot ihm dann noch weitere Gelegenheit zur Vorbereitung für den praktischen kirchlichen Beruf, in den er endlich — sechsundzwanzigjährig — im Sturmjahre 1848 als Archidiaconus in Oschatz eintreten durfte. Seine glänzende Gabe als Kanzelredner brachte ihm nach wenig Jahren (1852) einen Ruf an die Dreikönigskirche in Dresden-Neustadt, wo er das Diaconat, späterhin das Archidiaconat bis 1855 verwaltete. Von hier berief ihn die St. Petri-Gemeinde in Bautzen zu ihrem Pastor primarius, zugleich wurde er mit dem Amt eines geistlichen Beisitzers im Senat für Ehesachen beim königlichen Appellationsgericht in seiner neuen Heimatstadt betraut. 10 Jahre hat er hier gewirkt, bis ihm 1866 das Amt eines II. Hofpredigers und Consistorialraths in Dresden übertragen wurde; 1874 ist er sodann zum ersten Hofprediger und Oberconsistorialrath befördert worden. In dieser Stellung hat er bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand (1888) eine vielseitige Wirksamkeit als Kirchenmann, Prediger und Seelsorger ausgeübt. Schon 1871 hatten ihn die in evangelicis beauftragten Minister als Mitglied der ersten ordentlichen Synode der sächsischen Landeskirche berufen. Er hat ihr weiterhin sowohl bei der ausserordentlichen Tagung im J. 1874 als bei den ordentlichen 1875, 1881 und 1886 in gleicher Eigenschaft angehört. Durch die Anerkennung seines Königs wurde er zum Komthur des Kgl. Sächsischen Civilverdienstor-

dens ernannt und vom Grossherzog von Mecklenburg mit dem Komthurkreuz des Hausordens der wendischen Krone ausgezeichnet. Ueber die grosse Hörergemeinde hinaus, die er durch seine lebensvolle Kanzelberedtsamkeit an sich fesselte, haben zwei Sammlungen im Druck erschienener Predigten: »Grüsse an die Gemeinde« und »das irdische und himmlische Zion«, eine weite Verbreitung gefunden und werden sein Gedächtnis in dankbaren Herzen nachleben lassen.

Kohlschmidt.

Sax, Emanuel, Hans, Dr. jur., wurde am 28. Februar 1857 zu Mikultschitz in Mähren geboren. Nach vorzüglicher Beendigung seiner Studien an der Wiener Universität, an welcher er 1879 den Doctorgrad erwarb, und nach vollendeter Gerichtspraxis, begab er sich an deutsche Universitäten, um auf dem Gebiete der Volkswirtschaftslehre und Statistik seine bisherigen Studien zu erweitern und zu vertiefen. Durch drei Semester war er ein ungemein fleissiges Mitglied des von Prof. Dr. Johannes Conrad in Halle geleiteten staatswissenschaftlichen Seminars, sowie 1880—1 Volontär des unter der Leitung Ernst Engel's stehenden königl. preussischen statistischen Bureau's in Berlin. Im Jahre 1882 veröffentlichte er als Frucht dieser Studien den ersten Teil seines ökonomischen Lebenswerkes: »Die Hausindustrie in Thüringen«, der 1885 in zweiter Auflage erschien; der zweite Teil folgte im Jahre 1884, der dritte und letzte 1888. Das Werk wurde nach Anlage und Methode vorbildlich für eine Reihe von Monographien über die Hausindustrie, namentlich für die vom Vereine für Sozialpolitik im Jahre 1889 herausgegebenen Berichte aus der Hausindustrie vieler anderer Landesteile des Deutschen Reiches. S. hat vielfach mit ungemein glücklichem Griffe aus archivalischen und statistischen Materialien, aus Erschautem und Erfragtem plastische Bilder des Heimindustrielebens zu gestalten gewusst, wahre Cabinetstücke sozialgeschichtlicher und beschreibender Kleinkunst, welchen der tiefere Sinn wissenschaftlicher Erkenntniss nicht fehlt. Am Schlusse seines Werkes zog der thatsachendurstige fahrende Schüler der Nationalökonomie sein Ergebniss über die Aussichten der hausindustriellen Betriebsweise. Sein Urteil lautet vernichtend: »Die Illusionen sind verschwunden, man erkennt in der Heimarbeit eine rückständige Betriebsform, bei welcher, unkontrollirt und unkontrollirbar, die grösste Ausdehnung des Arbeitstages mit Anspannung der ganzen Familie und besonders niedrigen Löhnen Hand in Hand geht. Ungeschminkt muss der gegenwärtige Zustand dargestellt werden, wenn er je einer besseren Zukunft Platz machen soll etc.« (Die Hausindustrie in Thüringen III. Thl. Jena 1888 S. 120.) Dass Fachschulen und Genossenschaften den Misständen der Heimarbeit nur in beschränktem Umfange steuern können, das betont zu haben gehört gleichfalls zu seinen Verdiensten. Der lebhafte Widerstand gegen die Behauptungen S., der von Hausindustriebaronen nach dem Erscheinen seines Buches laut wurde (vgl. S. Hausindustrie in Thüringen, II. Theil, S. VIII), ist verstummt; die späteren Forschungen haben seine Anschauungen über das Wesen der modernen Heimarbeit vollauf bestätigt.

Am 1. Juni 1882 trat S. als Concipist für den statistischen Dienst, in das Bureau der Wiener Handels- und Gewerbekammer ein. Die statistischen Berichte über Industrie und Gewerbe des Erzherzogtums Oesterreich unter der Ems für die Jahre 1880 und 1885, die er in dieser amtlichen Stellung verfasste, tragen die Spur seiner organisatorisch wie kritisch begabten Persön-

lichkeit. Im Jahre 1885 habilitirte sich S. als Privatdocent an der k.k. Hochschule für Bodenkultur, hielt 1887—8 auch Vorträge im technologischen Gewerbemuseum, und wurde 1889 zum ausserord. Professor, sowie zum Mitgliede der Staatsprüfungs-Commission an der Hochschule ernannt. Ein Lungenleiden, das sich S. durch seine Anhänglichkeit an seine tuberkulösen Hausleute zugezogen, zwang ihn, im September 1890 bei der Handelskammer um Versetzung in den zeitlichen Ruhestand zu ersuchen. Er suchte im Süden Heilung. In Meran, wo er an seiner späteren Frau eine hingebungsvolle Pflegerin fand, erwachten von neuem die künstlerischen Regungen seiner Jugend, und ein Band reizender »Mädchenlieder« enthielt die letzten Grüsse an Freunde und Mitstrebende. Am 3. Juli 1896 ist mit S. eine ebenso ernste und wahrheitsliebende wie liebenswürdige Persönlichkeit aus der jüngeren Generation österreichischer Sozialschriftsteller aus dem Leben geschieden.

St. Bauer.

Noë, Heinrich August, berühmter Reiseschriftsteller, wurde am 16. Juli 1835 zu München geboren, erhielt dort, sowie in Augsburg und Aschaffenburg seine Gymnasialbildung und studierte seit 1853 in München und Erlangen Naturwissenschaften und vergleichende Sprachwissenschaft. Nach Beendigung seiner Studien erlangte er 1857 eine Stellung bei der königlichen Hof- und Staatsbibliothek zu München, gab dieselbe aber 1863 eines Augenleidens wegen auf, erwarb sich 1864 in Erlangen die Doktorwürde und begab sich dann auf Reisen, die ihn besonders durch Italien und die Gebiete der slavischen Völker führten. Die Eindrücke, welche N. auf diesen Reisen empfing, suchte er nach seiner Rückkehr nach München schriftstellerisch zu verwerten, und bei dieser Aufgabe bildete er sich bald zu einem der gewandtesten und anziehendsten Reiseschriftsteller aus. Das bezeugen seine Werke »Bayrisches Seebuch« (1865), »Oesterreichisches Seebuch« (1867), »Neue Studien aus den Alpen« (1868), »Der Frühling von Meran« (1868), »Brennerbuch« (1869), »Dalmatien und seine Inselwelt« (1870), »Bilder aus Südtirol und vom Gardasee« (1871), »In den Voralpen« (1871), »Italienisches Seebuch« (1872), »Elsass-Lothringen« (1872), »Erzählungen und Bilder« (1873), »Der Zauberer des Hochgebirges. Erzählung« (1874). Am 1. Novbr. 1875 siedelte N. nach Wien über, um die Redaktion der »Alpenzeitung« zu übernehmen; doch legte er dieselbe bald wieder nieder und weilte in den folgenden Jahren meist in Tirol, Kärnten und Istrien, während des Winters in Italien, bis er sich 1884 in Görz und 1890 in Abbazia niederliess. Hier traf ihn ein schwerer Schicksalsschlag: er verlor seine noch junge, geistvolle Tochter Walburgis, seine getreue Mitarbeiterin, durch den Tod, und seitdem war er ein gebrochener Mann. Dazu gesellte sich sein altes, jetzt in erhöhtem Grade auftretendes Augenleiden, das ihm die gewohnte Arbeit erschwerte. Vergebens suchte er in einer Münchener Heilanstalt Genesung, er wandte sich schliesslich (1895) nach Gries bei Bozen, und im dortigen Spital ist er am 26. August 1896 gestorben. An Reiseschriften veröffentlichte N. noch: »Winter und Sommer in Tirol« (1876), »Deutsches Alpenbuch« (II, 1875—76), »Reisehandbuch für die deutschen Alpen« (II, 1877), »Ein Tagebuch aus Abbazia« (1884), »Sinnbildliches aus der Natur« (1884), »Die Jahreszeiten. Naturbilder« (1888), »Sinnbildliches aus der Alpenwelt« (1890), »Bergfahrten und Raststätten« (1892), »Deutsches Waldbuch. Erinnerungen«

(1894), »Edelweiss und Lorbeer. Neue Bilder aus Tirol« (1895). Speziell als Novellist trat N. in folgenden Werken auf: »Gasteiner Novellen« (1875), »Robinson in den Hohen Tauern« (III, 1875), »Die Reise in den Nasswald« (1886), »Die Pioniere der Unterwelt« (1886), »Am Hofe der Babenberger« (1886) und »Geschichten aus der Unterwelt« (1892).

Persönliche Mitteilungen. — Leipziger Illustrierte Zeitung. Bd. 107 (Jahrg. 1896), Seite 317.

Franz Brümmer.

Rank, Joseph, wurde am 10. Juni 1816 (nicht 1815) zu Friedrichsthal im Böhmerwalde, nahe der bayrischen Grenze, geboren. Sein Vater besass dort einen ansehnlichen Bauernhof und hatte daneben eine grosse Niederlage von Bettfedern, welche aus dem Innern Böhmens bezogen und weit hinaus über die Grenzen Deutschlands vertrieben wurden. Mit dem 11. Jahre kam R. in die Landschule seines Dorfes, erhielt aber nebenher Privatunterricht durch den Ortsgeistlichen und bezog mit 14 Jahren das Gymnasium zu Klattau, nach dessen Absolvierung (1836) er nach Wien ging, wo ein älterer Bruder bereits die Josephsakademie besuchte. In seinem ferneren Fortkommen auf sich selbst angewiesen, hatte er bald das Glück, in dem Hause des Hof- und Gerichtsadvokaten von Planer eine Stellung als Hofmeister zu erhalten, die ihn aller Sorgen um die Mittel für seinen Unterhalt überhob. In diesem Hause empfing R. auch mannigfache Anregung zu schriftstellerischen Arbeiten, und nachdem L. A. Frankl, der Förderer aller jüngeren Talente, ihn freundlich zu Beiträgen für sein »Oesterreichisches Morgenblatt« aufgemuntert, schrieb R. seine Bilder und Erzählungen »Aus dem Böhmerwalde« (gesammelt 1842. Neue Folge 1847. Gesamtausg. III, 1851), die ihn nicht nur in den Dichterkreisen Wiens, sondern auch in seiner Heimat schnell bekannt machten. Inzwischen hatte R. seine philosophischen Studien beendet und sich dann dem Studium der Rechte zugewandt. Hand in Hand damit ging seine schriftstellerische Produktion, bis er schliesslich bei der letzteren verblieb. In dieser Zeit entstanden seine Romane »Vier Brüder aus dem Volke« (II, 1844) und »Waldmeister« (III, 1846) und die Erzählungen »Eine Mutter vom Lande« (1848), »Weissdornblüten« (1848). Das Jahr 1848 machte seinem schriftstellerischen Schaffen für einige Zeit ein Ende und führte ihn auf das Gebiet der Politik, indem er von seiner Böhmerwald-Heimat in das Frankfurter Parlament gewählt wurde, wo er sich der liberalen und grossdeutschen Partei anschloss. In Frankfurt hatte R. auch Uhland kennen gelernt, dessen Einladung nach Tübingen er gern Folge leistete, und in dessen Hause er den bekanntesten Professoren vorgestellt wurde. Während eines längeren Aufenthalts in Stuttgart verkehrte er viel mit den schwäbischen Dichtern. Im Jahre 1851 siedelte er nach Frankfurt a. M. über, wo er sich auch 1852 verheiratete, wandte sich 1854 nach Weimar, 1859 nach Nürnberg und verwirklichte endlich 1861 mit seiner Uebersiedelung nach Wien einen schon längst gehegten Wunsch. Doch war das letzte Jahrzehnt trotz aller Wanderfahrten auf schriftstellerischem Gebiete ein recht ergiebiges gewesen; es erschienen in dieser Zeit aus seiner Feder die Erzählung »Moorgarten« (II, 1851); »Der poetische Pilger durch Deutschland und die Schweiz« (1852); »Geschichten armer Leute« (1853); »Poetisches Reisealbum« (1855); »Schillerhäuser« (1856); »Von Haus zu Haus. Kleine Dorfchronik« (1856); »Aus Dorf und Stadt. Neue Bilder und Erzählungen« (II, 1859); die Erzählungen »Schön-Minnele

(II, 1853), »Florian« (II, 1853), »Sage und Leben« (1854), »Das Hofer-Käthchen« (1854), »Sein Ideal« (1856), die Volksromane »Achtspännig« (II, 1857), »Ein Dorfbrutus« (II, 1860) und endlich eine von R. selbst sorgfältig gesichtete Sammlung seiner »Ausgewählten Werke« (XI, 1859—60). In Wien war R. zunächst längere Zeit ständiger Mitarbeiter der »Oesterreichischen Zeitung«, erhielt dann aber — zunächst provisorisch und 1865 definitiv — die Stelle eines Direktions-Sekretärs des k. k. Hoftheaters, die er bis zum Sommer 1875 unter den Direktionen Salvi, Dingelstedt und Herbeck mit Auszeichnung versah. Nur kurze Zeit verblieb R. im Ruhestande; denn im Frühjahr 1876 gewann ihn schon Heinrich Laube als General-Sekretär des Wiener Stadttheaters, in welcher Stellung R. bis zu Laube's Rücktritt (Ende 1879) verblieb. Ein Nervenleiden, das sich bei R. eingestellt hatte, bewog ihn, sich von allen amtlichen Arbeiten zurückzuziehen und ein milderes Klima aufzusuchen. Er wählte Görz zu seinem Wohnsitze und weilte hier zwei Jahre. Da erhielt er den Ruf als Redacteur der Wiener belletristischen Zeitschrift »Die Heimat«, dem er Folge leistete. Er kehrte nach Wien zurück und widmete in Gemeinschaft mit L. Anzengruber vom 1. April 1882 ab dem genannten Wochenblatte drei Jahre lang seine volle erspriessliche Thätigkeit. Darauf zog er sich gänzlich ins Privatleben nach Hietzing zurück, und hier ist er am 27. März 1896 gestorben. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: »Aus meinen Wandertagen« (1863), »Steinnelken. Bilder aus dem Dorf- und Stadtleben« (1867), »Drei Erzählungen« (1867), »Burgei, oder: Die drei Wünsche« (1866), die Romane »Im Klosterhof« (II, 1875), »Der Seelentänger« (1876), zwei Dorfgeschichten »Das Birkengräflein. Muckerl, der Taubennarr« (1878) und endlich seine »Erinnerungen aus meinem Leben« (1896).

Wurzbachs Lexikon, Bd. 24, S. 336. — Böhmens deutsche Poesie und Kunst von Ed. F. Kastner, Bd. 2, S. 275 und Bd. 6, S. 1183. — Adolf Hinrichsen, Das litterarische Deutschland, S. 1076.

Franz Brümmer.

Hohenlohe, Cardinal. Am 30. October 1896 meldete der Telegraph das Ableben des Cardinals Hohenlohe: sein Name und seine Persönlichkeit rechtfertigen es, wenn wir ihm hier ein Blatt der Erinnerung widmen[1]). Der Prinz Gustav Adolf von H. war am 26. Febr. 1823 zu Rothenburg an der Fulda (Hessen) als vierter Sohn des Fürsten Franz Joseph zu Hohenlohe-Schillingsfürst und der Fürstin Constanze geb. Hohenlohe-Langenburg geboren. Von seinen vier Brüdern ist der Prinz Ernst (geb. 1820) am 3. Mai 1845, der älteste, der Herzog von Ratibor, am 30. Jan. 1893, der jüngste, Prinz Constantin[2]), Oberhofmeister des Kaisers von Oesterreich, am 14. Febr. 1896 gestorben; der zweitgeborene ist der gegenwärtige Reichskanzler. Der künftige Cardinal erhielt seine Gymnasialbildung in Ansbach und Erfurt und studierte dann die Rechte in Bonn. Unter dem Einflusse des edlen Diepenbrock entschloss er sich zur Wahl des geistlichen Standes, für den er sich zunächst durch das Studium der Theologie auf den Universitäten Breslau und München vorbereitete. Hier, in München schloss er jene Verbindung mit seinem Lehrer, dem Professor Döllinger, welche bis an des letztern Tod erhalten blieb. 1846

---

[1]) **Das Werk Hermann Rust's Reichskanzler Fürst Hohenlohe und seine Brüder, Düsseldorf 1897, in welchem das Leben des Cardinals, II. 837—909, behandelt ist, kann nur als vorläufige Materialsammlung einigermassen in Betracht kommen.**

[2]) Vgl. o. S. 176—191. D. H.

begab er sich nach Rom, wo er in die der Ausbildung der künftigen päpstlichen Diplomaten und anderer der höheren Carrière bestimmten Kleriker dienende Accademia ecclesiastica eintrat und sehr bald in die Umgebung des Papstes aufgenommen wurde. Am Hofe Pius' IX. erlebte er die Ereignisse von 1848, welche zur Flucht des Papstes nach Gaëta führten, wohin ihm der junge Prinz nachfolgte. In Gaëta empfing H. im Januar 1849 die Priesterweihe. Der Aufenthalt in diesem Exil war für ihn namentlich deshalb bedeutsam, weil er hier den grossen Philosophen Antonio Rosmini kennen lernte, der bis kurz vorher als ausserordentlicher Gesandter des Königs von Sardinien bei Pius IX. beglaubigt war, dem dann in den Tagen vor seiner Flucht dieser die Ministerpräsidentschaft angeboten hatte und der nun ebenfalls nach Gaëta gekommen war, um dem Papst seine treue Gesinnung zu erweisen. Hier erlebte denn Rosmini den Umschlag in der Stimmung Pius IX., den Uebergang desselben von den constitutionellen Neigungen zur absoluten Regierungsform und dem Wiederanschluss an Oesterreich; diesem Wechsel fiel Rosmini als Opfer, und da Antonelli als Haupturheber der in den Gesinnungen des Papstes eingetretenen Veränderung anzusehen war, mag schon damals der Grund zu der Verstimmung H.'s gegen den immer allmächtiger werdenden Staatssecretär gelegt worden sein. Indessen blieb H. in hoher Gunst bei Pius, woran auch die früh hervortretende Gegnerschaft der Jesuiten nichts änderte, indem Pius IX. selbst diesen zu Anfang seiner Regierung ungünstig und auch später, als er sich ihrer Führung hingab, niemals innerlich günstig gesinnt war. Vom Camerière segreto avancirte der junge deutsche Prinz bald zum Gross-Almosenier des Vaticans und zum Titularbischof von Edessa. In dieser Stellung des Gross-Almoseniers hatte er willkommene Gelegenheit, den äusserst freigebigen Sinn des Papstes zu befriedigen und seiner eigenen Neigung zum Wohlthun und allen Werken der Barmherzigkeit nachzugeben. Diese edle Neigung führte ihn nicht selten über die Grenzen seiner Mittel hinaus und legte den Grund zu manchen Verdriesslichkeiten, welche die späteren Jahre des Cardinals verdüsterten. Als der Cardinal Diepenbrock 1853 starb, wurde über H.'s Wahl zum Fürstbischof von Breslau verhandelt: Diepenbrock selbst hatte sich ihn als Nachfolger gedacht. Indessen zerschlugen sich diese Dinge. Es wird behauptet, dass seit 1864 ernstlich über seine Coadjutorschaft, bezw. Nachfolge im Erzbisthum Köln verhandelt worden sei, was nicht ganz zweifellos ist. Ernstlicher scheint man für ihn an Bamberg gedacht zu haben. Indessen scheiterten diese Aussichten, wie es einige Jahre später auch in Baden nicht gelang, ihm das Erzbisthum von Freiburg nach Herman von Vicari's Tode zuzuwenden. Pius IX. entschädigte seinen Gross-Almosenier, indem er ihm am 22. Juni 1866 die Cardinalswürde übertrug. Bis zum Jahre 1870 verlebte H. im Ganzen ruhige Zeiten. Er stand der Politik ferne und lebte gerne auf der Villa d'Este in Tivoli, welche der letzte Besitzer, der Herzog von Modena, ihm auf Zeitlebens als Villeggiatura hinterlassen hatte [1]). Hier empfing er mit Vorliebe die zahlreichen Gäste, welche das Vaterland dem deutschen Fürstensohne zusandte; hier fand auch Franz Liszt, der seiner Freundin, der Fürstin Caroline von Wittgenstein, seit 1861 nach Rom gefolgt war, ein Asyl. Die Fürstin, Mutter der Gemahlin des Oberhofmeisters Prinzen Constantin Hohenlohe, war die nahe Verwandte des

---

[1]) Nach dem Tode Hohenlohe's ist der Genuss der Villa d'Este an den jetzigen Eigenthümer, den Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Este, zurückgefallen.

Cardinals; die Liebe zur Musik und manchfache Uebereinstimmung des Naturells bildete ein weiteres Band zwischen diesem und dem grossen Künstler [1]). Als Liszt zur Ueberraschung der ganzen Welt sich zum Eintritt in den geistlichen Stand entschlossen hatte, gab ihm H. am 25. April 1865, die niederen Weihen. Mit den Ereignissen von 1870 änderte sich die Situation des Cardinals. Sein Bruder, der Fürst Chlodwig, war inzwischen als Kgl. Bayrischer Ministerpräsident in die kirchenpolitische Action eingetreten. Sein staatsmännischer Blick hatte klar erkannt, welchen Gefahren der Friede zwischen Staat und Kirche durch die von den Jesuiten betriebene, von Pio IX. als eine persönliche Herzensangelegenheit seit langem ins Auge gefasste Declaration der päpstlichen Unfehlbarkeit ausgesetzt sein werde. Aus dieser Erwägung und dem Verkehr des Fürsten mit Döllinger ging die bekannte Circulardepesche vom 9. April 1869 hervor, welche den Zweck hatte, die europäischen Höfe zu einer gemeinsamen Action gegenüber den zu erwartenden Beschlüssen der römischen Curie einzuladen. Es konnte nicht fehlen, dass der Cardinal in diese Bewegung hineingezogen wurde. Seine alten Beziehungen zu Döllinger, seine kaum minder alte Antipathie gegen die jesuitische Partei und deren Absichten drängten ihn trotz seiner grossen persönlichen Verehrung für Pius IX. auf die Seite der Opposition. Es gelang weder seinen noch anderen Bemühungen, die Curie davon zu überzeugen, dass es unangänglich sei, das Concil zu halten, ohne dass die beiden grössten Theologen der damaligen Zeit, Döllinger und Newman zur Theilnahme an den Verhandlungen eingeladen würden. Da Döllinger nicht kam, lud sich Cardinal Hohenlohe dessen Schüler, den Professor Friedrich, als Concilstheologen nach Rom ein, und so ward Hohenlohe's Wohnung an Piazza degli Apostoli, der Palazzo Valentini, eines der Hauptcentren der antiinfallibilistischen Bewegung. Man weiss, dass dieselbe am 18. Juli 1870 unterlegen ist. Noch am selben Tage liess der Cardinal dem hl. Vater seine nachträgliche Zustimmung zu dem Decrete zugehen. Seine Stellung zu der Sache war übrigens niemals eine so ausgesprochene, wie etwa diejenige Hefele's und Haynald's, wie auch später seine Auffassung des Decrets sich wesentlich von derjenigen der Extremen unterschied. Manning, der als der eigentliche Führer der siegreichen Majorität zu betrachten ist, war Hohenlohe seit seiner ersten Ankunft in Rom (nach seinem Uebertritt) ein guter Freund und ist ihm das auch bis zuletzt geblieben. Man kann somit Hohenlohe's theologische Stellung als eine mittlere und vermittelnde bezeichnen. Indessen hatten die Kämpfe dieses Jahres H.'s Verhältniss zum Papst gründlich verdorben. Als am 20. September die Italiener durch Porta Pia eingerückt waren, sah man die deutsche Fahne auf Palazzo Valentini wehen; am 22. September verliess der Cardinal Rom, mit Zustimmung des Papstes, wie der Fürst Chlodwig am 14. Mai 1872 im Reichstage erklärte. Er begab sich auf die Familienbesitzungen in Schillingsfürst, wo er sich mit der Gründung eines Erziehungsinstitutes befasste, das seither segensreich fortwirkt. Sehr bald brachen die Stürme des Culturkampfes aus; noch im Jahre 1872 glaubte der Fürst Bismarck zu einem Modus vivendi mit dem hl. Stuhl gelangen zu können, und aus dieser Absicht erklärt sich, dass er den Cardinal zum Botschafter am Vatican vorschlug. In der denkwürdigen Sitzung des Reichstags vom 16. Mai 1872 gab der Reichskanzler selbst die Erklärung ab, dass er diese Wahl und ihre Annahme als ein Pfand friedlicher und entgegen-

[1]) Vgl. über diese Dinge L. Ramann Franz Liszt. Leipzig 1894. II. 433 f.

kommender Gesinnungen betrachtet haben wolle. Aber das Misstrauen und die Erbitterung war schon zu hoch emporgewachsen; die Centrumspartei befehdete die getroffene Wahl aufs Aeusserste und der hl. Stuhl lehnte H. als Botschafter zu empfangen ab. Das Schreiben des Cardinals Antonelli vom 2. Mai gab als Grund an, Se. Heiligkeit könne einen Cardinal der hl. römischen Kirche, auch wegen der augenblicklichen Umstände des hl. Stuhles, zur Annahme eines so delicaten und wichtigen Amtes nicht autorisiren. Im November 1874 war H. wieder in Berlin, am 26. Januar 1876 kehrte er nach mehr als fünfjähriger Abwesenheit nach Rom zurück, wo inzwischen das Pontificat Pius IX. sich dem Ende entgegenneigte. In dem Conclave, welches auf dessen Tode folgte, übte H. einen nicht unbeträchtlichen Einfluss auf die Wahl eines Papstes aus, welchem man allgemein friedliche und versöhnliche Absichten zuschrieb. Als solcher war Pecci schon lange in Aussicht genommen und es handelte sich nur darum, durch Besiegung des ihm feindlichen jesuitischen Einflusses seine Erwählung zu sichern. Mit Franchi hat sich H. in diesem Sinne wesentlich bemüht, und seiner Einwirkung war es zu verdanken, wenn der neugewählte Papst, der momentanen Eingebung nachgebend, sich schon anschickte, nach alter Uebung sich auf den Balcon der Peterskirche zu begeben, um dem versammelten Volke die Benediction zu ertheilen. Es kam nicht dazu, indem andere Cardinäle sich an Leo herandrängten und ihn bewogen, eine Ceremonie zu unterlassen, welche als ein Unterpfand der Versöhnung mit Italien angesehen worden wäre. Leo XIII. ernannte bald darauf (Juli 1878) H. zum Erzpriester von S. Maria Maggiore, wo letzterer dann seine Amtswohnung, im Palazzo von S. Maria Maggiore dicht hinter der Basilika, bezog; am 12. Mai 1879 ward er zu einem der suburbicarischen Bisthümer, und zwar für Albano, ernannt. Die Friedensverhandlungen zwischen Berlin und Rom, welche seit der Inthronisation Leo's XIII. eingeleitet waren, hatten an H. einen warmen Förderer; gerade dies und seine unverhohlene Befürwortung einer Verständigung mit dem Quirinal verdarben aber seine Stellung, namentlich seit dem Augenblick, wo Leo XIII., nach dem plötzlichen Tode Franchi's, eine Schwenkung in seiner Politik vollzog. H. hat kein Geheimniss daraus gemacht, dass seiner Ueberzeugung nach der Cardinal Franchi als Opfer seiner concilianten Politik gefallen und durch Gift aus dem Wege geräumt wurde; wie er denn auch den tiefen Eindruck bezeugte, welchen dies Ereigniss auf Se. Heiligkeit machte. Er selbst hielt sich in dieser Hinsicht bedroht, namentlich seit den Erfahrungen, welche er gelegentlich des Mordversuches gemacht, dem seine Verwandte, die Fürstin Katharina von Hohenzollern, in Rom ausgesetzt war. Am 21. October 1880 kam H. wieder nach Deutschland, besuchte den Herzog von Ratibor in Randau und seinen erkrankten Bruder Chlodwig in Berlin (13. Nov.) und kehrte am 22. Dez. wieder nach Rom zurück. Wieder hatte man für ihn an ein deutsches Bisthum gedacht. Es waren Bamberg, Breslau und Freiburg nacheinander in Betracht gekommen, und er selbst wäre gern nach der Heimat übergesiedelt, da seine Position am römischen Hofe sich immer weniger erfreulich gestaltet hatte. Die Curie lehnte ihn indessen für jedes deutsche Bisthum, das in Betracht kam, ab; über diese Behandlung erbittert, bot er seinen Rücktritt von dem Bisthum Albano an, welches ihm nicht nur nichts eintrug, sondern ihm namhafte Opfer auferlegte, denen er, bei den schweren Auslagen, welche ihm schon die Villa d'Este verursachte, nicht mehr glaubte nachkommen zu können. H., verstimmt über die Weigerung des Papstes, diesen Verzicht an-

zunehmen, reiste wieder nach Deutschland, wo er am 15. November bei seinem Bruder Ratibor, dann in Gotha bei dem Herzog und anderen Verwandten vorsprach. Eine andere Reise führte ihn 1883, 2. October wieder über die Alpen. Sein Besuch in München, wo er Döllinger und den königl. italienischen Gesandten sah, brachte ihn in einen neuen Conflict mit dem Vatican, und zog ihm starke Angriffe der Centrumspresse zu. In Berlin, wo er am kaiserlichen Hofe sehr ehrenvoll empfangen wurde, sprach man damals von seiner Ernennung zum päpstlichen Nuntius für Preussen — eine Combination, welche nur aus gänzlicher Unkenntniss der Verhältnisse hervorgehen konnte. In jene Zeit fallen auch die längeren Besuche des Cardinals in Oberschlesien, Corvey, Stuttgart und Schillingsfürst; jetzt willigte endlich Leo XIII. in den Verzicht auf Albano, und Hohenlohe trat damit in die Klasse der Cardinalpriester zurück — das erste Beispiel dafür, dass ein Cardinalbischof wieder in den Ordo der Presbyter zurückkehrte. Von da ab gestaltete sich das Leben des Cardinals immer stiller. Sein Verhältniss zum Papst war durchaus getrübt, und ward es noch mehr, als der Cardinal einem von dem Minister des Auswärtigen Baron Blanc gegebenen Diner beiwohnte und bei dieser Gelegenheit mit Crispi auf den guten Ausfall der künftigen Wahlen anstiess. Dies und die Unterstützung, welche der Cardinal dem in Tivoli candidirenden Sohn des Unterrichtsministers angedeihen liess, musste natürlich im Vatican tiefe Verstimmung hervorrufen; der Papst berief H., ad audiendum Verbum zu sich und es scheint zu einer sehr scharfen Auseinandersetzung gekommen zu sein. Der Cardinal verliess Rom, um drei Monate lang in strenger Abgeschiedenheit in dem Bergstädtchen Montefalco zuzubringen. Man sagte, es sei dies Exil eine ihm vom Papst auferlegte Strafe gewesen. Deutschland, wo er im Jahre 1893 sich zuletzt zeigte, hat er seither nicht wiedergesehen. Er verbrachte die letzten Jahre seines Lebens still, abwechselnd in Tivoli und in S. Maria Maggiore sich aufhaltend. Die Sitzungen der Congregationen, deren Mitglied er war, besuchte er gewissenhaft, aber an der allgemeinen Leitung der Geschäfte an der Curie hatte er keinerlei Antheil, auch musste er an manchen kleinen Kränkungen und Zurücksetzungen die ungebrochene Fortdauer der ihm zugewandten Gesinnung erfahren. Seinerseits war er freilich auch nicht von manchen Unklugheiten freizusprechen. Seine offene heitere Natur ertrug nur ungern die Schranken, welche seine amtliche Beziehung zum hl. Stuhl ihm im Verkehr mit denjenigen Kreisen vorschrieb, welche von der Curie officiell ignorirt oder als Feinde behandelt wurden. Auch manches Bonmot, das der Cardinal nicht zu unterdrücken vermochte und das seiner witzigen und munteren Zunge entfloh, machte seinen Weg durch Rom und brachte ihm reichliche Feindschaft zu. Dafür tröstete er sich im Umgang mit Freunden, die ihn aus der Heimat besuchten, die er gerne und oft um sich sah und denen gegenüber er eine Gastfreundschaft im edelsten Sinne ausübte. Wie denn überhaupt die Treue gegen die Freunde zu den besten Eigenschaften dieses Kirchenfürsten zählte, dessen ganze Erscheinung wie ein Stück vergangener Welt in diese Gegenwart hineinragte.

Es ist nicht leicht, eine so vielfach angefochtene, sich wenigen aufschliessende Persönlichkeit wie diejenige des Cardinals H., richtig zu beurteilen. Er war kein Gelehrter, aber er hatte viel gesehen und wusste von den Zeitläuften mehr als die meisten Anderen, welche mit ihm zugleich den Purpur getragen haben. Als Schriftsteller ist er nicht aufgetreten, doch existiren

von ihm handschriftlich einige beachtenswerthe Gutachten, wie über die Erziehung des Klerus und jenes Promemoria, in welchem er sich gegen die Abreise des Papstes von Rom aussprach. Dafür war er Gelehrten und Künstlern in allweg behülflich und unterstützte Jeden, der sich an ihn wandte. Den Armen war er ein wahrer Vater und manches wohlthätige Institut hatte ihn unter seine Wohlthäter zu zählen. Insbesondere gilt das von dem Camposanto Tedesco am Vatican; auch für die Restauration seiner Basilika war er eifrig bemüht. So reich wie seine Gutthaten, war der Undank, mit dem ihm gelohnt wurde. Persönlich bescheidenen und einfachen Wesens, unendlich frei von jedem geistlichen Hochmuth, war und blieb er stets der echte Grandseigneur, welcher genau wusste, was er sich und was Andere seiner Geburt und seiner Stellung schuldig waren. Die Verpflichtungen, welche sein deutscher Fürstentitel und die nahe Verwandschaft des Kaisers ihm auferlegten, hat er Niemanden gegenüber preisgegeben. Die Curie verlor in ihm einen Rathgeber, den sie geflissentlich und nicht immer zu ihrem Vortheil vernachlässigt hat. Zum Bischof war er, sagte man, nicht geeignet; aber er musste sehen, wie viele andere die Mitra erhielten und trugen, die es noch viel weniger waren. Man affichirte die Verachtung seiner Rathschläge; aber wenn die Noth an den Mann kam, nahmen doch manche von denen, welche sich tagtäglich an ihm versündigten, ihre Zuflucht zu ihm. Dass er ein aufrichtiges und inneres Interesse an den Schicksalen und der Zukunft der Kirche nahm, bekundete schon, wie erwähnt, seine überaus warme Verehrung für Antonio Rosmini, in dessen Person und in dessen Ideen er das Beste verkörpert gesehen hatte, was das religiöse Leben Italiens um die Mitte dieses Jahrhunderts aufzuweisen hatte. Und so hat er auch, trotz aller Anfechtungen, sowol dem Namen Rosmini's als dessen Institut seine Liebe und Theilnahme bewahrt.

Die weiche, mehr receptive als impulsive Natur des Cardinals war nicht dazu angethan, aus ihm den Führer einer Partei oder überhaupt eine leitende Persönlichkeit zu machen. Zum tonangebenden Staatsmann war er nicht angelegt, aber er beurteilte die politischen Verhältnisse sehr gut und überaus viel richtiger als viele seiner Standesgenossen. Seit fast sechzig Jahren Beobachter der in Italien sich abspielenden Ereignisse, hatte er die feste Ueberzeugung, dass eine Restauration der weltlichen Herrschaft des Papstes vollkommen ausgeschlossen sei und er forderte daher ganz offen die Verständigung zwischen Quirinal und Vatican. So war dieser Deutsche thatsächlich der einzige offenkundige »Italiener« im Sacro Collegio. Was ihm vor Allem feststand, war, dass Italiens Zukunft ganz durch sein Festhalten an dem Bündnisse mit Deutschland bedingt sei. Die Tripelallianz hatte demgemäss an ihm wie an Galimberti die eifrigsten Fürsprecher, während beide die Zuneigung des Vaticans zu Frankreich und der Demokratie aufs tiefste beklagten. Niemand konnte fester und tiefer als er davon durchdrungen sein, dass der Friede und die Wohlfart Europa's in einem geeinigten starken Deutschland ihre beste Bürgschaft haben. Auf Kaiser Wilhelm II setzte er hohe und glänzende Hoffnungen. Nach Galimberti's frühem Tode war er in Wirklichkeit der einzige Freund, den Deutschland unter den Trägern des Purpurs besass.

Die äussere Erscheinung des Cardinals war stattlich und sehr distinguirt. In seinen jüngern Jahren waren seine Züge überaus weich und milde; auch im Alter wohnte auf seinen Lippen und in seinen Augen ein Zug schalk-

haften Humors, der ihm über manche materielle Sorgen und über die Angriffe seiner Gegner hinweghalf. Seine Gesundheit war im Allgemeinen vortrefflich. Zwei Jahre vor seinem Tode hatte er sich wegen eines Geschwüres an der Brust einer Operation unterziehen müssen. Auch im November 1895 war er vorübergehend krank, dann hatte er sich vortrefflich erholt. Im Sommer 1896 begann er in Tivoli zu kränkeln. Sein Zustand verschlimmerte sich im Oktober, sodass er sich die Sterbsacramente reichen liess. Am 26. Oktober kehrte er nach Rom zurück. Hier wurde er am 30. Oktober früh morgens 7½ Uhr von einer Ohnmacht befallen, welche in einigen Minuten den Tod herbeiführte. Ganz aufgeklärt sind die Umstände seiner letzten Erkrankung nicht, wie es scheint, konnte Niemand ihm in den Wochen, die seinem Ende vorausgingen, nahen. Am 1. November ward er in der Kapelle des Camposanto Tedesco beigesetzt. In gewissen Kreisen vernahm man den Hingang des Cardinals mit sichtbarer Erleichterung. In Italien, wo er sich sehr ausgebreiteter Popularität erfreut hatte, betrauerte man den Tod dieses Freundes der Causa Italiana. Die deutschen Freunde verbargen sich nicht, dass mit diesem »letzten deutschen Cardinal« mehr als seine Person zu Grabe gestiegen war. Sein kleiner »Hof« war der letzte Nachklang jener einst so potenten Existenzen, wie die Farnese und andere der Renaissance-Cardinäle sie führten: aber immerhin ein Nachklang von Zeiten, die auf immer dahin sind, und von deren Herrlichkeit die trauernden Cypressen der nun völlig verödeten und zerfallenden Villa D'Este erzählen.

F. X. KRAUS.

Alphabetisches Namenverzeichniss

zum

Deutschen Nekrolog vom 1. Januar bis 31. December 1896.